Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Kritische Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit

9.1783/1784(1784)

1784

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0001
DFG

IV 775 p Mag
H. L.
23. 15.
Ba 3039 (9.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1025699653/phys_0002
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Neunter und Letzter Band.



Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1784.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0006
DFG

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Auf das Jahr 1783.

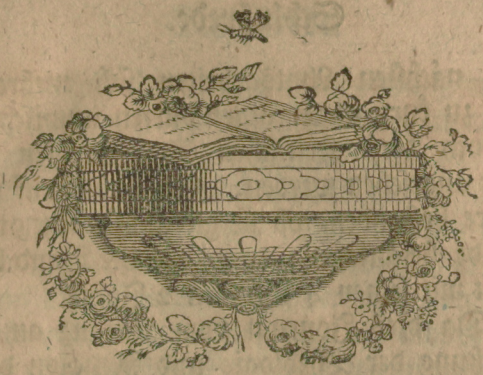


Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1784.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0007
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0008
DFG



Schlußrede.

Was wir vor einem halben Jahre noch nicht meynten, ist doch schon da, nämlich der Beschluß dieses Journals, den wir mit diesem Bande machen. Die eigentlichen Ursachen davon würden sich ohne eine zu weitläuftige, und doch eben so ungeziemende als unfruchtbare, Erörterung nicht angeben lassen. Wenn aber auch gar keine solche da gewesen wäre, die es nicht weiter oder wenigstens in eben dem Verlage nicht weiter fortsetzen lassen wollte, so hätte sich doch der zeitherige Herausgeber nicht länger im Stande gefunden, jährlich einen ganzen Band zu 4 Stücken, zusammen 2 Alphabeth, zu liefern, weil er zu wenig Beyhülfe fand, und nun unter der Hand Gottes

seine nächsten Amtsarbeiten sich mehren. Für zu kurz abgebrochen dürfen inzwischen dennoch diese Kritischen Sammlungen ꝛc. nicht angesehen werden. Sie haben auf 10 Jahre bestanden, ob sie gleich mit dem 9ten Bande beschließen; denn der 6te Band begreift mit seinen 4 Stücken 2 Jahre.

Da dies Journal vom Anfang an in Ansehung der Theologie und Religion den von allem Christenthum abführenden, aber auch eben so willkührlichen, bloß auf Lust und Belieben und auf den Genius Seculi gegründeten, alle Regeln des vernünftigen Denkens zurückstoßenden Neuerungen sich entgegen gesetzt hat, ohne im geringsten nur auf ein altes Herkommen, auf Präscription und Besitzstand zu pochen, so müssen nun längst auch viele von denen, die sich Anfangs und nachher eine Weile hin durch die künstliche Gleißnerey mehrerer seynwollenden Glaubensbesserer hintergehen ließen, vollkommen wahrnehmen und einsehen, daß wir in diesem wichtigen Punkte und der Beurtheilung desselben überhaupt damals Recht hatten und bis jetzt Recht haben. Noch in dem letzten Stück, womit wir beschließen, erscheint Hr. D. Semler ganz klar für den, für den wir ihn von vorn herein erkannten und bekannt machten, ungeachtet aller seiner

ner ganz seltsamen und allem einleuchtenden Augenschein trotzenden Anstellung, womit er öffentlich und im Stillen die Freundschaft und das Wohlwollen vieler unsrer Brüder zu erschleichen sucht, die sich auch zum Theil berücken lassen. Was aber sind denn die vormaligen Semlerischen Genossen und verbündeten Freunde, die endlich seit des abscheulichen Bahrdts Daseyn in Halle (ihm ein solches Beywort zu geben, berechtigen uns jetzt allein schon die schamlosen Briefe über die Bibel im Volkston, die immer ihren Fortgang noch haben) von Hrn. D. Semler selbst für geflissentliche und unaufhaltsame Beförderer des Naturalismus erklärt werden?

Eben so gut aber werden alle diejenigen frommen Theologen nebst ihren Glaubensgenossen durch den Ausgang gerechtfertigt, welche schon vor mehr als 30 und 40 Jahren, ehe der äußerliche Anschein eine so arge Verkehrung des Christenthums, die bereits dem eigentlichsten durch keine Verfolgung erdrungenen Abfall (2 Thess. 2, 3.) so ähnlich sieht, zu befürchten gab, dennoch auf die von da an folgende Zeiten für uns und unsre nächsten Abkommen das ärgere und immer ärgere, in Begründung auf die biblische Weißagung, ansagten und darauf vorzube-

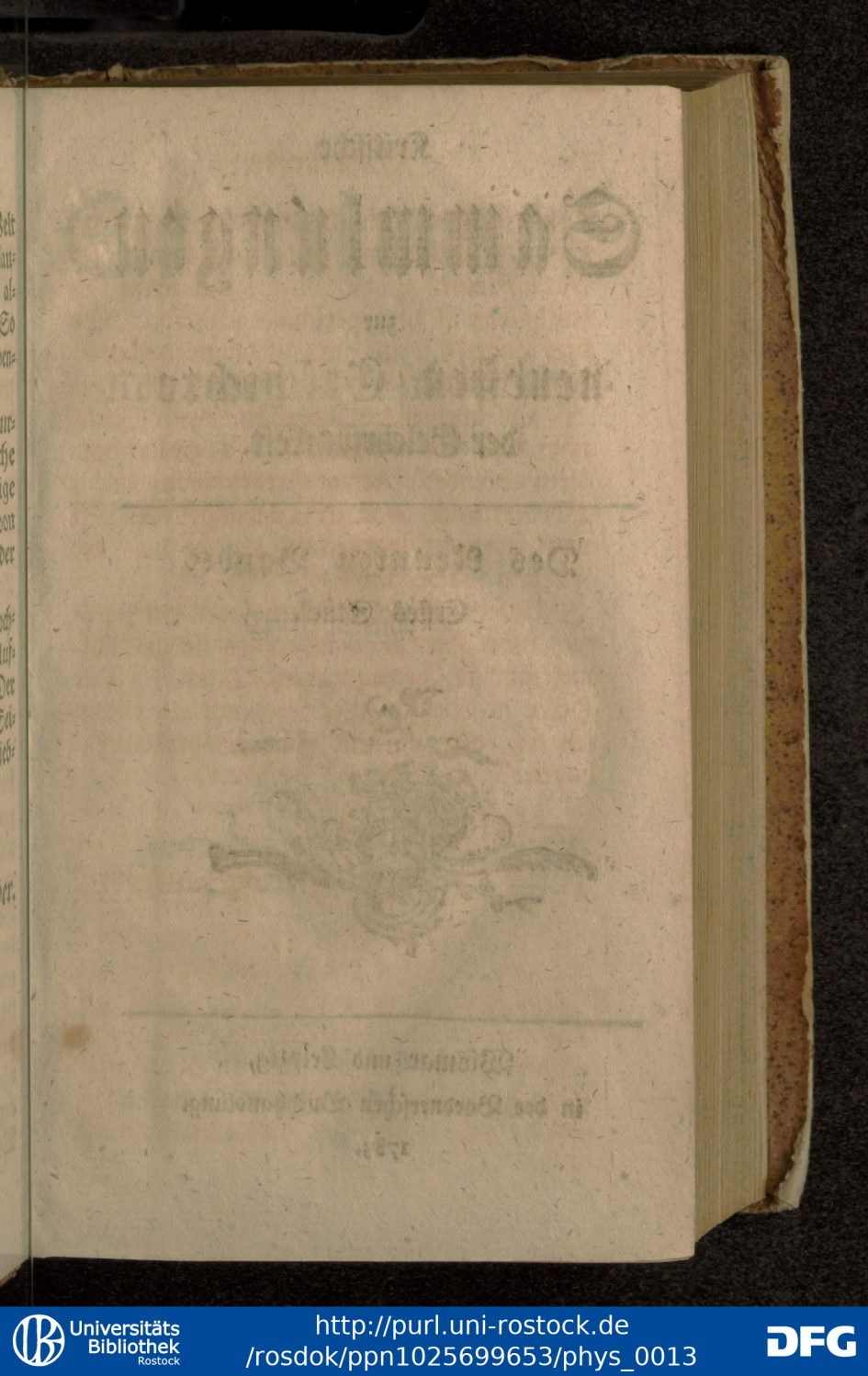
reiten suchten, bis Gott wider aller Welt Erwarten alles umändern, und dem Glauben an seinen Sohn, durch Ihn selbst, allenthalben Raum verschaffen werde. So viel fanden wir gut am Ende noch in Andenken zu bringen.

Ob übrigens an die Stelle dieses Journals bald ein anderes, in der Hauptsache gleichgeltendes, treten werde, wozu einige Vorbereitung, obgleich nicht auch schon von uns, gemacht worden ist, hängt von der Fügung Gottes ab.

Unsern geneigten Lesern sagen wir nochmals für ihre unverändert gebliebne Aufmerksamkeit verbindlichen Dank. Der HErr nehme sich aller derer auf allen Seiten an, die Ihn und seine Wahrheit liebhaben.

— im April 1784.

Der Herausgeber.



Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Des Neunten Bandes

Erstes Stück.



Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1783.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0014
DFG

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Auf das Jahr 1783.

Erstes Stück.

Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1783.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0015
DFG



I.

Neue Apologie der Offenbarung Johannis von D. Gottlob Christian Storr. Tübingen bey J. F. Heerbrandt 1783. (schon herausgekommen an voriger Michaelsmesse) 8. 415 Seiten.

Meynten wir gleich, im letzten Stücke des vorigen Bandes alle neue Streitschriften über die Offenbarung zusammengenommen zu haben, so ist doch schon noch Eine da, und zwar eine Hauptschrift, die wir nicht übergehen dürfen. Auch die dritte Sammlung der Semlerischen Theologischen Briefe, und darinn die Fortsetzung des Streits, ist längst vorhanden, und von Hrn. D. Storr schon Rücksicht darauf genommen. Unsre Leser aber werden verzeihen, daß wir sie, um nicht zu ermüden, übergehen. Es kann damit nichts verloren seyn, und von einem Theil ihres Inhalts hatte Hr. D. Semler schon in der Samml. 2. im Voraus einen Vorschmack gegeben, den wir

auch im Stück 4. vom v. J. zu kosten mitgetheilt haben. Also begnügen wir uns hier an der Storrischen Neuen Apologie, die mit diesem Namen zugleich auf die Hartwigsche Apologie und auf die Semlerischen Anklagen in Beziehung steht. Zum Eingang benutzt der Hr. Verf. sehr artig die Antwort, welche einmal Hr. D. Semler, nach seinem eignen Bericht in einer ernstlichen Unterredung von Ernesti erhielt: „wenn wir es zugeben, daß Apokalypsis kein göttliches Buch ist, so wird man bald über die andern Bücher herfallen. So wenig nämlich auch an sich für die übrigen Bücher in unserm Kanon ein Nachtheil daraus erwachsen könnte, wenn man zugeben müßte, die Offenbarung gehöre nicht in denselben und sey eine unächte Schrift, so hat doch selbst der Gang der Semlerischen seynsollenden Reforme bewiesen, daß Ernesti, der so wenig, als Einer, sich des Inhalts der Offenbarung annahm, ganz richtig hierinn urtheilte. Hr. D. Semler, da er überhaupt das Ansehen der heil. Schrift durch seinen angeblichen Grundsatz von dictis κατ' οἰκονομίαν herabzusetzen anfieng, erklärte zuerst im J. 1766 in seinen Observ. brev. de interpretatione Apocalypseos, die man Wetstenii libellis ad Crisin atque interpretat. N. T. angehängt findet, S. 222 —, die Apokalypse für ein zum Dienst der Judenchristen κατ' οἰκονομίαν geschriebenes Buch, welches nicht für die Christen aller Zeiten bestimmt sey. Schon aber im J. 1769 erschien Oeders nachgelassene von dem Hallischen Theologen so betitelte christlich freye Untersuchung über

über die sogenannte Offenbarung Johannis mit Semlerischen Anmerkungen. Hiemit war sie nun gleich zum unächten Buche gemacht. Im J. 1771 folgte die gleichfalls Oedersche freye Untersuchung über einige Bücher des A. T. von Vogel herausgegeben, und der erste Theil der Semlerischen Abhandlung von freyer Untersuchung des Canon, worinn weit mehr, als nur einige andere Theile der heil. Schrift aufs tiefste herabgewürdigt wurden. Ueberall sahen diese Gelehrten niedrige jüdische Vorstellungen, und bestritten damit unsern bisdaherigen Glauben. Diese Grundsätze also mußte man nirgends gelten lassen, oder man gab zu viel zu. Erneſti mag nun gerade eben so geurtheilt haben oder nicht, so sieht man doch, daß er Grund genug haben konnte, sich so zu erklären, wenn gleich, wie Hr. D. Semler einwendet, die Besorgniß für den ganzen Kanon keinen Beweisgrund abgeben kann. Immer aber müßten wenigstens wir sagen, Erneſti habe der Sache nicht genug gethan, wenn er dem Bestreiter der Offenbarung nichts mehr, als eben das geantwortet hätte. Hr. D. Storr beweiset sich in dieser ganzen Schrift sehr glimpflich, ja, wir möchten sagen, er erwähnt vieler rohen Semlerischen Aeußerungen gar nicht, die man doch beygebracht wünschen möchte, um allen Lesern den Mann und seine Art zu streiten sattsam zu charakterisiren, damit sie wüßten, welcherley Denkungsart es sey, die er diesem Buche und der ganzen heil. Schrift entgegen stellt, und sich denn desto weniger die hochherabsprechende

Zuversicht befremden ließen, womit er uns von den Zeugnissen der ältern Väter im Ganzen über das Buch in Einem hin so viel willkührlich erdichtete Vorstellungen zu machen sucht. Demungeachtet vergiebt dieser gelehrte Neue Apologet der Wahrheit in so fern nichts, und stellt besonders die Zeugnisse für die Aechtheit der Offenbarung überhaupt in ein noch helleres Licht, als kaum ein anderer vor ihm je gethan hat. Man bedenke, wie viel es sage, wenn er vorläufig S. 9 schreibt: „Es scheint mir erweislich zu seyn, daß Eusebius, „dem unsere ältere Theologen hauptsächlich gefolgt „sind, selbst keinen alten Widersacher gegen die „Apokalypsis gekannt hat, ob er sie gleich unter „die zweifelhafte (apokryphische) Bücher zählet. „Vor dem Dionysius von Alexandrien weiß man, „außer den Marcioniten, und Alogern, gar nie„mand anzugeben, der an der Aechtheit der Offen„barung gezweifelt hätte. Sie gehört also „wirklich so gut, wie das Evangelium Johannis, „das von Marcioniten und Alogern nicht weniger „verworfen worden ist, unter die ordentlichen be„stätigten Bücher des N. T. an deren Glaubwür„digkeit in der ältesten Kirche, auf deren Zeugniß „es doch eigentlich ankommt, nie kein Zweifel „gewesen ist. Hat es einmal mit der Aechtheit „des Buchs seine Richtigkeit, so ist sein göttlicher „Ursprung zugleich erwiesen, und, wenn wir jene „Beweise nicht umstoßen können, so sind wir nun „verpflichtet, die Offenbarung als ein göttliches „Buch zu schätzen.“ Wie wird sich Hr. D. Semler, nachdem er durch viele historische Machtworte denen,

denen, die auf seine Zeugnisse bauen, so ganz andere Vorstellungen beygebracht hat, hiegegen betragen? Gleichwohl ist die Geschichte nun einmal diese, und keine andere, wie Hr. D. Storr nachher klar vorlegt. Er kann hier eigentlich höchstens nur einwenden Cajus sey vergessen. Cajus aber taugt hier nichts, wenn er auch das nicht wäre, wozu er in dieser Neuen Apologie gemacht wird, wie wir nachher sehen werden. Dafür aber ist auch von Eusebius noch mehr zu sagen, nämlich, daß er nicht schlechthin die Offenbarung unter die zweifelhaften Bücher stellt, sondern sie eben so unter den allgemein anerkannten aufführt. Gern möchten wir nun den ganzen §. 2. von S. 12 bis 14 herüber schreiben, wenn wir nicht Weitläuftigkeit verhüten müßten. Er giebt eine Einleitung in das Zeugen-Verhör für und wider die Aechtheit des Buchs, mit Verweisung auf Hrn. Hartwigs wirklich sehr schöne Kritik über die seichten Einwendungen des Dionysius gegen den bis auf seine Zeit unstreitig gewesenen Glauben, daß kein andrer Johannes, als der Apostel, Verfasser der Offenbarung sey. Hr. St. will nicht alle Schriftsteller der 4 ersten Jahrhunderte anführen, die für oder wider sie gewesen sind, sondern verweiset desfalls auf Lardner und Schmid. Er läßt nur diejenigen in Betrachtung kommen, die entweder den Gegnern der Offenbarung durch ihr Stillschweigen günstig zu seyn scheinen oder für ihre Aythentie das entscheidendste Gewicht haben. „Vielleicht, fährt der Hr. Verf. S. 13 fort, „hat man eine dritte Gattung erwartet. Ich

„konnte ihr aber darum keine Meldung thun, weil „ich die ältere Gegner der Offenbarung, die ihre „Aechtheit ausdrücklich geleugnet haben, un„ter die Zeugen für dieselbige zähle. Ihr Wider„spruch ist kein Zeugnis gegen die Apokalypsis, „und die Zeugnisse, die er voraussetzt, sind für sie. „— — Es ist ein besonders vortheilhafter Um„stand für die Apokalypsis, daß man durch chilia„stische und montanistische Streitigkeiten frühzeitig „auf die Aechtheit des Buchs aufmerksam ge„macht worden ist, und dem ungeachtet der eine „Theil [ist bey weitem zu wenig gesagt] der Anti„chiliasten und Antimontanisten das Ansehen des „Buchs behauptet, und es lieber allegorisch erklä„ren, als verwerfen will, der andere aber [die „Aloger] bey allem Eifer gegen dasselbe durchaus „keinen Schein von historischen Gründen auf„treiben kann.“ Nun folgt sogleich das Zeugenverhör selbst, und zwar ganz füglich in zurückgehender Ordnung, nämlich §. 3. Hieronymus, der gelehrteste unter den lateinischen Kirchenvätern, welcher die neuern Zweifel für verächtlich erklärt, und sich auf das übereinstimmende Zeugniß der Alten beruft; §. 4. Eusebius. Die sonderbare Geberdung des Eusebius gegen das Buch bemerkt Hr. St. weit besser, als Hr. Hartwig, und tritt ziemlich auf die Seite des sel. Schmid. Denn es wird dem aufmerksamen Beobachter, wenn er nicht schon einen minder richtigen Gesichtspunkt gefaßt hat, ganz klar, daß Eusebius nicht so geneigt war, sich der Offenbarung anzunehmen, als sie zurückzuschieben. Er sagt, man

könne

könne sie, wenn mans recht finde, unter die allgemein anerkannten — und auch, wenn mans recht finde, (nicht unter die einigem Widerspruch ausgesetzten, sondern) unter die νοθα, unächten zählen. Ob die Offenbarung ein allgemein anerkanntes Buch sey, ist eine bloß historische Frage, die auch bloß auf historischen Nachrichten beruhen muß. Besagen nun diese, daß die Offenbarung in ältern Zeiten bis zu dem Zeitalter des Eusebius hin unter den Orthodoxen oder Katholikern allgemein, ohne irgend einen erwähnungswerthen Widerspruch erfahren zu haben, als eine Schrift des Apostels Johannis oder als eine göttliche Schrift erkannt worden sey, so gehört sie unter die allgemein anerkannten Bücher, und so ist es ungereimt, den historisch erwiesenen Satz auf irgend Jemandes Gutfinden, der das historische Gegentheil darthun kann, ankommen zu lassen. Hierüber nun macht der Hr. V. sehr triftige Anmerkungen. Die wichtigste derselben ist diese, daß sich in der ganzen Kirchengeschichte des Eusebius von Widersprüchen gegen die Apokalypsis keine andere Nachricht findet, als diese, daß Cajus und etliche andere (davon hernach) den Cerinthus für Verfasser ausgegeben, und Dionysius von Alex. (ohne den göttlichen Ursprung des Buchs in Abrede stellen zu wollen) einen andern Johannes dafür gehalten habe. Was aber den Grund betrifft, weswegen Eusebius in Vorschlag bringt, die Offenbarung, wenn man sie nicht zu den allgemein anerkannten zählen wolle, unter die νοθα, unächten (also nicht in die

zweyte Classe, unter die ἀντιλεγομενα) zu rechnen, so scheint derselbe uns vielmehr darinn zu liegen, weil eben jene einige dieselbe von Cerinthus herschrieben, nicht darinn, wie Hr. St. meynt, weil Dionysius einen andern Johannes für Verfasser halten wollte, und Eusebius selbst zwischen diesem Johannes und dem Apostel Johannes die Wahl frey giebt. Denn weder Dionysius, noch Eusebius, wenn er selbst diesen andern Johannes Verfasser des Buchs seyn ließ, wollte damit sagen, daß das Buch unächt sey, oder sich von dem Apostel fälschlich benenne, sondern vielmehr, daß der Verfasser seinen Namen richtig angegeben, ohne für den Apostel angesehen seyn zu wollen. Genug, allemal sieht man, Eusebius suchte etwas beyzutragen, das Buch in mindern Werth zu setzen. Gleichwohl dienen alle seine übrigen dasselbe betreffenden Nachrichten demselben zum Vortheil; und des Dionysius andern Johannes, und noch mehr den Cerinth, verwerfen alle ältere Zeugnisse wie der Inhalt des Buchs selbst. Wer den Eusebius, vielleicht ohne z. B. sein Verhalten in Absicht auf den Arianismus zu kennen oder ohne es übel zu deuten, in dieser Sache für völlig aufrichtig hält, muß doch zugleich wahrnehmen, daß er durchaus nicht habe verschweigen wollen, was der Offenbarung nachtheilig seyn konnte, und muß eingestehen, daß der Alterthumskenner Eusebius selbst die Offenbarung für eine ächte göttliche Schrift, des einen oder des andern Johannes, angenommen habe. Wer hingegen zu bemerken glaubt, daß Eusebius selbst geneigt gewesen sey, die Offenbarung

rung für ein unächtes Buch zu halten, muß zugleich einräumen, daß er außer den Nachrichten von Cajus und den einigen (die eigentlich beym Dionysius namenlos erwähnt werden) nichts aufzutreiben gewußt habe, was dem Buche nachtheilig seyn konnte. Damit, daß er frey giebt, es sogar unter die allgemein anerkannten zu zählen, gesteht er ein, daß es fast alle ältere Stimmen für sich habe. Ein mehreres noch ist in diesem §. bey Hrn. D. Storr zu finden. Auch hier schon schiebt derselbe die Schuld des nachherigen Mißtrauens der Griechischen Kirche gegen das Buch auf die skeptischen Raisonnements des Dionysius von Alexandrien, und rechnet von hier an, d. i. aus der zweyten Hälfte des 3ten Jahrhunders an, wenn Eusebius schreibt, daß ἔτι νῦν, noch jetzt, d. i. als Eusebius dieses schrieb, ἐφ' ἑκατερον παρα τοις πολλοις περιελκεται ἡ δοξα, (nach der Storrischen Uebersetzung) die meisten bald dieser bald jener Meynung wären. Und in Wahrheit, ohne einen solchen terminum a quo anzunehmen, könnte man weder den Eusebius mit sich selbst, noch mit den Zeugnissen älterer Lehrer, z. B. des Origenes, vereinigen. Dennoch aber sagen die Worte für die Zeit des Eusebius, nach unserm zuversichtlichen Urtheil, zu viel, und vielleicht hat auch, wie Hr. St. vermuthet, die Unentschlossenheit des Vaters der Kirchengeschichte etwas dazu beygetragen, daß man auf die von ihm selbst vorgelegten historischen Gründe zu wenig Gewicht legte und allgemeiner in der Griechischen Kirche zweifelte, so daß Hieronymus zu seiner Zeit schreiben konnte:

—

— nec Graecorum quidem ecclesiæ Apocalypsin Johannis eadem libertate suscipiunt. Von der lateinischen Kirche ist ohnehin des Eusebius ἐφ' ἑκατερον gar nicht zu verstehen. Nicht im geringsten aus Aengstlichkeit für die Offenbarung braucht man diese Anmerkungen zu machen, sondern zur Aufklärung der sonderbaren Wendungen des Eusebius und zu seiner nothdürftigen Ehrenrettung sollen sie dienen. Im §. 5. folgt nun Dionysius selbst. Als das wichtigste was aus der langen Stelle aus dessen 2ten Buch von den Verheißungen beym Eusebius ganz klar wahrzunehmen ist, setzt der Hr. Verf. S. 49 — dieses: „Also „zu den Zeiten des Dionysius stund die Apoka„lypsis nicht nur überhaupt in großem Ansehen, „sondern es zweifelte auch niemand, an dem histo„rischen Umstand, an dem uns eigentlich gelegen „ist, daß der Apostel Johannes ihr Verfasser seye. „Dionysius sagt ja ausdrücklich, worinn er mit „seinen Zeitgenossen nicht übereinstimmen könne, „und giebt sich eben darum so viele Mühe, seine „entgegenstehende ganz ungewöhnliche Meynung „wahrscheinlich zu machen. — Wie gern würde „er — eine bestimmte historische Nachricht von „dem Verfasser beygebracht haben, wenn nur eine „andere zu haben gewesen wäre, als die, seinen „Schlüssen entgegen laufende, alte Erzählung, „daß der Apostel Verfasser seye.“ — In Anse„hung der Gründe, worauf Dionysius seine Ver„muthung bauet, daß nicht der Apostel, sondern ein anderer Johannes Verfasser der Offenbarung sey, wird auf Hrn. Hartwigs Apologie verwiesen;

und

und die einigen, welche, nach des Dionysius Angeben, vor ihm das Buch ganz verwarfen und den Cerinth für den Urheber davon ausgaben, finden nachher ihre Stelle. §. 6. Origenes. Er, als der größte Gelehrte unter allen Kirchenvätern, der in der ersten Hälfte des 3ten Jahrhunderts lebte, zählte die Offenbarung unter diejenigen Bücher, die einstimmig für ächte göttliche Schriften gehalten wurden, und schrieb dieselbe ohne Bedenken dem Johannes zu, der das Evangelium geschrieben und an der Brust Jesu gelegen habe. Auch läßt sich mit aller Sicherheit sagen, daß er wenigstens keinen ältern bedeutenden Schriftsteller gekannt habe, welcher das Buch für unächt erklärt oder einem andern Verfasser zugeschrieben hätte. Von dem 2ten und 3ten Briefe Johannis merkt er ausdrücklich an, daß sie nicht von allen für ächt erkannt würden, nichts aber dergleichen von der Offenbarung. Hieraus erhellet denn das Elend der Vermuthung, die Hr. D. Semler schon ehedem bey der Oederschen Schrift ꝛc. und nun von Neuem in der Samml. 3. der theol. Briefe vorgebracht hat, daß vielleicht Dionysius deswegen die Offenbarung nicht für des Apostels Johannis Schrift habe halten wollen, weil er wohl gewußt habe, was die Meynung seines Lehrers, Origenes, darüber gewesen sey. Dem fügt Hr. St. noch etwas von Clemens Al. bey. Er will sich auf sein Zeugniß für die Offenbarung aus der Ursache nicht berufen, weil er auch unächte Schriften unter des angeblichen Verfassers Namen anführt, zeigt aber, daß es sehr sonderbar

sey,

sey, ihn als einen abstimmigen Zeugen anzuführen, entweder weil Beveridge die Meynung angab, daß Clemens Al. die apostolischen Canonen gesammlet habe, da wenigstens der Verfasser des 85sten derselben (der jünger, als Eusebius, seyn muß) allerdings die Offenbarung bezweifelt zu haben scheint, oder, weil Clemens den Apostel Johannes nicht unter die Propheten zähle, welche Erscheinung freylich fürs erste nur Hrn. Merkel merkwürdig scheinen konnte, obgleich klar ist, daß der alte Kirchenlehrer eben nur von den Propheten redet, die von ältern Zeiten an bis zu dem öffentlichen Auftritt des Messias geweißagt haben. Weiter folgt §. 7. Cajus, welcher am Ende den jetzigen Bestreitern der Offenbarung Ein und Alles, wenn man nach historischen Gründen fragt, wird seyn müssen. Die Stelle aus dem Dialog des Cajus mit dem Montanisten Proklus, wie sie Eusebius aufbehalten hat, haben wir im St. 4. des vorigen Bandes S. 557 — nach Hrn. Hartwigs Uebersetzung mitgetheilt. Hr. D. Storr ist in Absicht auf die Auslegung derselben ganz andrer Meynung, als Hr. Hartwig, und nimmt ohne Umstände für gewiß an, daß Cajus unsre Offenbarung Johannis gemeynt und eben dieselbe, keine andern Apokalypsen, dem Cerinth zugeschrieben habe, da auch nach der Dionysischen Angabe es einige ältere Lehrer gegeben, die dieser Meynung gewesen wären. Wir gestehen, daß wir vordem nicht anders urtheilten; besonders aber dieses, daß Eusebius selbst (wir halten den Hartwigschen Beweis hierüber von Hrn. D. Storre

nicht

nicht für widerlegt) ingleichen Hieronymus und Photius, den Theodoret nicht einmal zu erwähnen, gewiß den Cajus nicht von unsrer Offenbarung verstanden haben, da wenigstens der erste den Cajischen Dialog selbst vor sich hatte — hält uns bey Hrn. H., ungeachtet wir keinen hinlänglichen Grund sehen, den Cajus für einen sogar vortrefflichen Mann zu halten. Den Contert, aus welchem Eusebius die Stelle herausgerissen hat, mögen wir weder mit Hrn. M. Hartwig, noch mit Hrn. D. Storr errathen; weil, was erst auf solchem Aufrathen beruhen soll, allemal eine zu mißliche Sache seyn wird. Doch meynen wir immer, daß das Cajische Angeben von Cerinth eine weitere Untersuchung verdiene, besonders weil es endlich Cajus ganz allein ist, auf dessen Aussage der nachher gangbare Glaube zu beruhen scheint, daß Cerinth ein 1000jähriges Reich — gelehrt habe, als welches sich auch nicht allzuwohl mit dem, was wir sonst von diesem Ketzer wissen, verträgt; wie Hr. D. Storre bestens anmerkt. Genug aber, auch damit und dabey, daß der Hr. Verf. den Gegnern zugesteht, Cajus habe so nachtheilig, nicht von andern Apokalypsen, sondern eben von unsrer Offenbarung geschrieben, vergiebt er den auf einleuchtenden Gründen beruhenden Rechten des Buchs nicht das geringste. Nothwendig verliert eben dadurch Cajus zugleich allen Credit, weil er diesem Buche einen Inhalt andichtet, der nirgends darinn zu finden ist, noch war. Und wie? Weil Cajus eben mit dem Proklus disputirte, so soll diese Cajische Stelle beweisen,

daß die Montanisten eben diese unsre Apokalypsis zu allererst aufgestellt, und Cerinths Betrug nicht gemerkt haben, übrigens aber dieses Buch in der bisherigen katholischen Kirche von keinem Lehrer für Johannis Arbeit angesehen worden seyn? „Wenn dem so ist, schreibt Hr. St., warum weiß „denn Dionys nur von etlichen vor seiner Zeit, „die einen andern Verfasser angegeben haben? „Oder wenn er von so vielen wußte, warum nennt „er denn (mit Namen nennt er auch nicht Einen) „nur etliche? — Wie kommt es, daß ungefähr „zu des Cajus Zeiten Praxeas, der wahrschein„lich niemalen Montanist, gewiß aber noch vor „dem Ausbruch seiner Ketzerey ein Gegner dieser „Secte [S. Tertull. aduerſ. Praxeam] gewesen ist, „seinen Patripassianismus gegen die katholische „Lehre aus der Offenbarung Johannis (1, 8.) zu „erweisen sucht [Tertull. ebend. Kap. 17.] die doch „in der katholischen Kirche nicht angenommen „worden seyn solle? Warum widerlegt denn „Apollonius [Euseb. B. 5. K. 18.] auch ein „katholischer Schriftsteller — und, nach des Eu„sebius Auszügen zu urtheilen, sehr heftiger Geg„ner der Montanisten, warum widerlegt dieser „nicht Johannis Offenbarung, woraus er viel„mehr selbst Beweise führt, sondern nur die neue „Weißagung des Montanus von Wort zu Wort? „Warum schreibt er die Apokalypsis eben dem „— Johannes zu, von dem er erzählt, daß er „zu Ephesus einen Todten erweckt habe?“ Eben so klar und noch klärer macht es der Hr. Verf. aus Tertullians Buche de pudicitia, daß die Of-

fen-

fenbarung damals bey den Orthodoxen schlechterdings als eine göttliche Schrift gegolten haben müsse. — S. 80. „daß die Apokalypsis am Ende „des zweyten und im Anfang des dritten Jahrhunderts, also eben in dem Zeitalter des Cajus von „der katholischen Kirche als eine ächte Schrift des „Apostels Johannes anerkannt worden ist, bezeugen Apollonius und Tertullian. Woher „weiß nun aber Hr. D. Semler, daß [des] Cajus „katholische Leser bisher keine Apokalypsin gehabt „hätten?“ Ja! Hr. D. Semler meynt wohl gar, das brauche er Niemanden zu sagen. Denn auch vieles andere soll man ihm schon aufs Wort glauben; und oft scheint er der Meynung zu seyn, als ob es außer ihm keinen Gelehrten mehr gebe, der die Väter lesen könne. Ob Cajus aus Kenntniß historischer Nachrichten den Cerinth für den Verfasser unsrer Offenbarung ausgegeben habe, ganz entgegen dem Glauben der damaligen Kirche und den ganz andern Zeugnissen gleichzeitiger und älterer Lehrer, davon wird noch im §. 8. gehandelt. Hr. D. St. nimmt an, daß Cajus vornehmlich es sey, den Dionysius meyne, da er von einigen ältern redet, die das Buch ganz verworfen, von Stück zu Stück widerlegt und dem Cerinth zugeschrieben hätten. So gut daraus erhellen würde, daß Cajus das Buch nicht wegen geglaubter bessern Nachricht davon, sondern nur aus innerlichen Gründen so tief herabgewürdigt habe, so wenig scheint uns doch wahrscheinlich zu seyn, daß Cajus es sey, der es von Stück zu Stück zu widerlegen gesucht habe. Eusebius

sagt davon nichts, der doch, aller Erwartung gemäß, aus eigner Kenntniß des Cajischen Dialogs davon etwas gedacht haben müßte, wenn er so viel Zurüstung wider die Offenbarung darinn gefunden hätte. Wär es nicht sonderbar, zu berichten, Dionysius habe geschrieben, daß einige vor ihm die Offenbarung von Stück zu Stück durchcensurirt hätten, und zu verschweigen, daß eben Cajus einer derselben sey? — Vielmehr, wie wir uns zu urtheilen genöthigt fühlen, scheint Eusebius gar nicht gewußt zu haben, wer jene einige des Dionysius gewesen sind? Wir wünschten wohl, daß Hr. D. St., wenn er auch bey der neuern Meynung, in Absicht auf den Sinn der Stelle des Cajus bleiben wollte, daß nämlich darinn von unsrer Offenbarung Johannis geredet werde, doch nicht soleicht für erwiesen angenommen haben möchte, unter den einigen des Dionysius sey vornehmlich Cajus zu denken. Hingegen erhärtet er sehr gut, daß die Angabe selbst, Cerinth sey Verfasser des Buchs, durchaus nicht bestehen könne, und ganz unreimbar sey, merkt auch noch nachher an, daß Origines, der doch sehr wohl von allen wichtigen Vorgängen seiner und der ältern Zeit unterrichtet war, und selbst einen Besuch zu Rom abgelegt hat, gar nicht daran denke, daß man sich über seine zuversichtliche Behauptung der Aechtheit der Offenbarung, wegen des neuerlich von Cajus erhobenen Widerspruchs, wundern werde. Im §. 9. kommen die Aloger an die Reihe. Hr. D. St. berichtet zwar, S. 94 unter dem Texte, daß er die von uns St. 4. des vorhergehenden

Bandes

Bandes beurtheilte Merkelsche Schrift über die Aloger erst erhalten habe, da der historische Theil seiner Abhandlung bereits ausgearbeitet gewesen, und daß er, um keine Verwirrungen in den Berufungen auf seine untergesetzten Noten zu verursachen, die sich auf die Merkelsche Schrift beziehenden eingeschobenen Noten mit andern Zahlzeichen bemerkt habe. Doch glauben wir nicht, daß er damit zugleich sagen wolle, der oben stehende Text habe aus diesem neuen gegen die Offenbarung feindlich gemeynten Product keine Aenderung erhalten. Wenigstens finden wir im Texte einiger obigen §. §. in Rücksicht auf Hrn. Merkel gleichfalls etwas eingeschoben. Wir werden also vermuthen dürfen, daß Hr. D. St. sein Urtheil über die Aloger einiger Maßen durch die Merkelsche Kritik habe stimmen lassen, jedoch, wie sich versteht, ohne zugleich Merkelsche Schlüsse zum Nachtheil der Offenbarung machen zu wollen. Unser Urtheil, auch über die Merkelsche seynsollende kritische Berichtigung jener Stelle im Text des Epiphanius, bleibt dasselbe, und zwar wegen der zugleich angegebenen Gründe. Hr. D. St. hingegen nimmt mit Hrn. Merkel an, die Aloger wären eigentlich nur gegen die Montanisten in Streit gewesen, und nun setzt er denn, in Uebereilung und Unberathenheit bey diesem Streite hätten sie das Evangelium und die Offenbarung Johannis verworfen und von Cerinthus hergeschrieben; man habe von Seiten der Orthodoxen dies Vergehen, als eine Schwachheit an ihnen getragen. Ihr Vorgeben von Cerinthus, als Verfasser der

Offenbarung verdiene desto weniger die geringste Aufmerksamkeit, weil sie zugleich dem Evangelio Johannis ein so unleugbares Unrecht angethan hätten. Wir lassen unsre Kritik bey diesem §. ruhen, weil wir Weitläuftigkeit vermeiden müssen, ob wir wohl auch aus dem Epiphanius noch etwas übersehenes beybringen könnten; und fügen nur hinzu, daß der Hr. Verf. auch so gar den Cajus völlig unter die Aloger zu rechnen, d. i. von ihm zu vermuthen geneigt ist, daß er sich nicht besser über das Evangelium, als über die Offenbarung Johannis erklärt habe. Dies scheint uns das unwahrscheinlichste, wie überhaupt nicht glaublich zu seyn, daß die katholischen Lehrer im 3ten und 4ten Jahrhundert, bis auf den Epiphanius der doch gewiß den Cajus nicht unter die Aloger gerechnet hat, eine so schreyende Abwürdigung auch des Evangelii Johannis mit so glimpflichem Urtheil angesehen haben sollten. Und was wäre Dionysius Alex. für ein heuchlerischer Mann gewesen, da er es verhalten hätte, das die einigen, die er erwähnt, das Evangelium Johannis gleichfalls für eine Cerinthische Ausgeburt erklärten? Genug, die Stelle des Cajus ist allemal eine ganz singulaire Erscheinung. Kann sie nicht weiter aufgeklärt werden, als bisher geschehen ist, so wünschten wir, daß sie gar in keine andere Untersuchung eingeflochten würde. Der Offenbarung kann sie bey keinem unpartheyischen Kenner nachtheilig seyn; das läßt sich ganz klar zeigen. Welch Wolfsgeheul aber wird nicht noch Hr. Merkel damit aufführen? Ferner treten auf §. 10. von S.

134

134 bis 174 Irenäus und Melito aus dem zweyten Jahrhundert, desto unverwerflichere und entscheidende Zeugen, weil sie Asiater und aus eben der Gegend her sind, wo die Offenbarung zuerst bekannt werden mußte, wenn sie Aufnahme finden sollte, und wo der Apostel Johannes sein Leben beschlossen hat. Nothwendig müssen hier Hrn. D. Semlers sogenannte Untersuchungen durchaus armselig und verächtlich erscheinen. Der Hr. Verf. läßt sich auch ziemlich weitläuftig auf Abfertigung der Einwendungen gegen die Glaubwürdigkeit des Irenäus ein, die man daraus hat nehmen wollen, daß er manche andere Dinge wie historisch berichtet, die doch nicht so, wie er sie angiebt, wahr seyn können. Ueberhaupt aber sind sie in Ansehung der Offenbarung vollkommen schon damit abgewiesen, daß Irenäus ganz augenscheinlich nicht etwa, wie Hr. D. Semler entdeckt haben will, das Buch erst bekannt macht, sondern völlig für bekannt annimmt und angiebt, daß es überall in der damaligen Christenheit, die Gnostiker oder nur die Marcioniten — ausgenommen, als eine unbezweifelte Schrift des Apostels Johannes in Aufnahme sey. Das ist also keine Partikularie, keine Anekdote, die irgend eine Mißhelligkeit haben könnte, dafern kein klarer Gegenbeweis aus andern gleichzeitigen Nachrichten zu führen steht; was auch der Schriftstellrr übrigens für mißliche oder völlig widerlegte Partikularien sonst berichten möchte. Auch von Melito, als einem Zeugen für die Aechtheit der Offenbarung, handelt Hr. D. Storr von S. 165 an

sehr schön und triftig. Weiß man in so fern gleich von ihm nichts, als daß er von der Offenbarung ein Buch geschrieben, so müßte uns Eusebius berichten, daß er dieselbe verworfen habe, wenn wir ihn nicht für einen Zeugen für dieselbe ansehen sollten, um so mehr, da er so unfern von den Zeiten des Johannes Bischof zu Sarden, einer der apokalyptischen Gemeinen, und ein baldiger Nachfolger des Bischofs gewesen ist, an den der abwürdigende Brief Offenb. 3, 1 — 6. im Namen Jesu Christi gerichtet war. Melito ist so gar durch seine Bemühungen um die Reinigkeit des Kanons des A. T. dafür bekannt, daß er keine unächten angeblich göttlichen dulden wollte. Und hülfe er nur bloß so viel beweisen, daß zu seiner so frühen Zeit die Offenbarung zu Sarden und überhaupt in derselben Gegend bekannt gewesen sey, so wäre schon das für ihre Aechtheit von sehr bedeutender Wichtigkeit. Denn sie hätte daselbst nicht bekannt seyn können, ohne für unächt erkannt, verabscheuet und ausgeworfen zu werden, wenn sie unächt wäre. §. 11. Papias, Polykarpus, Ignatius. Der erste, obgleich ein Bekannter von Schülern des Apostels Johannes (oder vielmehr selbst nach der Angabe des Irenäus, ein Schüler des Johannes) hat in seinen Nachrichten von den Reden des HErrn, so weit wir aus den Berichten des Eusebius urtheilen können, die Offenbarung Johannis nicht erwähnt, da er doch einige andere göttliche Schriften des N. T. anführt. Er hat sie also, meynt man, nicht gekannt. Unter Polykarps, Bischofs

von

von Smyrna, Namen ist ein Brief an die Philipper vorhanden, in welchem gleichfalls der Offenbarung nicht gedacht wird. Hr. D. Semler hält zwar diesen Brief für unächt, doch giebt er das Stillschweigen desselben von der Offenbarung für bedeutend an, freylich an einem andern Orte, wo er nämlich das ihm verhaßte Buch bestreitet. Von den 7 gewöhnlich für ächt geltenden Briefen des Ignatius hat man eine weitläuftigere und eine kürzere Ausgabe, und eine besondere Bewandtniß hat es damit gewiß. Weil aber darunter einer an die Gemeinde, ein anderer an den Bischof Polykarp von Smyrna, und ein dritter und vierter nach Ephesus und Philadelphia (also an apokalyptische Gemeinen) gerichtet ist, so finden nun mehrere, die der Offenbarung nicht günstig sind, das darinn bemerkliche Stillschweigen von diesem Buche bedeutungsvoll, wenn sie auch übrigens nicht einmal geneigt wären, irgend einen Brief des Ignatius für ächt anzunehmen. Hr. D. Storr findet es noch leicht genug, diese vom Stillschweigen jener Männer hergenommene Einwendung genügend zu beantworten, da ohnehin gegen die positiven Zeugnisse gültiger Männer das Stillschweigen anderer seynkönnender Zeugen nichts beweisen kann. Die Aechtheit der Briefe des Ignatius, der längern oder der kürzern, vorausgesetzt, merkt er an, daß in dem Briefe desselben an die Römer, gleichfalls des Briefs Pauli an diese Gemeine und des darinn für sie befindlichen Lobs nicht gedacht werde, da ihm doch wohl der Brief Pauli an die Römer bekannt und er-

innerlich genug gewesen seyn müsse. Polykarps Brief von wenigen Blättern, ob er wohl darinn von Auferstehung, Gericht und dem Aufenthalt der Verstorbenen bey Jesu handelt, wovon in der Offenbarung mehrmals die Rede ist, bringt eben so wenig etwas aus dem Evangelium Johannis bey, in welchem dieselbigen Materien nicht seltner und sehr ausgezeichnet vorkommen. Papias in seinen Büchern von Reden des HErrn hatte ohnehin die ausdrücklich angegebene Absicht, nicht sowohl vorhandene Schriften, als mündliche Nachrichten zu benutzen, und konnte daher auch leicht manche verunstaltete Erzählung sich aufheften lassen. Und wie, setzen wir hinzu, konnte er einer der ersten Chiliasten seyn, wenn er seinen Chiliasmus, der auch von den bald nachher folgenden Allegoristen entstellet worden zu seyn scheint, nicht vornehmlich, und, wiefern von 1000 Jahren die Rede war, einzig auf die Offenbarung gegründet hätte? Uns wenigstens, wie wir immer wiederholen, ist keine Spur von dem Glauben eines besondern 1000jährigen Zeitraums, mag man diesen oder einen andern Begriff von einem 1000jährigen Reiche gehabt haben, bekannt, welcher früher (bey Juden oder Christen) da gewesen wäre, als die Offenbarung Johannis. Endlich §. 12. Alte Syrische Uebersetzung. Es ist bekannt, daß man auch besonders darinn ein wichtiges Argument wider die Offenbarung gefunden zu haben meynt, weil dieselbe in der ersten Syrischen Uebersetzung fehlt. Da aber selbst Hr. R. Michaelis der Meynung ist, daß diese Uebersetzung

setzung noch vor Anfang des zweyten Jahrhunderts gemacht sey, so wußte z. B. der sel. Schmid den daraus wider die Offenbarung gezogenen Beweisgrund leicht genug abzulehnen, weil nach den glaubwürdigsten Nachrichten das bestrittene Buch nur wenige Jahre vor Anfang des 2ten Jahrhunderts geschrieben worden ist, und nicht sogleich überall, wo der Glaube an Jesum Christum schon gepflanzt war, hat bekannt werden können. Diese Uebersetzung hat auch die 2 letztern Briefe Johannis, den 2ten Petri und den Brief Judä nicht. Hiemit aber konnte sich Hr. D. St. nicht helfen, weil er, aus einem ganz eigenthümlichen nachher mitzutheilenden Grunde der Offenbarung ein höheres Alter, als den meisten übrigen Büchern des N. T. zuschreibt. Diese sehr zuversichtliche Meynung aber hat zur Folge gehabt, daß er den aus der ersten Syrischen Uebersetzung aufgestellten Gegengrund desto sorgfältiger untersucht hat. Das Resultat ist dieses, man dürfe daraus, daß Moses von Mardin im 16. Jahrhundert aus Mesopotamien 2 Handschriften dieser Uebersetzung, in welchen die Offenbarung fehlte (auch Gutbier gedenkt einer Syrischen Handschrift, die ihm L'Empereur in Leiden geliehen, in welcher die Offenbarung und zugleich einige der katholischen Briefe gefehlt hätten, in seiner Præfat. vor den Notis Crit. in N. T. Syr.) nach Europa zum Abdruck mitgebracht habe, nicht schließen, daß sich die alte Uebersetzung auf dieselbe nicht erstreckt habe. Und diese Abwehrung rechtfertigt er auch genüglich, nicht bloß durch Auseinandersetzung der

Un-

Unstatthaftigkeit einer solchen Art zu schließen, an sich betrachtet, die sich auch leicht einsehen läßt; ja, wir können sagen, er zeige klar genug, daß die Offenbarung in den erstern Zeiten unter den Syrern in unwidersprechlicher Aufnahme gewesen seyn müsse. Wir müßten weitläuftig werden, wenn wir die gelehrte Ausführung dieser Behauptung auszügeln wollten. Wem daran gelegen ist, wird sie gewiß in der Storrischen Apologie selbst nachsehen. Weiter hin in diesem §. recapitulirt der Hr. V. auf gewisse Weise den auf historischen Gründen ruhenden Beweis für die Aechtheit des Buchs, und sucht darzulegen, wie dasselbe von Dionysius an, vermittelst der Eusebischen Kirchengeschichte nach und nach unter den Griechen von seinem Ansehen verloren habe. Nicht ohne guten Grund schreibt er S. 209. „— ich bin „gewiß, daß mancher heutige Gegner der Offen„barung, wenigstens sich selbst, gestehen wird, „Widerwille gegen den Inhalt des Buchs seie sein „Hauptargument gegen die Aechtheit desselben.“ Bis hieher sehen wir die vor uns habende Storrische Apologie der Offenbarung für eine Hauptschrift in dem zeitherigen Streit über die Aechtheit derselben an, und der Hr. V. selbst wird nach seinen eignen Aeußerungen damit zufrieden seyn, wenn wir der zweyten Hälfte seines gelehrten Buchs nur ein weit minderes Lob zu geben wissen. Im §. 13, der überschrieben ist: Paulus; sucht er in allem Ernst selbst den Apostel Paulus zu einem Zeugen für die Offenbarung zu machen, da der aller widerwärtigen Behauptungen

fähige

fähige Bestreiter des Buchs, Hr. D. Semler, neuerlich den Apostel der Heiden zum Zeugen wider dieselbe hat aufstellen wollen. Ueber dies auffallende Gegeneinanderstoßen eines groben Anklägers und eines desto feinern Apologeten empfand Recensent mehrere Stunden lang immer von Neuem viel Anwandlung zum Lachen, ob er gleich wünschte, daß Hr. D. St. den unerwarteten Einfall, einen besondern Beweis für die Aechtheit der Offenbarung aus 1 Cor. 15, 52. zu führen, wenn er diesen Beweis auch für noch so triftig bey sich selbst ansehen wollte, lieber zurück behalten hätte. Wie viele Bogen wird Hr. D. Semler zur Abfertigung desselben vollschreiben, und wie viel Aufhebens darüber machen? Schon damit allein wird er die Neue Apologie heimgewiesen zu haben, seine Leser glauben machen. Und worauf kommt nun dieser Beweis an? Paulus schreibt am angeführten Orte, daß die Auferstehung der Todten und die Verwandlung der sodenn auf der Erde noch lebenden Gläubigen geschehen werde bey oder unter (dem Schall) der letzten Posaune. Hiebey könne man sich, meynt der Hr. Verf., kaum enthalten, an Offenb. 10, 7. 11, 15-18. zu gedenken, weil die letzte Posaune mehrere vorhergehende voraussetze. Die Erwähnung der letzten Posaune sey offenbar Zeitbestimmung. Paulus aber habe hiemit die 7 Posaunen der Offenbarung für bekannt angenommen, also auch auf das Buch selbst, als auf eine göttliche Schrift, zurückgewiesen. Pauli letzte Posaune sey die siebente der Offenbarung, da die Auferstehung und

Be-

Belohnung der Todten Offenb. 11, 8. ausdrücklich in die Zeit der siebenten V. 15. oder letzten 10, 7. Posaune gesetzt werde — Daß dieser Beweis für die Aechtheit (und zugleich für ein höheres Alter und früheres Datum) der Offenbarung nicht für richtig angenommen werden könne, läßt sich nach unserer Meynung schon daraus wahrnehmen, weil das, was von Posaunen oder Trompeten-Schall in Verbindung mit dem Ende der Welt, der großen Erscheinung Christi und der Auferstehung der Todten Matth. 24, 31. 1 Cor. 15, 52. 1 Thess. 4, 16. gesagt wird, man verstehe darunter, was man wolle, etwas seyn muß, das in unsrer Welt vorgehen und sinnlich vorgenommen werden soll (aller Wahrscheinlichkeit nach ähnlich, wie der Schall 2 Mos. 19, 16. 19.), die Posaunen-Ertönungen in der Offenbarung hingegen entweder nur für den Johannes in der Entzückung hörbar waren oder doch nicht in unsrer Welt sinnlich zu vernehmen sind; woraus denn folgt, daß die letzte Posaune 1 Cor. 15, 52. nicht die siebente Posaune Offenb. 11, 15. 10, 7. seyn könne, und überhaupt auf die Posaunen in der Offenbarung keine erweisliche Beziehung habe. Für modern denkende, d. h. nur auf Gerathewohl so hin urtheilende Theologen schreiben wir das nicht. Denn diesen sagen es sogleich ihre nach dem herrschenden Tone gespannte Nerven, daß Paulus die apokalyptischen Posaunen nicht gemeynt habe. Für ganz andre Beurtheiler aber sagen wir auch noch mehr. Hr. D. Storr geht zwar von der Bengelischen Auslegung der Offenbarung sehr weit ab. Doch hat

ihn

ihn ohne Zweifel dieselbe zu diesem Beweis für die Aechtheit der Offenbarung verholfen. Der sel. Bengel merkt zu Offenbarung 11, 15. an, die siebente Posaune oder Trompete hatte den mehrern Theil der von Johanne bis auf uns verflossenen Zeiten, und alle annoch künftige Zeiten in sich. So sehr auch Recensent bey allen unterscheidenden Hauptstücken der Bengelischen Auslegung hält, so hat er doch längst dem letzten Theile dieser Anmerkung nicht beystimmen können. Der Schwur des starken Engels Kap. 10, 6. 7. enthält einen klaren Beweis dagegen: es soll kein Chronos mehr seyn (hingehen), sondern in den Tagen der Stimme des siebenten Engels, wenn er posaunen wird, soll vollendet seyn das Geheimniß Gottes — daß Chronos hier nicht Zeit bedeute, wie Zeit überhaupt der Ewigkeit entgegengesetzt wird, sondern einen engern bestimmten Zeitbegrif, ist aus dem Gegensatz: — sondern in den Tagen ꝛc. bis zur Evidenz klar. Aus beyden Sätzen aber, gegen einander gehalten, ist eben so klar, meynt Recensent, daß die Tage des siebenten Engels oder der siebenten Trompete noch keinen Chronos betragen, und noch weniger alle folgende Zeiten umfassen können. Sonst könnte ja das Geheimniß Gottes immer in den Tagen des siebenten Engels erfüllt werden, und doch weit über einen Chronos hinausgesetzt seyn. Verfließt nun von dem Datum des Schwurs des starken Engels an bis ans Ende der Welt mehr als ein Chronos, so kann durchaus die Trompete des siebenten Engels nicht bis

ans

ans Ende der Welt reichen, und so kann auch nicht, wie der sel. Bengel ebenfalls zu Kap. 11, 15 anmerkt, die letzte Trompete oder Posaune 1 Cor. 15, 52. ein Theil der siebenten apokalyptischen seyn, welche am Ende der Welt gehört werden würde. Daß die sieben Engel-Posaunen in der Offenbarung bey weitem nicht bis ans Ende hinreichen, geschweige in die Ewigkeit selbst, darf auch eben so wenig befremdlich seyn, als daß sie weder mit dem Anfang der Welt, noch mit den Zeiten des Neuen Bundes ihren Anfang genommen haben. Das mehrere, was wir noch zur Aufklärung so vieler ausgezeichneten Engelsgeschäfte, von der Zeit der Unterwerfung des Volks Gottes unter die Heiden an, bis etwas in die Erfüllung des Geheimnisses Gottes hinein, sagen könnten, halten wir lieber zurück, haben aber schon hiemit etwas gesagt. Hr. D. Storr hält es zwar nicht mit den Bengelischen Zeitbestimmungen, auch mit dem Bengelischen Chronos nicht. Dennoch trifft die Einwendung aus Offenb. 10, 6. 7. eben so gut wider ihn. Er schreibt zur Erläuterung dieser Stelle S. 328: „Nun ist „keine Frist mehr (10, 6) die Märtyrer (6, 11.) „dürfen nun nimmer länger warten. In einer untergesetzten Anmerkung nennt er dies, überhaupt mit Recht, eine sehr gewöhnliche Bedeutung des Worts, mit Berufung auf Kap. 2, 21. vergl. 11, 14. und bittet die Beziehung des ἵνα ἀναπαυσονται ETI XPONON (6, 11.) und des XPONOΣ OYK ETI ἔσαι (10, 6.) zu merken. Um so mehr aber, wenn man das alles gelten läßt,

paßt

paßt unsre Einwendung, oder die Währung der Tage des siebenten Engels und seiner Posaune müßte noch kürzer seyn, als das nimmer länger, und wenn diese Tage dennoch auf die Auferstehung und Belohnung der Todten reichen sollten, so müßten sie ganz kurz ja zunächst vor dem Ende der Welt anfangen — welches Hr. D. St. weder behauptet noch behaupten kann. Er erwartet auch mit uns, gläubig an die großen Weißagungen und Verheißungen der Schrift, von dem Zeittermin des Schwurs des starken Engels an, große und am Ende erwünschte herrliche Dinge. Dies aber kann für ihn nichts beweisen, daß Kap. 11, 18. die Zeit der Todten als herbeykommend erwähnt wird. Man darf hiebey nur denken, daß es von den großen in der Zeit des siebenten Engels zu erwartenden Beweisungen des richtenden Zorns Gottes auf der Erde eine gerade Aussicht auf die nachher eben so gewiß künftige allgemeine Vergeltung gebe, die deswegen noch nicht gleichfalls in die Tage des siebenten Engels gehört. Hienach aber beurtheilen wir mit Recht auch vieles von dem, was Hr. D. Storr im folgenden ausgeführt hat, ob wir gleich nur wenig davon hier anführen können, und zwar vor allem den §. 14. Datum der Offenbarung, wovon auch noch der §. 15. und 16. handeln. Hier soll also erhärtet werden, daß die Offenbarung Johannis älter sey, als der erste Brief Pauli an die Korinther, doch nicht um viele Jahre älter, sondern das Datum soll (und müßte denn auch) in die Zeit des langwierigen Aufenthalts Pauli zu Ephesus,

ungefähr in das zweyte Jahr desselben fallen S. 266. Wir glauben, wer sich nicht durch den Beweis aus 1 Kor. 15, 52. sogleich zu sehr einnehmen läßt, auch nicht, wie mehrere Ausleger (doch keineswegs Hr. D. St.) wider allen guten Augenschein geneigt ist, den größten Theil der eigentlichen Weißagung in der Offenbarung auf den Krieg der Römer wider die Juden und die Zerstöhrung Jerusalems zu deuten, welches auch bey Voraussetzung eines so frühen Datums der Offenbarung nur eine fühlbar gewaltthätige Auslegung kann thun wollen — der müsse bey Vergleichung besonders der erstern Kapitel des Buchs mit eben dem ersten Brief an die Korinther und mit der Apostelgeschichte sehr leicht wahrnehmen, daß das von dem Hrn. Verf. behauptete Datum der Offenbarung etwas in sehr hohem Grade unwahrscheinliches sey. Er hat zwar an die Einwendungen, die sich dagegen machen lassen, ganz wohl gedacht, und sucht sie durch Hülfe nicht unsinnreicher Hypothesen abzulehnen. Man denke sich aber nur den Apostel Paulus zu Ephesus Apostg. 19. noch mit Gründung dieser Gemeine beschäftigt, und doch schon, nach Hrn. D. St. Angeben, durch ihn von Ephesus aus die übrigen apokalyptischen Gemeinen zubereitet — und nun, wider alles Erwarten in der Apostelgeschichte, da Paulus noch zu Ephesus ist und bleibt, den Apostel Johannes nicht weit davon auf der Insel Patmos, die Offenbarung erhaltend, darinn im Namen Jesu Christi einen Brief an den Engel der Gemeine zu Ephesus

Offenb.

Offenb. 2, 1 — (nicht an Paulus, der immer noch zu Ephesus war) wie auch an den Engel jeder der 6 andern Gemeinen, die hier nicht erst als nur eben entstanden sich darstellen, schreibend — und sehe denn, wie das alles zusammen passen solle. Einen wichtigen Beweisgrund für ein weit späteres Datum der Offenbarung geben insbesondere die 7 Briefe in derselben, nach unserm Ermessen, klar zu erkennen. So lange Paulus lebte — und gewiß noch weiter hin — waren, besage der Apostg. 20, 17 — und seiner Briefe, bey jeder Gemeine mehrere Aelteste, welche Bischöfe, d. i. Aufseher hießen, die, wie man unschwer sehen kann, vielmehr zusammen Ein Collegium machten, als daß sie Einen besonders über sich, als ihren, wie der Gemeine, Bischof gehabt hätten. In den apokalyptischen Briefen hingegen sieht man diese Kirchenverfassung sehr weit geändert, und jeder Gemeine Einen Bischof vorstehen, von welchem allein in Ansehung der ganzen Gemeine sehr viel gefordert wird. Ganz fein sucht der Hr. Verf. dieser Vorstellung eine andre Wendung zu geben. Selbst aber dies, daß er alle diese Gemeinen als kaum erst errichtet (und wie noch unter Pauli Augen aufwachsend) gedacht wissen will, wird sich, wie wir uns überzeugt halten, mit Offenb. 2. und 3. nie vertragen. Die Glaubwürdigkeit des Irenäus in Absicht auf die Nachrichten von diesem Buche will er nicht wankend machen. Er hilft sich denn aber mit einer andern Auslegung der Irenäischen Hauptstelle, die Zeit betreffend, aus welcher es her sey. Wenn der

Name des Antichrists, schreibt Irenäus, zu jetziger Zeit unverdeckt hätte verkündigt werden sollen, so würde er ja durch denjenigen genannt worden seyn, der die Offenbarung gesehen hat (ἑωρακοτος). Ουδε γαρ προ πολλου χρονου ἑωράθη — denn sie ist nicht schon vorlängst gesehen worden, sondern fast in unserm Zeitalter gegen das Ende der Regierung des Domitian. Dafür übersetzt, freylich nicht ohne Vorgänger zu haben, Herr D. Storr: denn er (der, oben für wahrscheinlich erklärte, Name des Antichrists) ist nicht vorlängst schon — gesehen worden ꝛc. Es ist wohl ganz natürlich, daß Eusebius und andre Alte, wie wir wissen, an diesen Sinn der Worte des Irenäus nicht gedacht haben; und unbeschadet der aufrichtigen Hochachtung gegen Hrn. D. St. oder vielmehr zu ganz unverdächtiger Bezeugung derselben geben wir das Urtheil von uns, daß diese Erklärung nur solcher Ausleger würdig sey, welche in der Offenbarung bis zu Ende des Kap. 19. bloß die Juden und Jerusalem und die Römer wider die Juden, zu sehen vermögen. Hievon ist Hr. D. St. weit entfernt, und sucht nur die vier erstern Siegel dahin zu deuten, weil freylich bey angenommenem so frühem Datum des Buchs wohl etwas davon darinn vorkommen müßte. Uebrigens zergliedert er den Inhalt des Buchs, zum Theil sehr fein, vornehmlich in Rücksicht auf den Hartwigschen erkühnten Satz, daß, wenn nicht die Hauptweißagungen des Buchs alsbald nach dessen Bekanntmachung erfüllt worden wären, man sogleich die Aechtheit desselben auf-

aufgeben müsse. Hr. M. Hartwig müßte sehr viel zu fordern wissen, wenn er sich beklagen wollte, daß ihn auch Hr. D. St. nicht habe ausreden lassen. Er hat von seiner Erklärung schon zu viel öffentlich vorgelegt, als daß man ihm nicht eher mit vollkommnem Grunde widersprechen könnte. Das Eigenthümliche der Storrischen Auslegung soll bey uns keinen Gegeneifer erregen. Wir sind es vielmehr ganz wohl zufrieden, daß auch dadurch bey manchem mehr Aufmerksamkeit auf die Offenbarung, die sich von Jesu Christo benennt, veranlaßt werden kann. Denn ein wichtiger Wunsch ist schon dieser, daß nur der Inhalt des Buchs, wie er da steht, überall bekannt genug seyn möchte. Die Deutung der weißagenden Hauptstücke und ihre Benutzung wird sich zu seiner Zeit schon finden. Sehr gut halten wir z. B. im letzten §. die erste Auferstehung und das Regieren mit Christo auf 1000 Jahr von Mißdeutungen gerettet. Und eben da zeigt der Hr. Verf., wie unverzeihlich es sey, die Offenbarung zu beschuldigen, daß sie zum Aufruhr reize, da sie vielmehr selbst in Ansehung des Antichrists nur bloß Geduld und Glauben dringend empfiehlt, und von allen gewaltthätigen Gegenmitteln wider seine Verfolgungen mit den ernstlichsten Verwarnungen zurückruft. Doch Hr. D. Semler weiß von keiner Schaam in seinen Streitigkeiten, und beleidigt auch die anderweitige historische Wahrheit sehr gröblich. Hier findet man auch den Chiliasmus der Väter genau und kurz beschrieben und daß er nicht etwa fleischliche Wollust und Uep-

pigkeit geachtet habe, deutlich gezeigt. Die Irrung dieser Väter, wie wir für sicher angeben, beruhete eigentlich auf unrichtiger Deutung der großen Verheißungen leiblicher Glückseligkeit bey den Propheten des A. T. auf die Zukunft, wenn die wahre Religion auf der ganzen Erde ausgebreitet und überall herrschend seyn werde. Diese Verheißungen wurden mit Unrecht auf diejenigen Gläubigen gezogen, welche nach Offenb. 20, 4 — schon 1000 Jahre vor der endlichen allgemeinen Auferstehung auferweckt werden sollen, da doch aus mehrern Umständen ganz klar wird, daß dieselben ihre vorläufigen 1000 Jahre nicht auf dieser Erde hinbringen werden. Ueber jene Verheißungen steht manches zu behaupten, welches auch zu Aufklärungen einiger Sagen dienen könnte, die Irenäus aus den Nachrichten des Papias beybringt. S. 323 — lasen wir mit Vergnügen und Christengefühl: „Hoffentlich wird es der Apokalypse nicht „zum Vorwurf gemacht werden, daß sie eine be„trächtliche Bekehrung der Juden eben so wohl, „als ihre traurige Schicksale weißagt. Es ist be„kannt, daß auch zu unserer Zeit, große Ausle„ger dieselbe Hoffnung von Paulus und den Pro„pheten des A. T. bestätigt glauben. Wer diese „Stellen anders zu erklären weiß, wird doch auch „der Offenbarung die Gerechtigkeit widerfahren „lassen, sie vernünftiger auszulegen, wenn ihm „jene Hoffnung fanatisch scheint. Ich sehe übri„gens nicht, warum es bey den Juden Fanaticis„mus seyn sollte, daß sie die große Heidenbekeh„rung in ihren Propheten nicht sehen wollten,

und

„und doch der Christ auch fanatisch heißen muß, „der für die Juden hofft, was sie von den Heiden „nicht erwarten wollten.“ Ist eine Judenbekehrung, wie wir sie hoffen, unglaublich, so war gewiß ehedem die große Bekehrung der Heiden im Voraus noch unglaublicher. Man sollte es doch auch der jetzt so hochgepriesenen, aber wenig üblichen Menschenliebe nicht gemäß genug halten, in der Offenbarung nur die traurigen Schicksale der Juden zu sehen.

2.

Johann Christian Baums, Predigers bey der Evangelisch Lutherischen Gemeine der Stadt und Grafschaft Culemborg in den vereinigten Niederlanden, Versuch über das Nationalreich Christi. Aus dem Holländischen übersetzt von Franz Georg Christoph Rütz, hochteutschem Prediger bey der Evangel. Lutherischen Gemeine im Haag. Von dem Verfasser selbst durchgesehen und mit vielen Zusätzen vermehret. Sunt aliqua codicis utriusque loca, quæ peculiarem rationem regni Christi ad Palæstinam populumque Israeliticum portendere uidentur..... Speranda igitur reducendis olim in Palæstinam Israelitis Christocratia, ut Theocratiæ olim subfuerunt. I. D. Michaelis.

Göttingen, im Verlag bey Victorin. Boßiegel, 1783. 8. Vorbericht zur Uebersetzung vom Verfasser des Versuchs 12 Seiten; Vorbericht (zum Versuch) 72 Seiten; das Lehrgebäude selbst 383 Seiten, und dabey noch ein Anhang, in fortlaufender Zahl, bis 478 Seite; kleinen und engen Drucks.

Wer einmal ungünstig über unser Journal zu urtheilen geneigt ist, könnte meynen, wir suchten eben jetzt mit Fleiß neue Schriften von besonderm Inhalt zusammen, um unsre Neigung zu befriedigen und eine Lieblingswissenschaft zu befördern. Dennoch versichern wir, daß die gegenwärtige eben so ungesucht sich bey uns angefunden habe, wie viele andre vom gemeinsten Inhalt. Im Voraus dachten wir auch nur in unsern sogenannten litterarischen Nachrichten eine kurz beurtheilende Anzeige davon zu geben. Der Hr. Verf. aber wünscht genau prüfende Beurtheilungen derselben aus Teutschland, und hat vornehmlich eben deswegen diese Uebersetzung, nachdem das Original seit 1780 schon zweymal in Holland herausgekommen und in 2 Holländischen Journalen recensirt worden war, veranstaltet. Wir wollen ihm denn zwar sein Glück bey andern teutschen Journalisten nicht gar absprechen. Hr. R. Michaelis wird wenigstens in der Orient. und Exeg. Biblioth. nicht ganz wenig nach seiner Art davon sagen, und andere bekannte und unbekannte Herren

ren werden ihm gelehrte Verbeugungen darüber machen. Das mag ihm nun genügen oder nicht, so meynen wir doch, einen besondern Beruf zu haben, unser Urtheil nach unsrer Art mitzutheilen, sollte es auch wahr seyn, daß die Krit. Samml. zeither, wenn auch über die Holländischen Gränzen, doch nicht nach Culemborg gekommen wären, oder Hrn. B., wie wir leicht glauben, nicht viel Erbauung gewähren können.

In dem längern Vorbericht erzählt der Hr. Verf. erstlich, wie es ihm von jeher beym Studiren der heil. Schrift mit der Vorstellung von Christo, als Könige Israels, gegangen sey. So oft er nämlich die alten Weißagungen vom Messias in der Bibel las, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, der Messias werde als ein eigentlicher König über Israel verheißen — und glaubte in ihm einen König zu erblicken, den die Fürsehung auf den Thron Davids erheben würde, damit er, als der unsterbliche Sohn und Kronerbe Davids, die königliche Würde seines Vaters bis ans Ende der Welt fortsetzen möchte; einen König, der über ganz Palästina, vom Euphrat bis ans mittelländische Meer, herrschen, und die Israeliten unter seiner Regierung zu der beglücktesten Nation unter der Sonne machen sollte. Und wenn er nun endlich diesen lang erwarteten König Israels in der Person Jesu von Nazareth unter den Juden öffentlich zu der Zeit hervortreten sahe, da das Volk Israel bereits die Beute seiner Feinde geworden war, und da es über den Verlust seiner Freyheit unter dem Joche der Römer seufzete —

so konnte er sich nicht überreden, daß Zacharias, der Vater Johannis des Täufers ohne Grund gehoffet habe, der Messias werde sein unterdrücktes Volk aus der Macht seiner Feinde und derer, die dasselbe hasseten, erretten; daß die Emmauntischen Jünger sich als Thoren mit der Hoffnung geschmeichelt hätten, der Messias sollte Israel aus seiner Sklaverey erlösen; und daß die Erwartungen seiner Apostel: er werde noch nach seiner Auferstehung das Reich Israels wieder aufrichten, der Zahl ungereimter Einbildungen müßten beygezählet werden. Allein (wir erzählen mit des Hrn. V. Worten, auch ohne hier zeigen zu wollen, was und wie viel von dem allen richtig sey) so bald er seine Augen von der Bibel wieder abwendete, und seine Blicke auf das Lehrgebäude der Gottesgelehrten richtete, verschwanden alle diese, seiner Meynung nach rechtmäßigen Erwartungen. Man erklärte sie insgesamt für weiter nichts, als für bloße Jüdische Träume, und der große Monarch, der Palästina beherrschen und über Israel König seyn sollte, ward nun durch eine seltsame Metamorphose auf einmal in einen bloßen Stifter einer neuen Religion umgebildet, der — durch die Vorschriften auf eine bloß moralische Weise regieren, diesen Gottesdienst beschützen, und — an jenem Tage danach richten würde. (Wir sagen auch hier nicht, wie hiemit die Vorstellungen wenigstens der ältern Theologen keineswegs genüglich angegeben sind.) Alles mußte nun geistlich gedeutet werden — ein geistliches Israel, ein geist-

geistliches Palästina, ein geistlicher Thron — Diese quälenden Zweifel haben ihn so lange in seiner Ruhe gestöhret, und sich nicht verlieren wollen, bis endlich zu seinem Glücke seine Aufmerksamkeit auf die wenigen Worte fiel, die der berühmte Herr Ritter J. D. Michaelis in seine Dogmatik hat einfließen lassen — Er nennt es ein Beyspiel einer edlen Freymüthigkeit, daß der Hr. Ritter sich nicht scheue zu gestehen, wie er aus einigen Stellen A. und N. Testaments die Hoffnung gefaßt habe, daß die Israeliten dereinst noch in ihr altes Vaterland zurückkommen möchten, um dorten unter einer Christus-Regierung oder Christocratie einen blühenden christlichen Staat zu stiften, gerade so als ehedem ihre Vorfahren in diesem Lande unter der sogenannten Gottes-Regierung oder Theokratie ein mächtiges Königreich gehabt hätten. Eben dieses ist nun die eigentliche Hauptsache dieser nun auch nach Teutschland verpflanzten Schrift, womit Hr. Baum nicht eher hervorgieng, als bis ihn mehrere Gottesgelehrte damit beruhigt hatten, daß nach ihrem Urtheile durch Behauptung dieser Sätze unsre Glaubenslehre keinen Eintrag leide. Wir wundern uns dabey über mehreres, ohne dies mehrere aus einander setzen zu wollen. Hr. R. Michaelis ist bey dem Hrn. V. bis jetzt der herrschende Ausleger der heil. Schrift, und durch dessen neuere Hülfe hat derselbe bey der Teutschen Ausgabe seines Versuchs in untergesetzten Anmerkungen über manche Punkte sich noch anders erklärt, als im Texte geschehen war. Von ihm her

hat

hat denn die Sache nicht nur eine besondere und auffallende Farbe, sondern auch gar manchen Beysatz erhalten, wodurch sie unvermeidlich vielen redlichen Christen unannehmlich, wo nicht anstößig wird. Nebenher kömmt noch Hr. D. Leß dazu, den Hr. B. sehr hoch verehrt, und ihn, wie es scheint, auch wider Holländische Censuren aufs wärmste vertheidigt, ungeachtet derselbe die heil. Schriften des A. T. bis zur äußersten Ungebühr herabwürdigt, und schon dadurch allein Hrn. B. Mißfallen sich zugezogen haben sollte, und neben diesen beyden haben noch viele andere moderne teutsche Theologen ihren Einfluß, auch sogar Hr. D. Döderlein, wer sollte es meynen? vielleicht, weil er dies Holländische Product bekannt machen helfen soll. Danach kann man sich vorstellen, welche außerordentliche Mischung von allerley Meynungen Hr. B. aufstelle. Wie es zugehe, daß der Hr. Verf. nicht nur bis er jene Stelle in der Michaelischen Dogmatik las, keinen menschlichen Tröster in seiner Verlegenheit fand, sondern bis jetzt kaum glaubt, daß es mehr als nur hier und dort einen einzelnen Theologen gebe, der Christum für einen König im eigentlichen hohen Verstande des Worts und das Reich Christi für ein eigentliches wirkliches Reich oder Königreich annehme, können wir am wenigsten ganz leicht absehen. So viel überhaupt. Der ungleich größere Theil des längern Vorberichts zeigt insbesondere den Nutzen, den dieser Begrif von dem Reiche Christi über Israel zur Abfertigung solcher Einwendungen, als die des Leßingischen Fragmentisten

tisten sind, leiste. Wir geben vollkommen zu, daß viele dieser Einwendungen, bey Voraussetzung eines bloß uneigentlichen oder sogenannten geistlichen Reichs Christi, nur sehr ungenügliche Beantwortungen erhalten können, und erhalten haben. Doch können wir dem Hrn. B. nicht nachsprechen, daß alle Widerlegungen der Fragmente, so viel ihrer erschienen sind, deswegen auch überhaupt unzulänglich wären. Ist einmal nur so viel klar und vollkommen erwiesen, daß jene abscheulichen Beschuldigungen wider Jesum und die Apostel grundlos und schlechterdings mit dem Augenschein streitig sind, und daß Jesus für einen Gesandten Gottes wegen seiner Wunder ꝛc. von aller gesunden Vernunft (die nur aber ohne göttliche Hülfe nie hinlänglich gesund seyn wird) bey mäßiger Gelehrigkeit erkannt werden müsse, woraus sich denn das weitere sehr leicht ergiebt, so machen bey eben dieser gesunden Vernunft solche Phänomene keinen Zweifel, sondern fordern nur im Vortrage der Glaubenslehre oder sonst ihre Erörterung. Uebrigens führt die von Hrn. B. aus seiner Vorstellung von dem Reiche Christi gegebene Auflösung solcher Einwendungen nebenher manche unstatthafte, wenn auch nun modische Behauptungen, z. B. die Erklärung des ganzen Kap. 24. Matthäi von dem über die Juden gekommenen Gerichte. Füglicher würde der polemische Gebrauch des prophetischen Satzes von dem Nationalreiche Christi, wenn es denn so heißen soll, als ein Nachtrag haben angefügt werden können. Denn nun erst folgt Das Lehrgebäude der heiligen Schrift

vom

vom Nationalreich des Meßias. Joh. 1, 49. Nathanael spricht zu Jesu: du bist der König von Israel. Unmöglich kann Recensent alles das aufstellen, was der Hr. Verf. in dies Lehrgebäude eingefügt oder noch daneben aufgebauet hat, nämlich eine überaus große Menge unstatthafter, obgleich jetzt sehr belobter Meynungen, sogar das Semlerische Zeug von Jüdischen Vorstellungen nicht ausgenommen, so sonderbar auch Semler und ein Nationalreich Christi gegen einander absticht. Bloß also auf die Hauptsache und auf einige Nebensachen steht sich einzulassen. In vier Hauptstücken finden wir alles, zum Theil bis zur äußersten Ermüdung abgehandelt. Das Erste Hauptstück hat folgende Inhaltsanzeige: „Dem Messias wird in der heiligen Schrift, au„ßer einem geistlichen Reiche auch über andere „Völker, insbesondere der Scepter Judä, der „Thron Davids, das Land Palästina und das „Volk Israel verheißen. Hinfolglich sollte er daneben auch ein anderes besonderes eigentli„ches Reich haben, und auch in einem politi„schen und eigentlichen Sinne König über „Israel seyn.“ Hiegegen merken wir an, daß die heilige Schrift von 2 verschiedenen Reichen Christi in Ansehung des Menschengeschlechts durchaus nichts wisse. Das Reich oder Königreich Christi ist ein eigentliches Reich, und Christus ist ein König in eigentlichem, aber in weit erhabnern (d. i. im geistlichen) Verstande, als je ein bloßer Mensch König ist oder seyn kann. Man definire den Begriff Reich und König im

eigent-

eigentlichen Verstande. Die Definitionen müßten sehr fehlerhaft seyn, wenn sie nicht auf Christum und sein Reich, nach dem, was die Schrift von Christo und seinem Reiche offenbar lehrt, passen sollten. Diejenigen, welche die eigentliche Bedeutung der Worte Reich und König bey Christo nicht anerkennen wollen, denken dabey entweder sehr dunkle und verworrene Begriffe, oder mißdeuten ganz klare biblische Lehrsätze, und verwandeln den Thron Christi unentschuldbar in eine Katheder, daß man sagen könnte: sie wollen nicht, daß dieser über sie herrsche. Christus ist auch ganz genau König des Israelitischen Volks, Davids Nachfolger, auf ewig. Diesem Volk aber werden, mit Absonderung aller ungläubigen Israeliten, alle Gläubige aus andern Völkern einverleibt, Röm. 11, 17 — 4, 16. 17. die denn so gut, als die gebornen Israeliten an diesem Könige und Reiche Antheil haben. Ein König von vorzüglichen Eigenschaften von respectabler Macht und voll Liebe gegen sein Volk ist die größte Wohlthat Gottes. Er beglückt alle seine Unterthanen durch die Geltung, die er bey Gott hat, durch die Weisheit seiner Anordnungen und seiner Regierung, durch seine Macht und Ansehen auch über andere Völker, die sich nach seinem Willen bequemen und zur Glückseligkeit derer, die sein Königreich begreift, beytragen müssen. Durch seine thätige Gegenwart und durch sein Beyspiel belebt er alles. Man denke hier vorerst an David, und erhebe die Gedanken von ihm zu dem Sohne Gottes, der auf ewig König Israels seyn soll,

um

um wahrzunehmen, daß dieser nicht nur eben so wahrhaftig im eigentlichen Sinn des Worts König über das auserwählte Israel, sondern in weit bedeutenderm und erhabnerm eigentlichen Verstande König ist, der seinen Einfluß zur Beglückung aller, die zu seinem Volke gehören, beweiset. Wenn die Schrift verheißet, daß der größere bisher ungläubige Theil der leiblichen Abkommen Israels, oder vielmehr nur die davon nach großen angedroheten Strafgerichten übrig gebliebenen, sich zu dem Messias bekehren, in ihr Land zurückgebracht werden, daselbst, als ein ganz heiliges Volk (Jes. 4, 2 — Zach. 12, 8 — Röm. 11, 26.) sich bis ins unzählige vermehren und allerley Art Glückseligkeit, soweit es diese Erde leiden wird, und vor allen andern Völkern große Vorzüge genießen sollen ꝛc. so wird damit nicht gesagt, daß der Messias sodenn wahrer König nur so weit als Palästina reicht, seyn werde. Diese Vorstellung ist ganz unbiblisch und ungeziemend. Nur ein Mann, wie Hr. Michaelis ist, konnte sie so trocken an Tag geben, weil er die Ungeziemenheit nicht fühlt, auch vielleicht — nicht fühlen kann. Und wer sich vornehmlich durch seine Schriften zum Exegeten hat einweihen lassen, hat eben dadurch an seinem etwa sonst gesunden Gefühl wahrscheinlich etwas gelitten. Nur so viel ist desfalls neben dem eben gesagten richtig, daß es sodenn eine besondere Gegenwarts-Beweisung Jesu Christi, des Sohnes Gottes, als Königs über das ganze Israel im Geist und in der Wahrheit, zu Jerusalem geben wird,

ähn-

ähnlich und mit noch größerer Realität, als womit ehedem der Jehovah (auch eben diese Person, welche die Israeliten aus Aegypten geführt hatte 2 Mos. 3, 2 — 24, 20 —) in Jerusalem sich als gegenwärtig bewies. Die Nationen der Erde weit und breit werden sich sodann nach Jerusalem halten, und von daher Belehrung und Unterricht einholen; Jes. 2, 3. u. a. Der Ausdruck, daß der Messias im politischen Sinne König seyn werde, hat, wenigstens der ihm anhängenden Nebenbegriffe wegen, eben so viel Unschicklichkeit, als daß er König über Palästina seyn solle. Wir wollen nicht einmal sagen, welche unwürdige Hauptvorstellung er gebäre, von welcher doch Hr. B. entfernt genug ist. Oder muß man sagen, daß der Messias in politischem Sinne König sey, um stark genug zu sagen, daß Ers im eigentlichen Verstande sey? Wo aber redet die Schrift, außer dem eigentlichen Königreiche Christi, noch von einem andern Reiche Christi über andere Völker, welches im Unterschied von jenem, ein geistliches Reich heißen soll? Durchaus nirgends. Erst meynte Hr. B. schon im A. T. dies geistliche Reich über andere (besser wollten wir denn sagen, über alle) Völker angezeigt zu finden, und so erklärt der Text seines Buchs viele alttestamentliche Stellen zum Theil von diesem sogenannten geistlichen Reiche. Bey Herausgabe der Uebersetzung aber hat er, durch Hrn. Michaelis noch weiter belehrt, sich anders besonnen, findet nun dies geistliche Reich nur in den neutestamentischen Schriften, und legt diese andere Meynung in mehrern untergesetzten No-

ten vor. Eine solche Berichtigung des Texts in untergesetzten Noten eben desselben Verfassers kann manchem Leser Ueberdruß machen, wie uns, bey andern aber Mißverstand anrichten. Die Absicht, die der Hr. V. dabey hatte, solchen Gelehrten zu statten zu kommen, welche lieber das geistl. Reich auch im A. T. finden, wäre schicklicher in den Noten Genüge geschehen. Denn der Text sollte billig die jetzige Meynung des Hrn. V. vortragen. Doch wie findet derselbe in den Büchern des N. T. zwey so weit verschiedene Reiche Christi erwähnt? Er findet, daß nur ein Theil der Stellen, die von dem Reiche Christi reden, mit seinem aufgefaßten Begriffe von einem Nationalreiche zusammen stimmen, andere hingegen durchaus nicht. Aus diesen andern Stellen formirt er denn ein von dem Nationalreiche verschieden seyn sollendes geistliches, d. h. (nach der in der heil. Schrift nirgends anzutreffenden Bedeutung des Worts geistlich) uneigentliches Reich. Wo aber wird im geringsten in den Büchern des N. T. erwähnt, daß Christus ein zwiefacher König über Menschen seyn solle? hat die Vermuthung irgend eine logische Wahrscheinlichkeit? und ist es glaublich, daß die feyerlichen Ausdrücke das Reich Gottes, das Reich der Himmel ꝛc. einmal dieses und ein andermal ein anderes Reich Christi bezeichnen? Die Schuld liegt bloß daran, daß Hr. B. den Begriff von diesem Reiche nicht richtig gefaßt hat, wie vor ihm nicht besser Hr. R. Michaelis. Er würde sonst auch den Ausdruck Nationalreich gar nicht gewählt haben, obgleich etwas wahres

darinn

darinn liegt. Freylich konnte er mit Recht wider die gewöhnliche Lehrmeynung, daß das Reich Christi kein eigentliches Reich und Christus kein eigentlicher König sey, schreiben. Dann hätte er aber auch wissen sollen (daß ers nicht wußte, kömmt offenbar von seiner Anhänglichkeit bloß an die Schriften zeither ungo belobter Theologen her) daß nicht Er und Hr. R. Michaelis allein die neuern Ausleger sind, welche ein eigentliches Reich Christi glauben. So ausführlich fand Recensent gut, sich hier zu erklären, sowohl um, wo möglich, nicht mißverstanden zu werden, als auch um die Uebersicht der ganzen Baumschen Schrift zu erleichtern. Zur Behauptung jener Sätze nun legt der Hr. Verf. mehrere Schriftstellen mit weitläuftigen Erklärungen vor, welche allemal weit kürzer seyn würden, wenn sie nicht nach modern philologisch kleinklügelnder Weise einher wandelten. Die erste ist 1 Mos. 49, 10. Von selbst versteht sich, daß die Hebr. Accente bey einem Michaelischen Schüler nicht gelten. Nun soll עד כי aus einander gesondert seyn, das erstre ewig, das andre denn heißen, so wenig auch irgend eine Stelle aufzuweisen steht, wo nicht diese beyden Worte zusammen gehörten, in der Bedeutung bis daß, und so wenig mit Ueberlegung vermuthet werden kann, daß die Masorethen, wenn sie so jung sind, ohne genöthigt zu seyn, ihrem eignen so notorischen Interesse entgegen punktirt haben würden. Doch Hr. B. meynt, nach den Masorethischen Unterscheidezeichen sey ja der Sinn unstatthaft dieser, daß der Commandostab bey der An-

kunft des Messias von Juda wegkommen werde. Wäre das so, wie hättens die Masorethen nicht gleichfalls wahrnehmen müssen? Das aber war ohnehin klar, daß von dem Zeitpunkt an das Scepter erst vollkommen bey Juda seyn werde, und die letzten Worte dieses Verses sagens deutlich. Hingegen konnte wegen der vorhergehenden Zeit ein Zweifel seyn, wenn er nicht ausdrücklich ausgeschlossen würde. Gerade eben die Bewandniß hats mit ἀχρι Röm. 5, 13. und mit ἑως Matth. 28, 20. Doch עד, obs Hr. B. gleich durch ewig übersetzt, heißt doch bey ihm, wie nachher andere gleichgeltende Worte, nur bis ans Ende der Tage — der Welt. Das wollen wir sehen! Und unter den עמים will Hr. B. mit dem Museo Hagano gar nur die Stämme Israels verstehen, oder lieber gleich so übersetzen. Hiezu nun kann desto weniger Grund in dem hier schlechterdings nur angeblichen poetischen Parallelismus liegen, weil schon die den 3 Erzvätern gegebenen Verheißungen alle Völkerschaften der Erde mit umfassen. In eine zweyte Classe von Beweisstellen setzt der Hr. V. diejenigen Weißagungen, welche dem David oder seiner Familie ein ewiges Königreich verheißen; und so stellt er auf den Ps. 110. Ps. 72. Ps. 45. Ps. 2. u. s. w., alles mit modernen Deutungen durchwebt, wovon wir einige Beyspiele geben. Mit Ps. 110. vergleicht er 2 Sam. 7, 16. und damit wieder Ps. 89, 30. 37. 38. Hienach soll die Ewigkeit dieses Königreichs auf die Zeit der gegenwärtigen Welt eingeschränkt seyn. Wir müßten hier philologische Subtilitäten beybringen,

bringen, wenn wir uns auf genaue Erklärung des Ps. 89. einlassen wollten. Eine Vergleichung eines wirklich ewigen Reichs aber mit der bey allen großen Veränderungen in der Menschenwelt auf einerley Art fortbleibenden Sonne und dem in seinem Laufe ungestörten Mond, läßt sich unschwehr denken, ohne jener Ewigkeit Eintrag zu thun, wenn gleich bekanntlich diese Weltkörper nicht gleichfalls ewig bestehen sollen. Der Hr. Verf. führt nachher auch selbst Luc. 1, 33. an, schlüpft aber über den Ausdruck hinweg: — und seines Königreichs wird kein Ende seyn. Ist es möglich, daß die wahre und eigentliche Ewigkeit mit unwidersprechlicher Deutlichkeit, und sicher vor den Einwendungen unsrer Philologen, auszudrücken steht, so ist es die unwidersprechlichste Bezeichnung derselben, wenn verneint wird, daß die Sache ein Ende haben werde, von welcher die Rede ist. Und hier ist doch offenbar, wenn irgend wo, von dem von Hrn. B. sogenannten Nationalreiche Christi die Rede. Vergeblich aber sondert er Ein Reich Christi von dem andern. Eben dasselbe Reich ists, welches Petrus im 2 Br. 1, 11, das ewige Königreich unsers Herrn und Erretters Jesu Christi nennt, in welches die damaligen Gläubigen einen Eingang nachher finden sollten; und die so oft in den Reden Jesu vorkommende Redensart in das Reich Gottes oder der Himmel eingehen, ist nie von dieser Weltzeit unter der Sonne, sondern von der Zukunft für jeden einzelnen beharrlichen Gläubigen, und immer von eben dem Reiche Christi, daran wir erst künftig vollkommnen

kommnen Antheil bekommen sollen, zu verstehen. Hier irret also Hr. B. und Hr. Michaelis sehr weit, wenn sie dem eigentlichen Königreiche, oder, wie sie reden, dem Nationalreiche Christi, ein Ende zuschreiben. Wie hat Gabriel reden sollen, um vor ihren Mißdeutungen sicher zu seyn, wenn er so viel nicht dadurch erreicht hat, daß er dies Reich als endlos ewig beschrieb? Beym Ps. 72, 8. wird jeder unverdorbne Ausleger einen Gegenbeweis wider das Vorgeben von einem bloß Palästinischen eigentlichen Reiche Christi zu finden meynen. Hr. Michaelis aber hat seine Verehrer hier und anderswo anstatt der Enden der Erde die Landes-Enden und zwar denn hier vom Euphrat an, d. h. von hinten her denken gelehrt, da sonst erweislich allemal das verheißene Land nicht vom Euphrat an, sondern bis an den Euphrat, nämlich von Aegypten an, gerechnet wird. Auch im Ps. 2, 8. ist Hr. B. geneigt, nur diese Landes-Enden, und unter den Gojim, da das Wort doch ohne allen Beysatz da stehet, nur die verschiedenen Stämme Israels zu verstehen; und nach dieser Analogie den ganzen Psalm. Aehnlich werden die Stellen im Daniel Kap. 2, 34. 44. 7, 14. 27. behandelt. Dan. 7, 14. verstund der Hr. Verf. erstlich von dem geistlichen Reiche, und auch dabey wollte er unter dem Ausdruck alle Völker — nur sehr viele Völker, wie nach seiner Meynung eben so Ps. 72, 11. verstehen, weil ihn Hr. Michaelis so philologisiren gelehrt hatte. Eben bey dieser Philologie scheint er nun desto mehr zu bleiben, da er überall im A. T. das Nationalreich

zu

zu sehen meynt. Er hätte nur eigentliches Reich, wahrhaftiges Herrschen und Regieren denken dürfen, so wäre den Worten Gnüge geschehen. Aber über alle Völker und Nationen — dünkte ihm, wie Hrn. R. Michaelis zu viel. Und auch hier sollen die Redensarten, nicht vergehen und kein Ende haben so viel heißen, als bleiben bis ans Ende der Tage. Es scheint denn doch vielen heutigen Theologen gar zu schwer zu seyn, daß man daß eigentliche Reich Christi als auch bis jenseits des Endes der Tage, in Ewigkeit fortwährend glaube, ungeachtet allen denen, die hier mit Christo leiden, verheißen ist, daß sie mit ihm auch herrschen sollen. Dieses Herrschen, welches schwerlich unter der Sonne vor dem Ende der Tage zu Stande kommen wird, wird denn freylich eben so modern zerwässert. Ferner folgt Zach. 9, 9. 10. wobey wir auch S. 58 — die moderne Meynung hingestellt finden, daß der (bey den Propheten mehrmals) verheißne allgemeine Friede ein Gemälde, ein Zug aus der erdichteten alten güldenen Zeit, nicht buchstäblich zu nehmen sey, sondern nur geschildert werde, um mit dichterischem Schmuck und in der Sprache der Poeten den einfachen ungeschminkten Gedanken vorzutragen, daß die Zeit des Messias eine erwünschte und glückliche Zeit, gleichsam eine güldene Zeit seyn werde. Lieber wollen wir uns doch durch tausend Künsteleyen der Allegoristen ermüden lassen, als an einer solchen Entehrung göttlicher Weißagungen Theil nehmen. Was wußten auch die alten Propheten Gottes von den Träumen der griechischen Poeten?

Und soll denn von der Güte und Liebe Gottes, wie sie sich durch seinen Sohn beweiset und noch mehr beweisen wird, durchaus nicht zu erwarten stehen, daß noch einmal alle Völker der Erde, die freylich von jeher gegen einander gewüthet haben, in Friede und Ruhe bey einander leben werden? Allerdings aber mußte Hr. B. bey so großer Verehrung der Michaelis, Leß und sogar auch Eines Semler, sehr weit von richtigen Grundsätzen abgeführt werden. S. 60. kömmt nun auch Luc. 1, 32. 33. im Text so kurz als möglich, aber dagegen eine lange Note über Hrn. D. Buschmanns (in Bremerlehe) zu Harderwik 1771 herausgegebene Dissertation de Messia a Deo collocando in Solio Patris sui Davidis — S. 61. Hr. D. Buschmann hätte von Hrn. Baum immer mit mehr Achtung behandelt werden können. Endlich ist S. 62 auch Joh. 10, 12 — 16. hieher gezogen, wo doch Christus, genau genommen, sich eben so wenig als König beschreibt, als die mehrern Hirten, von welchen er vorher geredet hatte, von ihm als Könige bezeichnet werden. Da unsre Leser nun schon ziemlich mit Hrn. B. bekannt geworden sind, zeigen wir von hier an nicht viel mehr als den Inhalt seiner Hauptstücke an, und fügen nur kurze Urtheile bey. „Das Zweyte Hauptstück. Der „Messias soll nach seiner Auferstehung aus den „Todten zu einem unvergänglichen Leben, vom „Himmel aus und ohne auf Erden gesehen zu „werden, einzig und allein durch die geheimen „Fügungen und Lenkungen der göttlichen „Fürsehung, sein Reich auf Erden beherrschen.“

Hier

Hier handelt der Hr. V. I. von dem Zeitpunkt des Anfangs der Messianischen Nationalregierung, setzt denselben sogleich nach der Auferstehung und Himmelfahrt, betrachtet auch die über die Juden herbeygeführten Strafgerichte als eine Handlung der königl. Regierung, nämlich über rebellische Unterthanen — denkt aber dabey, ungeachtet ihn seine Vorstellung von dem weitern künftigen Erfolg dahin hätte führen können, auf keine Weise daran, daß erst von einem gewissen spätern Zeitpunkt an die in vollkommnerem Verstande in der heil. Schrift sogenannte Regierung Gottes und Christi über die Erde, welche das Böse nicht mehr, wie bisher, weiter so dulden, sondern etwas Besseres darstellen und erhalten wird, ihren Anfang nehmen soll. Viele Psalmen sagen das offenbar. Hr. B. aber lernte es desto weniger verstehen, weil er die Offenbarung J. Ch. verachtet. Num. II. S. 117 — zieht aus dem obigen die Folgerung, daß alles, was in der Geschichte des Wandels Christi auf Erden von seinem Königreiche zu lesen ist, nichts weiter als bloße Vorbereitung zu seiner bevorstehenden Regierung sey. Num. III. S. 153 — will zeigen, daß Christus bloß und allein durch die Fügungen und geheimen Lenkungen der Providenz regieren solle; ob das aber Hr. B. gezeigt habe, beurtheile, wer kann. Was er unter der Providenz verstehe, finden wir nirgends gesagt. Er scheint alle unmittelbare und gegenwärtige Wirksamkeit Gottes in die Welt davon auszuschließen, ob dieselbe gleich auch nur in Geheim fügen und lenken kann; weil er moderner

Weise sich vor Wundern fürchtet. Zugleich kömmt uns vor, daß er nicht einmal von den sogenannten Gnadenwirkungen etwas wissen wolle. Wenigstens hätte er sich darüber erklären sollen, an einigen der vielen Stellen, wo von dem geistlichen Reiche Christi die Rede ist. Wie aber? Die Christokratie soll bloß auf geheime Fügungen der Providenz ankommen, und doch mit der ehemaligen Theokratie über eben dasselbe Volk Israel in nächster Vergleichung stehen? Regierte denn Gott damals blos durch geheime Fügungen und Lenkungen der Providenz? Eben so und nicht anders druckt sich Hr. B. auch an vielen andern Orten aus, und zwar, wie man sieht, mit vorbedachter Sorgfalt, um die Leser nicht zu erschrecken, Er, der so viel anderes ohne Bedenklichkeit vorbringt, welches unsern neuaufgeklärten Theologen leicht eben so unschmackhaft oder noch unverdaulicher seyn muß, als eine göttliche Wunderregierung. „Das dritte Hauptstück. Von den „königlichen Geschäften und Verrichtungen des „Messias, oder von der Wahrnehmung und Aus„übung seiner königlichen Regierung über sein Land „und Volk.“ Diese Abhandlung hat 4 Abschnitte. Der erste betrachtet die Stellen des N. T., in welchen, nach Hrn. B. nur zum Theil richtiger Meynung, eine Hoffnung irdischer und zeitlicher Glückseligkeit bemerklich ist, die sich fromme Israeliten von der königlichen Regierung Jesu des Messias gemacht hatten, und giebt die Ursachen an, warum (nach hier gebrauchtem Ausdruck) König Jesus diese Erwartungen nicht erfüllt habe. Der

zweyte

zweyte Abschnitt soll darlegen, daß es eine im eigentlichen Sinne königliche, für den Thronerben Davids ganz schickliche — That gewesen sey, daß er — jetzt, da ihn sein rebellisches Land und Volk hartnäckig verwarf, dasselbe mit Feuer und Schwerdt zerstörte. Der dritte Abschnitt sucht zu beweisen, daß hingegen die Juden, wenn sie endlich Christum für ihren König erkenneten, zum andern Male und von Neuem aus der jetzigen Zerstreuung gesammlet und zu einem freyen blühenden christlichen Staate würden gemacht werden müssen. Das hätte nun ohne alle auffallende Besonderheit dargethan werden können. Daran aber fehlt es in diesem Buche überall nicht. Unter andern wird S. 216 — auch Matth. 19, 28. hieher gezogen, und zwar, wie man leicht sieht, aus der Ursache, weil der Hr. Verf. das Reich Christi mit dem Ende dieser Welt schlechterdings gleichfalls zu Ende gehen läßt. Welche unfaßliche Vorstellung er nun von dem Mitregieren der 12 Apostel über die 12 Stämme Israels, wenn sie einmal in ihr Land hergestellt seyn werden, da er doch nicht Christum sichtbar auf der Erde regieren lassen will, hege, ist nicht wohl abzusehen. Wir unsers Orts ziehen gleichfalls, aus guten Gründen, die Worte ἐν τῃ παλιγγενεσιᾳ nicht zu dem Vorhergehenden, sondern zum Folgenden, finden aber einen ganz leichten, allen Umständen angemessenen, und mit der biblischen Vorstellungsart vollkommen harmonischen Verstand, wenn wir sie von der großen Umwandlung aller Dinge, da der Himmel neu und die Erde neu werden soll, verstehen.

stehen. Und das Königreich Christi ist schlechthin ewig. Der vierte Abschnitt S. 223 — untersucht noch besonders, was für eine eigentlich königl. Verrichtung das Geschäfte Jesu Christi, als des eigentlichen Königs der Israeliten und Thronfolgers Davids, würde gewesen seyn, und wie er kraft dieser königlichen Würde, die Juden behandelt haben würde, im Fall die Nation, kurz nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt, und ehe der letzte Krieg mit den Römern ausbrach, ihn allgemein für den Messias anerkannt hätte und ein christliches Volk geworden wäre? Man sollte meynen, dieser Abschnitt hätte der kürzeste unter allen seyn dürfen, weil er ein nur Futuribile abhandelt. Im Gegentheil aber ist er vornehmlich mit seinem Anhange 267 — bey weitem der ermüdendste, und die eigentliche leicht errathbare Hauptantwort ausgenommen, voll zum Theil moderner, auch sehr übelartiger, theils eigenthümlicher Meynungen, hat auch einige Noten, die ins unendliche hinlaufen zu wollen scheinen, und viele Seiten lang den Text gänzlich verdrängen. Den Anhang nennt der Hr. Verf. eine sorgfältige Untersuchung der Frage von Christi sichtbarer Wiederkunft zu den Juden zur Zeit ihrer Bekehrung; und er sucht darinn wahrscheinlich zu machen, daß es sodenn eine wirkliche und eigentliche, doch nicht eine bleibende, sondern nur einsweilige und überhingehende Erscheinung Christi geben werde. Hieran hat nun freylich, wie wir glauben, die unstatthafte Meynung, daß das Reich Christi mit dieser Welt ein Ende haben werde, sehr großen An-

Antheil, da in der heil. Schrift (auch in den Büchern des A. T., welche von dem Hrn. V. hier kaum bedacht worden sind) von einer Zukunft Christi in und mit seinem Reiche geredet wird. Immer aber, wie wir nicht in Abrede seyn können, bleiben mehrere Stellen übrig, welche nicht so ganz leicht, anders zu erklären stehen. In der langen Note von 284 an — spricht Hr. V. dem Hrn. R. Michaelis und Hrn. D. Semler nach, von einem quasi überhaupt nur eingebildeten Reiche des Teufels, und daß Jesus Joh. 12, 31. 14, 30. nach der Jüdischen Meynung vom Todes-Engel geredet habe — theilt eine seynsollende Geschichte der Vorstellungen der Juden vom Nationalreiche Christi mit, in der liebreichen Absicht, dem Verfasser der ganz profanen sogenannten Kritischen Geschichte des Chiliasmus zu Hülfe zu kommen, ohne das Buch selbst gesehen zu haben, bloß weil es Hr. D. Semler so herzlich gelobt hat. Auch meynt er, so gut als derselbe kritische Geschichtschreiber, ohne aus einer historischen Quelle geschöpft zu haben, zu wissen, daß die Juden längst vor der Existenz der Offenbarung Johannis ein 1000jähriges Reich gehofft hätten; da doch bis jetzt noch keine Spur davon aufzutreiben gewesen ist, zu geschweigen, daß in der Offenbarung weder den Juden noch den unverstorbenen Christen, sondern auferweckten Märtyrern eine 1000jährige Regierung mit Christo vor dem Ende der Welt verheißen ist, eine Regierung, die, da sie nicht weiter beschrieben ist, das unreimbare bey weitem nicht an sich hat, welches wir an der Baumischen

Mey-

Meynung von der Regierung der längst verstorbenen Apostel über die 12 Stämme in dem angeblichen Nationalreiche Christi bemerklich gemacht haben. S. 320 folgen Anmerkungen über das Sitzen Jesu Christi zur Rechten Gottes, und zwar erstlich aus 1 Cor. 15. Dasselbe erklärt der Hr. V. mit Hrn. R. Michaelis wie von einer Verbergung Jesu Christi vor seinen Feinden in dem Allerheiligsten auf der Bundeslade. An mehrern Orten im Vorhergehenden sieht man kaum, was das heißen solle, und kommt in Gefahr zu glauben, Hr. V. meyne, Jesus habe sich nach seiner Auferstehung in das Allerheiligste des Tempels zu Jerusalem zurückgezogen. Endlich sieht man wohl, daß er den Himmel meyne. Ohne hier viel Genauigkeit beweisen zu wollen, merken wir an, daß im Himmel kein Allerheiligstes von dem Heiligen, wie in der Stiftshütte und in dem nachherigen Tempel, zu unterscheiden sey. Der Vorhang auf Erden zeigte nur an, daß der Eingang in das wahre Heiligthum im Himmel noch nicht eröffnet sey. Er war aber eröffnet endlich, da der Vorhang in dem irdischen Tempel zerriss. Eine Retirade Christi aber in das himmlische Heiligthum konnte füglich nur ein Kopf, wie Hr. R. Michaelis einen hat, aufdenken. Der HErr wäre vor seinen Feinden auch wohl, wenn er sich nicht in den Himmel erhoben hätte, ganz sicher gewesen, und bis in das Heiligthum im Himmel brauchte er nie zu entweichen, wenn sich irgend eine so zu nennende Entweichung dahin denken läßt, gleich als obs auf der Erde für Ihn sonst besser gewesen wäre.

wäre. Doch Hr. B. ist an diesem Orte bald Anfangs etwas freygebiger, und sagt, er wolle der Vermuthung nicht widersprechen, daß das Sitzen zur Rechten Gottes auch die Nebenidee von Herrschen und Regieren mit in sich fasse, welches man daraus schließe, weil Paulus anstatt Sitzen zur ꝛc. sage: Herrschen. Was der Hr. B. hier weiter durch einander philosophirt, übergehen wir, stehen aber recht sehr darauf, daß das Herrschen, und zwar über Alles, nicht als eine Nebenidee (wer mag sich so erklärt haben?) sondern wesentlich zum Sitzen zur Rechten Gottes wenigstens gehöre; daher auch Christus vor seiner Himmelfahrt bekannt machte: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden; und im geringsten nicht weniger sagt Paulus aufs deutlichste 1 Cor. 15, 27. und so wird er denn wohl an diesem Orte jenen Ausdruck des Ps. 110. haben erklären wollen, was auch Hr. B. dem entgegen sagt. Bald nachher S. 323 schreibt er, man habe aus 1 Cor. 15, 24 — 28. den Schluß gemacht, und das richtig, daß nach der Auferstehung der Todten kein besonderes Reich oder Regiment Christi zu erwarten sey. Wir erkennen gern, daß Paulus allerdings hier etwas nicht unbedeutendes von Christo müsse haben sagen wollen. Aber V. 24. redet offenbar von anderer Herrschaft, Macht und Gewalt, die Christus selbst abthun wird, und V. 24. und 28 kann Paulus weder Christo selbst noch andern ganz unwiderleglich klaren Aussprüchen von dem endlos ewigen Königreiche Christi haben widersprechen wollen. Nicht Exegeten, die

eine

eine Stelle durch eine andere brechen, sondern diejenigen, welche beyden genug zu thun wissen, verdienen Achtung. Christus nennt sich selbst Matth. 25, 34. noch auf die Zeit nach der Auferstehung den König und redet von einem zubereiteten Königreiche, welches die Gesegneten seines Vaters von da an ererben sollen. Er ist denn doch wohl von diesem Königreiche nicht ausgeschlossen, sondern selbst vielmehr der König desselben. Diese weißagend belehrende Rede Christi aber weiß auch Hr. B. von keinem andern, als von dem allgemeinen Gerichte nach der Auferstehung zu deuten, ob er wohl die neue Kunst versteht, Matth. 24. ganz und 25, 1 bis 30. von dem Zeitalter der Apostel zu erklären. Paulus also kann nicht wohl etwas anderes haben sagen wollen, als daß Christus, der bis ans Ende dieser Welt, selbst als Mensch, neben Gott und in Gleichheit mit Gott über Alles regiert, werde nachher von diesem Gipfel herabsteigen, und wiefern er Mensch ist, unter Gott, seinem Vater, regieren, damit Gott Alles in Allem sey. Uebrigens behauptet selbst Hr. B., nur in einer ganz andern Absicht, das Herrschen und Regieren Christi könne ohne das Sitzen zur Rechten Gottes bestehen, und er brauchte dafür nicht streitbar zu werden. Hier wären wir nun gern am Ende. Doch der Hr. Verf. ist es bey weitem noch nicht. Es folgt noch S. 337 — das vierte Hauptstück, darinn „die Fol„gerungen aus allen in den vorigen Capiteln er„klärten Schriftstellen versammlet werden; oder „kurzer Abriß des Königreichs Christi, und namentlich

„lich seines eigentlichen, allerbesondersten Erbreichs „über Palästina und das israelitische Volk, oder „seines politischen Nationalreiches.“ Ueber diese Vorstellungsarten und Ausdrücke haben wir unsere Kritik schon gemacht. Die nähere Inhaltsanzeige dieses Stücks aber würde uns zu weit führen. Doch zeigen wir wenigstens etwas davon an, um nicht beschuldigt zu werden, als hätten wir den Hrn. V. in der Achtung unsrer Leser zu tief herabsetzen und sie glauben lassen wollen, er erkenne gar keine eigentliche Herrschaft Christi weiter, als nur das Nationalkönigreich. Er will Ihn nämlich hier als König aus einem dreyfachen Gesichtspunkte betrachtet wissen, und an Ihm unterscheiden den König der Welt, den König der Kirche und den König von Israel, schreibt ihm also zu 1.) eine allgemeine Regierung über die ganze Welt, 2.) ein bloß geistliches und moralisches Reich über die christliche Kirche, 3.) ein allerbesondersten, erbliches und eigentliches Reich über Palästina und Israel. Ueber Num. 2. haben wir gleichfalls schon kritisirt, aber auch an diesem Orte nochmals keine gegenwärtige Wirksamkeit Christi in seinen Gläubigen erwähnt gefunden. König der Welt, da hier unter der Welt alle Geschöpfe begriffen seyn sollen, ist ein unpassender Ausdruck. Der Sohn Gottes ist aber HErr über Alles, und so könnte man seine Herrschaft und sein Königreich von einander unterscheiden. Auch hiemit sind wir noch nicht zu Ende. Man kann diese ganze Baumische Schrift bis S. 381 — durchlesen in der ganz sichern Meynung, daß

der Hr. Verf. bey seinen Vorstellungen von dem Nationalreiche Christi entweder für bekannt annehme oder zugleich mit beweise, daß auf die Zukunft eine Bekehrung der Jüdischen Nation allerdings bevorstehe, und mehrere Schriftstellen, die er einmal schlechterdings von einem Nationalreiche Christi für die Zeiten dieser Welt erklärt, sind, seiner Erklärung zufolge, durchaus von der Art, daß man danach diesen Erfolg für eben so gewiß und ausgemacht annehmen muß, als bey ihm jene Sätze von dem Nationalreiche Christi sind, z. B. Matth. 19, 28. wo der HErr doch offenbar den Aposteln eine Verheißung giebt, deren Leistung unleugbar nicht von einer Bedingung abhangen soll, die eine solche Mißlichkeit hätte, daß man meynen dürfte, sie möchte etwa nicht eintreffen, und hiemit die ganze Hoffnung vereitelt werden, welche die Apostel auf diese Verheißung ihres HErrn sehr vest gegründet glauben mußten. Demungeachtet erklärt sich der Hr. Verf. am Schluß seiner weitläuftigen Abhandlung gerade so, als ob er in so fern nur hypothetisch disputirt habe — „wiewohl ich, setzt er hinzu, gleich„sam im Vorbeygehen, einige Winke aus dem N. „Testamente angewiesen habe, die diese Bekeh„rung und Wiederherstellung voraus zu setzen „scheinen, z. B. Luc. 22, 29. 30. Matth. 19, 28. „Luc. 21, 24. Für eben so gewiß aber, als er behauptet, daß nach der Auferstehung der Todten das ganze eigentliche Königreich Christi zu Ende seyn werde, giebt er ja doch auch seine Erklärung der beyden erstern erwähnten Stellen an. Ganz

ein

ein anderes wär es, wenn er alle seine Sätze von der künftigen Verfassung des sogenannten Nationalreichs, also eben hiemit auch von einer künftigen allgemeinen Judenbekehrung, nur für wahrscheinlich angäbe. Doch sieht man wohl, daß Hr. B. für sich weder das eine noch das andre bezweifelt. Hat er aber nicht etwa seine besondern Behauptungen von einem Nationalreiche Christi aus der Offenbarung Johannis geschöpft? Denn es giebt viele Männer von eingebildeter Einsicht, welche in der sichern Meynung stehen, daß eine Denkungsart, wie die Baumische in so fern, und aller längst ungewöhnliche Glaube von dem Reiche Christi und von noch künftigen großen Erfolgen für die Sache des Christenthums, schlechthin aus diesem Buche herfließe. Dennoch aber ist dasselbe an Hrn. Baums Besonderheiten eben so unschuldig, als an Hrn. R. Michaelis Erwartungen eines Palästinischen Reichs Christi. Ja, der eine, wie der andere, würde weit gesundere Vorstellungen haben, wenn sie ihre exegetische Denkungsart über die noch nicht erfüllten Weißagungen des A. T. durch gelehriges öfteres Studiren der sich selbst so nennenden Offenbarung Jesu Christi gebildet hätten. Um sich recht wohl vor dem etwa zu befürchtenden Namen eines Apokalyptikers zu verwahren, beschließt er mit einer feyerlichen Protestation gegen alle Anschuldigungen von Chiliasmus, und mit einer ähnlichen Stelle aus Hrn. R. Michaelis Dogmatik, würdigt auch ganz vernehmlich die Offenbarung selbst mit den Worten ab: „— und wer dennoch meine Abhandlung

„mit dem tausendjährigen Reiche der Apokalypse „zusamkoppeln wollte, thut mir Gewalt an und „beleidigt mich augenscheinlich.“ Wir haben schon oben zu bemerken gegeben, daß das tausendjährige Reich der Offenbarung, wie nämlich die Offenbarung davon weißagt (nicht, wie es z. B. ältere oder neuere Separatisten ꝛc. abbilden) etwas ganz unanstößiges, nicht etwas bloß nationelles, sondern der Erhabenheit Jesu Christi aufs beste angemessen sey, weil damit auch nicht etwa die Regierung Christi auf einen gewissen Zeitraum eingeschränkt wird. Und so fiel uns unvermeidlich ein:

Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?

Doch auch hiemit hat der Hr. V. noch nicht sein ganzes Buch geendigt. Er theilt noch einen neuen Anhang nach einem kurzen Vorbericht mit, nämlich eine aus dem Holländischen übersetzte, wider eine seiner geäußerten Meynungen, doch ohne namentlichen Angriff, herausgekommene anonymische Schrift: Beweis, daß Jesus von Nazareth in den Tagen seiner Erniedrigung von vielen als wahrer Gott erkant, und dafür bekant sey, und begleitet sie mit seinen widerlegenden Anmerkungen in Form eines Schreibens an einen Layen von S. 389 bis 478. Wir sehen nicht ab, welche Erbauung für Teutschland aus dem anonymischen Beweise und der Widerlegung desselben erwachsen soll. Hr. B. meynt, dies Stück könne dem gelehrten Teutschland zu einer Art von Barometer dienen, um daran zu sehen, auf welcher Höhe dort zu Lande bey einer

ge-

gewissen Gesellschaft Recensenten und ihren Mithelfern (Einen derselben hält er für Verfasser des Beweises) der Geist der christl. Toleranz gegen anders denkende Partheyen, wie auch die Kritik des N. T. und die grammatische genaue Bibelerklärung stehe. Das ist nun gehässig genug, ob aber auch der christlichen Klugheit gemäß, müssen wir sehr bezweifeln. Mehr setzen wir nicht hinzu, so leicht wir auch könnten.

Christian Friederich Rößlers Bibliothek der Kirchenväter in Uebersetzung und Auszügen aus ihren fürnehmsten besonders dogmatischen Schriften ꝛc. Siebenter Theil; oder Zwote Periode bis auf die Kirchenversammlung zu Chalcedon, Dritter Theil. Basilius. Gregorius von Nyssa und Nazianz. Evagrius. Leipzig bey Ch. G. Hertel. 1782. 8. 548 Seiten.

Es bleibt dabey, daß diese Bibliothek der Kirchenväter ein überaus schätzbares Werk ist. Mit weit geringerm Zeitaufwand und mit weit geringerer Beschwerung können daraus auch solche Gelehrte, die die Werke der Väter selbst leicht zur Hand haben und gar wohl verstehen können, eine Menge Notizen sammlen, als wenn sie die schwerfälligen Folianten unter die Augen und Brust legen, da denn doch, wer weitern Gebrauch

verständig genug in bedenklichen Fällen davon machen will, in diesen Folianten ꝛc. den Zusammenhang nachsehen wird; zugeschweigen daß vermittelst dieses Werks nun auch viele andere Männer einen Zugang zu den Vätern haben, welchen ihre Schriften entweder nicht zur Hand kommen konnten, oder, besonders wegen der den meisten so leidigen griechischen Sprache, halbverschlossene Bücher sind. An aufrichtigem Dankwissen also wird es Hrn. Prof. Rößler bey den Lesern nicht fehlen; und wir bezeugen denselben im Namen aller derer, die mit uns gleich denken. Wenn ihm aber Dank und Freude von den Beyläufern der neuen Reformatoren wie zugejauchzt wird, so geschieht es mit Unverstand. Er wird sich darüber desto weniger zu freuen haben, weil ihm nicht verborgen seyn kann, worauf diese sehr eitle Freude sich gründet, nämlich auf mehrere seiner beygefügten Anmerkungen, welche oft bis zur Verwunderung einseitig, entweder nach Hrn. D. Semler gestimmt oder gar nur von demselben erborgt sind. Zur Erbauung unsers Publicums ziehen wir abermals einige derselben in Prüfung, zeigen aber zuvor den Inhalt dieses Theils etwas näher an. Vom Basilius liefert Hr. R. in Auszügen nach seiner, überhaupt genommen, guten Art dessen (drey) Bücher wider den Eunomius; über den heiligen Geist an den Amphilochius, Bischof von Ikonien; neunte Homilie: daß Gott nicht Ursache des Bösen sey; vier und zwanzigste Homilie: an die Jünglinge, wie sie die heiligen Bücher nützen sollen; ein und dreißigste Homilie: vom

frey-

freyen Willen; ascetische Aufsätze; Briefe, und zwar, was diese zahlreichen Briefe des Basilius betrifft, giebt Hr. R. nicht sowohl Auszüge, als vielmehr die Du Pinschen Inhaltsanzeigen in welchen sie zugleich in chronologische Ordnung gestellt sind. Von Gregorius von Nyssa findet man hier die (zwölf) Bücher wider den Eunomius, und zwar als Text eigentlich die alten Summarien über dieselben, und in den Noten Stellen und Aufklärungen aus diesen Büchern selbst; über das Ebenbild Gottes; über die Buße; wider die, welche die Taufe aufschieben. Von Gregorius von Nazianz sind ausgezogen die Rede an die Arianer; fünf Reden wider die Eunomianer; Rede über die Geburt Christi; Rede über die Taufe; zwey Briefe an den Presbyter Kledonius. Da nun weiter die Reihe an solche Kirchenväter kommen muß, deren Schriften schon eine gute Kenntniß der Nestorianischen und Eutychianischen Händel voraussetzen, so wußte Hr. R. nichts besseres zu thun, als daß er des Evagrius von Antiochien sechs Bücher Kirchengeschichte, wie zur Einleitung, mittheilte, welche da anfangen, wo die ältern Kirchengeschichtschreiber aufhören, nämlich vom Anfang der Nestorianischen Streitigkeiten im J. 431 und bis ins Jahr 594 hinreichen. Evagrius, der auch kein Geistlicher, sondern ein rechtsgelehrter Sachwalter war, bringt viel politische Geschichte mit bey. Schon hat mans tadeln wollen, daß Hr. R. nicht alles dieser Art in seinem Auszuge übergangen habe. Vielleicht aber wußte er besser, was seinen Lesern an-

genehm seyn würde. Es dient ja auch wenigstens mit zur Charakterisirung des Geschichtschreibers, wenn gleich nicht zur Geschichte der Dogmatik. Er wollte ohnehin keinen systematischen Plan befolgen. Uebrigens hat der Herausgeber die Evagrische Geschichte in seinen Anmerkungen besonders noch aus Hrn. Consist. R. Walchs Geschichte der Ketzereyen ꝛc. zu ergänzen gesucht. Diese Kirchengeschichte reicht hier von S. 311 bis 478. Und nun folgen noch Beylagen zu den Nestorianischen und folgenden Streitigkeiten, nämlich eine Predigt des Proklus, Bischofs von Cyzikum, über die Menschwerdung Christi, zu Constantinopel (καθεζομενης Νεστορις d. i. entweder in Gegenwart des Nestorius oder unter dessen Episcopat) gehalten; Auszüge und Stellen aus des Nestorius Aufsätzen; Siebzehnte Osterhomilie des Cyrillus; desselben Schreiben an die Aegyptischen Mönche; endlich Anathematismi und Gegenanathematismi von Cyrill und Nestorius ꝛc. und zwar diese letztern von Hrn. Consist. R. Walch genau zusammengestellt und also von ihm entlehnt. Hier sind also genug betrübte und zum Theil auch elende Streitigkeiten zu lesen, die nach damaliger Art gewöhnlich auf beyden Seiten, auf verwerfliche Art, in gehässigem Tone und ohne merkliche Rücksicht auf das Gebot der Liebe und Sanftmuth geführt wurden. Was jenen Orthodoxen mit Recht zur Last gelegt wird, doch aber nicht allen zur Last gelegt werden kann, sind die jetzigen Neulehrer gewohnt, ganz geradehin auch uns zum Vorwurf

zu

zu machen. Wenn sie denn aber an die Stelle jener Ketzer treten, oder gebührend von uns dahin rangirt würden, so möchten sie wohl in keinem bessern oder vielmehr in weit schlechterm Lichte glänzen. Denn es findet sich immer, daß sie ihre Reformationen an ganz unrechtem Orte anbringen, oder, wo sie noch einiges Recht zu haben scheinen könnten, Ein Ding mit dem andern vermischen, alles verwirren, selbst die Grundsätze leugnen, mehr, als je die Novatoren des 4. und 5. Jahrhunderts gethan haben, und überhaupt ihre Sache schlecht anfangen und betreiben, ohne Schonung der Gewissen und ohne zu ermessen, wohin ihre Unternehmungen oder leichtsinnige und profanen Tänze führen sollen. Wir können weder für die Art des Verfahrens, noch auch für alle Behauptungen der alten Orthodoxen verantwortlich werden; unsre großen Vorgänger, von Luther an, haben sich auf keine Weise dazu erboten oder verstanden, und in ihre Unzufriedenheit, selbst mit vielen Concilienschlüssen, sind wir nicht nur eingetreten, sondern nehmen Theil an noch weiter gehenden Mißbilligungen, unter welche jene Alten in unsern Zeiten gefallen sind. Wer unter denen, die noch jetzt Orthodoxen genannt werden, hat z. B. Hrn. Consist. R. Walch wegen seiner so vielfachen gründlichen Kritiken über die alten Ketzercensuren und Ketzergerichte im geringsten übel bezüchtigen wollen? Und wie kann nach protestantischen Grundsätzen daraus ein Grund für die angebliche Mißlichkeit oder Unwichtigkeit eines Lehrsatzes gezogen werden, weil jene Al-

ten ihn entweder nicht allgemein genug erkannt oder nicht jederzeit, wo es nach unsern Lehrvorschriften geschehen seyn sollte, beygebracht und angewendet haben? Wir gründen uns allein auf die heilige Schrift, beurtheilen jene nach der heil. Schrift, loben und tadeln ihre Lehrmethode nach der heil. Schrift, und wenn sie auf die besagte Art gefehlt haben, schließen wir eben daraus zum Theil, daß es minder gut um sie und um die damalige Christenheit gestanden habe, selbst aus der Ursache, weil sie keine den ganzen christlichen Lehrbegriff nothdürftig begreifende Symbolen und keine Compendien hatten; und wie übel treffend ist es nun, wenn man eben mit jenen historischen Phänomenen die ganze Sache unsrer Symbolen und Compendien bestreiten will, durch welche wir eben aufs leichteste erinnert werden, nirgends etwas wichtiges, zum Lehrbegriff selbst gehörig, zu vergessen oder nur obenhin und zu flüchtig zu erwähnen? Freylich wissen wir wohl, wie daraus noch nicht folge, daß es um unsre Symbolen und Compendien durchaus richtig stehe, weil es sonst auch eben so richtig um die Symbolen und Compendien aller Partheyen stehen müßte — Weiter nun einige Rößlersche Anmerkungen! In dem ersten Buch (oder Dialog) des Basilius wider den Eunomius, welcher zu behaupten suchte, der Sohn sey dem Vater, dem Wesen nach, unähnlich, S. 6. spricht Eunomius: „Ich bitte „euch aber vor allem, euch, die ihr mich so wohl „jetzt hören als etwa in Zukunft lesen werdet, daß „ihr euch weder durch die Anzahl noch durch das „Ansehen

„Ansehen meiner Widersacher irre machen lasset. „Basilius antwortet: So! wir sollen uns also „nicht mehr durch das Alterthum leiten lassen „[2]), nichts um die Menge der Christen bekümmern, „die entweder jetzt da sind, oder seit dem das „Evangelium bekannt worden ist, gelebt haben! „Das müßte für wahr eine große Macht seyn, „welche die Menschen nun auf einmal dazu bere„den wollte, was bisher der Satan mit allen sei„nen tausend Künsten nicht hat erreichen können.“ In der Note [2]) erinnert Hr. R. den Basilius erstlich, daß beym Eunomius (ohne daß er ihn zu vertheidigen gedenke) jetzt nicht vom Alterthum die Rede sey, sondern von der Menge und dem Ansehen der damaligen Lehrer von der herrschenden Parthey. Freylich wohl! Basilius aber konnte hier mit vollkommnem Recht seine und des Eunomius Leser darauf aufmerksam machen, daß der Widerwärtige sich so anstelle, als sey es dem bis aus den ersten Zeiten des Evangelii herkommenden Lehrbegriff gleichgültig, man möge den Sohn Gottes für ein Geschöpf und dem Vater unähnlich, oder man möge ihn für wahren Gott und mit dem Vater gleiches Wesens halten. Es ist eben so viel, als ob Basilius geschrieben hätte: auf der Seite derer, die Eunomius seine Widersacher nennt, ist das ganze Alterthum, alle des Namens werthe Christen insgemein, die, seit dem das Evangelium verkündigt worden ist, gelebt haben. Gehörte dies etwa schlechterdings nicht hieher? oder war es an diesem Orte etwas unbedeutendes? Der Streit war ja nicht über eine Frage, die nach phi-

lo-

losophischen Gründen auszumachen stund, wobey weder Menge und Vielheit derer, die so oder entgegen dachten, noch irgend ein Herkommen oder irgend ein Ansehen älterer Lehrer entscheiden helfen kann. Doch Hr. R. schreibt weiter: „Ueberhaupt ist es wun„derbar anzusehen, wie man von Zeit zu Zeit mit „diesem Argument besonders im Streit über Lehr„formen umgegangen ist. Wir werden gleich hören, „daß selbst Eunomius sich dessen in gewisser Art für „seinen Theil zu bedienen gesucht hat.“ Wir sagen dagegen, daß es wunderbar sey, daß es nun Patristiker giebt, und unter denselben Hrn. Rößler, welche nicht Zeiten von Zeiten in diesem Stück zu unterscheiden wissen, nicht wahrnehmen wollen, daß man sich in dogmatischen Streitigkeiten noch im vierten Jahrhundert mit allem Recht aufs Alterthum und auf Tradition, welche auch von Schriften älterer Väter begleitet war, berufen konnte, da es hingegen, nach so vielen zwischen eingekommenen Abwechslungen, Revolutionen und Verfinsterungen, nun längst die größte Thorheit ist, gleichsam eine ununterbrochene Tradition für irgend einen Glaubenslehrsatz als Beweisgrund aufstellen zu wollen. Was im vierten Jahrhundert in der Christenheit aus dem Alterthum hergebrachte Glaubenslehre war, konnte man von den Aposteln selbst herschreiben, wenn man keine Unreimbarkeit darinn mit der heil. Schrift, sondern vielmehr eine positive vorschlagende Uebereinstimmung mit derselben erkannte, und keinen historischen Beweis finden konnte, daß es eine erst nach den Zeiten der Apostel aufgekommene Neuerung sey. Ich sage, Tradition

gab

gab damals ganz richtig, bey sonst gleichen Umständen, einen Beweisgrund mit ab. War z. B. die Nicänische Glaubenslehre zu der Zeit, als sie vestgesetzt wurde, dem aus dem Alterthum hergebrachten Glauben gemäß und kam nicht in Streit mit demselben (von Aeußerungen einzelner Lehrer ist nicht die Rede, wie sie auch gelautet haben möchten), da hingegen kein Arianismus sich mit diesem Glauben vereinigen ließ, so war dies ein für alle gesunde Vernunft wichtiger Grund für die Nicänische Lehre und wider allen Arianismus, und noch mehr, wenn man die Rohheit der Worte besonders mit in Anschlag bringt, wider die sogenannten Anomöer, dergleichen Eunomius war. Wie kann Hr. R. durch Partheylichkeit so kurzsichtig seyn, dies zu verkennen? Er hat ja selbst nachher aus dem B. 4. des Gregorius von Nyssa S. 181 eine Stelle im Original ausgezeichnet, welche die Kraft dieses Arguments kurz und gut darlegt; welche Stelle aber er freylich noch nicht bedacht haben wird, als er die Note S. 6. schrieb. Ja, selbst aus dem Basilius bringt er S. 47. eine Stelle bey, woraus zu ersehen seyn könnte, wie derselbe auf Tradition allein nichts habe rechnen wollen, und Hr. R. selbst macht darauf in der dazu gehörigen Note aufmerksam. Gleichwohl hat er sich auch hiebey übereilet, und hätte noch aus eben der Schrift über den heil. Geist S. 66 eine Einschränkung beyzubringen gehabt. Noch weit sonderbarer ist es, daß er diesen Streit einen Streit über Lehrformen nennt. Hat ihn Hr. D. Semler auch am Sprachgebrauche irre gemacht?

macht? oder denkt er bis dahin Semlerisch, daß er meynt, es sey eine geringe Kleinigkeit gewesen, worüber die Orthodoxen mit den Arianern und auch mit den Anomöern stritten? Sind die Sätze: der Sohn Gottes ist wahrer Gott, nie geschaffen, sondern von Ewigkeit — und der Sohn Gottes ist ein Geschöpf, aus nichts geschaffen, da er vorher nicht war — sind diese Sätze nicht ihrer Materie und Inhalt nach, sondern nur in der Form der Vorstellung und des Ausdrucks von einander verschieden? und eben so die Sätze: der Sohn ist mit dem Vater gleiches Wesens (ομοουσιος) — der Sohn ist mit dem Vater ähnlichen Wesens (ὁμοιουσιος, wie die sogenannten halben Arianer sprachen) — der Sohn Gottes ist dem Vater ganz unähnlich, ἀνομοιος, welches die Sprache der Anomöer war? Wenn hierinn nur ein Unterschied der Lehrform liegen soll, so wäre, wenigstens hier die Rößlerische Sprache — nicht besser, als die Semlerische. Der Schluß dieser Note, daß selbst Eunomius sich des besagten Arguments in gewisser Art für seinen Theil zu bedienen gesucht habe, ist nothdürftig wahr. Zugleich aber hätte Hr. R. auch anmerken sollen, entweder hier, oder gleich da S. 8. wo Eunomius das zu thun gesucht hat, daß derselbe nur unbestimmte Ausdrücke (nämlich für die damalige Lage der Sachen unbestimmte Ausdrücke) aus der alten Glaubenslehre ausgehoben habe, die er nachher erst mit anomöischen Bestimmungen begabt, wie Basilius nicht unbemerkt läßt. Und Gregorius von Nyssa, dessen Bücher wider den

Euno-

Eunomius eigentlich zur Vertheidigung seines Bruders Basilius geschrieben sind, schreibt in seinem 11ten Buche nach den Rößlerschen Auszügen S. 196 „— solche Dinge (daß der Sohn hervorgebracht sey) „lehrt er (Eunomius) ohne Scheu, „ohne sich um Geheimniß, um Gewohnheit, nach „der sonst gelehrt ward, zu bekümmern. Er folgt „Niemand, als dem Manes, Koluth, Arius, „Aetius und ihrer Schule.“ Da nun eben dies Argument den Orthodoxen etwas sehr gewöhnliches war, warum hat Eunomius sich nicht namentlich auf alte angesehene Lehrer berufen? die ja denn doch weder Basilius noch die Gregore auf solche Art mit redendem Stillschweigen hätten übergehen dürfen. Doch kaum bedurfte es so großer Weitläuftigkeit. Um so mehr nun etwas anderes, doch nicht unähnliches. In dem Buche über den heiligen Geist vertheidigt Basilius sehr umständlich die Doxologie: Ehre — sey dem Vater samt dem Sohne und heiligen Geist, giebt zu, daß sie nicht wörtlich aus der heil. Schrift her sey, kommt bey dieser Gelegenheit auf die Tradition zu reden, auf welche sich sonderlich mehrere Gebräuche in der Kirche gründeten, und S. 71 — läßt ihn Hr. Rößler teutsch also schreiben: „— Und ich würde „nicht fertig werden, wenn ich die ungeschriebenen Geheimnisse der Kirche alle erzählen wollte. „Selbst daß wir an den Vater Sohn und Geist „glauben, dieses Bekenntnis des Glaubens, aus „welchen Schriften haben wirs? Ohne Zweifel „als eine Folge der Taufformel, weil wir, wie wir „getauft werden, also auch glauben sollen. Lassen

sie

„sie das gelten, so sollen sie uns auch die Folge von „dem Glauben auf die Doxologie, wenn sie gleich „nicht gerade so vorgeschrieben ist, einräumen.“ Hr. R. macht hiezu die Note: „Hier geht Basili„us ohne Streit sehr weit. Er sagt uns nicht un„deutlich, daß sogar nicht einmal an Vater, Sohn „und heil. Geist, als an Gott, glauben eigentli„che unmittelbare Schriftlehre, sondern das sey „erst Folge, welche die παραδοσις aus der Tauf„formel gezogen habe.“ Und nun fügt er den griechischen Text bey. Was er von παραδοσις sagt, bezeichnen wir als eine Deutung, die mit dem griechischen Ausdruck nicht zusammenstimmt. Warum hat Hr. R. oben in seinem Text dies Wort nicht mit überfetzt? Der Grundbegriff desselben, wenn wir dem Rößlerischen Gedankengange hier folgen, hätte hier eine etwas andere Wendung, als sonst gewöhnlich, wie z. B. 1 Cor. 11, 2. 23. 15, 3. auch das Zeitwort παρεδωκα, und wenigstens sahe Hr. R. wohl, daß es in dem Sinne, wie ers auch hier nehmen wollte, nicht gut zu übersetzen stehe. Was soll aber, das Wort unübersetzt gelassen, der Ausdruck heißen: die παραδοσις hat den Glauben — erst aus der Taufformel gezogen? Das Original sagt: ἐι μεν γαρ εκ της τȣ βαπτισματος παραδοσεως sc. ἐχομεν την ὁμολογιαν της πιστεως. Das hieße ja denn vielmehr: wenn wir nun das Glaubensbekenntniß, wonach wir nämlich an den Vater und den Sohn und den heil. Geist glauben, aus der von den Aposteln oder vielmehr von Jesu Christo selbst herkommenden Anweisung, wie wir tau-

fen

sen sollen, haben, und zwar, wie er dazu setzt, vermittelst einer (richtigen) Folgerung, die man gottselig daraus ziehet, κατα το της ευσεβειας ακολουθον — so ꝛc. Wie unnütz, und ganz unnöthig (also keine nöthige Anmerkung, dergleichen der Titel der Rößlerschen Bibliothek nur verspricht) ist nun das Aufheben, welches Hr. R. darüber macht, daß nach des Basilius Angeben nicht einmal der Glaube — eigentliche unmittelbare Schriftlehre sey? Hätte er sich nicht durch Hang zum reformirenden Entdeckungsmachen übereilen lassen, so müßte es ihm sehr unglaublich vorgekommen seyn, daß Basilius hiemit etwas habe sagen wollen, wovon nun zu irgend einer modernen Absicht irgend ein Gebrauch zu machen stünde. Er redet vom heil. Geiste; zunächst von der oben angegebenen Doxologie — samt — und gestehet ein, daß keine Doxologie ganz mit diesen Worten in der Schrift stehe. Eben so wenig stehe in der Schrift von Wort zu Wort: — glauben an den Vater und den Sohn und den heil. Geist. Wie aber die drey Personen gerade so neben einander in der Taufformel stehen, und daraus mit Recht gefolgert werde, daß wir an alle drey glauben sollen, so folge daraus eben so richtig die Untadelhaftigkeit der Doxologie. So weit unter der Voraussetzung, daß Basilius hier von dem Glauben — an sich rede, wie Hr. R. an diesem Orte gemeynt zu haben scheint. Wir setzen aber hinzu, daß Basilius in seinem Texte eigentlich nicht einmal von dem Glauben — an sich und überhaupt betrachtet, re-

de, sondern von dem feyerlichen (sogenannten Apostolischen) Glaubensbekenntniß. Das hatte man her aus der Ueberlieferung bey der Taufe ἐκ της τυ βαπτισματος παραδοσεως, daß Basilius fragen konnte: ἐκ ποιων γραμματων ἐχομεν; aus welchen (göttlichen) Schriften haben wirs? Nicht also das πιστευειν — an sich, sondern dies von den Gegnern ungetadelt gelassene Glaubensbekenntniß vergleicht er mit der Doxologie die sie tadelten; und so erscheint die Sache ganz in einem andern Licht, welches ihr und sich selbst Hr. R. vornehmlich durch die moderne Versetzung der Worte in seiner Uebersetzung entzogen hat. Es ist leicht, mehrere Uebersetzungsfehler in der Rößlerischen Bibliothek aufzufinden. Wir machen aber auch aus der Vielheit derselben kein Aufheben, besonders in Rücksicht auf die Mühseligkeit der Arbeit, und eingedenk unsrer eignen Schwachheit. Wo aber Hr. R. auf eine fehlerhafte Uebersetzung gar Anmerkungen bauet, welche Aufheben machen, und ihm doch schon an sich, mit allem Recht verdächtig seyn sollten, da müssen auch wir Aufheben machen, vornehmlich um andere moderne Männer zu erinnern, nicht nun mit Rößlerschen Uebersetzungen und Anmerkungen aufgezogen zu kommen, wenn sie selbst weit zu ungelehrt sind, die Schriften der Väter im Original zu verstehen und Uebersetzungen beurtheilen zu können, und doch aus den Vätern reformiren helfen wollen, Denn solche Männer giebt es, besonders seit dem diese Rößlersche Bibliothek herauskommt. In eben der Schrift über den heil. Geist Kap. 9. sagt

sagt Basilius nach der Rößlerischen Uebersetzung S. 49 — „die Gemeinschaft mit dem heiligen Geiste entstehe nicht durch räumliche Annäherung, sondern durch Abscheidung der Seele von bösen Lüsten, welche nachgehends von der Freundschaft des Fleisches in die Seele kommen, durch Reinigung von der Schande, womit sie sich durch Bosheit befleckt habe, und wenn sie in ihre natürliche Schönheit zurück komme.“ Jeder lüsterne historische Dogmatiker wird diese Stelle für eine Hauptstelle halten, wie er sie bey Hrn. Rößler zu teutsch lieset, und der wahre Gelehrte wird das Original derselben unten in der Anmerkung suchen, um zu sehen, ob richtig übersetzt sey, besonders auch, weil nicht abzusehen ist, was nachgehends hier heißen soll, da kein vorhergehends erwähnt worden ist, oder vielmehr dieser Satz gegen den vorhergehenden sehr wunderlich absticht. Aber gerade nur bis auf die teutschen Worte: — von bösen Lüsten, hat Hr. R. das Original mitgetheilt. Man muß also die Opera Basilii, wenn sie nahe genug vorhanden sind, selbst herbeyholen, und da findet man folgenden Text: — ἅπερ (sc. παθη, böse Lüste) ἀπο της προς την σαρκα φιλιας ὑστερον ἐπιγενομενα τη ψυχη, της ἀποτε θεν οἰκειοτητος ἠλοτριωσε. Καθαρθεντα δη ἐν ἀπο τε ἀιχους, ὁ ἀνεμαξατο δια της κακιας, και προς το ἐκ φυσεως καλλος ἐπανελθοντα, και οἱον ἐικονι βασιλικη την ἀρχαιαν μορφην διακαθαροτητος ἀποδοντα, ὑτως ἐτι μονως προσεγγισαι τῳ παρακλητῳ. Hier sieht man nun leicht, nicht nur, wie sehr Hr. R. sein Original zusammen-

gezogen habe, sondern auch wie nach Willkühr und Vorneigung gemacht die Uebersetzung sey. Wenigstens nicht eben so willkührlich übersetzen wir anders und vollständig: „— welche (Lüste) „von der Freundschaft gegen das Fleisch hinterher (nachdem sie nämlich Anfangs rein gewesen war) „in die Seele gekommen sind, und sie von der „Vertraulichkeit mit Gott abgewandt haben. „Wer denn nun von der Schande gereinigt ist, de„ren Anstrich er durch die Bosheit (Sünde, Ver„derbnis) erhalten hat, und zu der ursprünglichen „Schönheit gekommen ist, wie wenn man einem „königlichen Bilde die alte Gestalt durch Rei„nigung wieder giebt, (als ob hier ein Gedankenstrich wäre) „so allein geschieht das Hingelangen „zum Tröster.“ Immer wird man hiebey etwas vermissen, welches zur Sache gehörte. Die Rößlerische Partheylichkeit aber ist dabey ganz klar, und um so mehr, da er, anstatt des Originals der ganzen Stelle, lieber von Hrn. D. Semler eine Anmerkung entlehnt hat. Diese sagt, „daß wir gewiß keine solche Beschreibung machen würden, ohne von der natürlichen Zerrüttung die nöthige Vorstellung erst vorauszuschicken, welche Zerrüttung nicht ohne innere Wirkung des heil. Geistes gehoben werden könne, nach unserm Lehrbegriff, wovon hier nichts gesagt werde (selbst das wäre noch die Frage; denn die Vereinigung des heil. Geistes mit uns, daß er unser παρακλητος, Beystand, sey, ist später, als die Bekehrung und Wiedergeburt) wie überhaupt in griechischen Vätern (Hr. R. setzt hinzu: auch in den lateinischen

vor

vor dieser Zeit) dieser Gesichtspunkt de gratiæ auxiliis nicht so statt gefunden habe (und zwar, wie Hr. S. damals aus Billigkeit noch hinzugesetzt hat) wegen der steten Bestreitung gnostischer und manichäischer Irrthümer von natürlicher Nothwendigkeit des Guten oder Bösen in der Seele, als in der lat. Kirche von dem Ende dieses Jahrhunderts festgesetzt zu werden anfange." Hiebey läßt es Hr. R. bewenden. Wie es aber mit solchen zuversichtlichen patristischen Anmerkungen stehe, erachte man zuerst aus einer Stelle der Rößlerischen Auszüge aus derselben Schrift des Basilius Kap. 15. gleich auf der vierten Seite nachher in dieser Bibliothek, nämlich S. 53. welche Stelle wir hersetzen: „Die ganze Oekonomie Gottes und unsers Heilandes in Rücksicht auf den „Menschen ist ein Rückruf aus dem Verfall und „eine Rückkehr zu der Gemeinschaft mit Gott, nach „der Entfremdung von ihm, welche aus dem Ungehorsam entstanden ist. Daher kam der Wandel „Christi im Fleisch — sein Leiden — seine „Auferstehung, daß der erhaltene (σωζομενος) „Mensch durch Nachahmung Christi (den Begriff „davon sehe man gleich und bald nachher) zur alten Kindschaft gelangen möge, durch Nachahmung nicht nur seiner Demuth u. d. gl. sondern „selbst seines Todes, wie Paulus sagt, Phil. 3. „daß ich seinem Tode ähnlich werde, damit ich entgegen komme zur Auferstehung der Todten. „Wie gelangen wir denn aber zur Aehnlichkeit seines Todes? Wann wir mit ihm begraben werden durch die Taufe. (Basilius versteht Röm. 6.

richtiger, als gewöhnlich die meisten Ausleger neuerer Zeiten, von einer Aehnlichkeit des Sterbens und der Auferstehung Jesu Christi, die bey der Taufe in uns bewirkt werde.) „Welches ist aber „die Art der Begräbniß und welches der Vortheil „von dieser Nachahmung? Erst muß das vorher„geführte Leben abgeschnitten werden, und das ist „unmöglich, wofern man nicht von obenher wie„dergebohren ist. Denn Wiedergebuhrt ist, dem „Worte selbst zufolge, der Anfang eines zweyten „Lebens. Da muß also der Tod dazwischen kom„men, der das erste endiget, damit das andere an„fangen kann. Wie ahmen wir aber die Höllen„fahrt bey dem Grabe Christi nach durch die Tau„fe? Die Leiber der getauften werden im Wasser „begraben. Symbolisch zeigt also die Taufe die „Ablegung der Werke des Fleisches an, wie der „Apostel sagt, ihr seyd beschnitten mit der Be„schneidung ohne Hände, durch Ablegung des „sündlichen Leibes im Fleisch, nämlich mit der Be„schneidung Christi u. s. w. Nun wird es bald „deutlich seyn, warum das Wasser mit dem Geist „verbunden wird. Denn da die Taufe einen dop„pelten Zweck hat, einmal den Leib der Sünde zu „zernichten, um dem Tode nicht mehr Frucht zu „bringen, hernach im Geist zu leben, und die Hei„ligung zur Frucht zu haben: So stellt das Was„ser ein Bild vom Tode dar, welches den Leib als „im Grabe aufnimmt. Der Geist aber giebt seine „lebendigmachende Kraft dahin (ἐνησι, schickt sie „hinein) um die Seelen von ihrem todten ähnli„chen Sündenzustand zu einem neuen Leben anzu„füh-

„führen (gewiß keine gute Ueberſetzung des Griechiſchen εἰς την ἐξ ἀρχης ζωην τας ψυχας ἡμων ἀνακαινίζον d. h. zu dem Leben, wie es Anfangs war, unſre Seelen zu erneuern). „Das heißt „aus Waſſer und Geiſt wiedergeboren werden. „Mit drey Eintauchungen und eben ſo vielen An„rufungen iſt dies große Geheimnis der Taufe ver„richtet, und wenn Gnade im Waſſer iſt, ſo iſt „das nicht Kraft des Waſſers an und vor ſich, „ſondern die Gegenwart des Geiſtes, der man ſie „zu danken hat.“ Hieben kann Jeder mehr denken, als wir ſagen, auch dieſes, daß nicht erſt Auguſtin den hier vorkommenden Begriff von Gnade aufgebracht habe. Zu dieſer ganzen Stelle hat Hr. R. keine Anmerkung gemacht, auch von Hrn. Semler keine entlehnt. Von dieſem denkt man nicht mit Unrecht, daß er die Schriften der Väter nicht ſowohl durchgeleſen, als durchgeſtört habe. Was ihm denn aufſtieß und Speiſe für ſeine Neigung war, das raffte er zuſammen, und verſah es mit ſeiner Brühe. Wie aber ſoll man denken, daß auch Hr. R. die Schriften, die er in ſeiner Bibliothek bearbeitet, nur durchſtöhre? Er liefert ja ſelbſt ſolche Stellen, die ſeinen vorherigen oder nachherigen Anmerkungen widerſprechen. Weiß er bey den vorherigen noch nicht, was auch in eben der Schrift weiter folgen wird, ſo ſollten die Anmerkungen billig bey jedem Bande oder einzelnen Stück das letzte Geſchäft machen, erſt etwa bey der Reviſion hinzugethan, oder doch, je nachdem das Folgende ein- oder abſtimmt, unter Reviſion gezogen werden, zumal eine ſolche, als die

obige ist, die sogleich nachher, selbst nach der wie mit Fleiß weniger, als das Original, sagenden Rößlerschen Uebersetzung widerlegt wird. Wie unrichtig es sey, daß die Griechischen Kirchenväter dieser Zeiten noch nichts sonderliches oder gar nichts von dem Erbübel und de auxiliis gratiæ erwähnt hätten, ist selbst aus eben diesem Theile der Rößlerschen Bibliothek an mehrern Orten zu ersehen, z. B. noch beym Basilius S. 85. 87. wo man die Ausflucht, die eine Rößlerische Anmerkung nehmen will, um die obige Semlerische zu behaupten, aufs höchste bewundern muß, 88. 89. 147 im unten angeführten Original; beym Gregorius von Nazianz S. 286, und wenn bey eben demselben S. 293 wieder Hr. Semler die Erwähnung der Erbsünde bey den Kindern vermißt, so hätte Hr. S. und Hr. R. die Erwähnung derselben beym Gregor von Nyssa S. 206 wahrnehmen sollen. Hr. R. will ja doch noch die Lehre der heil. Schrift respectiren, vielleicht auch nicht leugnen, daß die heil. Schrift sowohl das Daseyn des Erbverderbens, als die nothwendige Erforderniß der göttlichen wirksamen Gnadenhülfe lehre. Wir wenigstens, und wer mit uns ist, werden allemal darauf bestens bestehen können. Haben nun jene Väter diese Lehrstücke oft vernachlässigt, so müssen wir eben dabey, ganz dem neuen Reformationsgeiste entgegen, die Anmerkung machen, daß, da doch nicht jeder derselben für sich den biblischen Lehrbegriff umständlich besonders in ein Buch entworfen hatte, daß er ihn öfters zur Nachachtung beym Unterricht hätte durchsehen können

— für sie alle nicht zwar kunstmäßige Systeme, sondern gute simple Compendien oder symbolische Schriften, die den ganzen Lehrbegriff nothdürftig umfaßt hätten, sehr nützlich gewesen seyn würden; daß es also entweder schlechte Gesinnung gegen die biblisch christliche Lehre oder elende Kurzsichtigkeit verrathe, die Compendien und Symbolen überhaupt abgeschafft wissen zu wollen. Erst von den Pelagianischen Streitigkeiten an wurden die erwähnten Lehrstücke symbolisch, und hiemit der Vernachlässigung bey gutdenkenden Lehrern entrissen. Biblisch aber, und auch bekannt und erkannt waren sie von jeher. Viele Psalmen Davids ließen sich ohne Anerkennung der Erforderniß der göttlichen Gnadenhülfe nicht mit der geringsten Verständigkeit beten. Man versuche es bey Ps. 119. Oder was sollen jene Christen bey den feyerlichen Wünschen: Die Gnade des HErrn, Jesu Christi — der HErr sey mit euch! gedacht haben, wenn sie nicht gegenwärtige Wirksamkeit Jesu Christi oder des heil. Geistes dabey dachten? Hatten sie etwa schon so philosophiren gelernt, wie die neuen Lobredner oder Nachfolger und Vertheidiger der Pelagianer? Noch ein Beyspiel dieser Art bringen wir bey. In einer vorläufigen Anmerkung über des Gregorius von Nyssa Homilie über die Buße S. 205 schreibt Hr. Rößler: „Ich bitte meine Leser, „diese Homilie ganz zu überlesen, und sich selbst „alsdenn zu sagen, ob nicht hier nach unserm „Vortrag beurtheilt, eine Hauptsache durchaus „fehle, die schlechterdings kein evangelischer Pre-

„diger, selbst wenn er nur von der Buße im eng„sten Verstande, im Gegensatz gegen den Glauben „betrachtet, hätte handeln wollen, so ganz ausge„lassen haben würde.“ Es fehlt darinn nämlich die Lehre von der Versöhnung und von der Rechtfertigung durch den Glauben. Welche Nutzanwendung aber soll man davon machen? Die Modernität macht diese, daß diese Lehren also gar wohl auch wegbleiben könnten, in einem solchen Vortrag gar nicht erwähnt zu werden brauchten, wo nicht gar, daß sie ganz entbehrlich wären. Meynt das Hr. R. gleichfalls? Wenn er das nicht meynt, so hätte er billig auf eine andere Nutzanwendung führen sollen. Wir wissen keine wichtigere für unsre Zeiten, als diese, daß uns ein solcher Defect in einer Homilie von der Buße von einem so gutdenkenden Bischof jener Zeiten, als Gregor von Nyssa war, an den großen Werth unsrer symbolischen Schriften und guter Compendien erinnern solle, als welche Bücher es eben sind, wodurch verhütet wird, daß nicht eben so leicht bey uns ein noch gutdenkender evangelischer Prediger solche Lehrstücke in einem Vortrage von der Buße vergißt. Sehr leicht aber sieht man, daß Gregor nicht etwa eine bloß philosophische Buße habe predigen wollen. Schon allein die Anführung des Aufrufs Christi: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd; ich will euch erquicken — müßte ihn wider diesen Verdacht sicher stellen. Um nicht als moröse Tadler zu erscheinen, lassen wir nicht wenig vorbey, was gar wohl einer Erinnerung werth wäre.

Lit=

Litterarische Nachrichten.

1.) Gottesgelahrtheit ꝛc.

Von dem regelmäßig kritisirenden und vorzüglich mit dem Zeug dazu versehenen Hrn. D. Dresde in Wittenberg sind uns abermals einige besonders gelehrte Abhandlungen in die Hände gekommen, von welchen wir um so mehr eine Anzeige zu geben uns verpflichtet achten, je größer das Stillschweigen davon bey andern Journalisten ist, nicht sowohl, weil sie diese Producte zu verachten vermöchten, sondern weil es denen, die sie kennen lernen, Verdruß macht, daß ein so gelehrter und weit mehr als klimpernder Orientaler nicht mit so vielen andern kritisch umher springt. Die erste dieser Abhandlungen ist als Pfingstprogramm 1782 herausgekommen, und hat die Inhaltsanzeige: Comparatur Joelis de effusione Spiritus Sancti uaticinium cum Petrina eiusdem uaticinii interpretatione. Specimen primum. 4. 26 Seiten, gedruckt bey Dürr. Die Kritik über den Hebr. Text reicht bis S. 13. Der Hr. Verf. beklagt sich zwar, für dieselbe Zeit den Th. II. der Kennicottischen Varianten-Bibel für sein gutes vorausgezahltes Geld noch nicht erhalten zu haben, dennoch aber meynt er mit kritischem Vorrath zur Gnüge versehen zu seyn, und liefert einen so großen Reichthum wohl geordnet, daß nicht zu befürchten stehen kann, Kennicottische Varianten möchten einen

nen verständigen Mann zu einem weit andern Urtheil über diesen Text bestimmen. Der Krit. Commentar des R. Salomo bey der Bibel von Mantua vom J. 1742 — 44; die Lesarten des Raschi, Aben Esra und Dav. Kimchi, jenseit des 12. Jahrhunderts her; die Masorethischen Anmerkungen, welche R. Jacob Ben Chajim gesammlet hat; der Talmud; die Meddraschim, die älter sind, als der Talmud ꝛc. sind gewiß für die ächte Kritik brauchbarer, wo sie etwas liefern, als alle Kennicottische Handschriften. Was nun Hr. D. Dresde am Ende herausbringe? Er bringt heraus, hebraica huius loci lectione nihil esse castius — und zweytens: quicquid in recensione huius uaticinii Petrinæ (Apostg. 2.) cum communi græca LXX interpretum et hebraica lectione non consentit, id neutiquam in uariis codicum lectionibus ponendum esse, sed, maximam saltim partem, consultæ potius interpretationis, uim habere, nosque docere, quomodo ambiguæ nonnullæ huius uaticinii locutiones partim in se, partim quoque euentui conuenienter intelligendæ sint. Nam, setzt er hinzu, insanum esset credere, PETRVM, plebeium hominem, non uulgaribus Judæorum codicibus, sed alio usum esse, et tali quidem, qualem, quod scimus, mortalium nullus alius neque uidit unquam neque laudauit. Mit diesem gründlichen Urtheil verbinden wir noch die Anmerkung, die wir bey der Erklärung des N. T. gern oft machen, daß man beynahe alle hebräische und hebräischartige (helleniſtische) Anführungen dessen, was anderswo oder von andern gesagt und geschrieben ist, ob sie gleich so lauten, als ob die nämlichen

chen Worte angeführt, auch nach der nämlichen Form angeführt würden, doch nur eben so zu verstehen habe, als ob der abendländische stilus relatiuus gebraucht wäre, welcher eigentlich nur den Inhalt dessen, was anderswo gesagt oder geschrieben ist, erzählt. Nun geht Hr. D. fort zur Erklärung der Weißagung von Wort zu Wort, und von Stück zu Stück, und auch hier erhält man viel genaue Belehrung. Wir können nur wenig davon beybringen. Gleich das zweyte Wort Joel 3, 1. (oder 2, 28.) אחרי כן macht allerdings einige Schwierigkeit. Der Hr. Verf. gesteht ein, daß dieser Ausdruck sonst allemal eine nahe Verbindung des vorhergehenden mit dem folgenden anzeige; er komme außer dieser Stelle nach Buxtorfs Concordanz noch 40mal vor, und da überall finde diese Bemerkung statt. Doch, sagt er, wenn man auch einräume, welches doch Hr. D. verweigert (und Hr. Dathe nebst ähnlichen Gegnern sind auch keine fürchterlichen Männer), daß das Vorhergehende bey dem Propheten, nicht auf die Zeiten des N. T. zu ziehen sey, so würde doch durch keine Kunst einzig daher, weil dieser Ausdruck gebraucht ist, zu beweisen stehen, daß die hiesige Weißagung gleichfalls auf ältere Zeiten gedeutet werden müsse. Und ja freylich, man muß entweder die größten Wundergeschichte erdichten, oder alles in dieser Weißagung gesagte, unter dem Vorwand, das אחרי כן nicht zu beleidigen, so gewaltthätig umdeuten, daß alle Mißdeutung des אחריכן dagegen eine ganz unmerkliche Kleinigkeit seyn würde. Im Gegentheil

bringt

bringt der Hr. V. an, באחרית הימים bezeichne ganz gewöhnlich, wie alle Ausleger für ausgemacht annähmen, die letztern Zeiten. Diese Redensart aber werde mit jener verwechselt Jer. 49, 6. vergl. 48, 47. sey also synonymisch mit jener (oder, wie wir sagen wollten, jene hat einen sehr weiten und an sich unbestimmten Begriff) und beyde könnten mit einander verwechselt werden. Daher sage Dav. Kimchi jene sey beym Joel eben so viel, als diese, und das lehrt, schreibt Hr. D. Dresde, Petrus ausdrücklich. Aus der Menge der folgenden feinen Aufklärungen können wir nur wenig auszeichnen. V. 3. (oder 2, 29.) Ja auch über die Knechte und Mägde (Sklaven und Sklavinnen) will ich zu der Zeit meinen Geist ausgießen. Die Sklaven und Sklavinnen, deren die Juden von jeher viele hatten, waren von auswärtiger Abkunft. Und da auch diese mit unter denen begriffen werden, über welche der Geist des HErrn ausgegossen werden soll, so sieht man um so mehr, daß bey den vorhergehenden Worten über alles Fleisch keine Einschränkung gedacht werden solle. Apostg. 2, 18. steht dafür meine Knechte und meine Mägde, wie in der Alex. Uebersetzung, welches denn doch jenen Begriff, den der Hebr. Text darreicht, nicht umändern kann, sondern danach zu erkennen giebt, daß der HErr auch unter den Sklaven und Sklavinnen und unter allen, die von dem herrkommlichen Volke Gottes für nichts besseres angesehen, auch von Alters her von Gott selbst diesem Volke weit nachgesetzt wurden, solche haben werde, die Er sein nennen könne,

ne, vergl. Apostg. 2, 39. So weit hat zwar der Hr. Verf. bey der nöthigen Kürze, die eine Menge Sachen begreifen sollte, die Erklärung nicht ausgebildet. Sie läßt sich aber noch weiter ausbilden. Hat Petrus selbst gerade so geredet, und ist es nicht Lukas, der diese Worte so aus der Alex. Uebersetzung, wo man sollte nachschlagen können, herüber genommen hat, so könnte man vermuthen, daß die Alex. Uebersetzung an diesem Orte erst nachher diese Zusätze erhalten habe (solche Correcturen hat sie wenigstens ziemlich sicher an andern Orten erfahren) wiewohl diese Uebersetzer dieselben auch aus Jüdischer Denkungsart gemacht haben können, weil sie es etwa nicht wohl leiden mochten, daß auch ihre Sklaven und Sklavinnen so hoher Gaben gewürdigt werden sollten. Wenigstens aber ist das προφητευσουσι V. 18. gewiß von Petrus beygefügt, um anzuzeigen, daß von den Sklaven und Sklavinnen nicht weniger erwartet werden solle, als V. 17. von den Söhnen und Töchtern. Ehe denn der große und fürchterliche Tag des Jehova kommt vergleicht Hr. D. mit Mal. 3, 23. und zieht es denn, nach unsrer Einsicht mit Recht, auf die der im Großen ungläubig beharrenden Nation, bevorstehenden schrecklichen Gerichte, ohne deswegen die vorangehen sollenden Wunder und Zeichen am Himmel und auf der Erde anders zu nehmen, als die Worte nach dem Sprachgebrauche wollen, beruft sich also auf die auch in so fern glaubwürdigen Nachrichten des Josephus. Doch sind wir nicht abgeneigt, über diese Weißagung noch weiter führende Anmerkungen

gen

gen zu machen. Die weite sehr viel umfassende Bedeutung des קראבשם יהוה ist in dieser gelehrten Schrift nicht unbemerkt geblieben. Wir unterscheiden aber den ältern oder ursprünglichen Sprachgebrauch derselben von dem nach und nach erweiterten. Einem zweyten Specimen über diese Weißagung sehen wir mit Verlangen entgegen, welches doch vielleicht noch nicht auf nächste Pfingsten befriedigt werden kann, weil der Hr. V. nicht alle Pfingstprogrammen zu schreiben haben wird.

Die zweyte Schrift des gelehrten Hrn. D. Dresde, vom vorigen Jahre, die wir erhalten haben, ist Programm zum Michaelis-Feste und enthält Selectas obseruationes ad Genes. III, 15. ist zwar nur 2 Bogen stark, begreift aber viele Sachen, welche der Hr. V. überaus kurz zusammen zu drängen weiß, ohne damit undeutlich zu werden, unter andern, mit Beyhülfe der untergesetzten klein gedruckten Noten, gewiß der Vollständigkeit sehr nahe kommende Anzeigen der so mancherley Meynungen der Jüdischen und christlichen Ausleger, welche auch bey dem Pfingstprogramm nicht fehlen. Den Anfang macht wieder eine gründliche Kritik über den Text, wobey die Kennicottischen Varianten nicht fehlen. Schon aber S. 5. folgt die Exegese dieser Stelle, gegen welche als erste Verheißung von der Errettung und dem Erretter der Menschen betrachtet, sich nun eine Menge moderner Ausleger ganz fremd anstellen. Hr. D. Dresde legt klar vor Augen, daß, so offenbar darinn auch eine Verurtheilung des verborgnen

Ver-

Verführers liege, die zugleich Verheißung für die Menschen ist, dennoch die Ausdrücke, woraus sie besteht, bisher noch keine genügend genaue Erklärung erhalten haben. Und daß es nichts leichtes sey, eine solche zu geben, wird jeder wahre Kenner, der nicht gewohnt ist, überall geschwind fertig zu werden, zugestehen. Was wir zu diesem Zweck von dem Hrn. Verf. hier mitgetheilt finden, ist allemal sehr lehrreich und prüfungswerth. Da er aber selbst am Ende alle probos sacrarum litterarum doctores et interpretes bittet, die von ihm vorgetragene Auslegung zu untersuchen und bey erhaltener Gelegenheit ihr Urtheil darüber zu sagen, so erlauben wir uns dieses mit aller hochachtungsvollen Bescheidenheit desto leichter, so weit unser Raum es zuläßt. Das erste Wort איבה, bey den Alexandrinern ἔχθρα, will derselbe hier nicht von der Feindschaft selbst, sondern metonymisch von dem, was Feindschaft verursacht und nach sich zieht, verstanden wissen, wie schon Grotius wollte, und meynt, die ganze Redensart (teutsch gegeben) Feindschaft setzen zwischen ꝛc. interponere, erfordre diesen Sinn vergl. 1 Mos. 32, 17. Jos. 24, 7. 1 Sam. 7, 12. Ganz klar aber findet er diese Bedeutung von ἔχθρα Eph. 2, 15. 16. wo auch Niemand widersprechen wird; und eben aus dieser Stelle nimmt der Hr. V. seine Erklärung für 1 Mos. 3, 15. Diese Bedeutung des Einen Worts allein würde zwar, wie wir glauben, noch nichts entscheidendes für die Erklärung des ganzen ersten Evangeliums geben. Dennoch geben wir schon dabey einigen Zweifel zu erkennen. Die

Wörter שׂום und עשׂות bezeichnen oft so viel als facere, machen, wie gewiß der Hr. Verf. noch besser weiß, als wir. Und so meynen wir, Gott sage hier, er werde Feindschaft machen, verfügen, und so könne schwerlich etwas bey der Erklärung darauf ankommen, daß an einem andern, obgleich hiemit vergleichenswerthen Orte, dasjenige selbst, welches die verfügte Ursache von Feindschaft ist, ἔχθρα genennt wird. Die Schwierigkeiten, wenn gesagt werden soll, was unter dem Samen der Schlange und dem Samen der Frau zu verstehen sey, da nachher הוא nur Ein Individuum, im Gegensatz des Individuums Schlange, und wegen des Prädicats שוף, in Absicht auf den Gegenstand, Kopf der Schlange, bedeuten kann, mag Jeder selbst wahrnehmen und überdenken. Besonders aber über שוף macht Hr. D. sehr gelehrte philologische Anmerkungen, und zeigt, daß es besage aller Urtheilsangaben, nach seinem ersten und gewöhnlichsten Begriff terere, conterere bedeute, auch an diesem Orte nicht anders zu verstehen sey, und zwar, wie man denn ohnehin mit Ueberlegung nicht in zwey kurzen einander entgegengestellten Sätzen Einem Worte zwey Bedeutungen beylegen kann, in dem letztern, wie in dem erstern Satze. Er übersetzt: ille *caput tibi conteret, tu uero illius calcem.* Mit der philologischen Erklärung der einzelnen Worte und Sätze aber ist nur die Vorbereitung zur Erklärung dieser ganzen göttlichen Sentenz über die Schlange gemacht. Nun giebt der Hr.

V.

V. nach der Reihe an, was zu einer vollständigen Erklärung erfordert werde, nämlich man müsse zeigen 1.) Quæ Dei partes fuerint in disponenda inimicitia non serpenti modo aduersus mulierem, uerum huic quoque aduersus illum. 2.) Quid rei fuerit, inter serpentem et mulierem, illiusque et huius progeniem ab ipso Deo interponendæ eo consilio, ut mutua inter utrosque oriretur inimicitia. 3.) Quid causſæ fuerit, cur ea res soli mulieri eiusque proli, minime uero eiusdem marito euentura esset. 4.) Quid sibi uelit, non mulierem, sed huius prolem, unius serpentis, qui seduxisse Euam dicitur, minime uero huius prolis, *caput*, et uicissim serpentem illum solum, minime uero eiusdem progeniem, non mulieris, sed huius prolis, *calcem* contriturum esse. 5.) Quis tandem, contrito serpentis capite, inimicitiarum harum finis futurus sit. Man sieht leicht, daß ganz vornehmlich Num. 4. vielen angeblichen Erklärungen der Neuern entgegen stehe. Nun werden die mannichfaltigen Meynungen der Ausleger in genauer Ordnung kurz vorgelegt, und insgesammt, größten Theils mit augenscheinlichem Recht, für verwerflich erklärt. Die Gründe der Verwerfung werden meistens aus den eben ausgezeichneten Fragsätzen gezogen. Der zu letzt angegebene S. 14. ist folgender: Nullus denique omnium (interpretum) *modum finemque harum inimicitiarum* post contritum serpentis caput ex historia docere conatus est. Dies, meynen wir, passe nicht wider diejenigen, welche nicht glauben, daß der Kopf der Schlange schon zertreten sey, wenn gleich der Effect ihrer und ihres Samens

Feindschaft gegen die Frau und deren Samen schon eine große Einschränkung bekommen hat, welches aus der Geschichte, besonders aus göttlich historischen Nachrichten, zu beweisen stehe. Endlich trägt der Hr. Verf. S. 14. seine Erklärung in gewohnter vielsagender Kürze vor. Paulus Ephes. 2, 15. 16., schreibt er, scheine durch sehr ungewöhnlichen Gebrauch des Worts ἐχθρα auf 1 Mos. 3, 15. hingesehen, und durch Erklärung der wahren Bedeutung dieses Worts den ganzen Ausspruch aufgehellet zu haben. Hienach sey unter jener Feindschaft das Mosaische Gesetz zu verstehen, unter der Frau, nicht die Eva, sondern die Israelitische Gemeine (vergl. Gal. 4, 27. Jes. 54, 1.) unter der Schlange der Satan Offenb. 12, 9. unter dem Samen der Schlange die übrigen Völker, auch nach ihrer Bezeichnung Ephes. 2, 2. unter dem Samen der Frau im ersten Theile des Verses die dem Gesetz unterworfenen Israeliten, im zweyten Christus, ein geborner Israelit und dem Gesetz unterworfen Gal. 4, 4. ꝛc. ꝛc. Wir gestehen allerdings, daß diese Erklärung sehr fein ausgedacht, auch weit besser ausgebildet sey, als man dem ersten Anschein nach vermuthen kann. Doch wüßten wir es nicht leicht von uns zu erhalten, ihr Beyfall zu geben, wenn wir auch noch keine ganz vollständige andere und näher liegende Exegese für den göttlichen Ausspruch über die Schlange zu geben vermögen, ob sich gleich auf diese andre Art gleichfalls mehr leisten läßt, als man bey genauer Aufmerksamkeit aufs erste meynt. Ein Hauptgrund wider die gelehrte Dresdische Erklärung

klärung ist nach unsrer Meynung dieser, daß man 1 Mos. 3, 15. nicht wohl vermuthen kann, es sey hier so gänzlich von einer andern Frau die Rede, als von derjenigen, mit welcher Gott V. 12. geredet, und welche eben die Schlange als ihren Verführer bey Gott angegeben hatte, als worauf eben dieser Urthelsspruch Gottes über eben die Schlange erfolgte. Keinen gelehrten Theologen aber wird es gereuen, auch diese Schrift des Hrn. D. Dresde gelesen zu haben, da sie sich vielfach benutzen läßt.

Eine ganz schätzbare Schrift ist auch die Erklärung des drei und funfzigsten Kapitels Jesaiä abgefasset und herausgegeben von M. Johann David Riepke, Diakonus zu Schleusingen. Daselbst gedruckt und verlegt durch Christoph Günther. 1781. 8. 184 Seiten. Der gelehrte Hr. Verf. kennt die ältern und neuen Exegeten gleich gut, läßt sich aber durch die Mannigfaltigkeit ihrer Meynungen von dem richtigen Sinn, vornehmlich in der Hauptsache, nicht ableiten; am wenigsten finden Grotius und die moderne Denkungsart bey ihm Eingang. Nach einer Einleitung von 18 Seiten folgt stückweis seine Uebersetzung, Umschreibung und Erklärung des Texts von Vers zu Vers. In der Einleitung legt er dar, wer derjenige sey, von dem Jesaias hier weißage. Nach kurzer Erwähnung der Meynungen, welche den Esra, den Zorobabel, den Abraham, die Engel, den Moses, als Gegenstand dieser Weißagung haben angeben wollen, ohne die geringste Aufmerksam-

keit zu verdienen, zieht er 5 andere Erklärungen, nach welchen nämlich die so ausnehmend besondere prophetische Rede — den Jeremias — den König Josias — das Israelitische Volk — jeden Gerechten überhaupt — nach der einzig wählbaren aber den Messias betreffen soll, in Beurtheilung. Daß die Kleine Berlinsche Bibel ihre Deutung auf den König Hiskias stelle, führt er nachher S. 115 — bey Erklärung des V. 8. an, und giebt darauf geziemenden Bescheid. Bey einem bedächtigen Gelehrten, der ein Christ seyn will, kann kaum die Frage seyn, von welcher wichtigen Person der Prophet an diesem Orte rede. Der Hr. Verf. nennt uns erstlich mehrere alte Rabbinen, welche dies weißagende Stück vom Messias verstanden haben, und führt nachher einen dreyfachen Beweis dafür, daß es nur diese Deutung leide. Den ersten holt er aus dem Vorhergehenden vom Kap. 42 an; den zweyten gründet er besonders auf V. 11. des Kap. 53. selbst, auf die Worte gerechter Knecht; den dritten nimmt er aus den Büchern des N. T. wo die Apostel und Jesus selbst uns anweisen, diese prophetische Rede von Ihm, dem Messias zu verstehen. Eben den dritten Beweis erklärt er für den höchststärksten, und setzt hinzu: „Wen, als einen Christen, der „nicht überzeugt, der wird bey allen übrigen Beweisen aus dem Texte wohl ungerührt bleiben.“ Wir denken allerdings eben so. Denn, wer Jesum selbst und seine Apostel, bey seinem angeblichen Christenthum, so schlecht achtet, daß er meynen kann, der HErr sowohl, als seine Gesandten hätten

mit

mit Anführung und Deutung solcher Weißagungen gleichsam nur ein jüdisches Spiel getrieben, der wird allemal andere sogenannte Erklärungen dieser Weißagungen, mögen auch alle vernünftige Auslegungsregeln und alles gesunde Gefühl damit verleugnet werden, vorzuziehen sich erlauben können, oder zeigt sich vielmehr eben damit, als einen solchen, der lieber in gelehrter Wüstniß herumläuft, als gewissen und feststehenden Grundsätzen folgen will. Jedoch sollen wir nicht deswegen unterlassen, mit allem Ernst auf Beweisführung in Absicht der Deutung dieser Weißagungen auf Christum, auch ohne Berufung auf die rechtmäßige Lehrautorität Jesu und der Apostel, umzugehen. Unser Glaube an Ihn gründet sich selbst zum Theil auf Weißagungen, und soll durch Betrachtung und Vergleichung der Weißagungen mit der durch die nachherige Geschichte erfolgten Erfüllung immer mehr Stärke und Freudigkeit erhalten. Zweytens sollen wir durch Vorhaltung der Weißagungen von Christo auch zur Bekehrung der Ungläubigen beyzutragen suchen. In beyderley Rücksicht müssen wir bey der Deutung dieser Weißagungen nicht vornehmlich die Lehr-Autorität Jesu selbst und seiner Apostel zum Grunde setzen, ob wir uns gleich dadurch erinnern und aufmerksam machen lassen können und sollen, sondern wir müssen uns selbst als Exegeten des A. T. zeigen. Hierauf beruhet sehr viel; die modernen Geister merken desfalls bey den Orthodoxen eine Schwäche, worüber sie triumphiren zu können sich einbilden; und es läßt sich in diesem Fache bey fortgesetztem Studiren

der Bücher des A. T. und regelmäßigem Nachdenken weit mehr leisten, als gewöhnlich geleistet wird. Der gelehrte Hr. Verf. wird es auch desto weniger in Abrede seyn wollen, da er selbst anführt, daß schon viele Juden durch Betrachtung eben dieser Weißagung zu Christo bekehret worden sind. Regierende und beywirkende göttliche Gnade hat man dabey nie auszuschließen. Durch dieselbe aber wird eben der Verstand gehörig — auch auf die vorhandenen Beweisgründe gerichtet. Bey den Weißagungen hat man den Sinn derselben an sich, und, wenn dieser nicht von selbst klar ist, die Erklärung oder Auslegung von der Deutung derselben zu unterscheiden, wenn zu vermuthen stehet oder für bewiesen angenommen werden kann, daß sie schon zur Erfüllung gelangt sind. In Ansehung der Weißagung Jes. 52, 13 — 53, 12. (Denn die letztern Verse des Kap. 52. gehören dazu, und Hr. R. hat sie nicht übersehen) dürfte man nur gleichfalls fürs erste durch bloß philologische Erklärung ihren wahren Sinn zeigen und wider elende Auslegungen der Worte und Redensarten in Sicherheit stellen, so würden sogleich von selbst alle falsche Deutungen, d. h. Anpassungen dieser Weißagung auf geschichtliche Personen, ihre Handlungen und Schicksale, welche nicht gemeynt seyn können, wegfallen, nur die richtige würde übrig bleiben, und diese müßte denn, eben wegen ihres genauen Zutreffens, für die richtige erkannt werden, von allen, deren Verstand und Herz der Wahrheit offen ist. Der Hr. Verfasser ist den gewöhnlichen Weg gegangen.

Doch

Doch hat er immer etwas nicht ganz gemeines geleistet, auch hier und dort eine brauchbare Beobachtung gemacht, zur Aufklärung der Kennzeichen der Messianischen Weißagungen, z. B. in den Psalmen, wo mehrmals in einem feyerlichen Ton von dem Jehova etwas wie angekündigt wird, als für spätere Zeiten gehörig, welches doch für alle Zeiten für bekannt anzunehmen gewesen wäre, wenn dabey Gott überhaupt, ohne nähere Bestimmung, als Subject gedacht werden sollte. So spricht er S. 156 davon, daß sich der Sohn Gottes, seiner ganzen Person nach, wie sie nicht nur Gott, sondern auch Mensch ist, auf eine besondre Art das Eigenthumsrecht über die Erde erworben habe. „Daher, schreibt er, kommen die verschiedenen Redensarten bey den Propheten: Der „HErr ist König, des freue sich das Erdreich, und seyen frölich die Inseln und was „drinnen ist Ps. 97, 1. In seiner Hand ist, „was die Erde bringet, und die Höhen der „Berge sind auch sein — Ps. 95, 4. 5. Wozu alle diese besondere Redensarten? Kann „auch Jemand zweifeln, daß Gott nicht Herr in „seiner Schöpfung, daß nicht alles sein Knecht „sey? Ps. 119, 91. (Hebr.) und doch wird das „so emphatisch behauptet —“ Es lassen sich noch andere Bemerkungen von ähnlicher Feinheit machen. Die erste angeführte Stelle aber (der HErr wird als König herrschen) ist bis jetzt noch weißagend vergl. Offenb. 10, 15 — 17 — u. a. O. Ueber manche Erklärung des Hr. Verf. möchten wir wohl einige Einwendungen machen,

wenn nicht eben der Raum zu enge wäre. Doch wenigstens Eine bringen wir bey. Bey Vergleichung Jes. 53, 4. mit Matth. 8, 17. S. 69 — schreibt er, Matthäus nehme die Schwachheiten und Schmerzen in physikalischem Verstande, der Prophet hingegen im moralischen. Das wäre denn doch im Grunde so viel, als der Apostel habe hier eine Accomodation gemacht. Gewiß aber sind bey dem Propheten nicht bloß etwa so zu nennende moralische Schmerzen zu denken; oder womit wollte mans beweisen? Der große Stellvertreter, von dem er redet, hat ja eben so gut die heftigsten physikalischen Schmerzen, auch nach der Beschreibung des Propheten, erlitten. Vielmehr hat man bey diesen Worten alles zu denken, was Krankheit und Schmerz genennt zu werden verdient. In Absicht auf die Krankheiten wird das Wort נשׂא gebraucht, dessen eigentliche Bedeutung ist wegnehmen, obgleich sehr oft das verwandte Tragen zugleich damit verbunden wird. Dasjenige, was Matthäus eben berichtet hatte, und noch ferner von heilenden Wundern Christi berichtet, war ein Theil der Erfüllung jener Weißagung. Christus hat die Strafen unsrer Sünden auf sich genommen. Eine Folge hievon, unter geziemenden Bedingungen von unsrer Seite, sollte diese seyn, daß er auch in Ansehung der leiblichen Krankheiten der Arzt der Gläubigen wäre. So bewies er sich ehedem sogleich bey seinem öffentlichen Wandel auf Erden — und sollen wir uns nicht bis jetzt von ihm auch in leiblichen Krankheiten Hülfe versprechen können? Nur ist diese

seine

seine Hülfe jetzt, wie auch vormals unter den Israeliten 2 Mos. 15, 25., vielmehr und meistens nur Gegenstand des Glaubens, da sie zu der Zeit seiner sichtbaren Gegenwart im Fleisch Beweisthum für denselben war, ob Jesus gleich gewöhnlich schon auch im Voraus Glauben forderte. Bey V. 9. hat Hr. R. sich bemühet, alle verschiedene an Tag gekommene Exegesen zu sammlen. Ohne allen zurück behaltenen Zweifel aber fällt er derjenigen bey, die sich, so bald man sie hört, empfiehlt, und übersetzt diese Stelle: Man bestimmte ihm zwar sein Grab bey den Gottlosen, aber bey einem Reichen war er in seinem Tode — Wir würden uns getrauen, zu übersetzen! — wie ein Reicher — da die Hebr. Partikeln, die das mit anzeigen, sehr gewöhnlich auch zur Bezeichnung der Gleichheit oder Aehnlichkeit gebraucht werden.

Eben zu der Zeit, da die letzten trübseligen Verwirrungen des kleinen Staats Genf in den politischen Zeitungen ein Hauptartikel waren, hat Hr. D. Hegelmaier in Tübingen der theologischen Gelehrsamkeit die im J. 1777 herausgekommene Dissertationem Critico-Philologicam de Christi Deitate des weit genug bekannten Hrn. Jac. Vernet, mit untergesetzten meistens beurtheilenden Anmerkungen, von Neuem mitgetheilt, unter dem Titel: Jacobi Verneti, Theologi Genevensis, de Deitate Jesu Christi nouam, quæ uidetur, hypothesin examinat D. Tob. Godofr. Hegelmaier. Tubingæ, litteris Reissianis. 4. 120 Seiten. Daß unter der Geistlichkeit zu Genf der Socinianismus viele

Freunde

Freunde habe, ist eine sehr alte Klage, welche doch aber vornehmlich durch die Französische Encyclopädie T. XV. Th. II. Art. Geneve von Hrn. d'Alembert wie von Neuem ins gelehrte Publikum gebracht worden ist. Bekanntlich wurde von Genf aus im J. 1758 wider diese Nachricht protestirt, und Hr. D. Hegelmaier meynt von glaubwürdigen Zeugen zu wissen, daß diese Vernetische Schrift eine apologetische Absicht habe. Nicht also bloß deswegen, weil sich Hr. Vernet einen bedeutenden Namen erworben hat, wurde er schlüssig, dieselbe bekannter zu machen, und prüfende Anmerkungen hinzu zu setzen. Was ist nun der Vernetische Glaube von der Gottheit Christi? Es ist ein ganz besonderer, wonach man den Urheber zu keiner der bekannten alten oder neuen Partheyen zählen kann; und immer noch ist er auch in dieser Schrift nicht hinlänglich zur Befriedigung der gelehrten Neugierde vorgetragen. Hr. V. will durchaus dafür angesehen seyn, daß er sich allein an die heil. Schrift (mit Hinzunehmung der ältesten Kirchenväter) halte, und wirklicher oder angeblicher Philosophie hiebey gar nichts einräume. Verschiedene Sätze, z. B. die eigne Personalität der höhern Natur Christi, wider allen alten und neuern Sabellianismus, zeigt er auch sehr gut. Doch ist allemal sehr leicht wahrzunehmen, wie stark er sich demungeachtet von eingebildeten Einsichten, die keinen andern Namen, als den der Philosophie führen können, leiten lässe. Wir wollen seine vornehmsten Behauptungen, ohne die Abhandlung selbst nach der Ordnung der

§.

§. §. zu recensiren, auszeichnen. Hr. V. hält also Christum für weit mehr, als für einen (bloßen) Menschen, und schreibt ihm eine höhere Natur zu. Er rechnet dieselbe §. XII. zur coelesti hierarchiæ und druckt sich weiter so aus: nempe — aliquid de persona Christi existebat dudum ante eius in terris natales, ilicet *Mens* sanctissima, et plus quam angelica, immo *diuina*, eo sensu qui deinde explicabitur: quæ *Mens* ab summo Deo seu *Jehoua* oriunda erat, apud illum manens, et in suo gradu *unica*; ab illo personaliter seu *numero* distincta; natura autem et uoluntate coniunctissima planeque subordinata; qualis natura non potuit melius humano sermone designari, quam insigni illo titulo *unigeniti ac dilectissimi Filii Dei.* §. XXIV. wird gesagt personam illam, utut eximiam, minime tamen patri æquiparandam esse, immo tum natura, tum uoluntate et obedientia, inferiorem ac subiectam. Daß er dieser höhern Natur einen Anfang des Daseyns und Endlichkeit zuschreibe, ist überall klar. Er sagt aber, sie sey älter, als die Welt und die Engel §. XXXIII. utpote cuius ministerio naturæ ipsæ angelicæ factæ essent — §. XXXIV. verneint er dennoch schlechthin, daß diese Natur unter die geschaffnen Dinge gehöre (unterscheidet sich also von den Arianern), er werde von den Aposteln πρωτοτοκος, und nicht πρωτοκτιστος, genannt, womit sie vorausgesetzt hätten, sein Ursprung habe etwas verborgenes und besonderes, das ihn von den erschaffenen Dingen, auch die Engel nicht ausgenommen, unterscheide. Wenn gefragt werde, auf welche Weise er also geboren oder gezeugt

zeugt sey, so antworte Er, wir wüßten es nicht, weil es zu den Geheimnissen Gottes gehöre, die er nicht habe offenbaren wollen, weil sie die heilsame Lehre nichts angiengen. Wenn er aber angab, diese hohe Natur sey plus quam angelica immo *diuina*, so scheint er in der Erklärung mit sich selbst nicht einig zu seyn. Er redet von einer Mittheilung uirtutum diuinarum, attributorum diuinorum, will dabey oder außerdem die Bedeutung des Worts θεος, ohne Artikel, wo es von Christo gebraucht wird, auch sogar 1 Joh. 1, 1. herabstimmen, weil die Bedeutung des Hebr. אלהים so weit sey, daß sie auch die Engel unter sich begreife; und meynt sogar an diesen Orten Französisch dafür setzen zu dürfen, un Dieu, oder unserm Gehör zu gefallen, un Etre divin, une personne divine. Diese abweichenden Besonderheiten müssen nothwendig Folgen von Wichtigkeit nach sich ziehen. Hr. V. konnte nicht umhin, auch von der Menschwerdung zu reden. Da sagt er, diese höhere Natur habe humanitatem angenommen, angezogen, und redet auch übrigens mit solchen Worten von der Menschwerdung, wie wir. Anstatt aber eine Vereinigung der höhern Natur Christi mit einer vollständigen Menschheit, aus Leib und Seele bestehend, vorstellig zu machen, legt er diese höhere Natur Christo statt der menschlichen Seele, also als Seele, bey, wie an vielen Orten ganz klar ist, obschon Hr. Hegelmaier fast noch zweifelhaft davon redet. Dagegen lassen sich aufs leichteste die unwiderleglichsten Einwendungen machen. Man denke sich nur einmal z. B. den

Engel

Engel Gabriel, als Seele eines eben gebornen und wachsenden Kindes. Die Vorstellung also, die Hr. V. von dem Wachsthum Jesu an Weisheit giebt, ist, philosophisch oder nur natürlich nach dem gemeinen Menschenverstande betrachtet, die elendeste unter allen. Dies allein hätte ihn erinnern können, daß er auf falschem Wege sey, wenn er nicht bey großen Irrthümern, die Person Jesu Christi, und was davon abhangt, betreffend, ein Greis geworden wäre. Von dem heiligen Geiste schweigt er gänzlich, zur Befremdung gewiß aller, die mäßig wissen, worauf die Lehre von der Dreyeinigkeit ankommt. Wenn über den heil. Geist nach eben den hermeneutischen Regeln geurtheilt werden soll, wonach Hr. V. die Persönlichkeit des λογος beym Johannes, als bis zum Augenschein gewiß darlegt, so steht an der Persönlichkeit des heil. Geistes eben so wenig mit Ueberlegung zu zweifeln. Nun kömmt doch allerdings zur Beurtheilung der Gottheit des Sohnes etwas darauf an, was es mit der Gottheit des heil. Geistes für eine Bewandniß habe, ob ihn Hr. V. gleichfalls für ein eigentlich allemal undenkliches Mittelding zwischen dem wahren eigentlichen Gott und zwischen den Geschöpfen halte, oder für etwas zu der wahren Gottheit selbst gehöriges. Dies letztre ist in der heil. Schrift durchaus klar; was darinn dem heil. Geiste beygelegt wird, wird eben damit Gott selbst beygelegt, und wovon gesagt wird, daß es der heil. Geist thue, davon wird per id ipsum schon gesagt, daß es Gott selbst thue. Kein mäßig gelehriger, von Vorurtheilen

theilen freyer Bibelleser kann das verkennen. Wie nun denn? da der Sohn seine Stelle zwischen dem Vater und dem heil. Geiste hat, und der heil. Geist auch genennt wird der Geist des Sohnes, den Er den Aposteln beym Anblasen ertheilte ꝛc. ꝛc. Ohne alle Kritik konnten wir die Vernetische Schrift nicht anzeigen. Die Hegelmaierschen Anmerkungen dazu sind von sehr gutem Werth, wie Jeder ohnehin erwarten wird. Doch haben wir hin und wieder bey dem Vernetischen Text eine Anmerkung vermißt, die Hr. D. Hegelmaier zu machen aufs leichteste im Stande gewesen wäre. Was hätte es auch schaden können, wenn anstatt 15 Bogen, 16 oder 17 Bogen sodenn zu drucken gewesen wären? Wunder aber hat es uns nehmen müssen, daß, da Hr. V. mit aller Sicherheit an mehrern Orten wie für bekannt annimmt, daß nur der Vater Jehova genannt werde, und §. XLIII. S. 104 dreust schreibt: Nimirum *Jehouæ* nomen, seu *Dei summi*, τὸ Θεὸς, cum sit incommunicabile, *Patri* proprium manet — es hat uns, sagen wir, Wunder nehmen müssen, hierüber keine kritisirende Anmerkung zu finden. Denn es lassen sich ja sehr viele Stellen in den Büchern des A. T. aufweisen, wo es in die Augen hell einleuchtet, daß nicht bloß Eine Person diesen Namen führt; und bey Vergleichung der Neutestamentischen Schriften (selbst so gar, wenn man Accommodationen gelten lassen wollte) bleibt immerfort klar, daß von Christo dasjenige gelten soll, was dort von einer Person Jehovah gesagt wird, die von einer andern Person Jehovah unterscheidend dargestellet ist. Wir mey-

meynen wenigstens, daß die Leser hieran zu erinnern gewesen wären, da es längst nicht wenige protestantische Theologen giebt, denen man nicht wohl zutrauen kann, daß sie die Bücher des A. T. noch wirklich lasen, oder nach allerley Aeußerungen ansehen kann, daß sie dieselben nie zum Gegenstand ihres Studirens gemacht haben. Bey so rühmlichen Ernst, den Hr. D. Hegelmaier macht, die gesunde evangelische Lehre zu vertheidigen, kann er nie in den Verdacht kommen, als ob er indifferent gegen Wahrheit und Irrthum wäre. Wir sind auch keine Rathgeber dazu, daß man nach alter Art polemisiren, drauf und drein schelten und schimpfen solle. Doch meynen wir, daß man leicht durch modische Verbeugungen und Lobpreisungen der Gegner der gesunden Lehre, an fremdem Bösen Antheil nehmen und ein der Wahrheit nachtheiliges Beyspiel geben könne. Hr. H. lobt an einigen Orten Hrn. V. mehr, als Grund dazu da ist, und findet sich doch nachher genöthigt, etwas zu sagen, wodurch jenes Lob wenigstens großen Theils weggewischt wird. Wozu war jenes nöthig? Es ist auch damit bey der modernen Welt kein Dank zu verdienen. Manches Lob auszutheilen, würden wir uns zum Gewissen machen, selbst in Absicht auf Männer, denen wir das Gegentheil von solchem Lob noch nicht hinschreiben können. Das bescheidenste Lob, welches Hr. H. dem Genfischen Bestreiter der wahren Gottheit Christi gegeben hat, finden wir S. 118. Nobis quidem, schreibt Hr. H., saluo aliorum iudicio ea stat sententia, serio ac pie VERNETVM de noua ratione cogitasse — Wenn

uns nun unser etwa anderes Urtheil gleich frey gelassen wird, so fragt sich doch, ob Hr. H. durch ein so gutes Urtheil kein nachtheiliges Exempel gebe, und in so fern dürfen wir, nach christlichem Bruderrecht, in Liebe darüber kritisiren. Pie; und doch ist Hr. V. durch diese Untersuchung zur Ableugnung und Bestreitung der wahren Gottheit Christi gekommen, von welcher Hr. H. so wohl überzeugt ist, und zu ganz abentheuerlichen Vorstellungen, wie Hr. H. selbst entweder zu erkennen giebt, oder leicht eingestehen wird. Und Gott ist getreu! Was hatte Hr. H. für Ursache, ein solches Urtheil von sich zu geben? Eins noch zur Erläuterung. Hr. V. glaubt nicht nur mit so vielen Neuern S. 39. daß Christus einmal ganz aufhören werde, zu herrschen, sein imperium sey transitorium (S. 98.) gerade der Schrift entgegen, und er sey vielleicht zu andern Dingen nachher bestimmt, die uns nichts angiengen. Nun meynen wir, wer Jesum Christum lieb habe (und das gehört doch nothwendig zur christlichen Frömmigkeit) dem müsse es in der Seele schmerzen, denken zu sollen, daß er einmal ganz von Ihm getrennt seyn werde, wie es Recensenten beym Lesen dieser trocknen Vernetischen Aeußerungen gieng, von Ihm, der seinen Aposteln zum Trost es sagte, daß, wo Er seyn werde, auch sie seyn würden — Wir machen auch nicht nur Schlüsse von unsrer Empfindung her, sondern vielmehr Schlüsse aus dem Wesen der Liebe, wenn wir meynen, diese Vernetische Meynungen werden mehrere wahre Christen betrüben, die sie lesen — und so kann denn

Hr.

Hr. H. zu dieser Betrübung durch die doch zu nichts dienende Mittheilung seiner vortheilhaften Urtheile über Hrn. V. noch mehr hinzu gethan haben. Noch eins! Vernet meynt gar, daß seine Lehre von der Gottheit Christi der Absicht der Nicänischen Synode nicht entgegen sey. Das wundre auch keinen! Warum sollte sich das Nicänische Bekenntniß nicht eben so leicht auf diese Meynung mißdeuten lassen, als so viele und klare Stellen der heil. Schrift. Freylich aber ist wahr, daß V. bey weitem besser mit der heil. Schrift umgehe, als viele andre, namentlich, wie Hr. H. zeigt, Hr. Teller. Denn er ist kein Naturalist, und besser, als die Socinianer, auch, wie man etwa sagen kann, besser, als die Arianer.

Die Steinbartische Großthuerey wird immer noch gezüchtigt; und daß zur Heimweisung derselben nicht eben viel Weitläuftigkeit, ja nicht einmal polemische Absicht und Rüstung, erfordert werde, beweiset folgende kleine Schrift: **Etwas zur Beruhigung und Verwahrung gegen die dreiste Anpreisung einer fälschlich sogenannten Glückseligkeitslehre des Christenthums, in welcher die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi fehlt. Nebst einem Glückwünschungsschreiben an Herrn Professor Eck in Leipzig, beym Antritte des öffentlichen Lehramts der Moral und Politik, von M. Johann Traugott Mangelsdorf, Pfarrern zu Löbnitz und Döbern in der Delitzscher Inspection.** Leipzig bey A. F. Böhme 1782. gr. 8. 51 Seiten. Hr. M. Mangelsdorf (ein Schwager von

Hrn. Prof. Eck, und, wo wir nicht irren, ein Bruder des bekanntern Hrn. M. Mangelsdorf vor kurzem noch in Halle, und nun Prof. der Gesch. in Königsberg) versteht sehr wohl, worauf die Beurtheilung der Steinbartischen und vieler andern Naturalisterey ankommt, und kennt dabey überhaupt das neue Reformationswesen bestens. Einen Vorzug vor andern Vertheidigern der stellvertretenden Genugthuung giebt ihm dies, daß er richtige, nicht nur concrete, sondern aufgelöste Begriffe von der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, und hiemit auch von den göttlichen Strafen hat, die in ganz eigentlichem Verstande Strafen genannt werden, also in diesem genauen Verstande genommen, keine andere Absicht haben, als daß an Sündern geschehe, was Recht ist. Auch schon allein aus dieser Ursache wünschen wir Hrn. M. viele Leser. Nach einer Vorerinnerung, welche von der gegenwärtigen Lage der Theologie redet, macht er zwey Abschnitte, deren Ueberschriften wir hersetzen: Erster Abschnitt. Wider solche Anstalten und Grundsätze, welche die Ausbreitung des fälschlich sogenannten Christenthums erleichtern sollen. Zweyter Abschnitt. Wider die Behauptung, als ob die reine Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums vornehmlich die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi nicht in sich fassen dürfe. Nach einer abermaligen Vorerinnerung folgt hier Erster Satz. Die stellvertretende Genugthuung Christi ist in der Schrift gegründet. Anstatt

dessen

dessen hatte Hr. Steinbart die unerklärliche Dreistigkeit (wenn er will, kann er sich auf Hrn. D. Semler berufen) zu schreiben, „es sey unbegreiflich, „wie unter Christen die ganz widerchristliche The„orie von einer satisfactione vicaria — habe auf„kommen können — Anselm von Canterbury ha„be dieselbe gegen Ende des 12. Jahrhund. aufge„bracht —“ So was können zeither nur Bahrdt, Steinbart, und gerade solche Consorten schreiben. Zweyter Satz. Die stellvertretende Genugthuung Christi ist nicht vernunftwidrig. Hier ist eben die Erklärung des richtigen Begriffs von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes zu lesen. Dritter Satz. Die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi ist ein wesentlicher Theil der rechten Glückseligkeitslehre. Hier zeigt Hr. M. viel gute praktische Einsichten in die christliche Heilsordnung, lehrt unter andern, wie ein erwecktes Gewissen ohne diese Lehre nicht zu befriedigen stehe (eine Hauptsache des sel. Luthers, die nur Männer, wie Hr. Steinbart, unbedacht lassen können, weil sie nicht wissen, was erwecktes Gewissen ist) und daß bey derselben es auch Bekehrungen auf dem Sterbebette geben könne, welches letztre gleichfalls und bis dahin ein antisteinbartischer Satz ist, daß Hr. St. durch Ableugnung desselben, und durch weitere Folgerungen sogar auch neue politische Gesetze veranlaßt hat.

Nicht so ganz den Regeln der gelehrten Ehrlichkeit gemäß ist ins Publikum gekommen Theologischer Briefwechsel eines Laien. Ueber die Versöhnung unsers Planeten und anderer

Welten mit Gott durch Christum. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1782. 8. 142 Seiten. Ein Ungenannter hatte unterm 24. Jänner 1778 an mehrere bekannte Gottesgelehrte und Geistliche von ganz verschiedener Denkungsart ein Schreiben herumgesandt, darinn er einen, wie ihm dünkte, wichtigen Zweifel wider die Hauptlehre des Christenthums, von der Versöhnung der Sünden der Menschen durch Christum, eröffnete und sich Auflösung desselben erbat, welche nach Worms an einen genannten Kaufmann geschickt werden sollte. Dieses Schreiben nun zusammt allen erhaltenen Antworten, ohne den Herren Verfassern diese Absicht vorher bekannt gemacht zu haben, hat er unter dem obigen Titel drucken lassen. Er erzählt darinn fürs erste den Gang seiner Religion und seines Studirens, woraus man allerdings sehen kann, wie leicht sein Gemüth wankend und ganz unstät gemacht werden konnte. In seinem 12ten Jahre nämlich war er voll frommer Empfindung — las Arndts Paradiesgärtchen. Im 15ten hatte er, nach seinem Ausdruck, einen ziemlichen Hang zur Schwärmerey, und war, was man einen Pietisten nennt — und wußte hinterher selbst nicht, wie er diesen Zustand beurtheilen sollte, da er nie melancholischen Temperaments gewesen war. Andere werden denn doch gar wohl urtheilen können. Wär er von da an bemüht gewesen, weitere wahre Belehrung unter der Leitung des Geistes Gottes zu suchen, so würde seine Ueberzeugung gewiß eine veste Gründung bekommen haben. Er fieng aber nachher an, so

hin

hin zu leben, wie die meisten Jünglinge pflegen, studirte dabey Sprachen, vornehmlich der Alten, mit allem Ernst — las gern die etwas schwärmerischen Dichter, den Tod Abels, Chronegks Werke ꝛc. Wielands prosaische Schriften, und wandelte mit diesem auf einsamen Spatziergängen unter den Sphären und Seraphinen herum — auf der Universität war eins seiner ersten Bücher Sulzers Betrachtungen über die Natur, woraus er den ersten wahren Begriff von unzähligen Sonnen und Welten erhielt — bald aber gab ihm (wir müssens glauben) ein Geistlicher auf dem Lande Voltairs Dictionaire portatif, wodurch er an der Religion zweifelhaft wurde, doch ohne andere Schriften wider die Religion zu lesen, aber auch ohne auf Zerstreuung seiner Zweifel umzugehen. Etwa 2 Jahre nachdem er mit dem genannten Voltairischen Buche bekannt geworden war, ob er es gleich nicht weiter bey der Hand hatte, betrachtete er des Nachts aus dem Fenster den gestirnten Himmel, und Wielands Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen fiel ihm ein. Dies führte ihn auf andere Weltkörper. „Es „müssen, dachte er, Geschöpfe darauf seyn, Ge„schöpfe mit Verstand und Willen begabt — „Sie müssen entweder ganz tugendhafte Menschen „seyn oder sie sind auch gefallen. Soll ich glau„ben, daß alle andere Menschen anderer Weltkör„per uns beschämen? Soll ich annehmen, daß „von zehntausend Welten nur die unsrige gegen „Gott rebellisch ist? Wie unwahrscheinlich! Also „sind unter 10tausend Welten, ich will nur sagen,

„zwey — in gleichen Umständen mit uns. Sie „haben Gott beleidigt. Sie beleidigen ihn täglich, „sie müssen also auch mit ihm ausgesöhnt werden. „Wer söhnt sie mit Gott aus? Sie sich selbst? „Aber warum sagt man denn uns: der Mensch „könne Gott nicht versöhnen? Also müssen sie „auch einen Mittler haben. Wer kann der Mitt„ler anders seyn, als der unsrige? Mithin söhnt „Christus auch jene Menschen mit seinem Vater „aus! Gut! aber ohne Blutvergießen ge„schiehr keine Vergebung. Christus ist also „auch für eine, zwey andere sündige Welten ge„storben, und hat in jenen eben die Schicksale ge„habt, wie bey uns. Christus ist daher ein, zwey, „dreymal geboren worden, jetzt in unsrer Welt, „dann in der zweyten, dann in der dritten, und ist „auch ein, zwey, dreymal gestorben. Und das „zu behaupten, mein Herr, scheint mir ganz ab„surd. Und doch fließen, so viel ich einsehe, alle obi„ge Folgen richtig aus einander ꝛc. ꝛc.“ Das ist nun der Einwurf wider die christliche Religion, womit der ungenannte Zweifler sich erst lange Zeit herumgetragen hat, wenn man seiner Versicherung glauben soll. In dieselbe möchte man nun zwar wohl desto mehr Zweifel setzen, nicht nur weil der Einwurf selbst sich so gar leicht als ganz unstatthaft erkennen läßt, und die Voraussetzungen die augenscheinlichsten Schwächen haben (selbst die, daß ohne Blutvergießen keine Vergebung geschehe, wiefern sie sich weiter als über Adam und seine Nachkommen, d. h. die Menschen, erstrecken soll, nicht ausgenommen), sondern auch, weil

weil der Zweifler ein so gemischtes Allerley von Theologen und Geistlichen oder Ungeistlichen um Auflösung desselben gebeten hat. Inzwischen giebt es auch sonderbare Zweifler, auch solche, die ihre Zweifel vorlegen und beantwortet wünschen, ohne je bey verständigen Jahren aus der Religion Ernst gemacht und sich um genaue Kenntniß derselben beworben zu haben. Daß der Ungenannte wenigstens in diese flüchtige und leichtsinnige Classe gehöre, giebt seine Art, sich auszudrücken, hinlänglich zu erkennen. Wie wir selbst über die Sache denken, haben wir bey Gelegenheit der Religion des Philosophen ꝛc. im v. J. St. 3. S. 381 — gesagt. Hier nun sind Antworten auf das zweifelsvolle Schreiben des Ungenannten zu lesen 1.) von Hrn. D. Semler. Wie müßte er nicht der erste seyn? Er hat auch desto lesenswerther geantwortet, weil er es allein zu seyn meynte, der um eine Antwort gebeten sey, auch wohl nicht befürchtete, daß seine Antwort gedruckt werden würde. Er lehrt den Mann, daß es nicht nothwendig sey, eine Versöhnung zu glauben; der Begriff davon sey im N. T. noch nicht so bestimmt entwickelt, als die Christen nach und nach ihn unice zu bestimmen, und sich dadurch in äußerliche Partheyen zu trennen angefangen hätten ꝛc. Er (der ungenannte Zweifler) wisse auch ohne Zweifel, daß es noch viele Christen gebe (Socinianer, denn was helfe es, wenn manche ihnen nomen Christianum absprächen? es würden doch nicht Juden oder Heiden) welche diesen Begriff als eine Jüdische levitische Redensart nicht proprie annähmen ꝛc. Bey

Hrn. S. hat also der Zweifler nicht gefragt, was wahr sey, sondern, wie man geruhig seyn könne, es möge wahr seyn, was will. Schon vorher aber S. 16. zu desto besserer Vorbereitung hatte der Hr. Doctor geschrieben: „Voltaire — ich „habe nicht sehr viel von ihm gelesen. Ich gestehe „Ihnen aber, es fällt mir oft ein, was David von „Simei sagt: Laßt ihn fluchen, der Herr hat es „ihn geheißen. Er führt freylich zu Zweifeln, wie „Bayle ꝛc. aber woran zu zweifeln? ꝛc.“ Und schon weiter vorher hatte Hr. S. erzählt, auch der vortreffliche Sulzer habe einige Zweifel wider die äußerliche Kenntlichkeit und Historie der Christen in der alten Zeit gehabt, womit derselbe gegen ihn vor 2 oder 3 Jahren in Leipzig in einer großen Gesellschaft vertraulich herausgegangen sey, und zum Glück habe er ihn gleich heraus helfen können durch den sonst so bekannten Brief des Plinius. Da Hr. S. auch auf seine Institut. ad doctrin. Christ. liberaliter discendam verwiesen hatte, so ist daraus S. 21 — ein langes Stück hier abgedruckt. 2.) von dem sel. D. Zickler in Jena. Dieser hat sehr systematisch geantwortet, und Col. 1, 20. hieher gezogen. 3.) von einem Ungenannten, welcher ziemlich liberal, zum Theil treffend, überhaupt aber sehr eilfertig und zufahrisch drauf hingeht, auch gar von Staatsabsichten und Staatsmaximen Gottes redet. 4.) von Hrn. O. C. R. Teller, zum Theil hypothetisch, und allemal mit eben so großer Einbildung, als schlechter Uebersicht der Sachen philosophirt. 5.) von Hrn. O. C. R. Spalding, wie man sich vorstellen kann,

matt

matt und kraftlos. Er steht in der dreisten Meynung, die Vernunft, als Werkzeug, werde von den Altgläubigen schlechthin verachtet, setzt die Zurechtbringung der Begnadigung vor, wie das Neue Berl. Gesangbuch, und empfiehlt dem Zweifler die Lesung und Prüfung mancher hieher gehörigen und überhaupt die Religion betreffende Schriften, die ihm aus Journalen und gelehrten Nachrichten nicht unbekannt seyn könnten. Viel Trost! Man würde es nicht glauben, wenns nicht da stünde. Nun wird sich der Ungenannte in Zeitungen und Journalen umgesehen haben. 6.) von Hrn. D. Less. 7.) von Hrn. C. R. Walch, der sich am besten über Hebr. 9, 22. erklärt, nämlich nicht, daß Paulus κατ' ἀνθρωπον disputire, sondern, daß er lehre, die levitische Versöhnung habe deswegen nicht ohne Blutvergießen geschehen sollen, weil wir die Versöhnung wegen des Bluts Christi erreichen. Der Satz aber erstrecke sich nur über die Menschen, nicht auch über andere Weltkörper. Er giebt auch gute Gleichnisse zur Erläuterung an die Hand. 8.) von Hrn. D. Miller, der sich auch auf sein Religionsbuch beruft, daher aus demselben nachher mehrere Stellen mitgetheilt sind. 9.) von Hrn. Past. Göze in Hamburg, ganz gut, nur für den Zweifler minder süß. Doch wollte ers wohl nicht besser. 10.) von Hrn. Lavater. Mehrere wollen längst bemerkt haben, daß Hr. L. zwar Jesum Christum, als HErrn, und die göttlichen Gnadenwirkungen, aber keine Versöhnung zu erkennen scheine, und diesen Anschein findet man auch hier.

hier. Uebrigens würde man Hrn. L. kennen, wenn auch sein Name ungenannt wäre. 11.) von Hrn. Prof. Garve. So wenig er Theologe seyn will oder ist, so ist doch wider unser Erwarten dies Schreiben mehr christlich theologisch, als die meisten übrigen, ernstlich zurecht weisend, auch die leichtsinnige Sprache des Zweiflers rügend. Er empfiehlt zum Schluß die Anweisung Pauli: der unnützen Fragen entschlage dich! 12.) von Hrn. Geh. K. R. Seiler. Dieser war eben mit Herausgabe seines Buchs über den Versöhnungstod Jesu Christi beschäftigt, rückte also in dasselbe eine Auflösung der Zweifelsfragen des Ungenannten ein. Er verweiset daher bloß dahin, und diese Stelle aus dem Seilerschen Buche ist hier abgedruckt. 13.) von dem nun auch verstorbenen Hrn. D. Wernsdorf in Wittenberg, und zwar nicht ein Antwortsbrief, sondern dessen Pfingstprogramm von 1779, welches den von andern Weltkörpern hergenommenen Zweifel zu heben sucht. Es ist hier ganz abgedruckt und läßt sich gut lesen. Wir nehmen daraus nur die Bestimmung des Begriffs der Versöhnung herüber. S. 133 — Sed neque hoc illum (verstehe den ungenannten Zweifler) satis recte intelligere dixerim, quid sit reconciliatio Dei. Deum reconciliare, est, quasdam suscipere actiones, quibus diuinæ sanctitati, quæ uiolata est, satisfiat, ne quid impedimento sit, quo minus pro sua Deus bonitate benefaciat — Etiam illud minus proprie ac uere dictum est, *Wir sind mit Gott versoehnt:* dicendum omnino erat, *Gott ist uns versoehnt.* Nam si dicas, *homines cum*

Deo

Deo aut *Deum cum hominibus reconciliatum esse*, hæc oratio significabit, rediisse utramque partem cum altera in gratiam, et homines cum Deo et Deum cum hominibus. Quis autem Deum in gratiam apud homines restitutum dixerit? aut, quod idem est, homines Deo reconciliatos esse? Dies letztere möchten freylich diejenigen sagen, welche die Besserung des Lebens eher setzen, als die Versöhnung und Begnadigung, oder diese eben auf jene ankommen lassen.

Selten wird es einen ausgelassnern sich andringenden Reformator geben, als den Verfasser der Beantwortung der Frage: Ist die in den lutherischen Kirchen übliche Gewohnheit: die Kinder zu confirmiren oder einzusegnen, vernünftig und nützlich? — beyzubehalten oder abzuschaffen? Der gesammten Geistlichkeit, sämtlichen Schullehrern, auch allen Layen christfreundlichst mit der jedem Stande schuldigen Hochachtung dedicirt von einem Menschenfreunde. Frankfurt und Leipzig. 1782. 8. 64 Seiten. Kaum kann man sich erwehren, zu argwohnen, daß ihm etwa selbst etwas bedrückendes bey seiner Confirmation wiederfahren sey. Er schimpft sehr heftig auf alles, was ihm nicht ansteht; einen Grund aber muß es gleichwohl geben, weswegen er gerade die Confirmation auspeitschen wollte, die sonst doch die übrigen neuern Reformatoren wohl noch gelten lassen mögen. Er sucht in 3 Abschnitten zu zeigen, daß die Confirmation weder aus der alten christlichen Kirche her, noch in der Bibel gegründet sey, daß

sie

sie gar keinen Grund und Nutzen habe, und thut noch aus Großmuth Vorschläge hinzu, wie, wenn sie doch beybehalten werden solle, die dabey eingeschlichene Mißbräuche abzustellen seyen. Haß gegen die Geistlichkeit, und herrschende Neigung, ihr alles übel zu deuten, ist hier überall sichtbar. Er meynt, sie übe vermittelst der Confirmation (da ihr gestattet werde, nach Gutfinden erwachsne Kinder zuzulassen oder abzuweisen) eine unzulässige und selbst dem Staate, wenigstens dem Nahrungsstande nachtheilige Herrschsucht aus. Getauften Kindern soll es frey stehen, nach Belieben am heil. Abendmal Antheil zu nehmen, eben so wie allen das Christenthum bekennenden längst confirmirten Staatsunterthanen, welchen unter dem Preußischen Scepter schlechterdings kein Prediger das Abendmal versagen dürfe. Zugleich findet er an der Schuleinrichtung viel zu bessern. Er will, daß in den Schulen nur bloß die natürliche Religion und Moral gelehrt werde. Aus dem Christenthum soll für die Jugend disciplina arcani gemacht werden. Einzig der Prediger soll dieselbe nach geendigtem öffentlichen Gottesdienst alle Sonntage in der Kirche darinn unterrichten. Dieser wöchentlich einmalige christliche Unterricht müsse auch für die stupidesten Kinder hinreichen, weil es nur weniger Lehren bedürfe, und die mehresten bisher gewöhnlichen völlig unnütz, ja gar unerträglich schädlich wären. Was könnte man nun mit einem solchen Autor von dem männiglich eingestandenen Anerinnernden und Erwecklichen der Confirmation für Alt und Jung, und von der

nach

nach der Lehre Christi und der Apostel unleugbaren Kraft des Gebets ꝛc. reden? Er weiß auch eben so wenig von der in den Anweisungen Christi und der Apostel gegründeten Macht der Gemeine und ihrer Vorsteher (die, wie wir wohl wissen, keine Apostel, noch den Aposteln gleich sind) über einzelne Glieder, wenn diese sich ärgerlich und so betragen und zeigen, daß sie schlechterdings nicht für solche angesehen werden können, die des christlichen Namens würdig seyn können. Für den Staat scheint er nur Bürger zu begehren, die Hände, Füße und menschliche Gestalt haben, und arbeiten können, höchstens auch wissen, wenn sie anders zu philosophiren geneigt sind, daß ein Gott sey, ohne sich darum zu bekümmern, von welcher moralischen Gesinnung, ob sie übrigens dumm, oder klug und verständig seyn mögen. Die Prediger können seinetwegen verhungern. Der Schluß dieser übel angelegten Schrift ist folgender: „Indeß ist die Confirmation ein gutes Acci„dens für die Prediger — und diese werden da„her gewiß — nie unterlassen — diesen Gebrauch „als nothwendig und heilsam anzupreisen — „und dadurch mehr für ihren Geldbeutel, als für „das Wohl ihrer Heerde zu sorgen.“ Wie christfreundlich also ist die Dedication auf dem Titel? Im Eingange spricht er auch kurz ab von der Beichte, was wir alle längst wissen. Er will sie gleichfalls abgeschafft wissen. Gewiß also ist er ein Advocat. Denn wenigstens auch die Berlinschen Reformatoren lassen die Beichte ziemlich unberührt, weil sie nicht gern einbüßen wollen.

Gewiß

Gewiß wäre sie sonst längst von ihnen abgethan!

Von der Neuern Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten zur Bekehrung der Heiden in Ostindien ꝛc. hat Herr Prof. Gottlieb Anastasius Freylinghausen zu Halle an Ostern d. J. das 24. Stück, mit welchem der 2te Band 4. 1464 Seiten beschlossen wird, und an Michaelis das 25. St. 106 Seiten herausgegeben. Beyde Stücke enthalten nicht wenig interessantes, und einen nicht geringen Theil des letztern möchten auch wohl solche Gelehrte und Ungelehrte mit Begierde lesen, die nicht eben nach der Ausbreitung des Christenthums viel fragen. In Tanschaur sind nun zwey evangelische Kirchen von Hrn. Schwarz eingeweihet, eine für die Englische Garnison, und eine für die Malabaren. Hr. Schwarz erhielt schon vorher von der Engl. Ostindischen Compagnie jährlich 100 Pf. Sterl. als zugleich angenommener Garnisonprediger, und nun hat er durch seine für die Compagnie im J. 1779 zu Hyder Ally gethane Reise, statt eines Präsents, das man ihm machen wollte, gleichfalls für seinen Collegen, Hrn. Pohle in Tirutschinapally, jährliche 100 Pf. Sterl. bewirkt. Keiner von beyden behält dies Geld für sich, sondern jeder besoldet davon 5 Katecheten. So sorgt der HErr für die Beförderung seines Werks. Hr. Gerike, der zu Cudelur stehet, schreibt in einem Briefe vom 14. Oct. 1779 unter andern: „Die „Mission hat jetzt mit mehrern Prüfungen zu kämpfen, als sonst. Ich denke aber noch immer, es „wird sich wieder aufklären, und dann wirds recht

heiter

„heiter werden. Meine Hoffnung gründet sich „auf die innere Güte der Mission. Ihr Zweck ist „gut, sehr gut; die Mittel dazu sind gut und dien„lich; sie werden noch immer treulich angewandt. „Wir lassen ja die Leute nicht bloß einige unserer „Gebräuche nachmachen, wir singen ihnen ja „nicht bloß ein Liedchen vor, lehren sie nicht bloß „einige Wörter nachsprechen. Wenns so wäre, „so wollte ich, daß uns alle Menschen recht gram „wären, und unsern Untergang recht eifrig betrie„ben. Die Malabaren und alle träge Menschen „möchten es gerne so haben ꝛc. Das halten wir „aber für Tändeley. In den Verstand der Wörter, „in die Sache müsset ihr hineindringen, und die „wieder in euch. So lehren wir. Hören müßt „ihr unsre Lehren nicht nur, verstehen müßt ihr „sie, von Herzen müßt ihr sie glauben, ihnen nach„denken, ihren Gründen nachforschen, ihren Quel„len nachgehen; jeden guten Gedanken, den sie „erzeugen, fest halten, jede gute Bewegung be„wahren ꝛc. ꝛc. ꝛc. Gott lasse es der Mission nie „fehlen an Leuten, die gründlich und lauter lehren, „gut leben und gut handeln. Dann wird es „Gott nicht zulassen, daß uns das Vaterland „gram werde, weil wir noch nach 73 Jahren „nicht ohne dessen Beystand bestehen können, „man mag ihm auch noch so viel vorsagen, daß es „uns gram werden solle. Dann wird die Hoff„nung bleiben, daß unser Werk nicht ohne See„gen seyn werde ꝛc.“ Und man siehts ja, daß es nicht ohne Seegen sey, man müßte denn die so ganz unverdächtigen Berichte der Missionarien

für Gedichte anzusehen sich berechtigt halten. Dieses Hrn. Gericke College und Schwiegervater, Hr. Hüttemann, ist am 18. Jul. 1781 verschieden, wie Hr. Jeglin zu Trankenbar den 4. May 1780. Hingegen ist der neue Missionarius, Hr. M. Mentel, den 25. Jun. 1781 bestens zu Trankenbar angekommen. Nun noch etwas besonderes aus dem 25. Stück. Die neuerlich in Batavia zusammengetretene Gelehrten-Gesellschaft hat der Königl. Dänischen Mission zu Trankenbar den Th. 1. ihrer Abhandlungen zugeschickt, nebst einem Geschenk von 100 Rthlr. in Golde. Das Dankschreiben der Missionarien, welches hier sehr zweckmäßig mitgetheilt ist, enthält vornehmlich eine genügsame Nachricht von der Verfassung und dem Umfange der Mission. Viele Nachrichten von dem zeitherigen, von der einen Seite sehr grausamen Kriege zwischen dem bekannten Hyder Ally und der Engl. Ostindischen Compagnie, findet man in den Berichten der Herren Missionarien Fabricius und Breithaupt zu Wöperi bey Madras, und Hrn. Gerike zu Cudelur. Von den Verheerungen, die der Barbarische Fürst angerichtet hat, haben uns die Zeitungen zu wenig gemeldet, doch sind auch hier die erfochtenen Siege der Engländer vollkommen bestätigt. Die christlichen Missions-Gemeinen in den Englischen Besitzungen haben zwar durch die weit verbreiteten Bedrückungen, sonderlich durch die Theurung der Lebensmittel viel gelitten, übrigens aber ist doch ihr Grund und Zugehör unverletzt geblieben. Cudelur hätten die Französischen

Kriegs-

Kriegsschiffe ohne Umstände, wie Hr. Gerike meldet, in Besitz nehmen können, wenn sie sich nur Zeit genommen hätten, Nachricht von der schlechten Verfassung daselbst einzuziehen, oder nicht ohne Anfrage und Versuch vorüber gesegelt wären. Mehrere Englische Officiers, auch General Eyre Coote, haben sich gegen die Missionarien sehr wohl und freygebig bewiesen. Weil für das St. 25. verschiedene Missionsnachrichten noch nicht eingelaufen waren, so hat dasselbe dafür desto leichter von S. 81. an einen Anhang erhalten können, der in Nachrichten zur Erläuterung des Kriegs der Engländer mit den Indianischen Nationen besteht. Sie handeln I. von Hyder Ally, II. von dem Nabab der Carnatik, III. von dem Königreich Tanschaur, IV. von den Maratten und dem Kriege, welchen die Engl. Ostindische Compagnie mit ihnen von Bengalen und Bombay aus führt. Dieser letztre nette und nicht leere Aufsatz von den Maratten ist von Hrn. Prof. Sprengel in Halle. So wohl aber sich das alles lesen läßt, und so viele Liebhaber es sich versprechen darf, so haben wir dennoch einiges Bedenken über die Aufnahme dieser Nachrichten in die Missionsberichte. Hingegen mag dasjenige, was die Herren Missionarien selbst von ihrer äußerlichen Lage mit beybringen, unter guter Vorsicht, gar wohl statt finden, und warum nicht? Beygefallen ist uns noch, zu wünschen, daß die Herren Missionarien in Trankenbar etwa nicht gerade so viel oder beynahe alles, was sie berichten, in ihren gemeinsamen Collegial-

Bericht zusammen nehmen möchten. Collegial-Berichte werden nie leicht so unterhaltend und interessant werden, als die Aufsätze und Briefe, die der Concipient bloß in seinem oder höchstens noch in Eines andern Namen ausfertigt, wie man aus Vergleichung der Berichte von den übrigen Missions-Orten wahrnehmen kann. Wir meynen, daß sich dieser Wunsch wenigstens ohne große Schwierigkeit bewerkstelligen ließe. Man würde sodenn auch die Trankenbarischen Herren Missionarien einzeln und jeden besonders näher kennen lernen, und jedem besonders seine Hochachtung zutheilen können. Zum Mißtrauen in irgend Jemand derselben hat man nicht den geringsten Grund, und die in den Englischen Missionen stehenden sind nicht weniger von Halle aus dorthin besorgt, als die bey der Dänischen Mission zu Trankenbar.

2.) Philosophie.

Wir hatten uns die Mühe genommen, im J. 1777. St. 4. S. 590. folg. Hrn. Ernst Platners philosophische Aphorismen umständlich zu recensiren, und meynen auch zu wissen, daß diese Mühe wenigstens einige philosophische Erbauung geschafft habe. Je mehr moderne Jahre aber dahin fließen, desto harthöriger wird die gelehrte Welt gegen triftige Erinnerungen besonders auch in diesem Fache; und so nehmen wir uns die Mühe nicht, über den im vorigen Jahre auf 480 Seiten 8. zu Leipzig im Schwickertschen Verlage her-

ausgekommenen Anderen Theil dieser philoso-phischen Aphorismen mit einigen Anleitungen zur philosophischen Geschichte, viele Umstände zu machen. Auf dem Titelblatt pranget Christian Thomasens Brustbild, zur Beschämung aller älteren Philosophen in Leipzig — Moralphilosophie, welche aber von der Sittenlehre endlich in einer Anleitung zur philos. Geschichte S. 235 ausdrücklich unterschieden wird, ist der Inhalt dieses Theils der Platnerschen Aphorismen. Was nun diese Moralphilosophie seyn werde, muß man von selbst errathen. Genug aber, es ist keine Sittenlehre, keine praktische Philosophie, sondern theoretische, wenn es gleich Moralphilosophie heißt. Da mögen die Herren Zuhörer hinsehen, was sie gehört haben, wenn die Vorlesungen über die 2 Theile Aphorismen zu Ende sind, und was ihnen noch fehle. Vielleicht bedarf es gar keiner Sittenlehre, weil Hr. Pl. ein Fatalist oder nach moderner Sprache ein Determinist ist, und alle Sittenlehre eigentlich voraussetzt, daß man anders handeln könne, als man handelt. Wenn wir aber aus diesen Aphorismen auch nur einige Stückchen ausheben wollen, so wird die Wahl äußerst schwer. Denn es dringt sich vor den Augen des bewundernden Lesers immer eine sonderbare Floskel über die andere weg, und durch die andere hindurch, daß man einen wilden Wald, mit Bändern von allerley Farbe behangen, zu sehen meynt, wo die wenigen gerade und wohlgewachsnen Bäume nicht weniger bloß von der rohen Natur hervorgetrieben sind, als die

krummen Gesellen; ob sich gleich um ein merkliches mehr Arrangement in diesem zweyten Walde wahrnehmen läßt, als in dem ersten. Also ist kein besserer Rath, als daß wir ohne Wahl zugreifen, und zur Probe auszeichnen, was so eben in die Augen fällt. S. 10. §. 21. folg. sagen die Aphorismen, bey den Streitfragen über die Glückseligkeit sey oft vermengt worden das Problem „der Psychologie mit dem Problem der praktischen „Moral. Das Problem der Psychologie sey: zu „erklären aus der menschlichen Natur den Zustand „der Glückseligkeit. Das Problem der praktischen Moral sey: anzuzeigen die Quellen der „Glückseligkeit.“ Gelegentlich kann man hier im Bausch und Bogen bemerken, worauf die erst ziemlich weit hinten angebrachte Unterscheidung der Moralphilosophie und der Sittenlehre etwa ankommen solle. Denn einem solchen Philosophen muß man einhelfen, wenn er sich erklären will. Was soll aber der Zustand der Glückseligkeit heißen? Zustand ist veränderliche Beschaffenheit eines Dinges; und die jetzige Beschaffenheit desselben heißt sein Zustand. Das ist allgemeiner und philosophischer Sprachgebrauch. Wer kann nun danach von einem gleichsam generellen Zustande der Glückseligkeit reden? S. 21. wird durch eine Deduction bewiesen, daß jede Empfindung eigennützig sey. S. 22. kann man nichts anderes absehen, als daß Hr. Pl. lehre, oder als gleichsam schon von andern behauptet zugebe, körperliche Empfindungen hießen die, welche aus einem volkommnen Zustande des Körpers und gei-

geistige Empfindungen, welche aus einem vollkommnen Zustande der Seele entspringen. Gleichwohl redet er vorher nicht weniger von unangenehmen, als von angenehmen Empfindungen, und nachher eben so wohl von solchen, die mit Mißfallen, als von andern, die mit Wohlgefallen verbunden sind. S. 43 spricht er gerade so, als ob auch Er die Kirchenväter, namentlich den Tertullian, besonders dessen Montanistische Schriften gelesen habe. Freylich aber kennt man seinen dreusten Sprachgebrauch schon, und läßt sich gefallen, wenn er bloß auf Mosheims Glaubwürdigkeit nachspricht, da auf seine eigene nichts zu bauen steht. Denn er lieset öfters nicht gut, oder versteht nicht, was er lieset, wie wir an Beyspielen gesehen haben. Daß Hr. Pl. keine Ableitung der Verpflichtung zur Tugend aus der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes leiden möge, darf einen Platnerischen Leser desto weniger befremden, weil der hohe Lehrer an einem andern Orte den Glauben an Gott überhaupt für ziemlich unnöthig zur Tugend erklärt hat S. Krit. Samml. 1782. St. 1. S. 17 — 19 — In diesen Aphorismen „S. 55. ist die höhere Tugend das philosophische „Wohlwollen; und die niedere Tugend ist entwe„der nur Gutherzigkeit oder unphilosophisches „Wohlwollen. Das philosophische Wohlwollen „erfordert bestimmtere und aufgeklärtere Begriffe „von den Eigenschaften und Endzwecken des höch„sten Wesens — das unphilosophische Wohl„wollen ist zu schwach in denjenigen Leistungen, „welche nicht zunächst folgen aus dem unbestimmten

„und strengen Begriff der Heiligkeit und Gerech-
„tigkeit Gottes, und nicht eingeschärft werden
„durch die Furcht künftiger Strafen, oder bewirkt
„werden können durch alleinige Regungen der
„Gutherzigkeit. Seine größte Wirkung in den
„mittheilenden Neigungen ist ein höherer Grad
„der Mildthätigkeit und überhaupt der Theilneh-
„mung an dem körperlichen Leiden der Menschen.
„Die Menschenliebe ist in ihm mehr Frömmigkeit
„gegen Gott, als Achtung gegen das Geschlecht."
Ist das nicht werth, mit Unwillen verachtet zu wer-
den, da es so klare Verachtung und Abwürdigung
Gottes unter die Menschen ist, gleich als ob es
eine höhere Tugend wäre, nicht aus Frömmigkeit
gegen Gott, sondern aus Achtung gegen das
Menschengeschlecht, ohne Rücksicht auf Gott,
Wohlwollen zu beweisen. Wir finden es erschreck-
lich, einen Lehrer der Weltweisheit auf der Volk-
reichsten *) protestantischen Universität (denn das
ist Leipzig noch zeither gewesen) zu wissen, der sol-
che wirkliche Profanität, die wahrhaftig prakti-
tischer Atheismus ist, in einem Lehrbuche dreust
drucken zu lassen sich nicht entblödet. Auch ist in
diesem andern Theile der Aphorismen, welcher
Moralphilosophie lehren will, eben so wenig ein
Versuch eines Beweises für die Wirklichkeit Got-
tes zu finden, wie in dem ersten Theile, der statt
aller Logik und Metaphysik dienen soll, keiner auf-
zuspüren ist. Desto füglicher aber bleiben wir oh-

ne

*) Seit dem haben einige Zeitungen gemeldet, Hr. Platner habe einen Ruf nach Halle mit 1500 Rthlr. Besoldung angenommen.

ne Unwillen, wenn wir von Hrn. Pl. den unverstandnen Crusius, der noch immer solche Feinde zu haben verdient, herbeygezogen sehen. Fast nur um nochmals an einem Beyspiele zu zeigen, wie es um die Zuverlässigkeit der Platnerischen Anleitungen zur philosophischen Geschichte stehe, schreiben wir ein Stück Aphorismen ab, welches schon S. 8. §. 19. zu lesen ist: „Einige Systeme der Bestimmung des „Menschen beruhen auf falschen Begriffen von den „Eigenschaften Gottes, z. B. Crusius Metaph. §. „285. ff. 1.) Daß nicht das Wohlgefallen an der „Glückseligkeit der Geschöpfe Gott wesentlich sey, „sondern nur das Wollen der moralischen Vollkom„menheit. 2.) Daß nicht Glückseligkeit, sondern nur „allein Erkenntniß der Dependenz von Gott, Ge„horsam gegen sein Gesetz und Tugend der wesent„liche Zustand der Geschöpfe sey —“ Nur so weit censuriren wir die seynsollenden Crusischen Sätze. Gewiß der selige Philosoph würde gemeynt haben, ein Zuhörer, der seinen Vortrag nicht besser, als so äußerst verwirrt und elend gefaßt hätte, müsse die Metaphysik noch 6mal hören, oder lieber von aller Philosophie ganz abstehen. Man darf aber nur die von Hrn. Pl. citirten Paragraphen der Crusischen Metaphysik vergleichen, um deutlich wahrzunehmen, wie verhaßt dem modernen Philosophen die Vorstellung der Verbindlichkeit zur Tugend aus dem Willen Gottes und unsrer allseitigen Dependenz von Ihm seyn müsse, und eben hiemit alles, was Frömmigkeit in genauem Verstande heißt. Was den Satz 1.) betrifft, so wird sogleich klar, daß er schief und falsch vor-

gebracht sey; ob mit oder ohne Absicht, wer mag das errathen? Der sel. Crusius stellt ja die Güte Gottes, d. h. die Geneigtheit Gottes, seinen Geschöpfen Gutes zu thun und sich mit denjenigen zu vereinigen, welche der Vereinigung mit ihm fähig sind, als ein Grundverlangen in Gott, also denn doch wohl als etwas Gott wesentliches vor, Metaph. §. 290. vergl. 301. Vielleicht aber mag Hr. Pl. darüber unwillig und aufgebracht seyn, daß nach der Crusischen erwiesenen Vorstellung Gott nicht auch die Glückseligkeit der Lasterhaften und Gottesverächter, wie sie als solche zu denken sind, wolle noch wollen könne. Der Satz 2.) ist ganz unbedächtig und völlig unverständig ausgedruckt. Wie? irgend ein Philosoph, und gar Crusius, soll gelehrt haben, nicht die Glückseligkeit, sondern nur allein die Erkenntniß der Dependenz von Gott, Gehorsam — sey der wesentliche Zustand der Geschöpfe? Lehrt etwa Hr. Pl. die Glückseligkeit sey der wesentliche Zustand der Geschöpfe? Es läßt sich nichts denken, welches mit der augenscheinlichen Erfahrung unreimbarer wäre. Denn es müßten danach alle Geschöpfe (gar denn auch Steine und Schwämme) nothwendig allezeit und immer glückselig seyn. So wäre gewiß Hr. Pl. kein Geschöpf. Crusius hingegen soll gelehrt haben, die Erkenntniß der Dependenz von Gott, Gehorsam und Tugend sey der wesentliche Zustand der Geschöpfe. Hiemit hätte er ja behauptet, alle Geschöpfe, wenigstens alle vernünftige, hätten nothwendig die Erkenntniß der Dependenz von Gott, wären nothwendig gehorsam und tu-

gend-

gendhaft. Denn was den Geschöpfen wesentlich ist, kann ihnen, nach keinerley Möglichkeit, nie fehlen. Oder was heißt wesentlich? Versteht Hr. Pl. auch diesen Ausdruck nicht? Oder glaubt er wirklich, der sel. Crusius habe alle vernünftige Geschöpfe, auch Hrn. Pl. selbst, für fromm, gehorsam und tugendhaft gehalten? Wie hätte denn der sel. Mann so ernstlich gegen die Bosheit der Menschen und auch gegen die moralische Verkehrtheit vieler Philosophen reden können? Was aber war nun das, was an diesem Orte für Hrn. Pl. so schwer verständlich gewesen ist, daß er einen wahrhaftig thörigten Satz daraus gebildet hat? Wir sagen es ganz kurz: Crusius lehrt, den Geschöpfen sey nichts so wesentlich, als die allseitige Dependenz von Gott, und unter allen Verhältnissen (nicht Zuständen) der Geschöpfe sey die Dependenz von Gott das nothwendigste und wichtigste. Ein anderes ist die Erkenntniß der Dependenz, Gehorsam und Tugend, welche letztre sich auf die Erkenntniß der Dependenz gründen, und, wie diese, von moralischer Art sind, zwar bey allen vernünftigen Geschöpfen anzutreffen seyn sollten, nicht aber bey allen angetroffen werden. Nach den von Hrn. Pl. mitgetheilten angeblichen Crusischen Sätzen tritt folgender Aphorisme einher §. 20. „Der „Grund harter Systeme über die Bestimmung des „Menschen ist Empfindungslosigkeit des Herzens, „Gleichgültigkeit gegen Glückseligkeit und Elend der „Lebendigen, und Menschenverachtender Pietismus.“ Wer mag es uns verdenken, wenn wir urtheilen, daß Hr. Pl. Gottverachtende Profanität für einen un-

unschwer zu entschuldigenden Fehler, (wenn noch für einen Fehler) ansehe, der gegen ihm anscheinende Verachtung der Menschen kaum in Betracheung kommen soll? Wer den sel. Crusius und seine menschenfreundliche so vielfach durch That und Handlung bewiesene Gesinnung kennen gelernt hat (und Hr. Pl. ist ja nahe genug dabey gewesen) wird diese Verleumdung aller so genannten harten Systematiker nur aus bitterm empfindungsleeren Herzen herzuleiten wissen. Ganz wohl aber trifft sie den sel. Crusius und Jesum Christum mit seinen Aposteln gemeinschaftlich. Denn welche Härte ist in dem Crusischen System, welche nicht zuvor in der heil. Schrift war? Mehr solche oder andere Stückchen oder Aphorismen aufzustellen verdrießt uns; und die Leser möchten uns des auch keinen Dank wissen. Doch fügen wir noch etwas bey, welches nicht eben sehr von Aphorismischer Form ist. In dem IV. Hauptstück giebt der Hr. Verf. eine ziemlich weitläuftige Charakteristik der Neigungen, und zeichnet dabey viele Charaktere sehr umständlich, ob treffend oder fehlerhaft mögen andre beurtheilen. Verschiedenes darunter ist auffallend genug, nur das Ganze weit minder, als die eigentlich sogenannten Aphorismen, für einen geübten und logischen Denker. So wird z. B. jeder Kaufmannsdiener in Leipzig und jede romanische Dame, wenn ein junger Cavalier S. 328 den beym Genieſtolz geschilderten Charakter vorweiset, den Platnerischen Feind, Wezel, gemeynt glauben, vielleicht auch Hrn. Wezel zur Rache aufrufen helfen. Das bekümmert aber

uns

uns nicht, die wir den leichten Truppen-Krieg zwischen Platner und Wezel keiner Anzeige werth gehalten haben. Mehr interessirte uns der philosophische Stolz S. 332. Dieser, schreibt Hr. Platner, ist unter allen Arten des fehlerhaften Stolzes (wir meynten, aller Stolz sey fehlerhaft) der edelste und seltenste. Nun so selten ist er ja wohl nicht! Sonst würde man ihn bey Hrn. Pl. nicht finden. Und der edelste kann er auch, wie Hr. Pl. ihn denkt, nicht seyn, weil nach dem obigen Verachtung Gottes einer der Grundzüge desselben ist. Doch man muß erst nachsehen, ob man einen solchen Charakter von Hrn. Pl. vorzüglich edel gezeichnet findet. Die Zeichnung hebt an: „Wahrer philosophischer Geist; richtige „Begriffe von dem Werthe der Dinge und von der „Bestimmung des Menschen; warmer philosophischer Enthusiasmus; poetische Schwermuth über „die Leiden der Welt — weiter: Mißfallen an „der bürgerlichen Verfassung; Abneigung von öffentlichen Geschäften; Liebe zur Einsamkeit; „Sehnsucht nach dem Stande der Natur (mit Thorschluß hat Hr. Pl. vorher auch den natürlichen Rousseau vertheidigt, der nun durch seine Bekenntnisse nach Jedermanns Geständniß alle seine Vertheidiger und Lobredner zu Schanden gemacht hat) „— Haß gegen die Fürsten; bitterer „Spottgeist und Unwille gegen die Gedankenlosigkeit und Ungerechtigkeit der Höhern im Staate; „Menschenliebe mehr eines Schöpfers, als eines „Mitmenschen — kaltes herabwürdigendes Betragen gegen Vornehme, und eine bittere Un-

„duld-

„duldsamkeit gegen die kleinsten ihrer Fehler und „Schwachheiten; warme Treue in der Freundschaft; „schwärmerische Zärtlichkeit in der Liebe — un„bezwinglicher Eigenwille; lebhafter Zorn; ver„achtender Haß; willkührlicher Wechsel von Murr„sinn und guter Laune; keine andere Art des Stol„zes, und auch in dieser Art eine ziemliche Ver„achtung der äußerlichen Ehre.“ Dieser Stolz mag wohl vor allen Verständigen der unleidlichste seyn. Ob aber zugleich der edelste, das beurtheile, wer will. Wir denken dabey mehr, als wir äußern mögen.

Nach den Aphorismen trafen wir auf **Die göttliche Güte gerechtfertigt und gegen die Einwürfe alter und neuer Zweifler vertheidigt von Thomas Balguy.** Faciam rem non difficilem, causam Deorum agam. *Sen. de Prov.* **In einer teutschen Uebersetzung mit einer vorläufigen Abhandlung und einigen Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben von Joh. Aug. Eberhard** (ordentl. Prof. der Philosophie in Halle, sollte doch wenigstens für die Nachwelt dabey stehen). **Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1782. 8. 216 Seiten.** Hrn. Eberhards vorläufige Abhandlung lauft nur den Zusätzen und Anmerkungen voran, und diese sind das letzte in diesem Buche. Wir müssen also zuerst von der Abhandlung des Englischen Philosophen reden. Diese hat vor, die von so mancherley Menschen in Zweifel gezogene Güte Gottes a posteriori aus der Betrachtung der Welt, zu erweisen und zu rechtfertigen. Der Hauptsatz,

auf

auf welchen zunächst alles hinführt, ist, daß, Gutes und Böses in der Welt gegen einander verglichen und abgewogen, das Gute überwiegend sey, und dabey noch dieser, daß das Uebel nicht von dem Urheber der Natur abgezielt, sondern bloß etwas zufälliges sey. Das letztre ist sehr wahr; Doch scheint der Verfasser, ob er gleich, so weit wir wahrnehmen, die wahre Freyheit der Handlungen beybehält und das Wohl oder Wehe der Menschen als von ihren Handlungen abhängig vorstellt, dabey vielmehr die sogenannnte Concomitanz, gleich wie unabsonderlich, nicht aber die wahre Zufälligkeit, im Gegensatz der Nothwendigkeit, zu denken. Den erstern Satz von dem Uebergewicht des Guten, möchte man meynen, bringe er desto leichter heraus, weil er von dem Genuß des Guten nicht nur bey den vernünftigen, sondern auch bey den vernunftlosen Geschöpfen redet, weil es freylich nun ohne alle angestellte Untersuchung bey den meisten Philosophen Herkommens ist, den letztern gleichfalls eine Genuß- und Glückseligkeitsfähigkeit beyzulegen. Selbst aber dies Uebergewicht giebt er mehrmals als nur in mäßigem Grade wahrscheinlich an, und eben so oft denn auch die daraus gezogene Folgerung auf eine vorhandene Güte Gottes und die gütigen Absichten desselben. Doch bevor wir das fehlerhafte der ganzen Vorstellung anmerken, verdient der Gang seiner Apologie, doch nur im Großen und Groben, angemerkt zu werden. Er trägt, was er zu sagen hat, in 3 Theilen vor. Der erste sucht Beweisgründe für jenen Satz aus der Einrichtung der Natur, so-

wohl

wohl der lebendigen Wesen an sich, und besonders der Menschen, als auch der äußerlichen auf sie wirkenden Ursachen darzulegen, und zwar überall mit ziemlich weit getriebner Subtilität, bis S. 96. Der zweyte stellt eine Untersuchung der allgemeinen Gesetze an, welche sich durch Gottes ganze Regierung erstrecken bis S. 120. Unter den allgemeinen Gesetzen versteht B. etwas ungewöhnlich vornehmlich folgende 3 Sätze: 1.) die Glückseligkeit der Menschen hängt von ihren Handlungen ab; 2.) die Menschen werden sowohl durch Strafen, als Belohnungen zu handeln angetrieben; 3.) die Menschen werden beydes zu schädlichen und zu nützlichen Handlungen angetrieben. Der dritte Theil bedenkt den Einwurf, daß, wenn auch aller Anschein ergebe, Gott habe mit der Einrichtung der Welt und durch die allgemeinen Gesetze seiner Regierung ein Uebergewicht des Guten über das Böse abgezielt, doch dieser ganze Anschein für widerlegt angesehen werden müsse, wenn ein gültiger Beweis beygebracht werden könne, daß es in der Ausführung fehle und in derselben ein Uebergewicht des Bösen statt finde, d. i. wirklich vorhanden sey. Hier also sucht B. zu zeigen, daß es keinen gültigen Beweis für das Uebergewicht des Bösen gebe, sondern daß sich bey Ueberdenkung und Vergleichung alles dessen, was unsrer Betrachtung vorliegt, hinlänglich klar das Gegentheil ergebe. Ein Anhang von S. 147 an, giebt noch eine kurze Theorie der Leidenschaften, welcher Ausdruck aber ohne alle Genauigkeit, die doch am wenigsten Hr. Eberhard vermißt, in einer so will-

kühr-

kührlich weiten Bedeutung gebraucht ist, daß alle Triebe, Neigungen und Abreigungen des Willens an sich hier schon Leidenschaften heißen. Ueber die Theodicee des Hrn. B. nun wäre sehr viel zu sagen. Schon dies ist ein Fehler derselben, daß er die Güte Gottes wie bloß a posteriori aus der Betrachtung der Welt beweisen will, auch ohne einen Grundbegriff von Gott voraus zu schicken, wie ihn der Beweis für die Wirklichkeit Gottes, den vernünftigen Regeln des Denkens gemäß, nach der wesentlichen Einrichtung unsers Verstandes, mit Hinzunehmung des Gewissens oder moralischen Gefühls, an die Hand giebt. Weiter ist es nicht nur bey B. sondern überhaupt ein ziemlich allgemeiner Fehler in der Theodicee, wie sie von so vielen versucht worden ist, daß man den Endzweck Gottes bey der Schöpfung und Regierung der Welt nur ganz schlechthin auf die Glückseligkeit der Geschöpfe führt. Damit ist es ganz schlechthin unmöglich, so auszureichen, daß der gemeine Menschenverstand, der doch am Ende mehr gilt und entscheidet, als alle philosophische Klügeleyen, befriedigt würde. B. ist, so weit wir sehen, kein Fatalist in Ansehung der menschlichen Handlungen, sondern setzt dabey eine wahre Moralität voraus, ob er gleich eine beste Welt glaubt. Er denkt aber die Moralität der menschlichen Handlungen gleichsam nur an sich betrachtet, nicht zugleich mit dem Verhältniß auf Gott; gleich als ob Gott kein Wollen weiter in Absicht auf seine Geschöpfe habe, als nur die Güte oder Gütigkeit. Gleichwohl ist klar genug, daß, wenn es so wäre,

die Freyheit der vernünftigen Geschöpfe, da dieselbe auch von der Vernunft abtrennlich ist, ob sie gleich ohne Vernunft nicht selbst bestehen kann, etwas für Gott ganz zweckloses oder gar zweckwidriges wäre. So lange man denkt, daß die Absicht Gottes bey der Schöpfung nur schlechthin einzig auf Gütigkeitsbeweisung ankommen müsse, so lange schwebt man nothwendig in Verwirrung, und kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Beschaffenheit und der Gang der Dinge in der Welt mit der Absicht Gottes so streite, daß Er derselben fehl zu gehen scheine; und dies leitet nothwendig in Zweifel an der Güte Gottes selbst. Was nun denn? Die moralische Natur des Menschen, mit Einschluß des moralischen Gefühls welches uns die Richtigkeit oder im Gegentheil die Strafwürdigkeit unsers Verhaltens und unsrer Gesinnung zu erkennen treibt, lehrt unwiderleglich, daß der Mensch nicht anders als nur unter der Bedingung der moralischen Güte seiner Handlungen und seiner Gesinnung außer den ihm zuvorgekommenen Gütigkeitsbeweisungen Gottes, auf die Güte Gottes rechnen und wahre Glückseligkeit hoffen dürfe. Und so ergiebt sich, daß die Absicht Gottes bey der Schöpfung nicht schlechthin und unbedingt auf Glückseligkeit der vernünftigen und freyen Geschöpfe gegangen seyn könne. Fließt nun bey der Absicht der Schöpfung und Regierung Gottes zugleich mit der Gütigkeit noch ein anderes Wollen, welches einmal den unverwerflichen Namen der Heiligkeit führt, mit ein, so zeigt sich die Gütigkeit Gottes in der Welt desto

größer,

da auch die Menge der bösen Menschen so unbeschreiblich viel Gutes genießt. Doch B. begeht, wiewohl nicht ohne viele Vorgänger zu haben, noch mehrere Fehler. Er gedenkt der übernatürlichen Offenbarung nicht nur so ganz obenhin, sondern will S. 113. ihr zufolge eine besondre Vorsehung, auch Erhörung des Gebets, doch ohne Wunder (ohne sich dabey über den Begriff Wunder zu erklären) geglaubt wissen. Indem er aber von einem künftigen andern Leben redet, hat er genug daran S. 119 anzugeben, daß durch die uns darauf gemachte Hoffnung seine Gründe für die Güte Gottes mehr Stärke erhielten. Kaum bedarf es einer Erinnerung, daß dies bis zur Befremdung zu wenig sey. Die großen Verheißungen, für die sich Gott wohlgefällig beweisenden Menschen, von einer künftigen ewigen Glückseligkeit, übertreffen alles aufs höchste, womit je die bloße Vernunft den Tugendhaften schmeicheln konnte, und reißen jeden nachdenkenden Lehrling zur äußersten Bewunderung der unerrathbaren Rathschlüsse Gottes, die so voll Güte und Liebe sind, hin. Nur freylich sind darinn Bedingungen festgesetzt, die weder dem gewöhnlichen Philosophen schmecken wollen, noch die ganze gemischte Menge der nach eigner Wahl sich so verschieden beweisenden Menschen zu so unaussprechlicher Seligkeit kommen lassen. Je größer aber diese seyn, je höherer Ehre bey Ihm die Menschen dadurch gewürdigt werden sollen, desto mehr geziemte sichs für Ihn, von dem wir ganz mit unserm Daseyn abhangen, an unsrer Seite die tiefste Un-

terwerfung und uneingeschränkte Ergebenheit des Herzens zu fordern. Ferner nimmt Hr. B. die ganze Beschaffenheit der menschlichen Natur, wie sie sich bey allen denen zeigt, die durch wahres Christenthum noch nicht umgebildet sind, als Werk Gottes an, da doch auch eine mäßig scharfe philosophische Betrachtung daran sehr zweifeln läßt, und es unschwere Beobachtung giebt, wie weit sich Menschen nicht nur verschulden, sondern auch verderben, und auch ihre Nachkommen, entweder eben damit, daß sie selbst sich verderben, oder durch Erziehung verwahrlosen und verwöhnen können. Wie jeder sein eigenes Wohl und Wehe bauen kann, so machen die Menschen in so naher ganz natürlicher Verbindung, auch einer des andern Wohl und Wehe. Hier liegt zwar ein tief verstecktes Geheimniß. Die Vernunft aber so gut, als die Offenbarung läßt uns diese Lücke in unsrer Erkenntniß bemerken. Die letztre giebt uns sehr wichtige zur Theodicee gehörige Stücke, die keine Philosophie erreicht, und bindet ihren Kindern ein, das Verborgene mit demüthigem Vertrauen dem allein Weisen zu überlassen. Mit welcher Gerechtigkeit Er seine Offenbarung einem so großen Theile des Menschengeschlechts entzogen habe, gehört meist auch in die Classe der bis jetzt verborgenen Dinge. Eben die Offenbarung aber versichert, daß Er als gerecht erscheinen werde, wenn er öffentlich richten wird, und daran zu zweifeln, verbietet auch die Vernunft. Uebrigens könnten wir leicht mehrere einzelne Behauptungen des Englischen Philosophen auszeichnen, die der Gemeinsinn, sobald

so bald er sie vernimmt, mit Zuversicht auf seine Untrüglichkeit, verwirft. Doch begnügen wir uns an einigen. Eine Note S. 106 führt an, Plutarch behaupte (es behauptens wohl mehrere) daß das Laster nicht nützlich sey. „Das geben wir „zu, antwortet B. Aber wir behaupten, daß es aus „wohlthätigen Grundgesetzen entsteht; aus Grund„gesetzen, die auf das Gute abzwecken, ob sie gleich „in einzelnen Fällen Böses verursachen können.“ Hier ist der Fall, wo B. die menschliche Natur, wie sie da ist, für Gottes Werk annimmt, und Folgen daher zieht, wodurch das Menschengefühl beleidigt wird. S. 136 — redet er von dem Uebel der Kriege, wiefern daraus Einwendungen wider die göttliche Güte hergenommen werden. Nachdem, was wir vorhin angemerkt haben, hinzugenommen auch die von B. nicht unerwähnt gelassene besondere Vorsehung Gottes, die denn doch nach der Beschaffenheit der Moralität bey jedem Menschen und bey ganzen Völkern, und nach höhern auf die Moralität gerichteten Zwecken handelt, läßt sich hierauf noch wohl etwas antworten. B. aber antwortet Num. 1. „Das Leben, so im „Kriege verlohren geht, kommt hier gar nicht in „Betrachtung. Denn man sollte es gar nicht als „eine Verringerung der Glückseligkeit eines Men„schen ansehn, ob er sein Leben durch ein Geschütz „oder durch ein Fieber verliert.“ Zur Abweisung dieser Apologie braucht es kaum mehr, als daß es selten Einen Menschen gebe, der eine so stoische Gesinnung habe, oder sich anzuschaffen wisse, und gewiß B. selbst würde auf den Fall sie nicht haben.

Ist dies richtig, so ist doch wohl die Furcht und die Verabscheuung dieser Todesart, wie sie dem Menschen natürlich ist, eine Verringerung, ja noch mehr als eine bloße Verringerung der Glückseligkeit; wenn man auch die Verkürzung des Lebens nicht einmal in Anschlag bringt. Die Eberhardischen Anmerkungen sind nicht eben von großem Belang, und nur wenige geben eine Berichtigung des vorstehenden Texts. Auf Ergänzung der Balguyischen Theodicee geht die vorläufige Abhandlung um. Wie sie ergänze, steht vollkommen zu errathen; daher es dieser Ergänzung nichts weniger als bedurfte. Die Lehre nämlich von der besten Welt, und was nach Leibnitzischen Grundsätzen daran hängt, kennen längst alle seynwollende Philosophen. Wer aber noch keine Unendlichkeit der Welt hat glauben wollen, den will Hr. E. in aller Kürze S. 185 — N. 10. davon belehren. Und um noch mehr zu leisten, vergleicht er die Leibnitzische ausgebildete Vorstellung mit dem, was schon Aeltere, insbesondere der heil. Thomas gelehrt haben. Auch weiß freylich ein Romanschriftsteller leicht flotter und gefälliger zu schreiben, als ein bloß untersuchender Englischer Philosoph.

Hier und dort giebt es noch einen philosophischen Selbstdenker. Wenn nun ein solcher etwas aus sich hervorbringt, und sich nur auf irgend einer Seite empfehlen kann (sollte es auch nur durch seinen Verleger geschehen) ohne auch seine äußerlichen Geberden schlechthin wider den Genius Seculi zu richten, so kann er leicht von Nichtdenkern

desto höher gelobt werden, je weniger man ihn versteht, weil selbst auch dasjenige von den meisten nicht verstanden wird, womit er etwa wider die herrschende Denkungsart anstößt. Hieher rechnen wir die Vermischten Philosophischen Schriften des H. Hemsterhuis; aus dem Französischen übersetzt, 2 Theile. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1782. 324 und 344 Seiten. Nur Geweihete müssen sie lesen, sprach in einer gewissen gelehrten Zeitung ein Ungeweiheter; und ihm stimmen wir bey, weil die Ungeweiheten nun nicht einmal mehr lesen, was sie loben. Hr. Hemsterhuis ist ein Mann von Genie, und hat sein originelles, oder prägt doch unter eignem Stempel aus, was schon andere vor ihm gesagt haben, wahrscheinlich auch aus seinem eignen Schatz ohne es von andern zu erborgen. Die erste Richtung hat, wie es scheint, seine philosophische Denkungsart durch Lesen und Studiren der alten Philosophen, besonders der Sokratiker und vornehmlich des Plato, erhalten. Nachher aber, wollten wir sagen, bekam sie noch durch einige der Neuesten eine gewisse Stimmung. Immer aber hat sie ihr sonderliches, auch zum Theil ihre besondere Sprache, wo doch die bisherige gar wohl zureichen konnte. Alle in diesen 2 Bänden befindliche Schriften sind zwar im Original gedruckt vorhanden, nicht aber überall zu haben gewesen. Oeffentlich also erscheinen sie hier wie ganz neu. Wir müßten dem größten Theile unsrer Leser lange Weile und Ueberdruß machen, wenn wir den Inhalt derselben umständlich aus-

ziehen wollten, begnügen uns daher, sie einzeln nur ganz kurz zu bemarken, und einiges charakteristische daraus mitzutheilen. I. Ueber die Bildhauerey in einem Briefe an H. Theodor von Smeth zu Amsterdam. (Gedruckt im Jahr 1769.) Reicht bis S. 70 und enthält viel feine psychologische Bemerkungen, die eine gute Erwartung geben. Man sieht, daß Hr. H. überhaupt bey den schönen Künsten zu Hause ist, die er auch erst alle unter seine Beurtheilung zieht. Ein Hauptsatz, den er hier fest zu stellen sucht, ist dieser, daß die Seele in dem möglichst kürzesten Zeitraum eine große Anzahl von Ideen zu haben verlange. Wir kritisiren hier nicht, ob diesem Satz eine Allgemeinheit zukomme. Vorher S. 12. folgerte er als mathematisch gewiß, daß die Seele das, als schön beurtheile, wovon sie sich in dem möglichst kürzesten Zeitraum einen Begriff machen könne; und wenn dieses gegründet sey, so müsse die Seele einen einzigen schwarzen Punkt auf einem weißen Grunde der schönsten und zusammengesetztesten Gruppe vorziehen. Hierüber bedarf es wohl gar keiner Kritik; und so zuversichtliche Schlüsse dieser Art geben eine widrige Erwartung aufs weitere. II. Ueber das Verlangen. Ein Brief an H. Theodor von Smeth (Paris 1770.) Propria rate pellimus undas. *Manil.* bis S. 108. Von dieser Abhandlung hat schon Hr. Herder im J. 1771 im Merkur eine Uebersetzung gegeben, welche hier fast durchgängig beybehalten worden ist. So sehr aber Hr. Herder seinen Wunderton über dies Product erhoben hat, und ihm nach die, die

jede

jede Begeisterung für Philosophie achten, desto weniger Beyfall wird sie bey nüchternen wirklichen Philosophen hoffen dürfen. Dies Urtheil bedarf keiner andern Rechtfertigung, als nur der Auszeichnung einiger Stückchen. S. 76 — folgert der Hr. V. noch aus dem vorhergehenden Briefe: „Könnte die Seele von einem Gegenstande, ohne „das Medium von Organen, gerührt werden: so „wäre die Zeit, die sie bedürfte, um eine Idee zu „erhalten, gerade dem Nichts gleich. Wäre der „Gegenstand so beschaffen, daß die Seele von „der ganzen Fülle seiner Wesenheit auf Ein„mal gerührt werden könnte: so wäre dann die „Zahl der Ideen, die sie erlangte, durchaus un„endlich. Und nun beydes zusammengenommen, „daß, nämlich, die Seele, ohne Mittelwerkzeug „und ohne einige Zeit- und Theilfolge, von der „ganzen Wesenheit eines Gegenstands afficirt „werden könnte, dergestalt, daß er unmittelbar, „daß er ganz, auf die innigste und vollkommenste „Weise mit dem Wesen der Seele Eins würde: „so könnte man alsdenn sagen, nun genießt die „Seele! Nun genießt sie diesen Gegenstand „völlig —“ So gehts noch weiter fort. Ueber die unendliche Zahl der Ideen, deren die Seele fähig seyn soll, sagen wir gar nichts. Daß die Organe der Seele hinderlich seyn sollen, ist eine philosophische wahrhaftige Thorheit, mag auch Sokrates Urheber derselben seyn. Wer sagt diesen Philosophen, daß die Seele ohne Organe, die nicht als zur Einschränkung der Seele bestimmt angesehen werden können, die Ideen, die sie durch

Organe erhält, zu erhalten fähig sey? Und was soll genießen heißen? Fast scheint man nichts anders, als Auffressen dabey denken zu sollen, dem denn freylich die Organe hinderlich seyn könnten. Wer aber hat uns gesagt, daß die Seele ein Begehren habe, die Gegenstände, worauf ihre Neigungen gerichtet sind, in ihr eignes Wesen hineinzuschlingen, und mit denselben Eins zu werden? Das ist gleichwohl Hrn. H. klare Meynung. Eben daher meynt er, weil diese Vereinigung in Eins, in Ein Wesen der hindernden Organen wegen nicht geschehen könne, so entstehe eben daher der Ueberdruß, den wir endlich gegen die angenehmsten Gegenstände fassen; und endlich S. 100 soll dieser Satz erwiesen seyn, daß die Seele, natürlicher Weise, ihr Wesen mit dem Wesen des Gegenstandes, dessen sie begehrt, auf das vollkommenste und innigste zu vereinigen suche, oder vielmehr, daß sie das seyn wolle, wonach sie begehre, z. B. auch eine schöne Statüe, woran sie Vergnügen findet. Von S. 104 — folgen hiezu noch allgemeine Anmerkungen. III. Liebe und Selbstheit. Ein Nachtrag zu dem vorhergehenden Briefe des Herrn Hemsterhuis von Herrn Herder (Aus dem Teutschen Mercur, Wintermond 1781.) Hier ist nicht sowohl Philosophie, als schöne Malerey, mit welcher eine Seele voll Hemsterhuisischen Verlangens in Ein Wesen zusammenfließen möchte. Auch die, welche die ganze Moral auf die Selbstliebe zurückführen wollen, vergessen dabey ihren Grundsatz einstweilen mit Vergnügen. Doch

wird

wird man S. 143 ganz wahr finden: „Die allge-
„meinsten Kosmopoliten sind meistens die dürftig-
„sten Bettler; die das ganze Weltall mit Liebe um-
„fassen, lieben meistens nichts, als ihr eignes
„Selbst.“ Wie könnten sie sonst mit ehemaligen Freunden in öffentliche Processe gerathen? Wie wenig Hrn. Herder die philosophische Sprache geläufig sey, verräth auch schon ein einzelner Ausdruck 147. „Um zu geben, müssen immer Ge-
„genstände seyn, die da nehmen; um zu thun, an-
„dre, für die man thut.“ Gegenstände können nicht nehmen, wohl aber werden sie genommen. Subjecte hingegen können nehmen, wenn man ihnen Objecte, Gegenstände, darreicht. IV. Ueber den Menschen und die Beziehungen desselben. Auia Pieridum peragro loca, nullius ante Trita solo; iuuat integros accedere fonteis. *Lucret.* (Gedruckt zu Paris im J. 1772.) von S. 149 bis 324. Eine große Mischung. Die Güte der Absicht verkennen wir nicht, nämlich den materialistischen und atheistischen Irrthümern entgegen zu gehen; und verschiedenes findet man auch darinn zu diesem Behuf, nur, daß es zu sehr auf des Verf. eigenthümlichen Leisten geschlagen ist, und sehr mühsam aus einem sonderbaren Gewebe von wahren, falschen, halbwahren, schielenden und abentheuerlichen Behauptungen, herausgesucht werden muß, da es wohl diejenigen am wenigsten herausfuchen werden, die es am ersten bedürfen. So weit wir sehen, behauptet Hr. H. die wahre Freyheit der Seele, aber weit zu kurz und zu sicher, auch ohne auf der andern Seite die-

jenigen

jenigen Eigenschaften Gottes darzulegen, die den Menschen Ernst um Tugend und Religion aufdringen. Vielmehr sieht man in einer der folgenden Abhandlungen, daß er dem größern Theil der Menschen beynahe alle Moralität der Handlungen abspricht. Manche Sätze werden vielen unter denen, die sich Geweihete dünken, anlachen, und sind doch aufs höchste nur halb wahr, wie z. B. S. 169. „Der Mensch handelt träumend ganz „seinem Charakter gemäß. Es theile mir ein „Mensch eine getreue Geschichte seiner Träume mit, „und ich will ihm ein vollkommenes Gemälde von „seinem moralischen Charakter geben.“ Recensent träumt wenig, weil er nie anders als sehr ermüdet schlafen geht, vergißt auch gewöhnlich sogleich, was er träumte, weil er nichts darauf zu geben sich von Jugend auf gewöhnt hat. Nach seinen Träumen aber möchte er sich nur selten beurtheilen lassen. Hievon ist auch leicht Grund anzugeben. Die niedern Kräfte der Seele werden im Traum von den höhern zu wenig eingeschränkt; und wer sonst für gewöhnlich nicht ohne ernstliche Ueberlegung in wichtige Handlungen ausbricht, fährt im Traume ohne langes Bedenken zu. Zugleich mit der Unzerstörbarkeit der Seele meynt Hr. H. (auch ohne einen Einwurf zu befürchten) zugleich die Unsterblichkeit derselben bewiesen zu haben. Gleichwohl kann sie auch innerhalb ihres Körpers auf mehr als Eine Art in den Zustand des Unbewußtseyns, auch in Unwirksamkeit ihrer andern Kräfte kommen, in deren Wirksamkeit doch eben ihr Leben besteht. Was aber sagen jene Geweiheten

dazu,

dazu, daß er S. 181. u. a. auch den einfachen Theilen der Materie Ausdehnung, Figur und Undurchdringlichkeit beylegt? Ganz wohl! nur daß sie nun selbst nicht wissen werden, wem sie glauben sollen. Von der Trägheit und von der Attraction, spricht Hr. H. an mehrern Orten viel, und zwar nicht besser, als diejenigen alle, die nie bedacht haben, ob es vernunftmäßig sey, auch Fortsetzung der Bewegung von der Trägheit herzuleiten, und ob sich Attraction, als eine physische Wirkung denken lasse, da sie auch Neuton nicht so gedacht wissen wollte. Ganz eigen aber gehört ihm wohl zu, was S. 203 zu lesen ist: „Das, „wodurch ein Ding das ist, was es ist, ist eigent„lich das, was man Trägheit nennet. Und das, „wodurch ein Ding an dem Orte ist, wo es, — „und, in Ansehung der andern Dinge, vielmehr so, „als anders ist, ist eigentlich das, was man At„traction nennt.“ Für das erste Principium der Bewegung giebt er die Willenskraft an; nicht übel, man mag an die Bewegung in der großen Welt, oder an die Bewegung der thierischen Körper denken. Doch denkt er dabey zugleich etwas unrichtiges. Etwas sonderbares über alles sonderbare aber, welches auch wohl nur jene Geweiheten zu verdauen Magen genug haben, ist dieses, daß Hr. H. das Gewissen als den sechsten unter den bekannten Sinnen zählt, ihm auch Organen beylegt, wodurch es empfinde, und die Analogie desselben mit dem Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch, Gefühl für ganz vollkommen erklärt. Wir können uns auf die Weitläuftigkeit nicht einlassen,

lassen, das sehr dunkel gedachte πρωτον ψευδος, worauf Hr. H. diese Behauptung bauet, zu beleuchten. Er treibt sie aber so weit, daß er Sätze daraus folgert, die den gänzlichen Fatalismus vorauszusetzen scheinen, den er doch, so weit wir immer sehen können, nicht annimmt. Wie ein von Natur kurz- oder blödsichtiger durch alle Uebung sich kein weiter reichendes oder feiner bemerkendes Gesicht verschaffen kann, weil die Organe einmal sind, wie sie sind, so soll sichs mit dem Gewissen und dessen Organen eben so gleichfalls verhalten. Und es soll sogar eine große Verschiedenheit der Moralität unter den Menschen wegen der großen Verschiedenheit der moralischen Organe geben, nämlich, eine Verschiedenheit nicht bloß der Grade, da doch die Analogie mit den übrigen Sinnen keine mehrere Verschiedenheit ergeben würde, etwa den Geruch und Geschmack ausgenommen. Das müßte wenigstens Hrn. H. Meynung seyn, wenn er nichts ohne reifen Bedacht geschrieben hätte, auch nicht Seite 255, „Brutus, indem er „den Cäsar ermordete, begieng, in den Augen des „Volks, und vielleicht auch in Rücksicht auf die „Gesellschaft, ein Verbrechen; aber in der Seele „des Brutus war diese Handlung, zweifelsohne, „der ewigen Ordnung gemäß.“ Ob die Geweiheten etwa auch folgende Auflösung eines für die gesunde Vernunft allemal befremdlichen Phänomens zu genießen wissen werden? S. 282. „Noch hätte ich von der Ausschweifung, Gestirne, „Thiere und Pflanzen anzubeten, reden sollen; aber „es wird hinlänglich seyn, zu bemerken, daß der

„mo-

„moralische Sinn uns reelle Sensationen von der „Gegenwart des höchsten Wesens giebt, und daß „die andern Organe nicht allein dem moralischen „Organ Bewegung mittheilen, sondern daß auch „dieses letztere, in seiner Reihe, dasselbe öfters den „andern Organen mittheilt, und daß darinn die Ur„sache dieser sonderbaren Gegenstände des Gottes„dienstes, welchen man unter den Menschen gese„hen hat, liege.“ Lieber sollten doch selbst die Philosophen für sehr glaublich ansehen, daß der Teufel es sey, der die ganze Welt, die Gott nicht aufrichtig dienen will, verführe, einmal so, und dann wieder anders. Gleich nachher wird der moralische Sinn sogar auch, wie sichs freylich für einen Sinn mit Organen zu gebühren scheint, von der Vernunft ganz unabhängig gemacht: „Alle gesunde und ge„hörig beschaffene Menschen haben eine, mehr oder „weniger deutliche, Sensation von der wirklichen „und nothwendigen Existenz der Gottheit, ohne „daß sogar eigentliche Vernunft im mindsten erfor„derlich wäre, und es giebt keinen atheistischen „Menschen —“ Auch redet der Hr. Verf. in dieser Abhandlung von der übernatürlichen Offenbarung und der geoffenbarten Religion. Außerordentlich philosophisch ist S. 273 die Definition des Glaubens: „Der Glaube ist die Fähigkeit, das „glauben zu können, was nicht glaubwürdig ist, „oder das glauben zu wollen, was nicht glaublich, „oder das zu glauben, was glaublich scheint. „Der zweyte Theil fährt fort mit V. Sophylus oder von der Philosophie (erschienen zu Paris 1778) bis S. 82, ein Dialog zwischen dem genann-

ten

ten und Eutyphron, welcher letztre jenen unterweiset, und zwar über allerley philosophische Materien, für die wir keinen Raum hier haben. Die Unterredner schwören bey dem Genius des Sokrates, und erinnern sich mehrmals an diesen Schwur.

VI. Aristäus oder von der Gottheit, wieder ein Dialog zwischen Aristäus und Diokles, welcher letztre der Lehrmeister ist, bis 244, also lang genug, aber mehr ermüdend als reichlich belehrend, es müßte denn für geweihete Leser seyn, die doch desto weniger Geduld beweisen werden. Einige zwar wird die Dichtung reizen, daß dieser Dialog aus einer alten verstümmelten griechischen Handschrift her sey, welche zur Zeit des Zugs der Russen nach dem Archipelagus auf der Insel Andros gefunden seyn soll. Doch kann dieser Reiz keine daurenden Schwingungen geben. Gutes und schlechtes, auch halbwahres liegt hier sehr durcheinander. Richtig sagt Diokles S. 129 — „Eine Milliar„de verschiedener bestimmter und umschriebener „Theile machen ein bestimmtes und umschriebenes „Ganzes aus. Folglich ist das unermeßliche „Weltall physisch betrachtet (warum nicht in aller Betrachtung? S. oben), so außerordentlich weit „seine Gränzen über die Fassungskraft unsrer Or„gane hinausgehen, ein bestimmtes und umschrie„benes Ganzes. Aristäus. Aber wenn die Zahl „seiner Theile bis ins Unendliche gienge? Diokles. „Für uns giebt es bis jetzt nur zwey unendliche „Dinge, Raum und Zeit; und sie sind nur des„wegen unendlich, weil sie keine Theile haben. „Ein Körper ist in dem Raume, macht aber kei-

nen

„nen Theil desselben aus; eine Begebenheit „trägt sich in der Zeit zu, ist aber kein Theil der„selben. Das wahre Unendliche ist Eines; es ist „weder bestimmt noch umschrieben.“ Das alles capiren nur Crusianer, denen's doch die modernen Philosophen nicht gönnen. Dafür aber schweift Diokles mit seinem richtigen Raume auch sehr weit aus. Er wird nachher enthusiastisch, macht S. 220 den einfachen und unendlichen Raum zum Attribut der Gottheit (das richtige hiebey sollte er besser denken und sagen gelernt haben). Dieses, „fährt er fort, ist das einzige Attribut, durch wel„ches wir dieses große Wesen, sogar vermittelst „unsrer Organe, kennen. Welche unendliche „Menge von Attributen wir dem Attribut des „Raums hinzusetzen müssen, um das Ganze der „Gottheit vollständig zu machen? — dieses ist „eine Frage, Aristäus, welche Gott allein beant„worten könnte. Aber, was sich geometrisch aus „diesem großen Attribut ergiebt, ist die Allgegen„wart Gottes.“ Und in Wahrheit sagt er auch von den übrigen Attributen Gottes fast nichts. Endlich VII. Simon oder von den Kräften der Seele (Aus einer Handschrift). Der nun soll Simon der Gerber seyn, in dessen Bude sich Sokrates oft aufhielt, und welcher ganze Unterredungen desselben leicht genug im Gedächtniß behalten konnte. Dies ist das unterhaltendste und niedlichste Stück unter allen, doch eben so wenig viel verborgene Wahrheit aufschließend, als die vorigen. Sokrates erzählt viel, auch von den Organen; und zugleich dieses mit, daß der Verstand

der Willenskraft unterworfen sey, welches den Geweiheten unbegreiflich seyn muß. Alle diese Weisheit hat Sokrates von der weisen Diotime vernommen, wie er der Länge nach in Simons Bude erzählte, auch wie er am Ende sich auf Diotime's Hand geworfen und sie mit Entzücken geküßt habe — Nun wissen unsre philosophischen Leser zu urtheilen, ob alle hochauf lobende Recensenten dieser philosophischen Schriften gelesen haben mögen, was sie lobten. Uns war das Durchlesen derselben saure Arbeit. Doch vielleicht nur (werden jene denken) darum, weil wir von Hrn. Reich kein Exemplar geschenkt bekommen hatten.

3.) Geographie und Reisebeschreibungen.

In unsern Uebersetzungs-Zeiten muß es für Uebersetzer und Verleger eine überaus große Freude seyn, nach langem Umhersuchen doch noch ein altes ausländisches Buch zu finden, welches noch nicht übersetzt worden ist, oder zum Dank der großen Lesewelt von Neuem übersetzt werden kann. Wenn es denn nur nicht Unrath, kein Roman und besser, als Romane, ist. Wohl noch ein mehreres Lob verdient Der Frau von Aunoi Reise durch Spanien an den Hof zu Madrid. Aus dem Französischen übersetzt. Zur Kenntniß des Zustandes und der Sitten in Spanien im siebenzehnten Jahrhunderte. Erster Theil. Nordhausen bey C. G. Groß, 1782. 8. 196 Seiten. Zweyter Theil. 230 Seiten. Ein unterhaltendes und für reflectirende Leser nützliches

Buch.

Buch. Hier und dort, besonders im Theil 1., welcher eben durchaus Reisebeschreibung, und zwar in Briefen ist, kommen zwar so possierliche Stückchen mit unter, die man lieber für Gedichte, als für Geschichte, ansehen möchte. Doch überhaupt genommen hat die Verfasserin den Charakter der Glaubwürdigkeit, und was sich in keinem andern Europäischen Lande zu neuerer Zeit je begeben mag, kann sich in Spanien zugetragen haben oder auch gewöhnlich gewesen seyn, und vieles davon ist es noch. Um auch unsre Leser nicht ohne Unterhaltung zu lassen, zeichnen wir einiges aus. Th. 1. S. 132 — Das Kloster Las Huelgas de Burgos, eine Abtey, für hundert und funfzig Nonnen, größtentheils Töchter von Prinzen, Herzogen und Grands von Spanien, die schon im sechsten oder siebenten Jahre, da Zuckerwerk für den Gaumen noch ihr Liebstes war, das Gelübde ablegten; die Aebtissin, gebietende Frau von vierzehn großen Städten und mehr als funfzig andern Oertern, wo sie die Gouverneure und obrigkeitlichen Personen ernennt, Vorsteherin von siebenzehn Klöstern, besetzt verschiedene geistliche Aemter, und vergiebt zwölf Comthurhöfe, an wen sie will. Die Verfasserin mag es verantworten. S. 162 erzählt eine alte Gräfin von Lemos: „Ich habe „einen Mann von vornehmer Geburt gekannt, „dessen Vermögen in gar schlechten Umständen „war; dennoch verordnete er in seinem letzten „Willen, daß man ihm funfzehntausend Seelen„messen lesen sollte. Es mußte geschehen; das „Geld, welches diese kosteten, wurde von seiner

„Verlassenschaft abgezogen, ehe noch seine armen „Gläubiger das geringste bekamen: denn so gültig „auch die Schuldforderungen sind, so wird doch „auf sie nicht eher gesehen, bis alle Messen, die in „einem Testament verordnet worden, bezahlt und „gelesen sind — Der König, Philipp der vierte „verordnete, daß man hunderttausend Seelenmes„sen für ihn lesen solle, mit dem Vorbehalte; daß, „wenn er sie nicht mehr bedürfte, sie seinen Eltern „zu gute kommen sollten, und wenn auch diese „schon im Himmel wären, man sie den Seelen de„rer zuwendete, welche in den Spanischen Kriegen „geblieben wären.“ Th. II. S. 16 — theilt die Verfasserin ein Verzeichniß der hohen Geistlichkeit in der damaligen Spanischen Monarchie (unter Carl II.) nebst den Einkünften derselben aus einem Aufsatze des damaligen Erzbischofs von Burgos, den sie auf der Reise kennen lernte, mit, welches die Bewunderung aller Geistlichen erregen kann, denen große Einkünfte wichtiger sind, als das Amt. Nach S. 80 war es (ist auch gewiß noch) etwas sehenswürdiges, wie unaufhörlich die Spanier sich des Rosenkranzes bedienen. „Jede „Dame hat einen an ihrem Gürtel hangen, der so „lang ist, daß wenig fehlt, sie schleppt ihn auf der Er„de. Sie beten ihn ohne Unterlaß, auf der „Gasse, beym Lomberspiele, sogar bey verliebten „Handlungen, beym Lügen und beym Verleum„den. Denn sie murmeln beständig ihren Rosen„kranz, und wenn sie in der größten Gesellschaft „sind, so hindert sie das nicht, daß er seinen Fort„gang habe.“ Bald nachher folgt Nachricht von den

den fürchterlichen Reifröcken und von der Menge (12) Röcke über einander an den Frauensleuten, von den Schnürleibern, welche nicht die Brust, sondern die Hälfte des Rückens und die geschminkten Schultern frey ließen, von den Brillen vor den Augen, welche den ganzen Tag über und an allen öffentlichen Orten getragen wurden, von den Rechten der Schwangern, denen die vornehmsten Personen sich nicht entziehen durften, wenn sie dieselben zu sehen verlangten, von den Geißlern, deren ein Theil aus Andacht, ein andrer aus Uebermuth und ihren Damen zur Zeitverkürzung sich die Schultern zerfleischten und darüber nicht selten in Duelle geriethen — von der unglaublichen Menge Silberzeug bey den Großen, ihrer jämmerlichen Art zu wirthschaften, bis zum Entsetzen übertriebner Menge von Bedienten ꝛc. Ein Schuster in Madrid war der allgemein geltende Kunstrichter über alle Theaterstücke, und alle Dichter mußten seine Gunst suchen, um eine leidliche Aufnahme zu finden. Die Vergleichung mit einer gewissen Classe teutscher Gelehrten und dem von ihnen abhangenden Urtheil des gelehrten Publikums unsrer Zeit bleibt dem Leser überlassen. Die weitläuftigste Beschreibung der Fr. von Aunoi haben die die Menschheit schändenden Stiergefechte, bey welchen gewöhnlich Menschenblut fließt, erhalten. Daß diese Vergnügungen noch jetzt in Spanien herrschen, ist bekannt. Doch eins nicht zu vergessen! Noch diesseits der Spanischen Gränze in Frankreich zu Bayonne hatten die Damen, statt der Hündchen, Schooßschweinchen, lie-

ßen sie grunzen, unterm Tanz im Zimmer herum murmeln und durch ihre höhern Töne den Schall der Instrumente erhöhen Th. 1. S. 4. Eben da dieses zum Druck schon zubereitet war, ist auch der dritte und letzte Theil dieser Reise durch Spanien, 250 Seiten, in den Buchläden zu haben.

Bey Meyer in Breslau ist herausgekommen Geschichte der Amerikanischen Indianer; besonders der am Missisippi, an Ost- und Westflorida, Georgien, Süd- und Nord-Karolina und Virginien angränzenden Nationen, nebst einem Anhange, von James Adair, Esqvire. Aus dem Englischen übersetzt. 1782. gr. 8. 419 Seiten. Der Verfasser hat mehrere Jahre unter diesen Indianern Handelschaft getrieben, schreibt also aus Erfahrungskenntniß, und an der Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten steht nicht zu zweifeln. Freylich geht die eigentliche Geschichte weder weit zurück, noch weit vorwärts. Das Original ist vor den Weiterungen zwischen Großbritannien und den Amerikanischen Colonien herausgekommen, und alte Nachrichten sind bey jenen Indianern nicht zu suchen. Er erzählt also nur Geschichte, die er selbst mit diesen Nationen gehabt, oder die sich zu seiner Zeit oder kurz vorher zugetragen haben, nebst einigen wenigen Ueberlieferungen, die er unter ihnen fand. Große Volksmenge trifft man bey ihnen nicht an, weil sie durch immer wiederholte Kriege unter einander aufs grausamste sich selbst aufreiben, und zum Theil auch durch neue Uebel, z. B. die Pocken, die ihnen aus den Colonien zugeführt wor-

worden sind, aufgerieben werden. Die Stücke dieses Buchs sind folgende: Beobachtungen über die Farbe, Gestalt, Gemüthsart und Kleidung der Amerikanischen Indianer; Betrachtungen über den Ursprung und die Abstammung derselben — sind nicht eben von großem Werth, und da der Verf. erst am Ende die Meynung annimmt, daß diese Indianer in gerader Linie von den Israeliten herkämen, so sieht man nicht einmal, wie er diese Meynung auszubilden gedenke; Nachricht von den Katabba, Cheerake, Muskohge, Choktah und Chikkasah Völkerschaften, wobey gelegentlich Bemerkungen über ihre Gesetze und das Betragen der Englischen Gouverneurs, Oberaufseher, Missionarien u. s. w. gemacht werden. Von jedem dieser Völker wird besonders gehandelt, und das meiste sind Erzählungen dessen, was der Verf. selbst mit ihnen zu thun gehabt hat und von den vielen Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen ist. Die Franzosen werden wegen ihrer Aufhetzungen vielfach angeklagt, nicht weniger aber mehrere Englische Gouverneurs, wegen bewiesener Unklugheit und Nachlässigkeit. Man denke, wie elend und abscheulich es um Nationen stehen müsse, von denen ein Mann, der wenigstens auf keiner Seite sich als einen Verächter des Christenthums zeigt, schreibt: „Den Geistli„chen in England ist es zu vergeben, wenn sie uns „zureden wollen, daß wir uns doch bestreben möch„ten, Frieden und Zuneigung unter den Wilden „in den entlegenen Wüsten von Amerika zu beför-

„dern und zu erhalten; besonders wenn sie die „Sache von der theologischen Seite betrachten, „welches sie zu thun verpflichtet sind, und sich „nicht, wie Hofleute zu thun gewohnt sind, in die „Irrgänge der Staatsaffairen einlassen. Aber „was soll man von denjenigen Staatsmännern sa„gen, die anstatt mit steter Treue und Sorgfalt „für das Leben und die Freyheiten theuerer Unter„thanen zu wachen, ihre Gnade gegen ihre Mör„der verschwenden, die lange Zeit ihr Blut muth„willig und mit entsetzlichen Martern vergossen ha„ben? Das Blut schreyet zu Gott dem Rächer „empor, die Strafe über ihre Häupter kommen „zu lassen; eine Zeitlang können sie zwar derselben „entgehen, aber zuletzt wird sie doch schwer auf sie „herabfallen. S. 103 — Den Beschluß der Geschichte machen Allgemeine Anmerkungen über die Nordamerikanischen Indianer, worinn von ihrer Vaterlandsliebe, kriegerischem Geist, Vorsicht im Kriege, Art zu streiten, Grausamkeit gegen ihre Gefangenen ꝛc. ꝛc. gehandelt wird. Hier ist allerdings viel ungemeines, besonders aber viel mörderische Grausamkeit, und mehrere Beyspiele, die auf Einer Seite bey gutdenkenden Lesern Unwillen, auf der andern aber Verwunderung erregen. Noch kläglicher aber ist, was man S. 346 zu lesen bekömmt, da der Verfasser den Verdacht des kaufmännischen Neides nicht wider sich hat: „Ehe jener unpoliti„sche Schritt in Betreff der Austheilung der Pri„vilegien gethan wurde, war einer hinlänglichen „Anzahl ordentlicher ansehnlicher Kaufleute unter den

„den Indianern zu handeln und zu wohnen ver-
„stattet, wodurch letztere von Ausschweifungen ab-
„gehalten, und durch die ungekünstelten aufrichti-
„gen Ermahnungen, die sie ihnen täglich einprägten,
„leutselig, zufrieden und friedfertig wurden. Ge-
„genwärtig aber überziehen ganze Schwärme von
„weißem Volk ihre meisten Länder und diese sind
„gemeiniglich die Hefen und das Auskehrig unserer
„Kolonien. Ihre Beschreibung ist so unange-
„nehm, daß ich mich nicht lange dabey aufhalten,
„sondern nur anmerken will, daß der größere Theil
„derselben sich unter den größten Bösewichtern zu
„Land oder zur See sehr auszeichnen würde. Die-
„ses ist die wahre Lage unsrer indianischen Affai-
„ren. — Die unvermeidliche Folge unwissender
„und ruchloser Geistlichen, die als Missionarien
„an die Gränze geschickt worden, und jener schäd-
„lichen Ausübung des unumschränkten Alleinhan-
„dels, mittelst dessen Haufen unordentlichen Volks
„die indianischen Länder belästigen, ihre Sitten
„verderben, und die gemeinschaftlichen Mittel zu
„ihrer Civilisirung ihrer Wirkungskraft berauben."
Der Anhang ist ein Bericht an die Staats-
kundigen, und giebt Vorschläge zur Verbesserung,
Sicherung und Erweiterung der Colonien, die für
jetzt und längst ganz vergeblich sind, also desto
mehr hätten unübersetzt bleiben können. Der
Uebersetzer scheint nicht überall gleich sorgfältig ge-
wesen zu seyn, z. B. S. 40. „So genesen auch die
„Schlangen, wenn sie ein Thier gestochen haben,
„durch ihre Kenntniß des eigentlichen Gegengifts."
An vielen Orten scheint aber der Verfasser selbst

sehr dunkel und minder zusammenhangend geschrieben zu haben. Ein Uebersetzer, der uns solche Schriften verteutschen will, sollte mehr als Uebersetzer seyn.

In Königsberg haben Wagner und Dengel verlegt, Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand Großbrittanniens und über die Grundsätze dieses Staats in Absicht auf die Beförderung des Ackerbaues. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. 1782. gr. 8. 298 Seiten. Das Original ist von Arthur Young, 1774 herausgekommen, und der Hr. Uebersetzer hat sich hier und dort, wo dasselbe zu mikrologisch war, oder nur für England Interesse genug hatte, Abkürzungen erlaubt, worüber nicht leicht ein Leser unzufrieden seyn wird. Die Schrift aber ist werth, besonders von Staats-Oekonomen gelesen zu werden. Man trifft darinn viel paradoxes, welches dennoch nicht wenig Gründe für sich hat. England, behauptet der Verfasser, trotz allen Gegenklagen, ist jetzt volkreicher als jemals, und selbst vermittelst der Auswanderungen nach Amerika volkreicher geworden, weil die Amerikaner ihre Bedürfnisse aus England erhalten mußten und ihre Producte dafür ins Mutterland schickten, wodurch in England die Beschäftigung und der Erwerb größer, die Nachfrage nach Menschen stärker und eben dadurch die Volksmenge vermehrt wurde. Die den Kirchspielen aufliegende Pflicht hingegen, die angesessenen Armen zu versorgen, ist der größeren Bevölkerung hinderlich. Keineswegs soll jedoch die

Vor-

Vorsorge für Bevölkerung wichtiger seyn, als die für Verbesserung des Landbaues, sondern jene dieser untergeordnet und eben dadurch größere Bevölkerung gefördert werden oder eben damit von selbst erfolgen. Das befremdliche Gesetz, welches auf die Ausfuhr des Getraides eine Prämie setzte, und ein anderes, welches alle Einfuhr des ausländischen verbot, so lang die Preise des einheimischen ein gewisses Maaß nicht überstiegen, haben die Folge gehabt, daß die Preise des Getraides nicht gestiegen, sondern gefallen sind, weil durch diese Gesetze der inländische Kornbau sehr hoch gefördert worden ist. Große Begünstigung der Urbarmachung und Verbesserung der Länder sind die Pachtverschreibungen auf viele Jahre, und daß die Auflagen nicht mit den gemachten Verbesserungen steigen, wie in Frankreich ꝛc., sondern auf alle Jahre jeder Pachtung unverändert bleiben, und sich bey den Eigenthümern, die ihr Land selbst bauen, nach der letzten Verpachtung derselben richten, wenn dieselbe auch schon seit 100 Jahren zu Ende gewesen wäre. Das ist in Wahrheit leicht begreiflich, und nicht abzusehen, wie die Französischen Oekonomisten es nicht eingestehen wollen. Hingegen stehen die noch hergebrachten Zehnten für die Geistlichkeit der Melioration entgegen. Der Verfasser redet von Vorschlägen zur Abschaffung derselben, weiß aber keine bessere Entschädigung der Geistlichkeit für die Zehnten, als Zutheilung von Ländereyen, die sie selbst bauen (oder von einer Zeit zur andern verpachten) sollen. So schwer ist es, eine andere und sichere Besoldung

für

für die Geistlichkeit auf dem Lande auszumitteln. Wider das sogenannte physiokratische System streitet Hr. Y. durchaus, und sucht es, nicht ohne einleuchtende Gründe, als eine verächtliche Grille ins Bloße zu stellen. Für die Einzäunungen und Abschaffung aller Brache wird er leicht jeden Verständigen einnehmen, um so mehr, da die Sache in England in der Ausübung selbst nun längst klar am Tage liegt. Die Aufhebung der Gemeinheiten überall würde damit noch nicht nothwendig verbunden seyn, und doch allemal ein besserer Viehstand, der auch in England aufs höchste gebracht ist.

An der letzten Michaelismesse, doch schon unter der jetzigen Jahrzahl, ist erschienen Geographische Reise durch Deutschland. Erster Theil. Das östliche Deutschland, oder die preußischen, sächsischen, österreichischen und bayerischen Staaten. Für Anfänger in der Kenntniß der Erdbeschreibung. Leipzig im Schwickertschen Verlage. 8. 216 Seiten. Nach dem Vorbericht des Herausgebers soll diese Reisebeschreibung folgende Entstehungsart haben. Ein junger Schwedischer Cavalier teutscher Abkunft von 16 Jahren geht mit seinem Hofmeister aus Schweden nach Teutschland auf Reisen, und beschreibt in Briefen (denn Briefe lieset man hier) an seinen jüngern Bruder von 10 Jahren die Länder, die er bereiset oder berührt, und zwar die Letztern mit ihren vornehmsten Ortschaften aus eingezogenen Nachrichten. Hienach soll man denn nicht viel besonderes erwarten, z. B. keine Nachrichten von Staatsverfassung und Staatsverwaltung.

tung. Doch findet man immer weit mehr, als was von einem Jüngling von 16 Jahren für einen Knaben von 10 zu erwarten stund. Und so hat es wohl mit der Entstehungsart eine andere Bewandtniß. Allemal aber muß man freylich wegen dieser bescheidnen Dichtung dem Verf. manche Fehler nicht zu hoch aufnehmen, wenn sie gleich damit noch nicht genügsam entschuldigt sind. Denn der junge Baron schrieb ja für seinen Bruder; mußte er damit zugleich für das teutsche Publikum oder zugleich für eine Menge andrer Knaben schreiben? Dennoch bekennen wir, daß sich alles ganz gut lesen, und eine Menge guter Kenntnisse in aller Kürze daraus schöpfen lasse. Ein guter Lehrer zur Hand kann berichtigen und zusetzen. Der junge Herr beschreibt also Rügen, Schwedisch- und Preußisch-Pommern, die Mark, Magdeburg und Halberstadt ꝛc. die Churſächsischen, die Herzoglich-Sächsischen Länder, geht nachher in die Oesterreichischen Staaten, und kömmt von da zurück in den Bayrischen Kreis. Ob er ein so junger Schwedischer Herr sey, erachte man S. 82. wo er von Dresden schreibt: „Alle „drey Städte haben vielleicht nicht 3000 Häuser, „und wie man mir sagt, zehnmal soviel Einwohner; vor dem Kriege von 1756 sollen sie dreißigmal so viel gehabt haben; allein es sind so viel „schöne Palläste und Häuser darinne, alle Aussichten sind so lachend, der große Fluß mit der „Brücke so natürlich prächtig, die Einwohner so „gefällig, die Lebensart so leicht und angenehm, „der Ton der Sitten und selbst der Sprache so weich

„weich und anziehend, daß ich jetzt doch geneigt „bin, Dresden vor Berlin den Vorzug zu geben; „wenn die preußische Hauptstadt größer ist und „mehr Erstaunen erregt, so kömmt mir die sächsi„sche, wenn ich so reden darf, liebenswürdiger „vor —“ Das noch weiter folgende schreiben wir nicht ab, weil es für gehässig angesehen werden möchte. Oben hatte der junge Herr Berlin über alles gepriesen — auch geschrieben, in den Brandenburgischen Staaten sey die herrschende Religion die Reformirte, da er doch ganz leicht hätte sehen und hören können, daß, diese Staaten überhaupt genommen, die Lutherischen darinn wenigstens eben so herrschend, wo nicht mehr, wirklich sey, ungeachtet des Reformirten Bekenntnisses des Königl. Hauses. Sprachfehler stoßen hin und wieder auf, z. B. wegen dem Schlosse — außer die Gruben, anstatt: wegen des Schlosses — außer den Gruben.

Von großer Bedeutung und das erste in seiner Art ist eine Ostindianische Erdbeschreibung zum Gebrauch der Jugend von Joh. Heinr. Tob. Bernstein. Enthält alle ostindianische Inseln. Gera bey H. G. Rothen. 1783. 8. außer der Vorrede und Zueignung 287 Seiten. Selten wird ein Schriftsteller, der das erste Werk seiner Art, wie dieses ist, mit unverdrossener Mühe zu Stande gebracht hat, mit so großer und ungeheuchelter Bescheidenheit hervortreten, als Hr. Bernstein. Selbst dieses, daß er seine Ostindische Erdbeschreibung zum Gebrauch der Jugend, besage des Titels, bestimmt hat, scheint

nicht

nicht so wohl Nachahmung einer zeitherigen Sitte, als vielmehr Beweis seiner auch wohl zu schüchternen Bescheidenheit zu seyn. Wenig gelehrte Männer werden alle die Bücher gelesen haben, aus welchen er die hier methodisch und kurz mitgetheilten Nachrichten von allen ostindianischen Inseln zusammengetragen hat. Er nennt sie in der Vorrede, und es sind die ächten Quellen, aus welchen zu schöpfen war. In der nachherigen Erdbeschreibung selbst aber hat er sie nicht besonders citirt, wie etwa einige bey gewissen Hauptpunkten wünschen möchten, vielleicht weil er einmal vornehmlich an die Jugend dachte, ungeachtet er in der Sache kein Jugendschriftsteller ist. Daß er sich so großer Kürze beflissen hat, kommt nach seiner eignen Angabe daher, weil er lieber wenig und gut, als viel und unrichtig sagen wollte. Doch trifft man hier, wie auch zweckmäßig war, nicht bloß geographische Beschreibung, sondern zugleich historische Nachrichten von der Entdekkung dieser berühmten Inseln, von ihren Producten, von den Händeln, welche die Europäischen Seemächte sowohl mit den Bewohnern, als unter einander aus Staats- oder Kaufmännischer Habsucht, über den Besitz derselben gehabt haben, von der Handlungspolitik und dem nicht selten sehr grausam gewesenen Verfahren der Holländer, welche unter allen am wenigsten in schönem Licht erscheinen, ꝛc. Sehr angelegentlich empfiehlt er die d'Anvillischen Charten, und nimmt überall Rücksicht auf dieselben. Man findet also beschrieben nach der Reihe I. Die Insel Zeylan oder Selan;

II.

II. die Insel Sumatra nebst den dazugehörigen; III. die Insel Groß-Java, nebst Klein-Java, Comboc, Cumbava, Sappi und Flores; IV. die Insel Sávu oder Sou und Rotte; V. die Insel Timor; VI. die Molukken überhaupt; VII. die Banda- oder Muskaten-Inseln; VIII. die Amboinen- oder Gewürznelken-Inseln; IX. die Molukken nach dem engern Verstande; X. die Insel Borneo; XI. die Insel Celebes; XII. die Philippinen oder Manillen; XIII. die Insel Paragua oder Paragoya; XIV. die Marianeninseln; XV. die Insel Formosa; XVI. die Insel Madagaskar; XVII. die maldivischen Inseln. Es versteht sich zwar, daß nicht von allen gleich viel gesagt werden konnte, und daß bey einigen dieser Inseln besonders die Choragraphie des innern Landes sehr mangelhaft ausfallen mußte. Doch findet man immer weit mehr, als die meisten vermuthen werden. Da auch Hr. B. die Sache der Religion und Frömmigkeit nicht obenhin ansieht, so hat er viele Angaben zu richtigen Urtheilen auch von dieser Seite mit ausgezogen. Man hat von jeher angemerkt, daß die Holländer in ihren großen Ostindischen Besitzungen sehr wenig auf Anlockung und Bekehrung der Indianer zum Christenthum umgegangen sind, auch weit weniger, als man von England aus darum bemühet gewesen ist, die Bekehrungsbemühungen der Portugiesen und Spanier gar nicht zu vergleichen. Daß sie aber auch für sich selbst und die ihnen zugehörigen dortigen Europäer desfalls weit zu wenig Sorge tragen, belegen hier mehrere Nachrichten. Selbst ehemals errichtete

rete gute Anstalten dieser Art haben sie angefangen, eingehen zu lassen. In Colombo auf Zeylan, wo ihre Garnison allein aus 4000 Mann bestehet, hatten sie eine gute Schule, Seminar genannt, in einem ansehnlichen Gebäude. Vor einigen Jahren hat die Compagnie das Gebäude an einen Kaufmann verkauft und die Schulanstalten eingehen lassen. Der bekannte General-Gouverneur von Imhoff hatte dieselben gestiftet; der aber (schreibt Hr. B.) welcher diese guten Anstalten eingehen ließ, und das schöne dazu bestimmte Gebäude an einen Kaufmann verkaufte, heißt Jacob von Mossel. Die Erziehung, welche die dortigen Holländer ihren Kindern geben, beschreibt der Hr. B. als die jämmerlichste S. 27. Aus eben der oder doch nicht besserer Quelle fließt wenigstens das moralische Elend der Damen zu Batavia her, welches Hr. B. S. 82 zur Gnüge beschreibt: „Ihren (der Europäer) Frauen — „werden von allen Reisenden eben so wenig Lob„reden, als den stolzen Engländerinnen auf Ja„maika, gehalten. Sie sind eigensinnig, grämlich, ausschweifend, aber davor ungesund, und gegen „die armen Sklaven unbarmherzig. Sie haben sich „weder in Europa noch auf Java durch Erziehung „bilden lassen oder selbst gebildet. Oft war die, wel„che jetzt als eine Prinzessin einher pranget, eine „Person von der niedrigsten Tugend in Europa. „Müßiggang, Betelkauen, Liebesgespräche, unge„duldige Klagen über ihre Sklaven füllen ihr ganzes „Leben aus. Sie sind so schwächlich, daß sie nicht „ohne geführt zu werden, über ihre Zimmer gehen

„nen. Jeden daher entstehenden Unwillen lassen „sie über ihre armen Sklaven aus, die man oft „vor ihren Häusern so peitschen sieht, daß die „Stücken um sie fliegen. Fragt ein Fremder, der „dergleichen nicht gewohnt ist, was der Elende ge„than hat, so bekommt er zur Antwort: Er griff „die Madam, da er sie heben oder führen sollte = = „denn zum gehen sind sie zu schwach = = zu derb an. „Eine Theetasse hat er zerbrochen; Verstund die „Madam nicht das erste mal, als sie ihm etwas „befahl.“ Bey Batavia hat Hr. B. die neue gelehrte Gesellschaft vergessen, die dort zusammengetreten ist, und sich zu bilden angefangen hat. Die Markttäge werden daselbst am Sonnabend und Montag gehalten. Muß man nicht etwa auch hierunter eine kaufmännische Absicht argwohnen? damit nämlich lieber der dazwischen liegende Sonntag, als ein anderer Wochentag, durch den Nach- und Vortrab der Markttäge in Zerstreuung hingebracht werde. Ungeachtet alles Uebels, welches die Indianer von den Europäern erlitten haben, ist ihnen durch dieselben doch auch viel Vortheil erwachsen. Der Kaiser zu Archin auf Sumatra hatte ehedem seine Frauen zu geheimen Räthen, besonders die 3 vornehmsten, und beständige Wollüste füllten das Leben dieses Regenten aus; in neuern Zeiten aber haben ihm die Britten und Holländer gelehrt, was ein Regent zu thun habe S. 56. Eben da läßt sich mit den Heiden, so niederträchtig, treulos, stolz, trotzig und grausam sie auch sind, doch ehrlicher handeln, als mit den dasigen ebenfalls eingebornen Muhammedanern.

nern. Die Klein-Javaner und Sävaner möchte man ihrer Arbeitsamkeit wegen liebgewinnen. Die letztern haben, jeder seinen eignen Götzen für sich, dabey jedennoch löbliche Gesetze, keiner mehr als Eine Frau, ohne Ehebruch; Diebstahl ist selten unter ihnen, Zwist kömmt ohne Zänkerey vor Gericht; Rachsucht, Mord und Todschlag ist fern von ihnen S. 99. So viel Lob scheint etwas übertriebenes zu seyn, und in solchen Fällen möchte man den Gewährsmann angeführt wünschen. S. 261 muß man über die auf der Insel Formosa verübten Grausamkeiten der Chineser unwillig werden. Wie Hr. B. auch die Religion der Malgachen auf Madagaskar S. 274 ganz natürlich nennen könne, verstehen wir nicht. „Sie „haben keine Tempel und Götzenbilder, sondern „verehren ein jeder in seiner Hütte eine gewisse „Gattung von Grillen, die sie in einem Korbe „füttern, zu welchen der Hausherr seine besten „Sachen der Sicherheit wegen legt und mit den „Seinigen bisweilen ganz unsinnig um das Insekt herumtanzt. Wenn sie sich einbilden, dieser „Insektengott, den sie Oly nennen, habe ihnen „etwas eingegeben, so vollziehen sie es alsbald."

* * *

Vergeblich fragten wir in dem nächsten Buchladen nach Rousseau's Bekenntnissen, wovon es schon 2 teutsche Uebersetzungen giebt. Ungesucht aber kamen uns in die Hände J. J. Rousseau's Selbstgespräche auf einsamen

Spaziergängen. Ein Anhang zu den Bekenntnissen. Berlin 1782. Bey J. F. Unger. 8. 184 Seiten; ohne alle Vorrede und Anzeige, woher? doch ohne Zweifel ächt genug. Wer nicht zu befürchten hat, durch ein wundersam in einander laufendes Raisonnement irre geführt zu werden, und doch abnehmen will, wie Rousseau, der es selbst nie glauben wollte, so viele Verehrer finden konnte, lese diese Schrift statt aller Rousseauischen Producte. Schwache Köpfe aber und Empfindler aller Art mögen immer davon bleiben. Hier hat man den Mann, wie er in den letztern Jahren, etwa von 1776 an gesinnt war und dachte. Immer mit der ganzen Welt unzufrieden, in der zuversichtlichen Einbildung, daß ihm alle Menschen, sobald sie ihn ansehend wissen, daß er Rousseau heiße, feind sind, daß sich, wie ers nennt, eine ganze Generation wider ihn verschworen habe, erzählt er seine abwechselnden Gesinnungen und philosophirt immer einmal finstrer, als das andre, wiewohl nicht allemal in finstrer Sprache, über sein Schicksal. Wer von wahrem Christenthum für seine Person nichts weiß, wär er auch ein eingebildeter oder nach gangbarem Sprachgebrauch ein Philosoph, wird bey Rousseau immer viel Züge finden, die er im eignen Busen antrifft, und denn leicht einen Mann seufzend bewundern, der nie ohne Schuld so unglückselig ist, wenn er sich auch glücklich priese, und wird in unmuthiger Laune ein geglaubtes Schicksal anklagen, welches so wohlwollende und empfindsame Menschen ihre Tage durchweinen läßt. Ob hiemit

Gott

Gott selbst höchstens beleidigt, der Ungerechtigkeit und Härte in düsterer Sicherheit beschuldigt oder gar verleugnet werde, daran denken diese Philosophen nicht. Das Gewissen erscheint auch hier bey R. keineswegs erstickt. Es redet vielfach, immer aber schweigt es da am meisten, wo es am lautesten und viel reden sollte. Er erzählt S. 35. die Geschichte seiner Religion, wie er als Kind katholisch geworden — ein Andächtiger (wenn ers selbst sattsam beurtheilen konnte) wie Fenelon — wie lange ers gewesen sey, ist dabey nicht bemerkt, oder vielmehr nur von kurzer Zeit zu verstehen. Schon in der Jugend hatte er sich das vierzigste Jahr als das Ziel aller Anstrengung zu seinem Fortkommen festgesetzt, und war völlig entschlossen, so bald er dies Alter erreicht haben würde, in der Lage zu bleiben, darinn es ihn finden werde. Diesen Vorsatz suchte er mit Ernst auszuführen — verließ die Welt mit ihrer Pracht, entsagte jeglichem Putze, trug keinen Degen, keine Uhr, keine weiße Strümpfe, kein Gold, keinen Haarputz mehr, eine ganz einfache Perüke und einen tüchtigen tuchenen Rock — entsagte der Stelle, bey der er damals angesetzt war, für die er nichts zu taugen glaubte, und fieng an, für Geld Noten zu schreiben, eine Arbeit, für die er stets eine entschiedne Neigung hatte — unternahms, sein Inneres einer strengen Untersuchung zu unterwerfen, um es für sein übriges Leben so einzurichten, wie er wünschte, daß es der Tod finden möchte. In diesen Zeitpunkt setzt er seine gänzliche Entsagung der Welt und diesen lebhaften Geschmack an der

Einsamkeit, der ihn nie wieder verlassen hat. Er hatte damals Umgang mit neuern Philosophen, die, wie er sagt, den alten nicht sehr ähnlich waren. Statt seine Zweifel zu heben und seine Unentschlossenheit in Festigkeit zu verwandeln, hatten sie die Gewißheit, die er über viele Punkte, an deren bestimmten Kenntniß ihm am meisten lag, zu haben glaubte, erschüttert — als eifrige Missionarien des Atheismus und sehr herrschsüchtige Verfechter ihrer Lehre — Er nahm ihre trostlose Lehre nicht an, und dieser Widerstand war bey so intoleranten Menschen, die außerdem noch ihre Absichten hatten, keine von den geringsten Ursachen, die ihre Feindseligkeit entzündete — Hier erwartet man nun eine Erwähnung der heil. Schrift, an welche doch in der Erzählung dieses Untersuchungskampfs wohl hätte gedacht werden sollen. Doch weder heil. Schrift noch Zurückdenken an den Glauben der Protestanten, dem er als Kind entführt zu seyn sich so wohl erinnert, findet man hier. Er verweiset auf das Glaubensbekenntniß des Savoyischen Vikars. Philosophie suchte R. und wie wenig er doch zum philosophischen Nachdenken in der Jugend angeleitet sey, ist aus obigem klar. Und welche Philosophie fand er? Plutarch war sein erstes und sein letztes Buch. Er meynt für seine Sicherheit auf die Ewigkeit bestens gesorgt zu haben und vor dem Richter wohl zu bestehen. Eine Regierung Gottes, die keinen Menschen einem blinden Schicksal oder Zufall in diesem Leben überläßt, hat bey ihm offenbar allen Credit verloren. Und so murret er, bekennt selbst, gemurret

zu haben, nennt es selbst murren, erklärt es für thörigt, wie, wenn der Spieler in Wuth geräth, ohne zu wissen, wider wen, S. 144 und murret doch wieder, wie vom Anfang, so bis zu Ende des Buchs, bey alle dem, daß er sich oft glücklich preiset. Worüber murret er nun? Nicht über die Regierung Gottes, sondern über alle Menschen seines Zeitalters, und darüber (wie kann mans anders nehmen?) daß Gott die Welt nicht regiert. Da er mit der ganzen lebenden Welt zerfallen zu seyn glaubt, allen seinen Zeitgenossen eine Feindschaft gegen seine Person anträumt, und von ihr als von einer ganzen wahnwitzigen Generation redet, so stellt er sich, in seiner Laune, sehr hoch, als wär er sich selbst genug. Man höre S. 10. „Für mich ist auf Erden alles dahin; hier kann „man mir weder Gutes noch Böses zufügen; „ich habe für diese Welt nichts mehr zu hoffen „noch zu fürchten, und ich bin in der Tiefe des Ab„grunds ruhig, ein armer Sterblicher, aber kei„nem Leiden unterworfen, wie Gott selbst!“ Wer sollte glauben, daß ein elender Mensch, der schon aus der Fassung kömmt, wenn ihn Jemand scharf ansieht, in seiner Einbildung sich neben Gott hin setzen könnte? Wir lassen andere urtheilen, auch wenn R. nachher S. 108 schreibt: „Wär ich frey, „in der Dunkelheit, isolirt geblieben, wie ich ge„schaffen war, es zu seyn, so hätte ich bloß gutes „gethan; denn in meinem Herzen liegt auch nicht „ein Keim irgend einer schändlichen Leidenschaft. „Wär ich unsichtbar und allmächtig wie Gott ge„wesen, ich würde gut und wohlthuend wie er ge-

„wesen seyn. Macht und Freyheit bilden den „treflichen Menschen. Schwachheit und Unter„drückung hat nie etwas anders als Bösewichter „hervorgebracht. Hätte ich den Ring des Gyges „besessen ꝛc.“ Man merke hiebey, daß R. keinem Menschen, der ihn ansieht, trauet, und sogleich etwas arges befürchtet, sobald er sein incognito, daß sich doch nicht lange behaupten läßt, verrathen glaubt. S. 12. giebt er an, sein Herz sey durch das Feuer der Trübsal geläutert, und er finde bey sorgfältiger Untersuchung kaum einen schwachen Ueberrest eines verwerflichen Hanges darinn. Und eben der Mann bekennt S. 100 — von sich, daß er, um mit Vergnügen Gutes zu thun, frey, ohne Zwang handeln müsse, und daß es hinreichend sey, ihm allen Reiz eines guten Werks zu rauben, sobald es ihm zur Pflicht werde; dann mache ihm die Bürde der Verpflichtung den süßesten Genuß zur Last — Gleichwohl erkennt er eben da, daß es keine Tugend sey, seinem Hange zu folgen, sondern vielmehr sey es Tugend, ihn zu besiegen, wenn die Pflicht es heische, ihren Vorschriften zu folgen, und das sey er weniger, als irgend ein Mensch zu thun im Stande gewesen. Gut und fühlend geschaffen, mitleidig bis zur Schwachheit, sey seine Seele von allem, was Großmuth heiße, fortgerissen — Hier lerne man von einem Menschen, der gern unabhängig, wie Gott, seyn will, daß Empfindsamkeit — Kindern Pfefferkuchen kaufen und mit ihnen bis zum Entzücken spielen, wie R. gleichfalls von sich rühmt — noch keine Tugend sey. Eben so sehr widerspricht

spricht sich der unbändig stolze Mann, welcher alle seine Zeitgenossen, die ganze wahnwitzige Generation, herzlich liebt, aber auch, weil sie sich zur Feindschaft gegen ihn verschworen habe, durchaus verachtet, und dies mehrmals bekennt, von der Glückseligkeit seiner erhabenen Einsamkeit mitten in Paris und auf seinen Spatziergängen. Kaum hat er sie aufs höchste gepriesen, so folgt ein anderes; und wie ist er denn in der Tiefe des Abgrunds ruhig, wie Gott? S. 152. „An den Orten, an „denen ich Niemand sehe, vergesse ich mein Schick„sal, und höre auf, es zu empfinden; leide nicht „mehr, bin ohne Rührung, ohne alles Hinderniß „glücklich. Aber selten entwische ich einem em„pfindlichen Angriff; und wenn ich es mir am we„nigsten versehe, ist eine Bewegung, ein finstrer „Blick, den ich bemerke, ein boshaftes Wort, „welches ich höre, ein übelwollender Mensch, der „mir auf meinem Wege aufstößt, zureichend, mich „ganz aus der Fassung zu bringen. Alles, was „ich in ähnlichen Fällen noch über mich ver„mag, ist schnell zu fliehen und vergessen — Sollte ein Mann, wie dieser, noch stolz auf seine Größe seyn! Noch einen Zug dieses Charakters bringen wir bey, um urtheilen zu lassen, ob Rousseau, der zu schwach oder zu gemächlich war, durch Thaten groß zu werden, nicht durch selbstgemachte Leiden habe groß werden wollen. Und wie groß ist es nicht, der Gegenstand der allgemeinen Anfeindung einer ganzen Menschengeneration zu seyn? S. 137 „Die verschiedenen Zwischenräu„me meines kurzen Wohlseyns haben, nach Ver-

„hältniß der innigen und daurenden Art, wie ich „sie empfand, beynahe gar kein angenehmes An„denken zurückgelassen; und im Gegentheil bin „ich bey allem Elende meines Lebens beständig von „zärtlichen, rührenden und wonnevollen Empfin„dungen durchdrungen gewesen, die einen heilen„den Balsam in mein verwundetes Herz gossen, „den Schmerz in Wollust zu verwandeln schienen, „und deren theures Andenken noch oft, von dem „Bilde der Schmerzen, die ich zu eben der Zeit „ausstand, abgelößt, allein zurükkehrt. Ich dün„ke mir die Anmuth des Daseins besser empfun„den zu haben, und in der That mehr gelebt zu ha„ben, weil meine Empfindungen, so zu sagen, „durch mein Schicksal eng in meinem Herzen zu„sammen gedrängt waren, und nicht auswärts, „über alle die Gegenstände der menschlichen Ach„tung, verdunsteten, die dieselbe so wenig an sich selbst „verdienen, und doch die einige Beschäftigung de„rer, die für glücklich gehalten werden, aus„machen.

Ohne Absicht einer Vergleichung, die auch sehr wunderlich ausfallen müßte, folgen hier zufällig Des Herrn Johann August Ernesti, gewesenen Professor primarius der Theologie in Leipzig, Verdienste um die Theologie und Religion. Ein Beytrag zur theologischen Litteraturgeschichte der neuern Zeit. Berlin bey A. Mylius, 1783. 8. 54 Seiten. Eine Piece zum Verdruß und Unwillen für alle Verehrer des Ernestischen Namens, von Hrn. Oberconsist. R.

und

und Probst Wilhelm Abraham Teller, noch dazu mit einer Dedication an Herrn Doctor Johann August Dathe, Prof. der oriental. Sprachen in Leipzig, Herrn Doctor Carl August Salzmann, Rechtsconsulenten und Stiftssyndicus in Merseburg, und Herrn August Wilhelm Erneſti, Professor der Beredsamkeit in Leipzig. Es ist ziemlich unmöglich zu glauben, daß diese Herren dem Hrn. Verfasser für die Zuschrift vielen Dank wissen werden. Hat sich etwa Herr Teller dennoch von ihnen recht herzlichen Dank versprochen? Wir müssen auch daran zweifeln; und die Zuschrift selbst äußert ganz deutlich die Besorgniß des Gegentheils. Wie soll man nun das Ding deuten? Herr Teller versichert zwar — bey Erneſti nie eine Vorlesung gehört zu haben, worüber wir keinen Commentar schreiben wollen, bekennt aber, daß derselbe sein Gönner und Beförderer (nach Helmstädt) gewesen sey. Doch nach den Absichten der neuen Reformatoren soll man entweder nicht fragen, oder allemal das Beste für bekannt annehmen, wenn sich auch Rache und Schadenfreude, die hier noch ein besonderes Beywort führen könnte, nicht einmal zu verstecken wüßten. Warum hat auch Erneſti sich der Tellerschen Producte nicht eben so gut, als der Semlerischen angenommen? Die zu frühzeitige Beförderung nach Helmstädt ist vielleicht nicht viel Danks werth, weil sie einem jungen Manne mehr Muth machte, als ihm und andern damals gut war. Genug es werden hier die Erneſtischen Verdienste abgewogen. Für einen der größten

Hu-

Humanisten, auch noch für einen verdienstvollen Exegeten übers N. T. läßt Herr Teller seinen Beförderer zwar gelten. Aber auch desfalls wünscht er, daß, wo nicht in dem öffentlichen Panegyricus, womit die Universität Leipzig den Verstorbenen beehrt hat, doch wenigstens in der zergliedernden Lobschrift des Herrn Rector Bauer, die Umstände, unter welchen er der Mann geworden sey, merklich genug gemacht, und die Männer, unter welchen er sich zum Humanisten gebildet, wie Freytag in der Schulpforte, Berger in Wittenberg, nicht zu sehr ins Dunkle, und andere, die vor ihm die bessere Behandlungsart der alten Autoren eingeleitet, wie Corte, der Herausgeber des Sallustius, nicht so ganz in Vergessenheit gestellt worden wären. Nun, das hätte ja wohl Herr Teller, der ohnehin nie ein Humanist gewesen ist, die lat. Uebersetzung der Kennicottischen Dissertationen müßte es denn beweisen, noch hingehen lassen können. Ohnehin wollte er nur die theologischen Verdienste abwägen. Ein Philologe übers N. T. soll denn zwar Ernesti gewesen seyn, und seine Verdienste in Leipzig in so fern desto größer, weil er sich der Erklärungsart des sel. Crusius, der hier gleichfalls immer ein Mann von Einsichten und Würde (wofür ihn aber doch Herr T. auch in seinen letzten jungen Jahren in Leipzig nicht erkannt zu haben scheint) genennt wird, widersetzt habe. Gleichwohl wird auch in Absicht auf die heil. Philologie S. 23. eine Vergleichung zwischen diesen beyden Männern angestellt, welche zwar, wie sich versteht, dem, der nie Herrn Tellers

Be-

Beförderer würde haben seyn wollen, zu keinem großen Vortheil gereichen soll, auch mit der historischen Wahrheit es so genau nicht nimmt, aber allemal auf Erniedrigung des Ernestischen so hochgerühmten Sprachverdiensts abgesehen ist. E. nämlich hat in Sprachen nicht philosophirt — — nicht in Sprachen philosophirt, wie Eberhard in der Apologie des Sokrates — und am Ende sieht man nicht ab, wohin es hier mit der Abwägung des Ernestischen Sprachverdiensts hinaus will, als daß er in so fern nicht viel mehr als ein bloßer Wortgrübler gewesen sey, der sehr wenig Sachkenntniß befördert habe. Da mögens nun die Herren alle, denen über Ernesti's Lob nichts geht, wissen, daß der große Mann erst von Eberhard hätte lernen sollen, wie man die Sprachen zu behandeln habe. Warum nicht lieber aus Herrn T. teutschen Wörterbuche übers N. T.? Wir wüßten diesorts zwar auch etwas von Ernesti's philologischer Erklärungsart über das N. T. zu sagen; aber, daß er habe von Eberhard lernen sollen — in Wahrheit, wenn uns auch der Ernestische Name nur verächtlich wäre, müßten wirs doch sagen — das verdient, nicht nur von Ernestischen Verwandten und Schülern, sondern von allen, die Ernesti und Eberhard kennen, mit Unwillen verachtet zu werden. Crusius, sagt die Tellersche Taxe, würde es Eberharden haben gleich thun können, wenn er mit seinem Scharfsinn mehr alte Gelehrsamkeit verbunden hätte. So mag man denn wohl mit überaus geringer Mühe (denn wenn und wo hat Herr E. alte Gelehr-

lehrsamkeit gelernt? und wo hat er sie gezeigt?) alte Gelehrsamkeit lernen, auch ohne die Sprache eines alten Autors zu verstehen; da doch Crusius gar wohl Sprachen verstund. Wie doch bey Herrn T. alle Aepfel schwimmen, und er selbst mit! Zugleich sieht man hier einen Special-Unwillen, den Hr. T. auf E. bey sich trägt. Die Berlinsche Kleine Bibel, ein Tellerisches Geschöpf, ganz auf Naturalismus gestimmt (Bahrdt hat sich gefallen lassen, Autor davon zu heißen, weil die Recensenten einmal nicht besser aufrathen können) stellt alle Propheten, absit blasphemia dicto! als Lehrer des Naturalismus, der ganzen Israelitischen Priesterschaft entgegen. Ernesti hingegen, ohne naturalistische Absicht, aber freylich allem Sprachgebrauchsgefühl und der klaren Geschichte entgegen, reducirte gar die Begriffe Priester, Prophet und König in Eins, und so ist bey allen Ernestischen Schülern der Kleinen Tellerschen Bibel aller Eingang verrennt. Das hieß doch auch wohl in Sprachen philosophiren; wie könnte es Herr Eberhard besser! Aber freylich solche Männer mit ihrer Philosophie stoßen nothwendig die Köpfe gegen einander. Herr T. sollte nur eben so zufrieden seyn, wie Herr Semler, den allemal das schon freuet, daß andre große Männer ihres Orts die Leute ebenfalls irre machen, wenn auch noch nicht Naturalismus heraus kommt. Anstatt damit zufrieden zu seyn, will er die Reformation in Einem Nu abgemacht wissen. Vollends aber Ernesti's hebräische Sprachkenntniß — ja die beschreibt er uns als ganz armse-

lig,

lig, und hat zur Bestätigung eine Stelle aus dessen Narratione critica de interpretat. prophet. Messian. in Eccles. Christ. als Anhang abdrucken lassen. Hier liegt nun wohl etwas wahres, und D. Reiske hätte in bösem Unmuth der Welt einmal beynahe noch mehr eröffnet. Doch würde wohl Ernesti durch größere hebräische Sprachkenntniß kein größerer Gönner der Tellerschen Reformation gewesen seyn, um so weniger, wenn das alles richtig wäre, was der Berlinsche Theologe von seiner dogmatischen Größe oder Stärke spricht. Mehr, um über die Gesinnung, mit welcher diese Schrift aufgesetzt ist, urtheilen zu lassen, als weil ein Stück Wahrheit damit gesagt zu seyn scheint, setzen wir den Eingang dazu S. 20. her: „Ich komme nun auf Ernesti, den dogmatischen „Theologen im gelehrten und populairen Vor„trage. Scheint er mir als ein solcher unter der „Menge zwar immer würdiger, brauchbarer, aber „doch eben nicht hervorragender Männer sich zu „verliehren, so ist es auch nur mein Urtheil, wel„ches ich nach meinen Einsichten und Ueberzeu„gungen fälle. Ich werde demungeachtet immer „genug zu seinem Ruhme sagen können, und ei„gentlich von dem ungemessenen Lobe eines und „des andern seiner Verehrer nur das überflüssige „Fett abschöpfen, mit welchem man ohnedem kei„nen, den man wirklich ehren will, begießen sollte.“ Nun folgt gleich, daß Ernesti freylich alle Instrumente beysammen gehabt habe, das System zu säubern — und dann eine Stelle aus der natürlicher Weise Herrn Teller sehr verhaßten Dissertation

sertation de præsentia corporis et sanguinis J. C. in cœna sacra — freylich nur über die lat. Uebersetzung eines nicht zur Hauptsache gehörigen biblischen Ausdrucks 1 Petr. 2, 9. commemorare uirtutes Dei. Erneſtiſchen Ton kennt Herr T. wohl, ob er gleich kein Erneſtiſches Collegium beſucht hat. Würde er nicht, ſchreibt der übel befriedigte Client von ſeinem Beförderer, wenn ein andrer ſo überſetzt hätte, nach ſeiner Art geſagt haben? „Was ſind uirtutes Dei? Tugenden Gottes? Das „iſt Hebräiſch geredt; das verſteht kein Deutſcher: „Es muß heißen der Ruhm Gottes. „Und würde er, ſetzt Hr. T. hinzu, nicht Recht gehabt haben? — Recht nun wohl eben nicht, und zwar deſto weniger, wenn die Ueberſetzung nicht Hebräiſch ſeyn ſoll, weil der teutſche Ruhm, ſeinem Begriffe gemäß, ſchon per ſe commemoratio iſt, und nicht erſt ſelbſt commemoratur, es müßte denn erzählt werden ſollen, welchen Ruhm ſich Gott erworben habe, d. h. wie hoch und viel er gerühmt werde. Hier hat alſo Hr. Teller das Philoſophiren vergeſſen, wie mehrmals. Sogleich aber kommt er in ſeinem Zirkel auf Philologie — es würde ſchwer ſeyn, zu errathen, warum? wenn man vorausſetzen könnte, daß Hr. T. regelmäßig genug zu ſchreiben ſich beſtrebe, oder wenn nicht erſt E. wieder gelobt werden ſollte, bevor die dogmatiſche Cenſur deſto ſchärfer eintritt; und doch wird hiebey, auch überhaupt wohl nicht ohne Grund, gefragt, ob er nicht immer die Sprachwiſſenſchaften zu ausſchließend von andern Wiſſenſchaften getrieben habe? Freylich, wie hätte er

ſonſt

sonst groß seyn können? Die Ursache, daß der große Mann in der Dogmatik klein geblieben sey, wird in seiner großen Vorliebe zu den humanistischen Wissenschaften in seinem schon 50jährigen Alter, da er Professor der Theologie wurde, in überhäuften und zerstreuenden Geschäften — aber auch in Umständen des Orts und der Zeit gesetzt, als er sein theologisches Lehramt überkam. Denn überall sucht Hr. T. dogmatische Größe nur in Wegräumen dessen, was für seinen Kopf nicht recht ist. Er nimmt so gar auch elende Anecdoten, z. B. von einer vornehmen Leipziger Dame, die sich vor einem fürchterlichen Mann, der Hebraismus heiße, gefürchtet habe, zu Hülfe, um unwitzigen Lesern stark genug einzureden, daß es, wenn man Ernesti's Charakter nicht beleidigen wolle, ihm geahndet haben müsse, es sey das rathsamste, immer gerade an der Gränze stehen zu bleiben, welche die symbolischen Bücher gesetzt hätten. Zu geschweigen, daß es nicht wahr ist, daß er immer an dieser Gränze stehen geblieben sey — muß nicht jeder verständige Gelehrte endlich des unaufhörlichen Leyer-Tons bis zum Ekel überdrüssig werden, nach welchem Hr. Teller und Consorten in Einem hin singen, daß unser eigentlicher Lehrbegriff, den sie etwa in ihrer rauschenden Jugend nicht einmal kennen gelernt haben, unrichtig sey, ohne es je bewiesen zu haben; und Hr. T. noch dazu, ohne danach zu fragen, was die heil. Schrift lehre, da er anderwärts keine Heimlichkeit daraus macht, daß es ihm nicht um

schriftmäßige Religion, sondern um eine Religion zu thun sey, wie er sie aus seinem vermeyntlich philosophischen Kopfe spinnt. Andre Gelehrte hingegen, die Lehrer der Religion und Theologie für Christen seyn wollen, können nun einmal nicht für christliche Religion halten, was nicht auf der Lehre Christi, der Apostel oder auch der ältern Schriften beruht, die durchaus Christus selbst und seine Gesandten für göttliche Schriften erklären und anpreisen. Jeder Verständige mag urtheilen, ob E., dessen Lobredner wir übrigens gar nicht sind, aus einer solchen Ahndung her de Sacra coena öffentlich disputirt habe, da er ja zur neuen Einweihung des wieder eingerichteten theol. Hörsals nach Belieben auch eine andere Materie wählen konnte; oder ob ihm Jemand, der Macht dazu hatte, aufgelegt habe, den Ausspruch zu thun, daß es eine Unmöglichkeit sey, die Lehre von der Versöhnung aus der heil. Schrift wegzuphilologisiren. Läßt sie sich aber nicht wegphilologisiren, so ist es nur jämmerliche Thorheit, sie a la Teller wegzuphilosophiren. Dadurch aber wurde denn freylich eines so unaufhaltsam reformirenden Mannes, wie Hr. Teller ist, Unwille rege. Uebrigens weiß ers zu loben, daß E. mehrere neureformirende Männer, besonders Hrn. D. Semler, so wohl in seinen Schutz genommen habe. Nur liegt wahrscheinlich auch hier ein Thier vergraben. Zu Hrn. Semlers Lobe schreibt und erzählt Hr. T. S. 17 — nicht wenig; das alles aber, wie man unzweifelhaft argwohnen darf, um die Thränen

unvermerkt zu weinen, die endlich S. 19 — fließen: „So wollte ich nämlich auch diese Gele„genheit ergreifen, meine große Hochachtung für „den Herrn D. Semler zu bezeugen, ungeachtet „ich wünsche und zu Gott hoffe, vor Retractationen „solcher Art, wie er sie seit einer bekannten Epoqve „schreibt, bewahrt zu werden.“ Das mag nun Hr. S. beantworten, und remonstriren, daß er nicht retractire, und daß die Schuld nur an den ehemaligen Freunden gelegen habe, wenn sie glaubten, er sey mit ihnen einstimmig, und ihm daher die Geheimnisse vertrauten ꝛc. Am Schlusse wird E. auch darüber selig gepriesen, daß er das unlautere theologische Gezänke nicht weiter fürchten dürfe. Wenn hat es wohl E. gefürchtet? Und wer macht unlauteres Gezänke, wenn nicht diejenigen Theologen, die so mannichfaltig durch mehr oder minder versteckte Pratiqven auch alle Autorität der heil. Schrift untergraben? Unsre Leser werden von selbst hinzu denken, daß es Hr. T. bey allen Censuren nirgends an Verbeugungen gegen seinen gewesenen Beförderer fehlen lasse. Nach dem allen aber, was wir mitgetheilt haben, werden sie auch von selbst urtheilen, mit welchem ausnehmenden Wohlstande diese Abwägung der Erneſtischen Verdienste an Erneſtische nahe Verwandte, Freunde und Lieblinge habe dedicirt werden können. Doch solche Reformatoren, wie Hr. T. ist, agiren alle Rollen schön. Plaudite!

Zwar etwas, aber weit weniger, als man sucht, ist zu finden in einer Abhandlung was die Universitäten in den kayserlichen königlichen Erblanden sind, und was sie seyn könnten. Prag und Wien, bey Johann Ferdinand Edlen von Schönfeld. 1782. gr. 8. 55 Seiten. Damit Universitäten das seyn können, was sie sollen, dazu sieht der Hr. Verf. (vielleicht ein Mediciner) für erforderlich an 1.) gute vorbereitende Schulen; 2.) verständige und ämsige Lehrer — und Aufmunterung derselben; 3.) Entfernung aller Zerstreuungen, woran es am wenigsten fehlen werde auf Universitäten, die in volkreichen Hauptstädten errichtet wären. Er hätte wohl noch ein mehreres nennen können. Die nöthige Disciplin hat er ganz vergessen. Nachher beurtheilt er zunächst den jenen Universitäten gemachten Vorwurf, daß dieselbigen bey mehrern Unkosten in Vergleichung mit den protestantischen bey weitem den Nutzen nicht stifteten, den man diesen nachsage. Die mehrere Nützlichkeit gesteht er den protestantischen Universitäten zu; nur meynt er nicht, daß sie dem Staate wohlfeiler zu stehen kämen, als jene, weil er alles das, was die studirenden Landeskinder auf den Universitäten verzehren, besonders was sie an die Lehrer für die Vorlesungen bezahlen, gleichfalls für Staatsausgaben anrechnet. Er nimmt dabey viel Rücksicht auf das cameralistische Raisonnement des Hrn. R. Michaelis über die teutschen Universitäten, wobey insbesondere die armen Studiosen, die kein gutes Gold aufwie-

gen

gen können, beynahe für nichts geachtet werden, und daneben auf den Etat von Göttingen, gleich als ob es in Wahrheit wie allgemein eingestanden wäre, daß diese Universität unter den teutschen die vorzüglichste sey. Wie er darüber raisonnire, wollen wir nicht mit unsern, sondern mit seinen eignen Worten sagen, ohne die historischen Urtheilsangaben zugleich zu verbürgen. S. 40 — „Der ordentli„che Lehrer ist zum Beyspiel in Göttingen mit 800 „auch 1000, 2000 Thlr. vom Staate bezahlt, „und liest dafür sein Collegium publicum so schön „und gelehrt, daß kein Schüler etwas nützliches „daraus lernt, gleich die ersten Monate kein Schü„ler mehr kömmt und hiemit das Collegium publi„cum sein Ende hat. Nun ist der Schüler ge„zwungen die Privat-Collegien des Lehrers zu hö„ren und dafür zu bezahlen; dieses Privat-Colle„gium dauert fünf Monate; wie viel in den mei„sten Wissenschaften durch fünf Monate gesagt „werden kann, weis ich und Jedermann, der zu le„sen versucht hat; es bleibt also so viel im Hinter„halt, daß man daraus füglich ein Collegium pri„uatissimum, wofür fünf- und achtfache Taxen sind, „veranstalten könne; endlich hält man auch noch „ein Collegium repetitorium, und der Schüler „kömmt wohl ausgerüstet im Verstande, aber ganz „erschöpft im Beutel von der Hohenschule, und „darbt; denn jeden Schüler kosten nur die Colle„gia priuata ohne priuatissimis und repetitoriis jähr„lich bis 50 auch 60 Thlr. Man wird zwar sa„gen, was geht es dem Staate an, ob der Lehrer

„aus Eigennutz oder andrer Ursache sich viele Mü-
„he mit dem Schüler giebt, wenn nur der Schüler
„viel gutes gelehrt wird? allein da nicht alle reiche
„Schüler Lieb und Kräften zum Studiren haben,
„und nicht alle wirklich große und zum Glück der
„Menschen gebohrne Genies reich sind: so ist eine
„Lehranstalt, die dem Reichen allen Vortheil ver-
„schafft, dem Armen aber alle Hindernisse sich zu
„belehren in den Weg legt, äußerst mangelhaft;
„denn nach diesem System könnten selbst in Wien
„nicht die Hälfte, in den Provinzen nicht ein Vier-
„tel von allen Schülern die Universität aushalten,
„und da in den Provinzen ohnehin ein Mangel
„an Schülern ist, so würden die Lehrer durch die
„Nothwendigkeit Privat Collegia zu geben, so we-
„nig zum Fleiß aufgemuntert werden, daß im Ge-
„gentheil aller Fleiß erstickt werden müßte.“ Viel wahres im Raisonnement, aber auch viel Malevolie, selbst in den seynsollenden historischen Angaben, wofür doch das — wohl ausgerüstet im Verstande — eine unvollendete Vergütung seyn wird. Durch annehmliche privata werden sich nicht viele privatissima säen lassen. Und wer in diese Erndte für sein Geld gehen will, dem kann mans lassen, auch dem, wer lieber repetitoria für sein Geld hören, als für sich repetiren und auf seiner Stube fleißig seyn will, als wodurch ihm das repetitorium überflüssig werden wird. Freylich schlimm, wenn die privata jährlich 50 bis 60 Thlr. kosten! Auf andern fleißigen, auch großen Universitäten kosten sie es nicht. Wie? wenn deshalb

halb die Verordnung käme, daß den Landeskindern alle privata frey mitzuhören gestattet seyn solle? Nur müßte sodenn kein Collegium genannt werden privatissimum, welches mehr, als 6 Zuhörer hat. Uebrigens läßt sich in vielen Wissenschaften in 5 Monaten viel lehren. Und es giebt ja auch Vorlesungen, die Niemand in 5 Monaten endigen will. Der Hr. Verf. ist vielleicht an Weitschichtigkeit zu sehr gewöhnt. Weit besser nun gefällt ihm die Oesterreichische Universitäts-Verfassung in sofern, daß alle Vorlesungen unentgeltlich gehalten werden; und wer wollte den Armen diesen Vortheil nicht gönnen? Daß darinn aber auch ein Nachtheil liege, da die Welt nun einmal so verdorben ist, macht dieser Kritiker auch wider seinen Willen klar. Damit die dortigen Professoren, da sie durch kein Honorarium gereizt werden, für die gute und reichliche Besoldung, die ihnen gereicht wird, gute Collegia lesen, dazu, lieset man hier S. 36, hat jede Facultät einen Präses oder Director, der kein Professor ist, welchem es obliegt, genau darauf zu wachen, daß die Lehrer ihre Schuldigkeit thun, und welcher davon jährlich seinen Bericht, nicht nur der Landesstelle, sondern selbst dem höchsten Hofe übergeben muß — Diese Directoren erscheinen daher öfters und unvermuthet in den Collegien ihrer Professoren und sehen nach, ob diese ihre Schuldigkeit thun — Der Hr. V. mißkennt zwar selbst nicht, daß solche Directoren für ihre Professoren leicht sehr bedrükkend werden können — sagt aber dagegen, daß

es doch von der Willkühr des Hofes abhänge, nur immer den geschicktesten und rechtschaffensten zum Director zu machen, und der gekränkte Lehrer habe immer den Weg offen, seine Beschwerden einem höhern Richter vorzulegen. Daß dies nicht mehr, als gar keine Antwort sey, wird jeder weltkundige von selbst erachten. Einen solchen Aufseher über sich zu haben, wenn er auch sogar der beste Mann wäre (und selten wird ers seyn, da der aufblehende Stolz leicht den besten Mann verdirbt) ist schon an sich eine niederdrückende Sache. Wer als ein schlechtdenkender, dem man die Leistung seiner Pflicht abdringen müsse, behandelt wird, wird schon eben dadurch schlechtdenkend. Es mag wohl seyn, daß man vormals guten Grund gefunden hat, solche auflaurende Directoren zu bestellen, da man der Faulheit nicht anders entgegen zu gehen wußte. Um ein Land und Volk aber, dessen Universitätslehrer auf solche Art zu ihrer Schuldigkeit angehalten werden mußten, stund es denn überhaupt schlecht, und die Schuld lag in dem Charakter des Volks überhaupt, den man umzubilden und anders zu richten hätte suchen sollen. Recensent erhielt einmal von einem hohen Minister bey dem er um Ertheilung einer Professur ansuchte, die Antwort, daß Se. Excellenz der und der Philosophie, die eben Recensentens seine war, Ihren Beyfall nicht geben könnten. Dies nun begehrte Recensent von Sr. Excellenz nicht, sondern eine Professur, wozu auch diese Philosophie gut seyn konnte und war. Dachte und handelte

eine

eine Excellenz so, was wird ein Facultätsdirector nicht thun? Besser ist es, mit einer solchen Excellenz, die auch so ehrlich war, ihre Meynung aufrichtig zu sagen, als mit einem solchen Director zu thun zu haben. Welcher edeldenkende Gelehrte wird nicht lieber ein Conrector, als ein Professor seyn wollen, wenn der Professor einen Vorlesungs-Director über sich erkennen soll? lieber von wildrichtenden Urtheilen der Studenten die auch durch mancherley Cabale und Verleumdungen regiert werden, den Flor seines Hörsals oder auch seiner Einnahme, wenn er übrigens nur die Nothdurft hat, als von dem Dünkel und Eigensinn eines Facultätsdirectors den Inhalt und Ton seiner Vorlesungen selbst, und dabey seinen ganzen Credit bey seiner hohen Obrigkeit abhängen lassen wollen? Da der Hr. V. durch diese Schrift zur Reformation der K. K. Universitäten etwas beytragen will, so hätte er am wenigsten jene Facultäts-Directorien in Schutz nehmen sollen.

Der gegenwärtigen Zeit würdig ist ein Taschenbuch der Philosophie auf 1783., auf dem Titelkupfer auch Almanach der Philosophie genannt, ohne sonst irgend einen Namen, in Taschenformat, nach voranstehendem Calender 172 Seiten. Die 12 Monate heißen hier (alles mit lateinischen Lettern) Patriarchenmond, Apostelmond, Dichtermond, Narrenmond, Schönenmond, Weltweisenmond, Künstlermond, Heldenmond, Tirannenmond, Adeptenmond, Martirer-

mond, Heiligenmond. Jeder führt sein Kupfer mit Charakterzügen, und jeder Monatstag einen Heiligen seiner Klasse bey sich, nämlich in philosophischem, d. h. verworrenem Sinne des Worts. Im Patriarchenmond stehen z. B. Gregor VII., Cäsar, Luther, Moses, Voltaire, als Hauptmann dieses Taschenbuchs; im Apostelmond Baco, Cicero, Grotius, Hobbes, Rousseau, Neuton, Süßmilch, Bayle, Cook, Esop; wenn auf Taschenbuchs-Urtheile etwas ankäme, würden wir auszeichnen, wie die berühmten Dichter unter einander rangirt sind — im Tirannenmond ist Calvin mit aufgeführt, und vielleicht würden mehrere protestantische Theologen haben herhalten müssen, wenn der Anonymus der Geschichte kundiger gewesen wäre; im Martirermond steht obenan Amerika und darauf die Manichäer — doch auch Johann Huß und Hier. von Prag, und am Ende Heinrich Waser, also auch in einem Taschenbuch der letzte unter den Märtyrern. Für welches Gute mag er wohl gestorben seyn? Im Heiligenmond leuchten Titus, Alfred, Perikles — Saladin, Brutus (welcher? etwa der letzte, weil Cäsar unter den Patriarchen paradirt?) August, Julian, Trajan, Marc. Aurel. Nun folgt Philosophische Gallerie, d. i. Anmerkungen über ausgehobene bey den Monatstagen aufgeführte Personen, unter denselben Lukrez und Pascal als Gegenköpfe, und bey diesem das Bekenntniß, man müsse gestehen, Pascal sey ein körperlicher Beweis gegen diejenigen, welche die Behauptung ge-

gewagt haben, daß die Religion nur für kleine Geister wäre. Doch könne man nicht leugnen, daß sich einige Schwachheiten in dem Karakter dieses herfürragenden Mannes befänden, die sich nicht verwischen ließen — Weiter: Philosophische Geschichte. Jahrhundert Voltaire's, welcher hier aufs höchste, nach Vermögen, gepriesen wird. Jedermann erräth, was sein Hauptverdienst sein solle. „Eine glänzende Fa„bel, heißts hier, die durch die Gewohnheit zum „Glaubenssatz worden war, regierte den mensch„lichen Erkenntniskreis ganz. Von einer Million „Aufwärter unterstützt, hatte sich diese Fabel alle „Linien der Wissenschaften unterworfen, und sich „in alle Regungen des Verstands gemischt. Mit „dem Schwerd der Inquisition — Dis war der „Geist der Zeit, als die Vorsehung ein Genie ent„stehen ließ, das mit den außerordentlichsten Vor„zügen des Kopfs und des Glücks alle Seelenstär„ke verband, um seinem Jahrhundert einen Um„schwung zu geben. Er hob die Welt aus ihrer „Achse, und stellte sie auf den Platz, wo sie gegen„wärtig stehet.“ Und wo steht sie gegenwärtig? Dem Sirius mit dem Scheitel am nächsten. Doch heißt er nachher gar der Theolog des menschlichen Geschlechts und künftige Jahrhunderte sollen dies erkennen und ihre Existenz von Voltaire an datiren. S. 83. „Seit dem sind die Sachen „an ihren wahren Platz gestellt — Ein Ludwig „XI. ein Constantin, ein Philipp II. ein Alexander „VI. ꝛc. ꝛc. sind entlarvt. Sie stehen in der Rei„he

„he der erlauchten Schurken —; die Juliane, „die Epiktete, die Ganganelli aber glänzen im „Schimmer, den sie als Heilige der Erde verdient „haben —“ Ferner erscheinen in diesem Taschenbuch Philosophische Biographie, Philosophische Chronik, Philosophische Bibliothek, Philosophischer Versuch (Ursprung des Theaters), und endlich eine Epistel in Versen, gleich als aus mehrern Bruchstücken bestehend. Man fühle die Schönheit der Verse S. 160.

Die Namen, Voltaire, Horaz, Anakreon,
Bayle, Fontenelle, ertönen durch die ganze Welt:
Ein Spener, ein Bourdalaoue, ein Saurin,
Ein Goeze hingegen liegen in unergründlicher Vergessenheit
Begraben! Welch' melancholische Betrachtung!
Ganz Europa liest die Encyclopädie,
Aber der christliche Katechet von Le Sellier,
Die Bußpredigten des Pater Cattani, und
Bengels Auslegungen der Offenbarung
Modern im Staube der Buchläden ihrer Verleger.

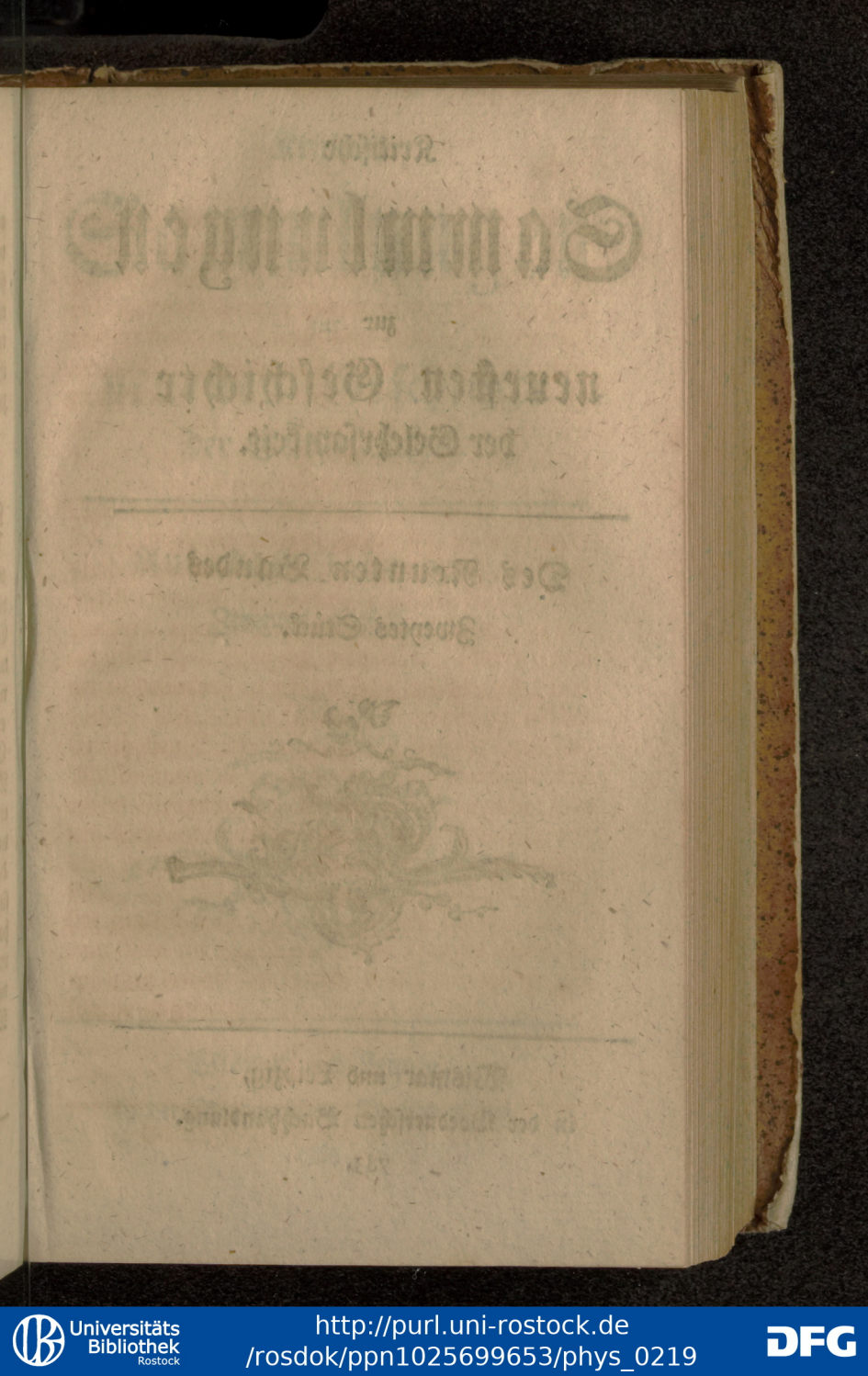
Nein, sie modern nicht. Und Hr. Goeze kann in einer solchen Gesellschaft sich wohl trösten — Hienach sollte man erwarten, daß solche Almanache in den Buchläden vermodern müßten. Doch auch

auch sie vermodern wenigstens in den Buchläden nicht. Jeder Regent einer Lesegesellschaft würde sich schämen, nicht bald nach Neujahr, ehe noch eine gelehrte Zeitung mit ihren Anzeigen so weit reichen kann, die Herren und Damen, die ihn mit ihrem Vertrauen beehren, damit bekannt gemacht zu haben.

* *

An die Herzogl. Friedrichs-Universität zu Bützow hat im vorigen Jahre der in Schwerin verstorbene Cammerdiener, Herr Weiß, sein mit vielen Kosten zusammengebrachtes Naturalien-Cabinet, nebst einer schönen Sammlung von naturhistorischen Büchern, vermacht. Dieses Cabinet ist besonders in einigen Fachen sehr reich, und enthält viele seltene Stücke; vornehmlich ist die Conchylien-Sammlung, an Schnecken und an Muscheln, etwas sehr ausnehmendes. Man hat es in einem Nebenzimmer der Bibliothek in verschiedenen Schränken aufgestellt, wo auch noch viele andere in ein Museum gehörige Sachen zu finden sind. Der Bibliothekarius, Herr Hofr. Tychsen, hat zugleich die Aufsicht darüber sich gefallen lassen, und schon ein vollständiges und genaues Verzeichniß über den ganzen kostbaren Vorrath mit großer Mühe angefertigt.

Gedruckt zu Neubrandenburg bey C. G. Korb.



Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Des Neunten Bandes

Zweytes Stück.



Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
783.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0220
DFG

Kritische

Sammlungen

zur

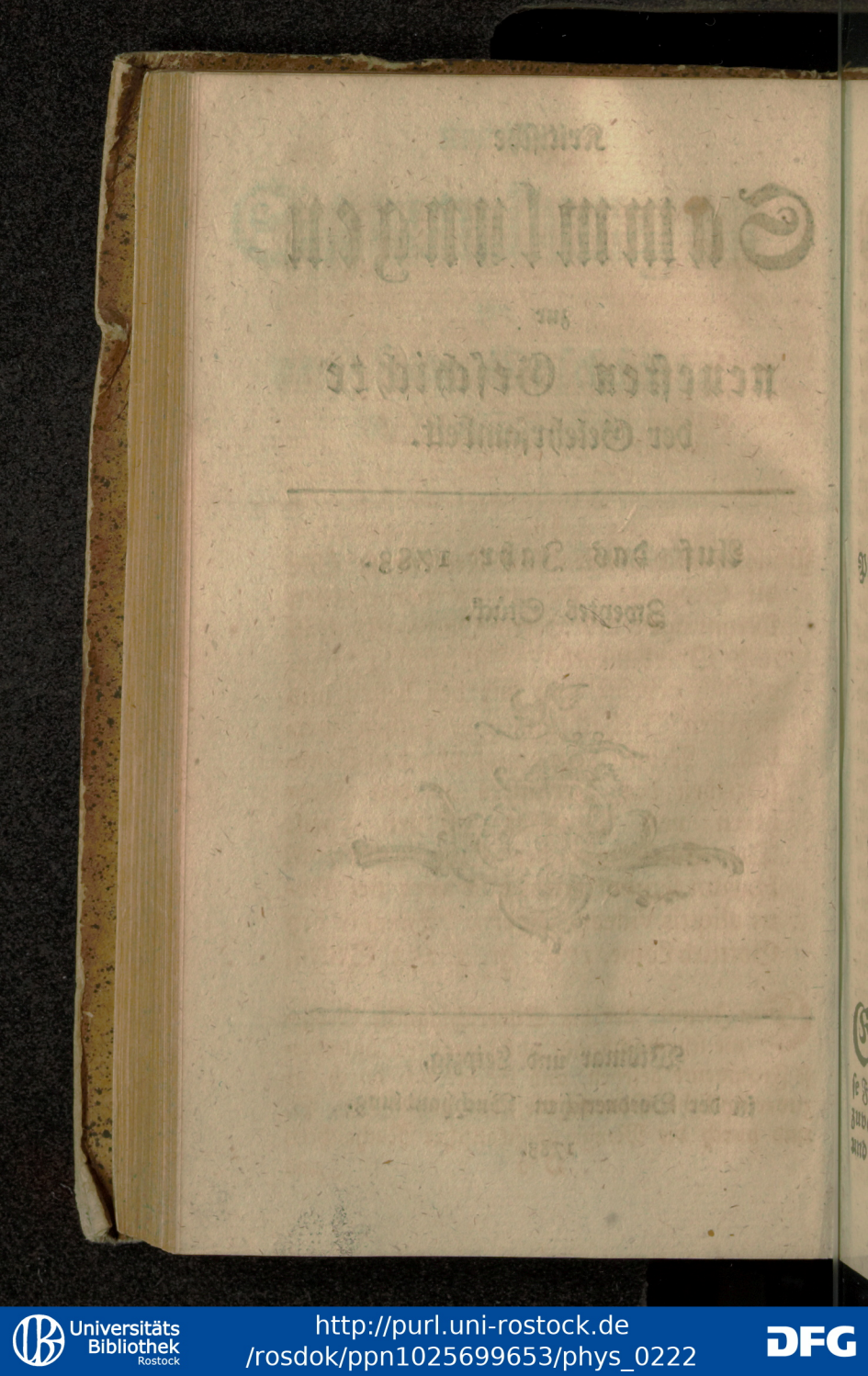
neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

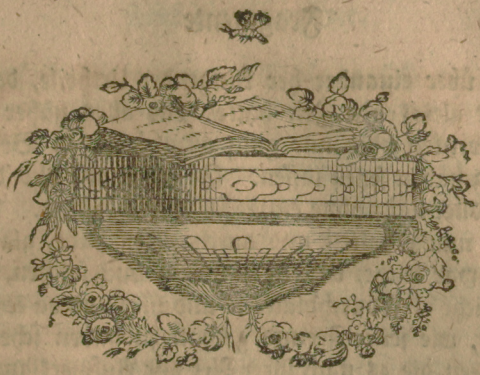
Auf das Jahr 1783.

Zweytes Stück.

Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1783.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0221
DFG





I.

Philosophisch-physikalische Fragmente über die Geogenie, worinn die vornehmsten Meynungen des Herrn Oberconsistorial- und Oberbaurath Silberschlag freymüthig geprüft und mit den besten und neuesten Beobachtungen verglichen werden. Nebst einem philosophischen Sendschreiben des Verfassers an den Freyherrn von Dumont. Erster Theil. Die Entstehung der Erde betreffend. Harum sententiarum quæ vera sit; Deus aliquis videat. Cicero. Breslau bey Gottlieb Löwe. 1783. gr. 4. 252. Seiten.

Ein Freund, der die Silberschlagische Geogenie sehr hochschätzt und bewundert, hatte diese Fragmente gesehen, und mochte sich durch die zuversichtliche Stimme derselben gegen Hrn. S. und durch die Menge physikalischer Nachrichten

und über einander her klingender Urtheile, da er nicht gleich viel Zeit hatte, das alles näher zu überdenken oder nur ganz abzuhören, in Bewegung haben setzen lassen. Er zeigte mir also dies Product nicht ohne einige Aengstlichkeit an. Da ichs nun erhalten und durchgelesen habe, glaube ich zwar leicht, daß es mehrern, auch solchen, die es nicht bloß durchblättern und hier und da etwas lesen, wie jener Freund gethan zu haben scheint, sondern die es nach ihrer Art mit Aufmerksamkeit durchlesen, sehr entscheidend wider die Silberschlagische Geogenie scheinen wird, besonders, wenn sie schon vorher der neuen Geogenie nicht zugethan waren. Auch andere, die nicht eben das wünschen, was diese wünschen, werden sich wenigstens irre oder besorgt für den berühmten Verfasser der Geogenie machen lassen. Noch andere aber, wie ich mit Zuversicht hoffe, werden durch diese Fragmente sich nur desto mehr in ihrer vortheilhaften Meynung für dieselbe gestärkt fühlen. Mit aller nicht mindern Aufrichtigkeit, als Freymüthigkeit, bekenne und rühme ich dies letzte von mir. Die Fragmente (sonst hatte man nur Fragmente von einem gewesenen Ganzen, jetzt aber auch Fragmente zu einem erst werden sollenden Ganzen, und aufs modernste gar auch Fragmente, die zu gar keinem Ganzen in Verhältniß stehen) die der Ungenannte über die Geogenie hergeworfen hat, haben bey mir in Wahrheit eine ihrer Absicht ganz entgegenlaufende Wirkung. Davon will ich ohne große Weitläuftigkeit Rechenschaft vorlegen, zuvor aber einige Notiz von dem unbekannten Hrn.

Verf.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0224
DFG

Verf. der Fragmente. Er sucht sich auf allen Seiten viel Ansehn zu geben, und zwar schon in dem 4 Bogen einnehmenden Schreiben an den Freyherrn von Dumont, mit dem er die Sprache der Freundschaft, wenigstens wie ein Freyherr mit dem andern, redet. Das mag nun immer seyn, wie es will. Freyherren (ich rede nicht von dem genannten, sondern von dem ungenannten Freyherrn) lassen die Wahrheit noch leichter zur Seite liegen, und verachten sie gewöhnlich mit größerer Entschlossenheit, als Gelehrte ohne Ahnen und Güter; und noch mehr trifft dies Urtheil solche Freyherren, die nur, wie auf dem Theater, den Freyherrn gern spielen. Und solche Freyherren, die so vieles, was wir hoch heilig halten, tiefverachten, braucht ein Recensent in der gelehrten Welt nicht hoch zu verehren. Ob der Hr. Verf. ein großer Philosoph sey, wird sich zeigen. An verschiedenen Orten giebt er sich für einen Mann an, der kein Jüngling mehr, sondern bey schon guten Jahren sey, und der weit herum, auch mit physikalischer Absicht, Reisen gethan habe, z. B. durch die Oesterreichischen Länder. In Absicht auf die Religion will er zwar auch ein Christ seyn, hält es aber nicht nur ganz mit den neuern Reformatoren von Hrn. Jerusalem bis zu Lessingen und Bahrdten herab, und schreibt auch von diesen letztern, daß sie ihren Gegnern an Stärke des Geistes, so wie an edlen Empfindungen unendlich überlegen gewesen wären, sondern er nennt gar in dem voranstehenden Schreiben S. 2. die Naturkenntniß und die Philosophie — seiner Empfin-

dung nach — die zwey einzigen Quellen, aus welchen — wenn sie rein und lauter flössen — für den Verstand und das Herz aller Menschen die sichersten Trostgründe und Wahrheiten geschöpft wurden. So kann man denn wohl nichts gegen einander mehr abstechendes finden, als diesen Schriftsteller und den Hrn. O. C. R. Silberschlag. Er beträgt sich aber gegen denselben sehr wundersam. Wie gern er ihn durchaus verachten würde, muß jedem Leser ohne Ausnahme unwidersprechlich klar seyn. Das kann er nun nicht, sondern muß ihm vielmehr große vorzügliche physikalische Einsichten zugestehen, und so bekennt er denn lieber auch von ihm gelernt zu haben, um, wie es scheint, sein geogenetisches System desto dreuster und oft ohne alle Feinheit verspotten zu können. Man sieht klar, und er verstellt es nicht, daß es ihm unleidlich sey, einen so unleugbar großen Naturkenner zur Vertheidigung und Erläuterung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte nach dem historischen Wortverstande, da stehen zu sehen. Darüber wird er immer von Neuem so unwillig, als ob er sichs zur Schande anrechnete, einen Mann aus der Classe der Naturforscher, noch dazu vom ersten Range, neben sich oder vielmehr weit über sich zu wissen, der solche fromme Schwachheiten und Thorheiten begehe, sucht ihm darüber, so weit ers vermag, alle Schmach anzuthun, und darinn vornehmlich besteht seine Freymüthigkeit. Das rechnen wir denn dem Silberschlagischen Namen zu desto größerer Ehre. Sollte auch Hr. O. C. R. Silberschlag, der ja so viele andere Naturgeschichtler

schichtler bestens kennt, nicht vorher gewußt haben, wie bitter ihn der größere Theil derselben für seine Geogenie ansehen werde? Nachher wird sich noch mehr sagen lassen. Ungeachtet nun der Hr. Fragmentist den göttlichen Propheten Moses mit seiner Schöpfungsgeschichte, und mehreres, was wir mit Hrn. Silberschlag und andern evangelischen gelehrten und ungelehrten Christen aufs höchste verehren, so gar ohne alle angestellte philosophische Untersuchung, in den Koth wirft, so verlangt er doch Bescheidenheit von denen, die etwa Einwürfe wider seine Fragmente vortragen wollten. Dies sey genug von dem Charakter des Hrn. Verfassers der Fragmente. Nun denn die Fragmente selbst. Sie sind unter X. Numern hingeschrieben, sollen also etwa X. Fragmente seyn, denen im künftigen Theil 2. 2c. noch mehrere nachfolgen sollen. Es wird darinn die Silberschlagische Geogenie, so weit ihr Inhalt eigentlich Geogenie abhandelt, nach der Reihe durchgenommen. Dieser erste Theil erstreckt sich bis auf den §. 82. derselben, d. h. über die 2 ersten Abschnitte, welche (S. Krit. Samml. B. 7. St. 1.) von der Erzeugung der Feldsteine und des Sandes, und von der Erzeugung des vesten Landes, der Inseln und der Berge handeln; da eigentlich doch sogleich auch der 3te Abschnitt von den Hölen hätte dazu genommen werden sollen, weil man erst sodenn das Silberschlagische System würde haben übersehen können. Doch der Hr. V. verfährt überhaupt zu wenig philosophisch, wie sich weiter zeigen wird, und so darf man sich nicht

wundern, daß er wenig im Zusammenhange vorstellt, sondern mehrentheils nicht sowohl größere Fragmente, als nur kleine Brocken giebt. Er bringt aus seinem allerdings ganz großen physikalischen Vorrath überall eine Menge Sachen an, und raisonnirt daraus über die Silberschlagische Geogenie. Die Arbeit würde kein Ende finden, wenn ich alle 10 Fragmente Stück für Stück in Auszug bringen und beurtheilen sollte. Ich mache mirs also und meinen Lesern leichter, indem ich weniger fragmentarisch und mehr philosophisch die mir vornehmlich aufgefallenen Eigenheiten derselben unter einigen Numern vorlege. Also

I. Es herrscht darinn weit und breit ein wirklich verächtlicher Scepticismus, der nicht selten etwas noch schlechteres ist, als raisonnirende Chicane, weil er weder von Grundsätzen oder im geringsten probablen Behauptungen ausgeht, noch auf solche Sätze führt, die vor irgend einer nur ernsthaft nachdenkenden Vernunft bestehen könnten. Ueberhaupt scheint der Hr. V. die Unsicherheit aller Untersuchung über den Ursprung des jetzigen Zustandes der Erde zu einer fixen Idee bey sich gemacht zu haben. Einmal glaubt er S. 3, daß man nie etwas mehr, als eine vernünftige Hypothese herausbringen werde; einander mal soll man erst mehrere Beobachtungen abwarten, ehe man Systeme bauet, jetzt sey es noch zu früh. Einmal will er die Hypothesen nicht überhaupt verachtet, sondern vernünftige Hypothesen sehr hochgeschätzt wissen, weil sie die ersten obgleich noch unsichern Schritte zur Wahrheit wären S. 22.

Und

Und wieder macht er der Silberschlagischen Vorstellung überall den Vorwurf, daß sie eine Hypothese sey. Scharfsinn, Zusammenhang und Ordnung könne man ihr zwar nicht absprechen, man wünsche nur aber auch den Beweis zu lesen S. 97. Sollte sie denn nun nicht wenigstens eine vernünftige Hypothese seyn, wegen welcher man Hrn. S. sehr großen Dank zu wissen hätte? Doch nein! man sehe nur, welche bessere Hypothesen der Hr. Fragmentist an Tag gebe, um abzunehmen, was er unter vernünftigen Hypothesen verstehen möge. Nach der Silberschlagischen Theorie ist die Erde ein vielfach bis ins Tiefste mit zusammenhangenden Höhlungen versehener Körper, ein Gebäude, innerlich vornehmlich aus dem festesten Felsen zusammengesetzt und bestehend. Der Hr. Fragmentist hingegen giebt es S. 174 als eine wahrscheinliche Muthmaßung an, daß Schichten auf Schichten, Schichten auf Schichten, wie zunächst unter der Oberfläche, eben so bis auf den Mittelpunkt folgen und mit einander abwechseln. Gleichwohl erklärt er an mehrern Orten alle Schichten für Bodensätze des Wassers. Wie mag nun das Wasser von dem Mittelpunkt an immer weiter Schichten auf Schichten haben setzen können? um welches Ideal-Centrum mag es zuerst geflossen seyn? Wo mag es alle die Materie zu den Schichten vom Mittelpunkt an, herbekommen haben? Ich sage, es ist schlechterdings unmöglich, bey den Worten des Hrn. V. etwas vernünftiges zu denken, und es ist nicht möglich, daß er mit Bedacht eine solche Vermuthung ge-

faßt hab=, die wir doch gar für wahrscheinlich halten sollen. Niemand glaube auch, er möchte etwa diese Schichten vom Mittelpunkt an, ohne es ausdrücklich gesagt zu haben, doch bey sich selbst, wenigstens zu der Zeit, da er dies schrieb, von der absichtlich schaffenden oder ordnenden Kraft Gottes, nicht vom Wasser, hergeleitet haben. Dafür verwahrt er sich überhaupt in dem, was ich in der folgenden Numer beybringe. Nicht verständiger aber, oder vielmehr unmittelbar sich selbst widersprechend, ist, was er S. 194, wer will sagen, wie es zugehe? geschrieben hat: „Die fruchtbare „Erdschicht, diese wichtige Vorrathskammer der „Natur, aus welcher alle organische Wesen Da„seyn und Nahrung empfangen, ist bekanntlich, ih„ren wesentlichen Bestandtheilen nach, eine Mi„schung von aufgelösten vegetabilischen und thie„rischen Resten.“ Hier denke, wer denken kann, dem Denker der Fragmente nach! Die wesentlichen Bestandtheile der fruchtbaren Erdschicht, ohne welche Bestandtheile also sie nicht fruchtbare Erdschicht seyn könnte — ist eine Mischung von vegetabilischen und thierischen Resten. Eins von beyden, sollte man doch glauben, entweder organische Wesen, d. i. Vegetabilien und Thiere, oder fruchtbare Erdschicht, müsse eher, als das andere, gewesen seyn. Welches nun? Die Behauptung des Verf. läßt das eine von dem andern, und wieder dies andere von dem ersten seinen Ursprung nehmen, vollkommen eben so, als wenn ich spräche: Hanns ist Görgens, und Görgen ist Hannsens Vater, und eben so: Hanns ist Görgens,

und

und Görgen Hannsens Sohn, keiner der erste und keiner der zweyte, auch nicht beyde zugleich entstanden, und dennoch beyde vorhanden, und beyde nicht von Ewigkeit. In Wahrheit, nur solche Gegner verdient Hr. Silberschlag mit seiner Geogenie zu haben, und solche physikalische Patronen gönnen wir den neuern Reformatoren. Es versteht sich, daß ich hier nur ganz rohe Stükken habe aufstellen wollen. Daraus erachte man denn, wie übel gebrochen auch die feinern Fragmenten-Stücken seyn werden. In Wahrheit, anstatt, wie der Hr. Urheber der Fragmente, in der physikalischen Welt und Gelahrheit herumzureisen, wollte ich lieber zeitlebens Puppen zum spielen für die Kinder drechseln. Hienach will michs verdrießen, bey diesen Fragmenten noch länger verweilen zu sollen. Doch will es auch nicht anders seyn, weil dennoch die A. D. Bibliothek, wie ihr zukömmt, dieselben hoch über die neue Geogenie erheben wird. Nun denn II. Die etwa so zu nennenden Grundsätze, die in den Fragmenten ohne Scepticismus behauptet werden, sind nicht nur willkührliche Machtsprüche, sondern stoßen auch wider den schlechten Gemeinsinn gewaltthätig an. Mehr sage ich nicht auf Einmal, weil der Hr. V., wie drohend mit dem Schwerdt in der Hand, es verbittet, ihn lieblos der Gottlosigkeit zu beschuldigen, ob er wohl aufs äußerste lieblos uns alle, die wir mehr auf Mosen und die ganze heil. Schrift achten, als Er, und mit uns alle ehrliche gemeine Christen, die wohl Gott wohlgefälliger, auch verständiger sind, als

Er,

Er, verachtet und verspottet. Was wir aber eben ansagten, ist richtig. Er will nur einen sehr engen Begriff der Schöpfung festsetzen, welche Gotte als wirkender Ursache zukomme. Er erklärt sich darüber erstlich S. 41 so, daß er vorgiebt, Erschaffung zusammengesetzter Wesen sey ein ganz sonderbarer Begriff, ehe etwas zusammengesetztes entstehen könne, müßten erst die Grundstoffe erschaffen seyn, und eine doppelte Erschaffung gebe es doch nicht. Dinge, welche nur zusammengesetzt würden, dies geschehe, durch welche Kräfte es wolle, würden im eigentlichen Verstande gar nicht erschaffen. Hiedurch sollen sich die philosophischen Schriftsteller erinnern lassen, behutsamer mit diesem Ausdrucke zu seyn, und es den Canzelrednern überlassen — Hätte der Mann doch nur von solchen Predigern, wie Hr. Silberschlag ist, von Jugend auf immer fort etwas mehr gelernt. Was er hier unterschieden wissen will, unterscheidet man längst; nur können wirkliche Philosophen nicht glauben, daß diese Unterscheidung überall eine Anwendung finde. Als Gott die Grundstoffe erschuf, erschuf Er sie doch wohl nicht alle so, daß jede einfache Substanz in der ersten Zeit ihres Daseyns für sich an einem besondern Orte war, und überließ es den Winden, die doch auch schon Zusammensetzung voraussetzen, sie zusammen zu führen. Auch wär es eine elende Behauptung, daß Gott, wenn er die Grundstoffe etwa auf einmal erschuf, sie nicht damit schon selbst in irgend einer regelmäßigen oder absichtlichen Verbindung habe darstellen können oder dürfen.

Erst

Erst aber an einem andern Orte S. 105 — trägt der Hr. V. seine philosophischen Grundsätze über die Schöpfung vor. Die Allmacht, schreibt er, wirke nicht stückweise, nicht nach gewissen Stufen — sondern alles auf einmal in einem untheilbaren Augenblicke. Wer mag ihm nun das gesagt, und so versichert haben, daß er meynt, auch Hr. Silberschlag müsse als ein gründlicher Gelehrter und Weltweiser davon überzeugt seyn? Daß die Allmacht so, wie der Hr. Fragmentist sich ausdrückt, wirken könne, bezweifelt freylich Niemand. Daß sie aber nicht auch, nach Belieben oder nach der bestimmten Beschaffenheit ihrer Absichten, mit allem guten Wohlstand sich anders verhalten könne, kann eben so wenig mit guter Vernunft bezweifelt und noch weniger schlechthin abgeleugnet werden. Wenn sie denn nun aber alles, was die wirklichen Philosophen von jeher zur Schöpfung gerechnet haben, in Einem untheilbaren Augenblicke abgemacht hätte, so würden die Welt- und Erdtheoristen, die diesen Satz annehmen, weit weniger Ursache finden, zu speculiren, wie ein Ding aus dem andern entstanden sey. Ungeachtet dieses Satzes aber will der Hr. V. für die Erdtheorie ein ganz ungemessen weites Feld haben. Man sehe, wie? Er behauptet weiter, nur das Werden einer möglichen Sache aus dem Nichts sey unmittelbare göttliche Wirkung, wahre eigentliche Schöpfung — jede andre Handlung, die durch ein bereits vorhandnes Substrat limitirt sey, jede Wirkung, die durch Berühren, Stoßen, Anziehen, Bewegen — hervorgebracht werde, gehöre

in den Wirkungskreis der erschaffenen Kräfte — und diese Philosophie sucht er durch Gründe zu bestärken, die wir bloß durch die Anmerkung abweisen, daß es wider den Gemeinsinn anstoße, zu behaupten, Gott könne nicht eben das, freylich denn auf andre Art (und eben so gut durch Sein bloßes Wollen, wie er durch dasselbe, auch nach der Philosophie des Hrn. V., Dinge aus Nichts entstehen läßt) gleichfalls und noch besser bewirken, was wir Elende durch Berühren, Stoßen ꝛc. bewirken. Schon dadurch allein, daß Ers nicht auch durch Berühren, Stoßen ꝛc. bewirkt, hat seine Bewirkung ein unterscheidendes Gepräge, welches der Hr. Verf. für die Handlungen des Ewigen, der Allmacht und der Unendlichkeit fordert. Und was will nun der physikalische Philosoph mit dem allen? Er behauptet noch S. 106 — Gott habe durch sein allmächtiges Es werde nur die essentiellen Urstoffe aus dem Nichts hervorgerufen, und ihnen zugleich mit ihrem Daseyn auch alle zu künftiger Ausführung seines Plans erforderliche Verbindungs- und Anneigungskräfte gegeben, also die weitere Zusammensetzung und Vervollkommnung des Weltbaues den bildenden Kräften der Natur überlassen. Hiebey verneint er noch das blinde Ohngefähr, und setzt dafür die weise Direction des Weltvaters. Diese Direction aber erklärt er uns nicht näher; und so ist sie bey ihm, besage des vorhergehenden, gewiß so viel als Nichts, weil sie doch auf kein Wirken Gottes in schon vorhandne Dinge ankommen soll. Also soll es philosophisch seyn, zu denken,

ken, daß Gott den Urstoffen zugleich dabey, daß Er sie aus dem Nichts hervorrief, Verbindungs- und Anneigungskräfte gegeben habe, nicht aber, daß er sie damit zugleich selbst gänzlich oder zum Theil in die seiner Absicht entsprechende Verbindung und Zusammensetzung, woraus sich nachher auch andere absichtliche Verbindungen ergeben konnten, gebracht habe. Welches von beyden aber führte wohl näher zum Zwecke? welches von beyden ist philosophisch leichter zu denken, da die eben erschaffne Materie doch schon auch irgend eine Form haben mußte? und weiß die Vernunft sich nur eine Vorstellung zu machen, schwindelt sie nicht bey wirklichem Nachdenken dabey, wie die verstandlosen Grundstoffe vermittelst angeblich vom Schöpfer empfangener bloßer Verbindungs- und Anneigungskräfte in die so wundersam regelmäßige Verbindung getreten seyn sollen, in welcher wir sie nun seit Jahrtausenden wissen? So kommen unsre Physiker ganz auf uires occultas und auf modelnde Kräfte zurück. Denkt man besonders, daß nach diesem Traume, auch die Thiere und der Mensch anfänglich nicht von Gott unmittelbar, sondern durch die Verbindungs- und Anneigungskräfte der Urstoffe gebildet wären, wie der Hr. V. S. 209 auch neue Systeme und neue organische Wesen aus zertrümmerten Himmelskörpern durch eben die Kräfte der Urstoffe entstehen läßt, so ist das Maaß voll. Und nun sollten unsre Welt- und Erdtheoristen erst untersuchen, durch welche Veränderungen und Metamorphosen der Mensch

und die Thiere nach und nach binnen Jahrtausenden zu Stande gekommen sind, bevor sie rückwärts nach der Entstehungsart der unorganischen Körper fragen, um nicht unter den mannichfaltigen Materien des Erdbodens in die vorhergehende Ewigkeit hinein zu taumeln, ohne je einen Anfang zu finden. Eben so grundlos sind die Meynungen oder Grundsätze des Verfassers von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte. Einmal S. 107 sagt er, aus diesem Gesichtspunkte solle man die Erzählung Mosis betrachten, und sie werde uns als die schätzbarste Urkunde von der ersten Bildung der Erdkugel um so annehmlicher und glaubwürdiger werden — ein andermal 146 — verachtet er sie zusammt den alten geogenetischen Traditionen der Phönicier, Chaldäer und Griechen, welche nicht aus Moses, sondern zugleich mit ihm, aus einer gemeinschaftlichen fabelhaften Quelle, geschöpft hätten, so deutlich auch diese verunstalteten Nachrichten einen hebräischen Ursprung selbst in mehrern aus der hebräischen Sprache herüber genommenen Wörtern, die er selbst mit anführt, zu erkennen geben. Moses habe darüber keine Inspiration gehabt, spricht er mit autoritätischer Kürze, und verlacht Hrn. S. darüber, daß er, den Moses in der Hand, bey seinen Cratern herum schleiche. Nicht weniger verspottet er die göttliche Eingebung bey den Psalmen Davids S. 142, gewiß, ohne je nach den Beweisgründen gefragt zu haben, weswegen wir den Moses in seinen Schriften und öffentlichen Handlungen für einen allseitig legitimirten Propheten Gottes, und weswegen wir

die

die Psalmen für etwas mehr, als für Lieder begeisterter Dichter im Dichterverstande erkennen. Wer wollte einen solchen Schriftsteller fragen, in welchem Verstande er sich für einen Christen ausgebe? und wofür er Jesum Christum selbst achte, der auf die Bücher Mosis und auf die Psalmen gleich gut verwiesen hat, so wie seine Apostel, deren Schüler wir nothwendig seyn müssen, wenn wir Christen seyn wollen, uns alle von den Juden für heilig gehaltene Schriften für eben so heilig zu halten, und als solche zu gebrauchen durchaus angewiesen haben? Er beruft sich auf die Herren Jerusalem und Hezel, wie zur Beschämung des Hrn. Verfassers der Geogenie, ohne zu erwähnen, daß diese beiden Gelehrten hinterher (S. Krit. Samml. B. 7, St. 1, S. 103 und 116) bekannt haben, wie sie nicht absähen, daß Moses 1 B. 1, 1 — anders verstanden seyn wolle, als wie ihn Hr. S. und die christlichen Leser insgemein verstehen, wenn die Frage ist, ob die Mosaische Nachricht ein über die biblische Chronologie hinausgehendes Alter des Himmels und der Erde lehre oder nach dem hermeneutischen Sinne ein höheres Alter zu denken übrig lasse? Noch zum Beschluß dieses Th. 1. seiner Fragmente weiset der Hr. Verfasser schlechterdings allen Gebrauch der Bibel aus jeder Geogenie weg, aus dem Grunde, weil die Geogenie nur philosophische Wahrheiten enthalten, weil sie allgemein seyn, und für Jedermann, er möge die Bibel, oder den Koran, oder den Zendavesta — zu seinem Religionsbuch annehmen, einleuchtend und überzeugend seyn müsse. Das lasse man

endlich einen philosophischen Grundsatz seyn! So können denn die Erdtheoristen fein ohne Regel, Maaß, Ziel und Schranken in den Mineralien auf und unter der Erde herum suchen, ohne je zu finden, was sie suchen. Beynahe sollte man denken, daß diese Fragmente in ihrem Fache nothwendig Epoche machen müßten. Denn sie setzen schlechterdings fest, daß man mit Zurücksetzung aller historischen Nachrichten den Ursprung und das Herkommen solcher Dinge untersuchen solle, in Ansehung welcher ohne historische Nachrichten eine vernünftige Wahrscheinlichkeit ans Licht zu bringen, vermöge der Natur der Sache oft schlechterdings unmöglich ist; eben so, wie, wenn Jemand die Rudern ehemaliger Städte, ihr Alter, wer sie erbauet und von welchen Nationen sie bewohnt gewesen, untersuchen, und dabey aus Uebermuth alle vorhandne davon redende historische Nachrichten, alle aufgefundne bestens verständliche Inschriften und Münzen dazu genommen, verachten wollte. Ließe sich wohl ein thörigteres gelehrtes Unternehmen denken? Gewiß würde Hr. O. C. R. Silberschlag, ohne alle Anleitung historischer Nachrichten, nie eine Geogenie haben schreiben wollen. Denn dafür konnte Er mit seinem Kopf und Witz wohl etwas besseres thun. Endlich gehe ich weiter, und bemerke III. daß der Hr. Fragmentist zum Theil der ganz trivialen Art geogenetisch zu urtheilen nachgeht, wobey doch nicht das geringste zur Aufklärung gewonnen wird, selbst mit Uebersehung der wichtigsten neuen Beobachtungen, ungeachtet der Titel ganz ein anderes

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0238
DFG

res ankündigt; zum Theil aber, wie es scheint, bloß um Hrn. S. zu widersprechen, auch solche Sätze ohne allen angegebenen Grund bestreitet, welche übereinstimmend von den angesehnsten Erdkennern nach bedeutenden Gründen für sicher wahr erkannt werden. Eben so ungründlich, als trivial, ist es, keine oder fast keine Zusammensetzung in der Natur für primitiv anzunehmen, oder gar nicht daran denken, daß es doch primitive Zusammensetzungen geben müsse, weil die Materie, sobald sie da war, nothwendig auf irgend eine oder mehrere Arten zusammengesetzt gewesen seyn muß. Das hat denn die Folge, daß man unendliche Erzeugungen immer einer Zusammensetzung von der andern, ohne Anfang und Ende, einführt, oder sich auf die elendeste Art im Zirkel herum dreht, oder bald diese bald eine andere Folge von Dingen auf einander sich einbildet, und so in Einem hin fort, das wenigste zu sagen, nur spielt und tändelt. Man darf diese Fragmente bloß flüchtig lesen, um den Hrn. V. auf diesem physikalischen Gange überall zu finden. Sollte man wohl immerfort behaupten und nachbeten, daß alle Berge immer mehr abnehmen, und daß aller Kalkstein und alle Kalkerden ihren Ursprung aus dem Thierreiche haben und größtentheils von vermoderten Konchylien herkommen? Beydes prägt der Hr. Fragmentist seinen Lesern mehrmals ein. Das letztre ist gleichwohl nicht viel leidlicher, als was er von der fruchtbaren Erde schlechthin im Widerspruch mit sich selbst sagt; und die beyden de Luc, in den nun schon seit einigen Jahren ganz bekannten Briefen

an die Königin von Großbritannien, protestiren mit triftigen und zum Theil fast zu errathenden Gründen, ernstlich dawider. Daß die Berge nicht immerfort abnehmen, sondern daß und wie vorlängst die meisten in ihren bleibenden Stand gekommen sind, und die übrigen sich weiter dahin nähern, ist ein Hauptstück, welches de Lüc von den Dächern predigt. Gleichwohl weiß unser Fragmentist davon nichts. Wenn alle Berge immerfort kleiner würden, und schon seit vielen 1000 Jahren kleiner geworden wären, so müßte ehedem der Chimborazo in Peru mit seinem Gipfel für den Sirius, und der Brocken für den Mond fürchterlich gewesen seyn. Doch unser Verfasser schweift auch mit den Bergen auf der andern Seite aus, vielleicht, wie vorhin, aus Geist des Widerspruchs, und ist der Meynung, daß alle Berge vom Wasser zusammengeführt und angehäuft wären, wie bey ihm das Wasser sogar den ganzen Erdkörper zusammengebracht haben soll. Daß denn freylich auch alles Gestein, und namentlich auch der Granit, unter die Wasserproducte gehöre, versteht sich. Doch aber will er durchaus bezweifelt wissen, was die neuern Erdforscher beynahe dem Augenschein zufolge, nun schon wie für bekannt annehmen, daß der Kern der Hauptgebirge der Erde aus Granit bestehe S. 175. Noch mehr unnütze Einwendung, wobey die eigentlichen Beweisgründe gar nicht bedacht werden, macht er S. 166 dawider, daß der innere Hauptbestandtheil der Erde selbst Granit, und will lieber vermuthen, daß das Innere der Erde

ein

ein Magnet sey. Doch wir müssen endlich auch auf den eigentlichen Streitpunkt kommen, den kein Leser aus diesen Fragmenten nur nothdürftig auffassen wird. Ich merke also an IV. daß der Hr. Verf. die Silberschlagische Vorstellung von dem Ursprung der gegenwärtigen Beschaffenheit der Oberfläche der Erde und der dahin gehörigen wichtigsten Erscheinungen weder gebührend vorgetragen, noch begriffen habe, worauf eigentlich der Beweis dafür, welcher dieselbe wenigstens zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhebt, ankomme, und die bedeutendsten dahin gehörigen Sachen zum Theil durch nichtige Machtsprüche für Kleinigkeit erkläre. Schlechterdings gehören zur Beurtheilung der Hauptsache dieser Geogenie die 3 ersten Abschnitte zusammen genommen. Der Hr. Fragmentist aber vereinzelt alles, wie wenn man ein Landschaftsgemählde in die Länge und Breite zerschneiden und nun nur aus den einzelnen Stücken, keins mit andern zusammengehalten, die Schönheit oder Häßlichkeit des Ganzen beurtheilen wollte. Der nöthigen Kürze wegen verweise ich auf meine Recension des vortreflichen Werks B. 7. St. 1. Der Hr. Ungenannte nennt die Silberschlagische Vorstellung eine Hypothese. Und ja, ganz genau logisch betrachtet ist es eine Hypothese, auf die Art, wie eine Menge anderer Sätze, denen kein bedächtiger Mensch absprechen kann, daß sie für zuverlässige, gewisse, unwiderlegliche Wahrheiten anzunehmen sind. Eine Hypothese ist alsdenn ein so ehrwürdiger Satz, wenn

damit eine Anzahl oder Menge von Phänomenen auf solche Art übereinstimmen, daß die Uebereinstimmung, gehörig überdacht, nicht für ein Ungefähr angesehen werden kann. Die vornehmsten Phänomene für die Silberschlagische Hypothese (so nennen wir sie mit der größten Achtung; und der Ungenannte, ob er wohl in der Logik so weit nicht gekommen zu seyn scheint, will ja selbst nicht alle Hypotheſen verachten) sind folgende: eine unzählige Menge Krater auf der Oberfläche der Erde überall — um dieselben zunächst Steinwälle von den größten Steinen, die keine Menschen dahin gehäuft haben — weiter um die Krater herum erst größere (aber in Vergleichung mit jenen kleinere) und nachher immer kleinere Steine — endlich bloß Sand — diese Steine und Sand um dieselben Krater herum von sehr verschiedenen Farben — ohne scharfe Ecken — auf Einer Seite platt, und doch nicht gerade und ganz eben — Krater mit diesem Zubehör auf Gebirgen so gut, als in niedern Gegenden — herausstehende Steinklippen und davon losgebrochene zerstreuete Steinstücken, die nach keiner überlegten Vermuthung da, wo sie sich finden, oder anderswo auf der Oberfläche der Erde erzeugt seyn können, — das alles zugleich von der Beschaffenheit, daß man wenigstens sich bedenken muß, zu glauben, Gott habe es alles gleich so aus Nichts erschaffen. Nur höchstens ein mäßiger Theil der Berge auf der Erdfläche und der Inseln im Meer hat seinen Ursprung den Anhäufungen vom Wasser zu danken; und in Ansehung der übrigen muß

es

es aufs allerwenigste eine Frage seyn, ob der Erdkörper gleich Anfangs mit diesen mannichfaltigen Höckern erschaffen worden sey, oder ob er dieselben erst nachher erhalten habe. Ist dies letztre, so ist glaublicher, da diese Berge einmal nicht für Absätze des Wassers zu halten sind, daß sie ihre Abkunft nicht von außen her, sondern aus dem Innern der Erde selbst her haben, wie ohnehin die Geschichte von hervorgetretenen Bergen und Inseln sehr viel weiß. Mehrere Phänomene an und auf den Bergen leiten auf eben diese Vorstellung. Ein hiemit zunächst verwandtes großes Phänomen sind die vielen bekannten Höhlen in Gebirgen, nach den davon vorhandenen Beschreibungen, besonders nach Hrn. S. genauer Beschreibung der Baumanns Höhle, welche dem Silberschlagischen Beobachtungsgeiste große Ehre macht. Der gesammte Raum derselben ist in Felsen eingeschlossen und enthält noch viele einzelne beträchtliche Erscheinungen, die alle zu eben der Hypothese hinstimmen, daß nämlich zu einer Zeit, als die Erde größtentheils eine weiche Masse war, durch die Gewalt eines innern Feuers und der dadurch aufgelöseten elastischen Dünste diese Masse gegen alle Seiten hin aufgetrieben, hier mehr und anderswo weniger, daß durch eben die innere Gewalt eine ungeheure Menge jetzt eben in Verhärtung übergehender größerer und kleinerer Theile abgerissen und herausgeworfen sey, mehrentheils ohne wirklichen Ausbruch des Feuers — — Für ganz gewiß kann man annehmen, daß diese Silberschlagische Theorie weit

und breit bey den Naturforschern im Großen (von welchen man die kleinen Dilettanten zu unterscheiden hat) lauten Beyfall gefunden haben würde, wenn Herr Silberschlag damit nur an gar keinen Gebrauch der Mosaischen Schöpfungsgeschichte und für dieselbe dabey gedacht hätte. Auch sogar bey dem ungenannten Fragmentisten würde es Ihm an Beyfall nicht gefehlt haben, wie man deutlich wahrnehmen kann S. 89, nur daß er freylich immer doch ein unlogikalischer Fragmentist gewesen seyn würde. Auf die Zeit der Schöpfung wurde der Hr. Verf. der Geogenie auf ganz vollkommen vernünftigem Wege geführt, und konnte sogar eben dahin geführt werden, ohne an Moses zu denken. Seine so großen und vielen Phänomenen anpassende Theorie, die nirgends aus der Ewigkeit herkommt, giebt unter andern die deutlichste Erklärung, wie die Erde ihre äußere Gestalt und ihre innere Einrichtung erhalten habe, als welches beydes ohne allen vernünftigen Zweifel zu der göttlichen Absicht, wozu sie da ist, mit gehört, also denn eben so vernünftig zur Schöpfung im weitern Verstande, wenn man das Wort Schöpfung nicht bloß von der Hervorbringung der Substanzen aus Nichts versteht, mit gerechnet werden muß. Nun aber besagt der Mosaische Bericht vom 3ten Schöpfungstage schlechthin so gut, als ganz ausdrücklich, eine solche Veränderung der Gestalt der Erde, welche, wie sie ohne innerliche große Veränderung kaum denklich ist, eben so auch, wenn sie nicht ganz unmittelbar durch die Wirksamkeit der Allmacht beschafft worden

seyn

seyn soll, auf keine Weise füglich anders, als durch von innen heraus wirkende und treibende Kräfte zu Stande gekommen seyn kann. Freylich wird sodenn, und warum nicht? die Mosaische Schöpfungsgeschichte nach ihrem Wortverstande durch diese Silberschlagische keineswegs willkührlich angenommene, sondern wohl erwiesene, Theorie bestätigt. Hinc illæ lacrimæ! Doch bleibt der Mond ruhig, wenn er auch angeschrien würde. Es gehört mehr dazu, diese Theorie niederzureißen, als nur einmal an diesem, und darauf an einem andern Pfeiler rütteln. Der Hr. Fragmentist schüttelt erst den Sand und arbeitet an den Steinen. Unter andern giebt er das, was Hr. S. von der runden und auf einer Seite platten Gestalt zu bemerken gegeben hat, für unbedeutende Kleinigkeit aus, und beschuldigt desfalls den großen Mann der Mikrologie. Das heißt, etwas zu kurz abweisen, was man nach anderer Art nicht erklären kann. Bey vielen Dingen kömmt auf die Form weit mehr an, als auf die Materie, und das ist hier der Fall. Denn gerade das ist die Sache, daß die Feldsteine nicht aussehen, wie Bruchstücke, und vermöge ihrer Gestalt mit den übrigen Phänomenen zu dem Satze hin, der erwiesen werden sollte, harmoniren. Doch er meynt auch, sie hätten durch langes Fortrollen vom Wasser ihre Ecken verlohren, hat aber vielleicht nicht bedacht, daß sie eben so nicht weniger auf Bergen und hohen Gegenden getroffen werden, von welchen sie das Wasser zwar leicht genug herunter, nicht aber hinauf rollen konnte. Die Silberschlagischen Krater

nennt

nennt er Afterkrater, weil sich dabey keine Laven, Ausgeburten von Feuerspeyern, zeigen; bekennt aber und bestätigt, daß sich solche Krater allenthalben fänden, und er habe deren mehrere auf seinen Reisen in Teutschland, Böhmen, Slavonien, Italien ꝛc. zu Gesichte bekommen. Er will sie lieber für Erdfälle halten. Und die Wälle von den größten Steinen um dieselben umher ꝛc. was macht er daraus? Das ist nun eine schwere Frage, wie er wohl merkt. Doch stellt er sich dabey sehr großmüthig an, fast wie die, die zum Grundsatz haben: nil admirari, so wenig sie auch zu erklären wissen. Bisweilen aber besinnt er sich wieder, und denkt dabey an die Wanderung großer Steine von 20 bis 30 Centner, die Hr. Silberschlag (S. Krit. Samml. B. 7, St. 2. S. 327) für alle Naturforscher unerwartet erklärt und dadurch denselben, wie auch dem Hrn. Verf., erst glaubwürdig gemacht hat. Er läßt nämlich S. 80 die Steine, groß und klein, zu Wasser erstlich zusammen wandern, und nachher ganze große Steinheere, Steinhaufen und Steinberge auf großen Eisschollen von einem Ort zum andern wandern — und meynt, daß er hiemit nach Hrn. S. eigenen Grundsätzen denke. Das gar nicht zum Scherz, wie man meynen möchte! Denn mit Wollust hat er die Silberschlagische Wanderung großer Steine (nur wandert bey Hrn. S. nicht mehr als Einer auf einmal) gelesen, und einige Seiten vorher die ganze Vorstellung davon mit den Silberschlagischen Worten seinen Lesern zur Bewunderung mitgetheilt. Daß nun der Gedanke

danke von wandernden Steinbergen, welche nachher mit Uebereinstimmung fast allemal über einem Erdfall sitzen bleiben, wo ihre mittlere Hauptlast versinkt, und das übrige Heer sich um den Erdfall herumlagert oder gelagert bleibt — — und was man hiebey noch mehr zu denken hätte, nur lächerlich sey, wie vieles andre in diesen Fragmenten, bedarf keiner weitern Darlegung. Ueberall steht bey dem Hrn. Fragmentisten die Vorstellung, statt eines Grundsatzes, daß die ganze Erde auf viele 1000 Jahre lang unter Wasser gestanden habe, oben an, und hier nimmt er noch hinzu, daß in jenen rohen und wüsten Zeiten die Kälte weit stärker gewesen sey, also auch desto stärkere Eisschollen zur Folge gehabt habe. Nun liegen freylich die Steine nach jetziger Sitte gewöhnlich auf dem Boden, und man sieht nicht ab, wie ganze Steinhügel und Berge so in und auf die Eisschollen gestiegen seyn sollen, daß sie in so großer Gesellschaft fortschiffen konnten. In so vielen 1000 Jahren aber — ja, was alles kann da nicht geschehen seyn, wovon uns genügliche Vorstellungen zu machen, wir endlich in einem so späten Jahrhundert, wo die Mode von allen Seiten einen ganz andern Wohlstand eingeführt hat, gar nicht begehren dürfen? Etwa in dem Eismeere könnte man nachfragen, ob die Steine daselbst zu großen Massen, Haufen und Heeren herumfahren, und ob in Kamschatka nicht zuweilen solche Frachtschiffe ankommen. Doch ich bin weitläuftiger geworden, als ich vorhatte, und breche ab, um nicht ermüdend zu werden. Nur bemerke ich noch eine in diesen Fragmenten herrschende

schende Art zu urtheilen und zu streiten. Da der Hr. V. von je her nur darauf umgegangen zu seyn scheint, die Natur historisch kennen zu lernen, und überall verräth, daß es ihm nie Ernst gewesen sey, auch auf physikalische Erklärungen und caussalische Herleitungen so zu denken, daß er nur einige philosophisch geschlossene Grundsätze angenommen hätte, danach seine Urtheile zu regieren, so schweift er überall in einer Wüste ohne Bahn und Weg herum. Bloß eine sichtbare Widrigkeit gegen die heil. Schrift, wiefern sie, als ihren Ursprung auf besondre Art von Gott habend, überall für göttliche Belehrung gelten soll, und gegen die ganze der heil. Schrift gemäße hergebrachte Denkungsart in theoretischen und Glaubenssachen, scheint ihn vielmehr dort- als dahin zu leiten. Logisches Nachdenken über die Kennzeichen des Wahren, und Aufsuchen irgend einer Regel, wonach gelehrte Streitigkeiten mit einigem Nutzen geführt werden könnten, scheint am wenigsten je seine Sache gewesen zu seyn. Er verlangt also auch an sehr vielen Orten Beweis für solche Sätze, die sein Gegner, den er sich erwählt hat, so lange mit vollkommnem Rechte für hinlänglich erwiesen annehmen kann, bis ihm das Gegentheil bewiesen wird. Ja er merkt kaum, daß sein Gegner meyne, einen Satz schon bewiesen zu haben, den er doch nicht willkührlich annahm. Einige Beyspiele mögen dies zeigen. S. 97 ist die Rede von der binnen kurzer Zeit geschehenen Versteinerung des Innern der Erde (die doch auch nach der Silberschlagischen Theorie nicht schlechthin an Einem

ein-

einzigen Tage wirklich zu Ende gekommen seyn muß, wie er S. 98. meynt), und darüber schreibt er: „Der Leser, der hier keine Hypothese findet, „muß gar keine kennen. Scharfsinn, Zusammen„hang und Ordnung kann man ihr nicht streitig „machen: der Hr. Verf. der Geogenie hat die „Versteinerung des Planeten, von dem ersten „Augenblicke, als sie sich entspann, so zweckmäßig „eingerichtet, und allenthalben, wo sie mehr oder „weniger, wo sie gar nicht erfolgen dürfte, so rich„tig bemerkt, daß man weiter nichts, als den Be„weis zu lesen wünscht, daß alles sich wirklich so „ereignet habe: den kann er nicht geben; die Bi„bel seine beste Quelle, verläßt ihn hier ganz.“ Die Bibel braucht Hr. S. in dem Th. 1. der Geogenie, in Absicht auf das Eigenthümliche seiner Theorie, eigentlich fast gar nicht als Beweisquelle. Seine physikalischen Wahrnehmungen haben ihm eigentlich nur die Bibel in Erinnerung bringen müssen, und bey Vergleichung derselben fand sich ganz ungesucht, daß die wichtigsten physikalischen Erscheinungen in Menge auf der Erde kein höheres Alter der Welt erheischen, als das biblische, und daß man im geringsten keinen Grund finde, höher damit hinaus zu gehen, wenn man nur den von Moses auf den dritten Schöpfungstag berichteten Abzug der Wasser von dem nachherigen vesten Lande gehörig bedenkt, als welche große Begebenheit nur ihre vollständige Ausbildung für unsern Verstand durch die Theorie erhält, welche Hr. S. auf jene physikalischen Phänomene gründet. Ohne Bibel würde er nur nicht haben sagen können,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0249
DFG

nen, daß diese große Erdbegebenheit gerade am dritten Tage nach dem Anfang der Schöpfung geschehen sey, wie wir ohne Bibel überhaupt nicht die Schöpfung in Tage vertheilen noch erachten würden, daß gerade bis auf diesen Zeitpunkt die ganze Erde unter Wasser gestanden habe. Die ganze Silberschlagische Theorie, bloß die Zeit der Begebenheit abgerechnet, besteht ohne die Bibel; und die physikalischen Phänomene selbst, nicht weit hergeholte philosophische Betrachtungen dazu genommen, lassen in Absicht auf die Zeit dennoch auch dies nicht einmal zu, daß man denken dürfte, diese große Erdbegebenheit, die der Erde ihre äußere Gestalt und ihre innere Einrichtung gab, habe einen langen Zeitraum, etwa von vielen 1000 Jahren, eingenommen. Was aber will der Hr. Fragmentist damit, daß er diese Theorie eine Hypothese nennet? Kann etwa Er eine caussalische Erklärung solcher vor unsern Augen vorhandenen Phänomene nur als möglich denken, die nicht allemal nothwendig eine logische Hypothese wäre, d. h. ein angenommener Satz, einfach oder zusammengesetzt, welcher mit den im voraus schon für gewiß anzunehmenden Phänomenen in einer solchen Caussalharmonie steht, die man nicht für ein Ungefähr ansehen kann. Eben darauf aber beruht und darinn besteht der Beweis für die Wahrheit einer Hypothese, die sich auch eben dadurch von andern keiner Achtung würdigen Hypothesen unterscheidet. Und welcherley Beweis verlangt er? Etwa einen historischen? Historische Beweise aber will er ja an diesem Orte schlechterdings

dings nicht zulassen, wie wir oben gesehen haben. Oder einen analogischen? Wir haben aber keine 2te Schöpfung weder aus der Geschichte aufzuweisen, noch selbst erlebt; auch wissen wir bey Menschengedenken keine ähnliche Veränderungen der Erde oder auf der Erde, wodurch neue Silberschlagische Krater mit ihrem Zubehör entstanden wären; der Hr. Verf. müßte denn von großen Steinbergen etwas wissen, die auf großen Eisschollen-Frachtschiffen herumgefahren, und nachher auf einmal auf einen Ort abgesetzt wären, dessen Mitte schon vorher oder nachher erdfallig geworden, und große Steinwälle im Umkreis hätte stehen lassen. Schon ein Erdbeben ist etwas anderes, als eine Canonade; und wer sagt uns, was dabey in der Erde für Veränderungen vorgehen? Beynahe aber will er Hrn. S. tief in die Erde selbst hineinschicken, zur Untersuchung, ob sie innwendig (nicht wüstes Gestein, wie er sich an einem Orte ausdrückt, sondern) ein Gebäude von Granit sey; und wenigstens verlangt er S. 83. man soll die Steinreviere und Krater erst in ihrer größten Tiefe untersuchen. Ja, das mag nun Er thun, damit er nicht unnützer Weise widerspreche! Hr. S. brauchte nicht erst abzuwarten, bis ein reicher König die Kosten dazu hergäbe, und nimmt und giebt nach so triftig geführtem Beweise für erwiesen an, was er von seinen Kratern behauptet, bis ihm das Gegentheil erwiesen wird. Die biblischen Theologen und andre Christen für ihren Theil, wiefern es ihnen um die biblische Schöpfungsgeschichte und Chronologie zu thun

ist (und es ist ihnen gar viel daran gelegen, weil sie weder die Lehrautorität des Moses noch die vollkommene Zuverlässigkeit der biblischen Geschichte bey ihrem Glauben entbehren können) dürfen gegen die widerwärtigen Freydenker aller Art auf die Silberschlagische Geogenie so gar schon pochen, wenn sie die unterscheidenden Hauptsätze derselben noch nicht einmal für bewiesen, sondern nur aufs erste für bloße logische Möglichkeiten, d. h. für solche Sätze ansähen, die auch Niemand wird widerlegen können. Denn, sehen wir nur eine Möglichkeit, wie diese Schöpfungsgeschichte und Chronologie der Welt wahr seyn könne, ungeachtet alles dessen, woraus so viele Männer das Gegentheil immerfort haben erweisen wollen, so bleiben wir ganz unbekümmert bey dem Glauben des göttlichen Ansehens auch aller historischen Nachrichten in den kanonischen Büchern, als welcher sehr wichtige Gründe für alle, die nicht lieber mit Naturalien und andern Sachen bloß spielen, als sich ums Christenthum näher bekümmern, für sich hat. Der Hr. Verfasser hätte es also ganz anders anfangen müssen, wenn er die Silberschlagische Geogenie außer Achtung bringen wollte. Er hätte nicht nach Beweis fragen, sondern den Beweis, wie er mit der Theorie selbst da ist, gehörig beachten, und zu widerlegen suchen müssen. Wie konnte er aber das, da er die eigentliche Bewandtniß des Beweises nicht einmal begriffen hat? Noch eins. Ein unleidliches Gespötte macht der Hr. Fragmentist über Hrn. S. an den Orten, wo derselbe solche Verbindungen natürlicher Dinge

auf

auf der Erde, die den Menschen zum merklichen Vortheil gereichen, von absichtlicher Verfügung Gottes herleitet. Er bildet sich Weisheit darauf ein, zu behaupten, daß man nicht schon deswegen, weil die Menschen Vortheile aus der Natur ziehen können, meynen müsse, Gott habe die Sache eben zu diesem Zwecke so eingerichtet und verfügt, und weiset Hrn. S. an, einen solchen Glauben doch nicht ebenfalls, wie so viele gemeine Canzelredner, zu unterhalten. Gehört nicht so ein Mann und seines gleichen zu den unverständigsten und undankbarsten vernünftigen Geschöpfen Gottes? Da sie weder glauben, daß die Schöpfung und Vorsehung Gottes in ihrer Anordnung und Regierung an alle Menschen gedacht habe und denke, wie doch schon der unverderbte Gemeinsinn von Gott glauben lehrt, noch seine Güte für alles das preisen wollen, was in das große Fach von Dingen gehört, wodurch wir in diesem Leben und für dieses Leben wirklichen Genuß der Güte Gottes haben. Nach einem vorhin angeführtem Stückgen, mit diesem verglichen, muß man beynahe befürchten, der Hr. Verf. glaube kaum, daß die Menschen und Thiere auf der Erde in irgend einem ansehnlichen Betracht Geschöpfe Gottes, sondern, daß sie Geschöpfe des Zufalls seyen. Einen solchen Gegner der Silberschlagischen Geogenie mag denn die A. D. Bibliothek bestens loben, ob er sich gleich mit ihrer unfeinen Recension derselben unzufrieden bezeigt!

2.

Johann Esaias Silberschlags, Königl. Preuß. Oberconsistorialraths ꝛc. Chronologie der Welt, berichtiget durch die heilige Schrift. Besonders zum Gebrauch der Königl. Realschule. Berlin 1783. Im Verlage der Buchhandlung der Kön. Realschule. 4. 168 Seiten, und XVI. Seiten Vorrede.

Auch dieses Werk ist insbesondere der düsternen Keckheit des Unglaubens unsrer Zeiten entgegengesetzt, wie die sehr munter und festlich geschriebene Vorrede zu erkennen giebt, und legt von der historischen Seite dar, wie die Geogenie von der physikalischen gethan hat, daß die Welt kein über die biblischen Gränzen hinausgehendes Alter habe. Der berühmte Hr. Verfasser beschuldigt diejenigen, welche in Absicht auf das Alter der Welt der heil. Schrift widersprechen wollen, mit eben so viel Freymüthigkeit, als mit klarem Recht nach der Wahrheit, der Unkunde und Unwissenheit — und zeigt schon hier in aller Kürze vorläufig, wie elend es sey, sich auf die Zeitrechnungen der Chaldäer, Aegypter, Sineser ꝛc. zur Herabsetzung der biblischen berufen zu wollen. Diejenigen christlichen Gelehrten, welche in Ländern leben, wo die neue Freydenkerey noch nicht eben viele Gemüther eingenommen hat, und wo denn auch noch nicht allerley Bücher von ungelehrten müßigen Leuten gelesen werden, könnten sich wundern, daß

daß der Hr. O. C. R. in dieser Vorrede so lebhaft streitet, weil sie etwa anderwärts eben so wenig ausgelassene Feinde vermuthen, als an ihren Orten sich finden. Diesen nun wird der Schluß derselben genug thun, den wir zur Nachricht auch für manche aus Gemächlichkeit zu friedlich denkende Geistliche hersetzen, bey denen auch wir schon überhaupt deswegen kein gutes Lob haben, weil wir, ihrer weisern Meynung nach, zu viel streiten. Es ist folgender: „Zuletzt werde ich noch Rechen„schaft zu geben haben, warum ich mich entschlos„sen, teutsch zu schreiben, da doch die mehresten „und vorzüglichsten chronologischen Werke in der „Römischen Sprache abgefasset worden. Hierzu „bewogen mich die Vorwürfe, so man häufig von „solchen Personen anzuhören hatte, welche die „Sprache der Gelehrten nicht verstanden, und da„her die Werke meiner Vorgänger nicht gelesen „hatten. Es ist fast unglaublich, wenn ich sagen „sollte, wie weit dieses chronologische Gift bis zu „den niedrigsten Ständen herabgeflossen. Es „war also für mich Pflicht, in eben der Sprache zu „antworten, in welcher man unsre Nation ver„führt und durch allerhand Vorspiegelungen von der „Ehrerbietigkeit gegen die heilige Schrift abzulen„ken suchet —“ Wir zweifeln nicht, daß, wer mit uns Jesum Christum lieb hat, auch mit uns den treuen Bekenner segnen werde, der unter einem unschlachtigen Geschlecht, welches durchaus in allem dem, was zur Verkleinerung der heiligen Schrift, wenn es gegründet und wahr wäre, dienen würde, seine Weisheit sucht, nicht nur seinen

Glauben behauptet, sondern den thörigten Versuchen des bittern Unglaubens unermüdet entgegen arbeitet, dem man auch diese Treue desto höher anzurechnen hat, je glänzender der Rang ist, den Er in der Kirche und im Staat und in der gelehrten Welt behauptet. Denn desto größer ist sonst natürlicher Weise der Reiz zur Eitelkeit und des Wohlgefallens an der Ehre bey Menschen, welches mit der Ehre bey Gott nicht besteht. Und wenn Hr. O. C. R. Silberschlag nicht der wäre, der er ist, um wie viel schlechter würde es nicht an vielen Orten um die öffentliche Lehre des Christenthums stehen, als es ungeachtet dessen steht. Dies chronologische Werk nun betreffend, so sieht man leicht, daß es viel Arbeit gekostet habe und nicht seit kurzem erst zubereitet sey, da es überaus viel ganz eignes hat, und keinem Theile nach aus den Werken anderer Chronologen bloß abgeschrieben oder zusammengetragen ist. Seine eigentliche Haupt-Absicht wird es bey denen allen, die Wahrheit suchen und nicht schlechterdings ihren Sinn von der wahren Religion, wie sie in der heil. Schrift gegründet ist, abgekehrt haben, vollkommen erreichen. Diese ist, bis zum Augenschein klar zu machen, daß alle andere Chronologie der ältern Zeiten, die man je wider die biblische Chronologie aufzustellen gesucht hat, gegen diese gehalten, etwas für alle gesunde und der Geschichte kundige Vernunft, ganz verächtliches sey. Hiebey kömmt es auch nicht darauf an, ob die Welt um einige Jahre oder Jahrhunderte älter oder jünger sey. Genug die biblische nach allen

logischen

logischen Urtheilsregeln vollkommen zuverlässige und gewisse Geschichte mit ihren Zeitbestimmungen läßt nicht zu, daß man vernunftmäßig das Alter der Welt auf so viele 1000 Jahre hinaufsetzen könnte, daß sich die Schwachheit des menschlichen Verstandes damit wie in der Ewigkeit zu verlieren befürchten dürfte. Und dies ist eins der ersten und wichtigsten Stücke der wahren Religion, welche ohne die feste Ueberzeugung, daß die ganze Welt mit allem Zubehör irgend einmal nach freyem Rathschluß von Gott erst zur Wirklichkeit gebracht worden sey und nach ihrer Wirklichkeit so wohl als Verfassung und Beschaffenheit von ihm allseitig abhange, nie bestehen kann. Diese Ueberzeugung also zu bewirken, und wider alle sceptische Einwendungen sicher zu stellen, hiemit auch zugleich alle betrügliche chronologische Einwendungen wider die erhabene Lehrautorität der heiligen Schrift abzuwenden, darauf ist dies Silberschlagische Buch sehr vorzüglich eingerichtet. Es giebt aber auch nicht geringe anderweitige Belehrungen, Erinnerungen, Urtheilsangaben und brauchbare Materialien für die, welche bey wahrem Glauben und ehrerbietiger Gelehrigkeit gegen die heilige Schrift genauere chronologische Kenntnisse suchen, und chronologisch zu urtheilen schon gelernt haben oder noch lernen wollen. Es kann zwar nicht zu hoffen stehen, daß der Hr. V. bey allen jetzt lebenden christlichen Chronologen (und andere des Namens werthe Chronologen über das ganze Weltalter kann es nicht einmal geben) mit dem allen, was Er eigenthümlich behauptet, Beyfall

finden werde; wir wissen so viel auch desto weniger zu versprechen, da wir selbst in mehrern Punkten ganz andrer Ueberzeugung sind. Inzwischen wird ihm immer sein großes Verdienst in Absicht sowohl auf Chronologie überhaupt als auf chronologische bedeutende Einzelnheiten bleiben und auch von uns erkannt werden. Eine umständliche Beurtheilung der einzelnen Stücke, woraus das Ganze besteht, können wir aus mehrern Ursachen für unsre Leser nicht wohl anstellen. Zum Theil ist auch unsre chronologische Denkungsart, und unser Urtheil über mehrere Zeitlängen schon aus der Recension eines andern chronologischen Werks (S. Krit. Samml. Th. 5. St. 2. S. 225 — und St. 3. S. 404 —) bekannt; nur merken wir dazu hier noch an, daß wirs damals mit einem ganz andern Gelehrten zu thun hatten, nicht mit einem Silberschlag, den wir auch sodenn noch verehren und lehrreich finden, wenn und wo wir, nach unserer Einsicht, glauben, daß er irre. Wir wollen also den ganzen Inhalt anzeigen, die unterscheidenden Hauptsachen auszeichnen und einige bescheidene Anmerkungen beyfügen. Voran geht eine Vorbereitung unter IX. Numern, nämlich I. von dem Jahre der heil. Schrift. Die biblische Geschichte und Chronologie kennt von den ältesten Zeiten an, wenigstens überhaupt genommen und im Großen, kein anderes Jahr, als das Sonnenjahr, als das natürliche, obgleich nicht deswegen auch leicht zu berechnende Jahr; und da doch die Zeit zugleich auch nach Monaten abgetheilt wurde, so entstehet die Frage, in welchem

Ver-

Verhältniß bey den Patriarchen und nachher bey den Israeliten die Monate zu den Jahren gestanden haben. Die ganze Sache, wie sie offenbare Geschichtsache ist, sieht der Hr. V. mit allen verständigen Chronologen für eine hinlängliche Anzeige an, daß denen erstern Menschen auf irgend eine Weise in der Zeitrechnung von Gott selbst zurecht geholfen worden seyn müsse, weil in frühern und spätern Zeiten so viele Nationen, die doch sonst nicht unaufgeklärt waren, mit der Jahrrechnung sich sogar nicht hinlänglich und manche auch nicht nothdürftig zurecht finden konnten. Die Frage von den Monaten aber, mit dem Jahre verglichen, beantwortet die Geschichte nicht genügsam oder doch mit minderer Klarheit, wenigstens was die Patriarchen betrifft, und so herrscht darüber die Verschiedenheit der Meynungen. Hr. S. scheint nach S. 8. anzuerkennen, daß von den ältesten Zeiten an, wie nachher bey den Israeliten, die Monden-Monate, von Neumond zu Neumond, üblich gewesen wären (wie denn schon die hebr. Namen des Monats so viel ganz deutlich zu erkennen geben) redet aber eben da zugleich auch von Sonnenmonaten, jeden zu 30 Tagen gerechnet, und hat die Vermuthung, daß die Patriarchen jedesmal nach hingebrachten 12 solchen Monaten $5\frac{1}{2}$ Tage eingeschaltet und diese Tage beym Beschluß des Jahrs zum Andenken der Schöpfung als ein Fest gefeyert hätten. Wir würden diese Meynung auch für nicht unwahrscheinlich annehmen, wenn die heil. Schrift irgendwo eine klare Anzeige von zweyerley Monaten gäbe. Denn

dies hätte sodenn zur nothwendigen Folge, daß man an eine Einschaltung, nicht eines Monats von einer Zeit zur andern, sondern einer kleinern Anzahl von Tagen jährlich, denken müßte. Die jüdische Einschaltung des Monats Veadar im 3ten oder 2ten Jahre hält der Hr. V. für neuern Ursprungs, nämlich für eine Nachahmung der Griechen. Weil Josephus eines großen Jahrs der Alten von 600 Sonnenjahren gedenkt, so glaubt Hr. S., die vormaligen Israeliten hätten nach diesem Cyclus ihr Jahr berechnet. Den mittlern synodischen Monat berechnet er nach seinen eigenen Beobachtungen (die bey uns nie weniger Ansehen haben werden, als die der ältern größten Astronomen) zu 29. T. 12. St. 43′ 50″ und sonach setzt er, daß das Israelitische Jahr aus 365 T. 5 St. 48′ 57″ mit einem so geringen Rest in der Rechnung, der für nichts zu achten sey, bestanden habe. Aus eben dieser Ursache wünscht er auch um so mehr, daß Hr. Superint. Franke die Jobelperiode vielmehr zu 50 als zu 49 Jahren berechnet haben möchte, und zeigt überzeugend, mit aller Achtung gegen Hrn. F., zugleich aber auch mit unbedenklicherm Glauben an die göttliche Verheißung wegen 2 auf einander folgender Brachjahre, daß derselbe den biblischen Text ganz gezwungen ausgelegt, dennoch keinen nahe genug aufgehenden Cyclus berechnet, und sonach eine übermäßig verwickelte Israelitisch gewesen seyn sollende Calender-Rechnung aufgestellt habe. Wir haben über die Frankische Fundamental-Chronologie unser Urtheil Th. VI. St. 1. S. 59 — gesagt,

sagt, und waren schon damals der sichern Meynung, daß weder ein bloßer Mathematiker, noch ein gesetzt genug denkender Ausleger der heiligen Schrift, noch ein großer Mann, der beydes ist, in der eigentlichen Hauptsache der Frankischen Chronologie beystimmen werde. Dies Urtheil bewährt uns nun Hr. O. C. R. Silberschlag. Doch aber meynen wir auch nicht, daß die Jobelperiode in ihrem Lauf eine Periode von 50 Jahren sey, sondern daß man das Jobeljahr allemal für das 50ste Jahr in der Rechnung von dem vor dem nächst vorhergegangenen Jobeljahr vorhergehenden Sabbathjahre an, zu halten habe, und daß es zu keinem Gebrauch für den Calender bestimmt gewesen sey. Nach unserm Ermessen, welches wir gern der Beurtheilung vornehmlich auch des Hrn. O. C. R. Silberschlags unterwerfen, ist die Israelitische Jahrrechnung so ganz simpel und unkünstlich gewesen, daß sich schwerlich etwas ungekünstelteres dieser Art wird denken lassen; und allemal sticht dabey die göttliche Weisheit auf dem einfachsten und geradesten Wege zu einem ihr würdigen Zweck ausnehmend hervor. Jeder Neumond brachte für die Israeliten nach dem Gesetze einen Festtag mit sich, und so ward das ganze Volk angeführt, nach Mondenmonaten seine Zeit abzutheilen. Eine ausgezeichnete Feyerlichkeit aber sollte der Neumond Tisri, der siebente von Nisan an gerechnet, haben, und dabey doch nicht Tisri, sondern Nisan als der erste Monat gezählet werden und die Monate gleichsam anführen, obgleich der Neumond Tisri

den

den Anfang des Jahres gab. Wir glauben, hienach lasse sich keine jährliche Einschaltung annehmen; und daß die Israeliten außerdem noch besonders das Jahr auch in so genannte Sonnenmonate getheilet hätten, davon wissen wir keine Spur. Ferner aber geboth das Gesetz, am Osterfeste, welches von der Mitte des Monats Nisan an gefeyert werden sollte, die Erstlingsgarbe vor der heiligen Wohnung Gottes darzubringen. Hiedurch wurde das Volk genöthigt, ungeachtet der Mondenmonate, doch das natürliche Jahr, d. i. das Sonnenjahr festzuhalten, ob gleich nicht jedes einzelne Jahr ein Sonnenjahr seyn durfte. Dies konnte nun, meynen wir, nicht anders geschehen, als durch Einschaltung eines ganzen Monden-Monats von einer Zeit zur andern; und dieser durfte nicht zwischen Nisan und Tisri, d. h. zwischen dem ersten und siebenden Monat, sondern er mußte aufs wenigste nach dem Tisri erst eingeschaltet werden, und am füglichsten geschahe die Einschaltung unmittelbar vor dem eine neue Monatsperiode anfangenden Nisan, nach dem 12ten Monat Adar. Nun mochte das Volk oder die von Gott bestellten Priester selbst dafür sorgen, binnen wie viel Zwischenjahren diese Einschaltung vorzunehmen sey. Sollten nicht gegen Ende des 12ten Monats Adar die Kornfelder mit ihrer Aussicht auch ohne menschliche Rechnung es haben bestimmen können, ob für das mal vor dem Nisan noch ein Monat einzuschalten sey oder nicht, je nach dem man sahe, daß nach etwas mehr als 14 Tagen die reife Erstlingsgarbe werde dar-

ge-

gebracht werden können oder nicht? wie einige Gelehrte geglaubt haben. Diese durch die Natur ohne alle menschliche Kunst bestimmte Einschaltung des Monats Veadar hat so lange, wie wir uns überreden, fortgehen können, bis den Gelehrten des Volks der Mondzirkel von 19 Jahren bekannt wurde, in welchem sie denn das 3. 6. 8. 11. 14. 17. 19. Jahr zu Schaltjahren aussetzten. So hätten die Israeliten, von dem göttlichen Gesetze geleitet, die allernatürlichste und unkünstlichste Jahrrechnung gehabt, die sich denken läßt, und dabey auch nach den Zeitpunkten der Tag- und Nachtgleiche nicht einmal fragen dürfen. Wenigstens führt das Gesetz selbst auf die simpelste Jahrrechnung zunächst hin. Wir sind zu wenig, Hrn. O. C. R. Silberschlag etwas besseres zu lehren; Er denkt viel zu billig und liebreich, als daß er diese Anmerkung für so gemeynt ansehen, oder uns zu verübeln wüßte, daß wir sie gerade bey dieser Gelegenheit unsern Lesern mittheilen. Er hingegen hat für das große Jahr von 600 gemeinen Jahren, getheilt in 12 Jobelperioden, auch eine Epactentafel berechnet, und nebst der Epactentafel für den Mondzirkel S. 8. vorgelegt, wie er denn nachher in dem Chronologischen System so wohl die Jobeljahre mit ihren Epacten als auch das große Jahr mit bemerkt. Eine Zugabe S. 11 — versucht noch zu beweisen, daß die Zeitrechnung in der Geschichte der Sündfluth 1 Mos. 7. und 8. ein Sonnenjahr gewesen, welches zu 12 Monaten, jeden von 30 Tagen, $+5\frac{1}{2}$ Tag, berechnet worden sey. Diese Rechnung war

Re-

Recensenten erst etwas schwer verständlich, bis er endlich wahrzunehmen glaubte, was er doch nur schüchtern zu erkennen giebt, daß es nur eine hypothetische Berechnung des Jahrs der Sündfluth werde seyn sollen, nämlich vorausgesetzt, daß dieses Jahr des Noah ein Sonnenjahr sey. Er bekennt zwar gern, daß die Meynung, Noah habe 12 Monate, jeden von 30 Tagen, mit einem Anhange von noch einigen Tagen gezählt, einen großen Schein habe. Doch meynt er, Bengel Ord. temp. edit. 2. p. 38. — löse das Räthsel, da übrigens die heilige Schrift keine andern als nur Monden-Monate kennt; am wenigsten aber kann freylich die Frankische Meinung bestehen, daß die 6 erstern Monate dieses Jahrs zu 30 und die 6 letztern zu 29 Tagen anzunehmen wären. Unter Num. II. handelt Hr. S. Von dem Ausgange Abrahams aus Haran, nämlich für die Chronologie. Die Frage ist bekanntlich diese, ob Abraham erst nach dem Tode seines Vaters, wie man aus der Rede des Stephanus Apostg. 7, 4. erkennen will, aus Haran weggezogen, oder ob er ihn daselbst noch lebend hinterlassen habe. Die das erste behaupten, setzen eben damit, daß Abraham nicht der erstgeborne Sohn seines Vaters, im 70. Jahre desselben geboren 1 Mos. 11, 26. sondern daß er der jüngste unter den 3 Söhnen des Tharah, erst im 130. Jahre seines Vaters geboren, gewesen sey; und verlängern hiemit die Zeitenlinie um 60 Jahre. Herr S. macht beyde Meynungen vorstellig, und überläßt zwar das Urtheil dem Leser, erklärt sich aber doch selbst nach

ent-

entscheidenden Gründen für die letztere, daß Abraham der älteste Sohn des Tharah gewesen, und daß sein Vater nach dem Wegzug Abrahams von Haran noch 60 Jahr gelebt habe. Und dies wird, auch nach mehrern Gründen, nach unserm Erachten, immer unwiderleglich bleiben. III. Von dem Ausgange der Kinder Israel aus Aegypten. Daß hier die Rede von 2 Mos. 12, 40. 41. vergl. 1 Mos. 15, 13. sey, dürfen wir nicht erst sagen. Der Hr. V. nimmt die 430 Jahre für die Zeit des Aufenthalts der Israeliten in Aegypten von der Hinkunft Josephs an, welcher, wie schon Hr. Franke zu berechnen suchte, 30 Jahre vor Ankunft Jakobs dort gewesen seyn soll. IIII. Von der Periode der Richter. Auch wir bekennen gern, daß die Berechnung der 480 Jahre 1 Kön. 6, 1. welche vom Ausgange aus Aegypten bis auf den angehenden Bau des Tempels verflossen sind, nicht eben eine leichte Sache sey. Der Hr. Verf. folgt in so fern Hrn. Hartmann, daß er zum Termino a quo den vollendeten Ausgang aus Aegypten annimmt, doch aber ist er weit entfernt, an der Ausschweifung Antheil zu nehmen, welche von dem eigentlichen Ausgange aus Aegypten bis zur Vollendung des sogenannten Ausgangs 40 Jahre + 7 Jahre + 47 Jahre + 54 Jahre = 148 Jahre erst verfließen läßt, und erst von da an die 480 Jahre folgen lassen will. Er rechnet vielmehr diese 480 von dem Eingang in das Land Canaan an, nimmt also diesen Eingang für den vollendeten Ausgang aus Aegypten. Für eine Uebereilung dürfen wirs vielleicht anse-

hen,

hen, wenn Hr. S. 19 von Chronologen redet, welche die Jahre der strafenden Knechtschaft in die letzten Zeiten der Regierungen der Richter einschöben, und sie dadurch in Regenten verwandelten, die — Israel nachmals mit der größesten Leichtsinnigkeit und Trägheit wieder in Abgötterey fallen ließen — Wir haben uns mit jenen Chronologen gleichfalls überredet, daß z. B. Richt. 3, 8. die 8 Jahre der Knechtschaft mit in den 40 Jahren V. 11. und die 18 Jahre V. 14. mit in den 80 Jahren V. 30. begriffen seyn, meynen aber im geringsten nicht, daß noch bey Lebzeiten Othniels — und nachher Ehuds die Israeliten von neuem wieder abfällig geworden wären. V. Von den Olympiaden und der Römischen Zeitrechnung von Erbauung der Stadt Rom. Hr. S. setzt nach den Fastis Capitolinis das 1ste Jahr von Roms Erbauung ins J. 1. der VII. Olympiade, und lehrt nachher, wie man die Olympiaden- und die Römischen Stadtjahre gegen einander zu berechnen habe. Noch sucht er hier auch zu zeigen, daß Josephus nach dem Varro die Erbauung Roms in das 3te Jahr der VI. Olympiade setze. VI. Von den siebenzig prophetischen Wochen Daniels. Ueber diese prophetischen Wochen haben wir unser Erachten gleichfalls an oben angeführtem Ort gesagt. Hr. S. nimmt sie für Jahrwochen, wie gewöhnlich, an, und rechnet sie vom J. 7. des Artaxerxes nach seinem chronologischen System so, daß die 69ste in dem 30sten Jahre Christi zu Ende geht. Die Silberschlagische Uebersetzung und Erklärung des Texts Dan. 9. verdient

dient gelesen und erwogen zu werden. VII. Vom Geburts- und Sterbejahre unsers Heilandes. Da diese Zeitbestimmungen mit den Regierungs-Jahren des Herodes in genauester Verbindung stehen, so untersucht der Hr. Verf. fürs erste drey Fragen: 1) Wenn ist Herodes in Rom zum Könige gekrönt worden? 2) Wenn ist Herodes gestorben? 3) Wenn ist Christus geboren worden? Die letztere Frage wird auch noch abhängig von dem Jahre, da Johannes der Täufer auftrat und in welchem selbst Jesus, bey 30 Jahr alt, getauft wurde, also von dem 15ten Jahre des Tiberius. Dazu nimmt Hr. S. noch das Sterbejahr Christi, und zwar mit der Voraussetzung, daß der HErr sein Lehramt $3\frac{1}{2}$ Jahre geführt habe, woran Niemand mehr zweifle. Doch aber giebt es nicht nur bis jetzt noch Zweifel, sondern auch zuversichtlichen Widerspruch dagegen, wie wir mit aller Bescheidenheit zu erkennen geben, und ohne Verdacht, daß wir und mit uns alle die, welche der Bengelischen Harmonie der Evangelisten nachgehen, von dem so christlich denkenden Hrn. O. C. R. Silberschlag nicht geachtet würden. Ferner nimmt derselbe auch noch die Nachricht des Phlegon Trall. von einer großen Verfinsterung der Sonne im 4ten Jahr (oder auch, wie wir hinzu setzen, im 2ten Jahre) der CCII. Olympiade zu Hülfe — Hieraus wird sich leicht erachten lassen, daß wir hier zu wenig Raum haben, einen charakteristischen Hauptzug der Silberschlagischen Chronologie, wie der diesortige ist, für unsere Leser zu beurtheilen. Wir merken also nur an, welche

che chronologische Schlußsätze der berühmte und von uns hochverehrte Hr. Verf. hier behaupte. Es sind folgende: Christus wurde Anno V. C. 750 (im October) geboren — und Anno V. C. 784 ist er am Kreuz gestorben. VIII. Von der *Aera Dionysiana* oder gemeinen christlichen Zeitrechnung. Zuerst bemerkt hier der Hr. V., daß diese Aere von allen Chronologen für unrichtig gehalten werde, und daß nicht eigentlich Dionysius der Kleine im 6ten Jahrhundert, sondern vielmehr Victorinus Aquitanus im 5ten Jahrhundert unter dem Römischen Bischof Hilarius Urheber derselben gewesen sey. Dieser habe das Sterbejahr Christi, nach Vorgang älterer Väter in das 15te Jahr Tiberii verlegt, und so herunter fortgerechnet; Dionysius habe nur die 30 Jahre des Alters Christi, von dem 15ten Jahre Tiberii zurückgerechnet, dazu gethan. So sey diese Rechnung ein sehr sonderbares Ding. Erst in neuern Zeiten habe man sich überzeugt, daß Christus sein Lehramt $3\frac{1}{2}$ Jahr geführt habe. Danach müßte man also jetzt (im vorigen Jahre) nicht 1782, sondern 1786 schreiben. Dies verstehen wir hypothetisch, wenn nämlich bloß durch ein Einschiebsel von $3\frac{1}{2}$ Jahren die Dionysische Aere berichtigt werden sollte, da sonst leicht Jemand glauben könnte, Hr. S. behaupte, daß unsre gemeine Jahrzahl um 4 Jahre zu kurz sey, als womit wir überhaupt genommen wohl zufrieden seyn wollten. Er nimmt vielmehr die gemeine Zeitrechnung, von welcher die Dionysische Aere als verschieden gedacht werden soll, nur um Ein Jahr für zu kurz,

wie

wie nachher die große systematische Tabelle auflegt. IX. Von der Julianischen Periode. Sehr faßlich für Jedermann wird hier erst von der eigentlichen Verfassung und dem Nutzen dieses von Joseph Just. Scaliger zum Gebrauch in der Chronologie angenommenen fingirten Zeitlaufs von 7980 Jahren gehandelt, und gewiesen, wie man damit zu procediren habe, um entweder für jedes Jahr in der wirklichen Zeitrechnung die laufende Jahrzahl des Sonnenzirkels und den Sonntagsbuchstaben, die Jahrzahl im Mondzirkel oder die goldne Zahl, imgleichen die Zahl der Induction, oder auch aus den drey eben erwähnten Charakteren eines gewissen Jahrs das demselben gemäße Jahr in der Julianischen Periode zu finden. Die Julianische Periode soll zum chronologischen Gebrauche mit irgend Einem ihrer Jahre an ein gewisses historisches Jahr, welches unwidersprechlich eben dieselben Charaktere im Sonnen- Mond und Inductionszirkel hat, gebunden seyn. Scaliger selbst also setzte das Jahr 4713 dieser Periode für das Jahr der Geburt Christi nach der Dionysischen, d. i. unsrer gemeinen Jahrrechnung, also das J. 4714 für das 1ste Jahr unsrer gemeinen Jahrzahl an, und rechnete von da an rückwärts und vorwärts in seiner Julianischen Periode, ohne dabey danach zu fragen, ob unsre gemeine Jahrzahl das rechte Jahr der Geburt Christi treffe, wie z. B. aus seinen Isagogic. Chronologiæ Canon. Amstelod. 1658. (zugleich herausgegeben mit dem Thesauro Temporum Eusebii Pamph.) fol. p. 180. vergl. 305 — zu ersehen ist. Hienach können wir

uns nicht wohl darein finden, wenn der von uns hochverehrte Hr. V. S. 38. den Usser darüber tadelt, daß derselbe die Geburt Jesu Christi nicht in das 4713. sondern ins 4710te Jahr der Jul. Periode setze, weil er hiemit diese Periode verrückt habe. Usser aber war der Meynung, die auch die unsrige ist, daß die gemeine Zeitrechnung um 3 Jahre zu kurz sey, setzte also deswegen allerdings die Geburt Christi ins J. 4710 der J. P., hingegen läßt er das 4714. der J. P. bey dem 1sten Jahr der gemeinen Zeitrechnung, welche denn auch bey ihm Christum im Jahr 4713 geboren werden läßt. Nachher redet der Hr. V. von dem Julianischen Jahre, unterschieden von der J. P., und merkt an, welche Ungemächlichkeit sich endlich daraus ergeben habe, daß man bey der Julianischen Jahresrechnung das Jahr gerade zu 365 T. 6 Stunden, also um 11 Minuten zu lang angesetzt habe, wie der Pabst Gregor XIII. im 16ten Jahrh. 10 Tage und endlich die Protestanten, um ebenfalls ins Gleiche zu kommen, zu Anfange des jetzigen Jahrh. 11 Tage aus dem Calender geworfen haben, und wie endlich im Jahr 1776 die Protestanten in Ansehung der zu bestimmenden Zeit des Osterfests von den astronomischen Epacten zu den Gregorianischen zurück zu gehen beschlossen haben, um allemal Ostern zugleich mit der Röm. Kirche zu feyern. Von selbst wird denn jeder hinzu denken, daß für das mal die Römische Kirche vielmehr ihren Calender nach dem unsrigen zu stellen sich hätte bequemen sollen. Nun folgt von S. 41 an das Berichtigte chronologische

System

System der heiligen Schrift bis S. 114 — Jesus Christus ist nach demselben im Jahr der Welt 4201 geboren, für welches das J. 4713 der J. P. angesetzet ist, so wie für das 1ste Jahr der gemeinen Zeitrechnung das J. 4715. Die Julianische Periode steht also um 1 Jahr bey Hrn. S. tiefer, als sonst, und so die Schöpfung der Welt im J. 514 der J. P., von welcher allemal zu merken ist, daß sie ihre Jahre vom Januar anfängt. Fürs erste stehen in dieser großen Tabelle voran die Jahrreihen der Jul. Periode und der Schöpfung nebst der Bemerkung der Jobeljahre und des großen Jahrs; nachher gesellen sich dazu, von ihren Anfangsterminen an, die Jahre von der Sündfluth, der Olympiaden, der Erbauung Roms, der Jahrwochen Daniels, der Seleuciden, der Julianischen Aere, des Actischen Siegs, und endlich sowohl die wahre Aere nach Christi Geburt, als auch die Dionysische Aere, und noch besonders hinten die gemeine christliche Zeitrechnung, welche vom 30. Jahre der Dion. Aere 3 Jahre mehr sagt, als diese. Das System ist fortgeführt bis zur Zerstöhrung Jerusalems, und in 7 Zeitabschnitte getheilt, die sich ganz ungesucht nach Anleitung der heiligen Schrift ergeben, wiewohl sich auch eine andere Abtheilung, doch gleichfalls nach 7 Perioden, machen läßt. Von Geschichtsachen ist neben den Jahrzahlen so vieles angesetzt, daß ganz füglich danach ein geschickter Lehrer die ältere Weltgeschichte, mag sie nach einem neugeformten Begriff noch Universalhistorie heißen sollen oder nicht, vortragen kann. Außer der

Hauptcolumne für die vornehmsten geschichtlichen Sachen ist hinten noch eine kleinere beygefügt, welche in kurzerm Ausdruck gleichzeitige Begebenheiten aufstellt. Ueber manche Angaben, die hin und wieder vorkommen und sich von dem gewöhnlichen unterscheiden, verbietet uns der Raum einige Anmerkungen mitzutheilen. Endlich folgt noch von S. 118 an eine mannichfaltig brauchbare und lehrreiche Vergleichung der Zeitrechnung der übrigen Völker mit dem chronologischen Systeme, — wobey Jemand, der keinen großen Büchervorrath hat, manche größere Werke entbehren kann; nämlich Cap. I Chronologische Vorstellung der Babylonischen, Assyrischen und Medischen Zeitrechnung nach dem Eusebio und Syncello. Hier theilt der Herr Verf. auch den sogenannten Kanon des Cl. Ptolemäus mit, wie ihn Calvisius aufgestellt hat, ob er gleich verschiedene Einwendungen gegen diesen Kanon macht, und durch eine dazu gefertigte Tabelle zu bestätigen sucht. Cap. II. Von der Aegyptischen Zeitrechnung. Hier stehen nach einer kurzen Einleitung erstlich die 30 Dynastien des Manetho, und eine versuchte Erläuterung darüber, welche die Aufmerksamkeit der Chronologen, die nicht schon einen andern Aufschluß des Räthsels gefunden zu haben sich etwa versichert halten, leicht auf sich ziehen wird. Hr. S. meynt, daß Manetho nicht nach der chronologischen Ordnung, sondern nach der geographischen seine Regierungen abgetheilt habe — Nur in der Folge der Dynastien von einerley Benennung sey die Zeitfolge beobachtet worden

den. Mithin könne man aus dem Manetho wohl ersehen, wie lange die Regierungen in ein und derselben Provinz geblieben, und wie viel Provinzialregierungen auf einander gefolgt seyen, nicht aber, welche zugleich auf dem Platze gewesen — Und nun folgt eine hienach ausgearbeitete Dynastientafel, mit Anmerkungen begleitet. Nachher erscheint noch des Eratosthenes Laterculus. Cap. III. Von der Tyrischen Zeitrechnung. Cap. IIII. Von der Griechischen Zeitrechnung. In einer Tabelle sind die ältesten Gr. Reiche synchronistisch vorgestellet, mit voranbemerkten Jahren nach der Sündfluth, nachher folgen die Athenienſischen Archonten, das Macedonische Reich, und endlich die Könige nach Alexanders M. Tode in Macedonien, Aegypten, Syrien. Den Beschluß machen die in lat. Uebersetzung abgedruckten Arundellischen Marmortafeln aus dem im J. 1763 zu Oxford herausgekommenen Werke: Marmora Oxonienſia. Cap. V. Von der Römischen Zeitrechnung. Verzeichnisse der alten Röm. Könige mit ihren Jahren, die Consuln bis zum J. V. C. 830. und die Kaiser bis auf den Septimius Severus im 2ten Jahrhundert.

3.

Lehre der heiligen Schrift von der Dreyeinigkeit Gottes abgefasset von Johann Esaias Silberschlag, Oberconsistorial-Rath und Prediger bey der Evangelisch-Lutherischen Dreyfaltigkeits-Gemeine.

Berlin, 1783. Im Verlage der Realschulen-Buchhandlung. 8. 78 Seiten.

„Man hat von mir verlanget, schreibt der Hr. Verfasser, „einen kurzen und einem ungelehrten Christen fasslichen Aufsatz zu liefern, in „welchem folgende drey Fragen beantwortet würden. I.) Ist die Lehre von der Dreyeinigkeit des „anbetungswürdigsten Gottes in der heil. Schrift „so deutlich offenbaret worden, daß ein jedes mit „Vorurtheilen unbefangenes Gemüthe dieselbe „finden kann? Und welches sind die vorzüglich „hieher gehörigen Sprüche? II.) Ist diese Lehre „so wichtig, daß ohne ihrer Kenntniß die übrigen „Haupt- und Unterscheidungslehren der christl. „Religion entweder nicht verstanden oder wohl gar „geleugnet werden müssen: oder kann sie bey dem „Religions-Vortrage des Christenthums zurückgesetzet werden? III.) Hat eine nach Gründen „denkende, sich selbst gelassene Vernunft wahre „Widersprüche gegen diese Lehre aufzuweisen? „und wenn dieses nicht wäre: was sind das für „Gründe, die ihren Widerspruch unmöglich machen? Man hat sich dabey ausbedungen, daß „weder die Geschichte dieser Lehre, noch die verschiedenen Meynungen der Theologen alter und „neuerer Zeiten angeführt würden: weil man nicht „wissen wolle, was Menschen von diesem Geheimnisse Gottes gedacht, sondern was Gott zu glauben befohlen. Auch soll der Vortrag nichts von „Schulfeinheiten enthalten, sondern in den verständlichsten Redensarten abgefasset werden. Ein „öffent-

„öffentlicher Lehrer kann sich eines Auftrags von „dieser Art nicht entschlagen, ohne sich der Pflicht„vergessenheit schuldig zu machen —“ Am wenigsten konnte Hr. O. C. R. Silberschlag, wegen der trübseligsten Localumstände, dies an ihn gebrachte Begehren abweisen. Allemal aber war damit zuviel begehrt, wie er auch zu erkennen giebt, besonders in Ansehung der 3ten Frage, welche so abhandlen zu können, daß ihn auch ein ungelehrter Christ verstünde, er sogleich zweifeln mußte. Natürlicher Weise macht er 3 Abschnitte, deren I. überschrieben ist: Kurzgefaßter Unterricht der heil. Schrift von der Dreyeinigkeit Gottes. Dieser kömmt an auf 2 Hauptlehrsätze 1.) Es ist nur ein einiger Gott — nach den klärsten Aussprüchen des A. und N. Testaments; 2.) In diesem einigen Gotte verehren wir Christen dreye, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, und diese dreye sind der einige wahre Gott. Hier wird erst angeführt Matth. 28, 19. und 1 Petr. 3, 21. damit verglichen. Nachher folgen 2 Anmerkungen, 1.) über den Ausdruck Person (noch weiter hin S. 63 bittet Hr. S. die Rationalisten, welche so viel wider das Wort Person einwenden, ihm ein andres teutsches Wort zu schenken, welches zu der Sache besser passe, und nicht in dem sonstigen Sprachgebrauche ein von andern getrenntes Subject zu denken gebe, und verspricht, augenblicklich sich ihrem Eigensinne gefällig zu erweisen) und die 2. zeigt, daß wenn nicht auch Sohn und Geist wesentlich wahrer Gott wären, die Taufformel ein

Befehl zur Abgötterey seyn würde. Hier liegt also schon zweyerley vor Augen, nämlich daß der Sohn und heil. Geist zur wahren Gottheit gehören, und daß sie etwas persönliches sind. Ferner stellt der Hr. V. auf, die Rede Gottes vom Himmel nach der Taufe Jesu und die Herabkunft des heil. Geistes in Gestalt einer Taube Matth. 3, 13 — 2c. noch verglichen Joh. 17, 5. und Hebr. 1, 2. und sodenn eine ganze Reihe von Schriftstellen, in welchen aller dreyen Personen des göttlichen Wesens ausdrücklich Meldung geschiehet, und welche, ohne die Lehre von der Dreyeinigkeit vorauszusetzen, nicht verstanden werden können. Marc. 3, 28. (Matth. 12, 31 —) Joh. 15, 26. Apostg. 2, 33. 10, 38. 2 Cor. 13, 13. u. a. m. Was dabey Hr. S. zur Erläuterung hinzufügt, genüget für jeden gelehrigen und nicht eingebildeten oder eigensinnigen Christen, zum Ueberfluß. Leute von eigensinniger, stolzer und störriger Gemüthsart aber wollte Jesus selbst nicht zu seinen Jüngern haben. Die Klügeleyen elender Gelehrten, die bey λογος Joh. 1, 1. und bey dem Ausdruck heil. Geist und Geist Gottes nichts persönliches, sondern Eigenschaft oder Wirkungen Gottes oder was sonst denken wollen, sind schon durch ganz kurze Anmerkungen vollkommen abgewiesen. Dem gemeinen und dabey immer verständigen Mann, der den gehörigen Begriff von der heil. Schrift, als Unterricht Gottes für die Menschen, bey sich führt, können solche Gedanken nicht beyfallen, oder er sieht sie gleich, wenn sie ihm etwa aus einem überweisen Munde in die Ohren ge-

gefahren sind, durch mehrere klare Stellen widerlegt, als durch welche der Sprachgebrauch dieser biblischen feyerlichen und geweiheten Ausdrücke fest steht. Hätte der Hr. Verf. für Gelehrte und nicht vielmehr für Ungelehrte schreiben sollen, so könnte mancher hier und dort etwa einige mehrere Unterscheidung wünschen, z. B. der Gottheit Jesu Christi von der Sohnschaft desselben. Allemal aber ist auch klar, und sollte es nicht weniger für alle Gelehrte seyn, daß Jesus schon damit, daß er sich in ganz besonderm Verstande den Sohn Gottes nennt, und von seinem Verhältniß zu dem Vater, wiefern derselbe Sein Vater ist, auf eine ganz eigenthümliche, auf kein Verhältniß zwischen Gott und erschaffenen Personen passende Art redet, zugleich für wahren Gott, d. i. zur Gottheit selbst gehörig, erkannt seyn will, z. B. Joh. 5, 17 — 14, 7 —, daß also die Sohnschaft Jesu bey Gott und die Gottheit Jesu, wie in Eins zusammenfließet, so, daß aus der erstern und mit derselben zugleich die Gottheit erkannt werden soll. Unter diesen Stellen führet Hr. O. C. R. Silberschlag S. 17. nicht nur 1 Joh. 5, 5. 6. sondern auch 1 Joh. 5, 7. an, mit folgender Anmerkung: „Könnte man erweisen, daß diese „Stelle ursprünglich in der Handschrift Johannis „gestanden: so würde auf einmal aller Streit „über die Dreyeinigkeitslehre geschlichtet seyn. „Aber erst neulich ist derselbe mit großer Heftig„keit wieder erneuert worden. Wer mit aller „Unpartheylichkeit die Gründe und Gegengründe „gegen einander abwäget, wird wenig Anstand

„neh-

„nehmen, sich für diejenigen zu erklären, welche „ihr göttliches Ansehen behaupten. Aber was ist „denn hier die Frage, worauf alles ankommet? „Diese: stehen diese Sätze in der heil. Schrift? „Wenn nur so viel verlanget wird: so können wir „mit größester Freymüthigkeit Ja! antworten, ge„setzt auch, aber nicht zugegeben, daß erwiesen „werden könnte, daß sie im ersten Briefe Johan„nis an diesem Orte nie gestanden hätten.“ Mehr braucht es bey den modernen Theologen nicht, auch den angesehensten Mann zu verachten, als daß er nur zu erkennen gebe, er halte 1 Joh. 5, 7. noch für ächt; auch wenn diese Herren nichts weniger als Kritiker sind, und ihre Unwissenheit sogleich verrathen würden, wenn sie auf der Stelle gleich sagen sollten, was dieser Spruch in der Kritik wider sich, und was, nach der Meynung seiner kritischen Vertheidiger, er für sich habe. Auch das werden so stroßend gelehrte Recensenten (dergleichen besonders zeither in der Leipziger gelehrten Zeitung regieren) nicht einmal wahrnehmen, wie bedächtig Hr. S. geschrieben habe: — wird wenig Anstand nehmen — Wenigstens aber so viel konnte er mit aller Heiterkeit sagen. Eine bessere und unpartheyischere Vertheidigung dieser Stelle hat Niemand geschrieben, als der sel. Bengel im Appar. Crit.. Diese vergleiche, wer Kritik wirklich versteht und nicht bloß damit klippert oder Lerm macht, mit der am besten gefaßten Bestreitung derselben im Grießbachischen N. T. wo die Semlerischen Sammlungen so gut als möglich genutzt sind; und wenn er unpartheyisch ist, wird er

der

der Silberschlagischen Meynung seyn. Wer Kritik versteht, wird der Stelle in den gemeinsten Ausgaben des N. T. gleich ansehen, daß sie für nachlässige Abschreiber eine Fallbrücke sey, weil 2 Perioden hinter einander mit einerley Worten anfangen und endigen. Schon aus diesem Grunde verdienen die Documente, welche die Stelle haben, alt oder neu, in gewisser Maße mehr Aufmerksamkeit, als die, in welchen sie nicht vorhanden ist. Außerdem giebt es besondere Erscheinungen hier, die selten bemerkt werden. Z. B. im v. 8. ist der Ausdruck εἰς τὸ ἕν, den auch Grießbach nicht hat in das bloße ἕν abändern mögen. Gleichwohl hat dafür die Lat. Uebersetzung bloß unum, nicht in unum? Hat sie von jeher bloß unum gehabt, da doch der Griechische Text von jeher εἰς τὸ ἕν auflegte? oder ist das vormalige in unum aus dem v. 7. her mit unum verwechselt worden? Und woher kömmt dies unum anstatt in unum? ꝛc. ꝛc. ꝛc. Eine großmüthige Mine zur Antwort gilt bey uns nicht für kritische Gründe. Daß aber der Hr. V. schreibt, es würde sodenn auf einmal aller Streit über die Dreyeinigkeitslehre geschlichtet seyn, wird man nach Billigkeit in Absicht auf alle diejenigen zu verstehen haben, welche bey wahrer Aufrichtigkeit des Herzens aus Schwachheit noch die Einwendung machen, daß die Vorstellung und wenigstens der Ausdruck von einer Dreyeinigkeit in Gott unbiblisch sey. Diese Stelle legt sogar den Ausdruck auf; und daß sie so zu verstehen sey, wie die Orthodoxen meynen, nicht aber von der Uebereinstim-

stimmung des Willens oder Zeugnisses, welches ohne hin nicht griechischer noch hebräischer, wohl aber teutscher Sprachgebrauch wäre (sie sind eins d. h. einig) beweiset sowohl das folgende von jenem verschiedene εἰς τὸ ἕν, welches diesen letztern Begriff angiebt, als die Vergleichung mit Joh. 10, 29. 30. 38. welche Stelle schon ältere Kirchenlehrer hiemit verglichen wissen wollten. Bey dem Aufenthalt Jesu auf der Erden kam der heil. Geist noch nicht so sehr in Betrachtung, und bewies sich noch nicht so, wie nachher. Daher redet der Sohn nur erst von dem Vater und von Sich, als Eins, d. h. einerley und desselben Wesens und (am angeführten Orte) derselben Allmacht. Nachher kam auch der heil. Geist in nicht geringere Betrachtung, und nun hieß es: die drey sind Eins. Diese drey aber zusammen bewiesen nun zwar im Himmel ihre Gegenwart vollkommen, nur aber der heilige Geist die Seinige für die nunmehrige Zeit besonders auf der Erde, obgleich auch der erstern 2 vormaliges Zeugniß für die Menschen hienieden gehörte. Der heil. Geist wird also zwiefach erwähnt. Den Inhalt des Zeugnisses weiset Hr. S. untadelhaft aus v. 11. nach. V. 9. aber macht wenigstens höchst glaublich, daß im vorhergehenden auch des Vaters, als eines Zeugen gedacht worden sey. Da der erste Brief Johannis sich so vielfach auf die Reden Jesu, von welchen dieser Apostel in seinem Evangelium Nachricht gegeben hat, beziehet, so heißet der Hr. V. hier an Joh. 5, 36. 37. 8, 18. 15, 26. denken. Allein in den Büchern des A.

T.

T. wird doch Hr. S. nicht eben so nach alter Art die Dreyeinigkeit noch finden? Da noch niemand klar gemacht hat, daß allda nichts davon zu finden sey, und die modernen Theologen nur ihre dreust verneinenden Aussprüche dagegen setzen, so findet er vieles davon mit Recht noch da, und konnte auch hier nicht Umgang nehmen, einiges davon anzuführen, weil sich sonst viele ungelehrte Christen, für welche er diese Abhandlung zu schreiben, aufgefordert war, über ein unerwartetes Stillschweigen wundern müßten. Und bey welchen Richtern sollte er damit Gunst zu erlangen suchen, daß er die Bücher des A. T. hier schweigen ließe? Er hat darüber nicht einmal etwas zu seiner Entschuldigung gesagt; und wozu braucht ein Mann, wie Er ist, desfalls sich zu rechtfertigen? Die Sache selbst redet. Geschähe keiner solchen Mehrheit in Gott in den ältern göttlichen Belehrungen Anzeige, wäre darinn hievon auch keine Spur, so hätten diese Lehrstücke, und was darauf Beziehung hat, in den Reden Christi und den Vorträgen der Apostel und ihrer Gehülfen, den damaligen besonders den gelehrtern Juden mit Recht höchst auffallend und befremdlich seyn müssen, weil sie dazu vorher denn gar auch nicht vorbereitet gewesen wären, und sie müßten es bis jetzt nicht weniger den Lesern der heil. Schrift seyn, wenn sie von den Schriften des A. T. zu denen des N. übergehen. Also hat man sie auf solche Punkte in den ältern göttlichen Büchern nach Möglichkeit aufmerksam zu machen. Den Anfang macht Hr. S. schon mit dem Wort Elohim.

Was

Was man auch dagegen sagen mag, so bleibt es unerklärlich, wie Gott in der Sprache der Hebräer, die doch alle Rechtsgründe vor sich hat, die erste Menschensprache genennet zu werden, mit einem Worte der mehrern grammatischen Zahl, welches doch auch in der einzelnen Zahl da war, genennet worden sey, und sich selbst damit benenne, ungeachtet der einige Gott durchaus keinen Glauben von mehrern Göttern gestatten wollte und die ernstlichsten Verwarnungen dagegen gab; dies bleibt unerklärlich, wenn der Ausdruck nicht auf irgend eine Mehrheit so genannter Personen in Gott leiten sollte. Vornehmlich aber beruft sich der Hr. V. auf diejenigen Stellen, wo zugleich das dabey gebrauchte Zeitwort nach aller Grammatik und nach allem Sprachgebrauch eine Mehrheit im Subject zu denken nöthigt, z. B. 1 Mos. 1, 26. 20, 13. 35, 7. Jes. 14, 19. Ps. 58, 12. Auch dabey läßt und erhält es Hr. O. C. R. Silberschlag, was auch die neue Welt dazu sagen möge, daß der Geist Gottes 1 Mos. 1, 3. der heilige Geist sey der sich auf dem Wasser wirksam bewiesen. Ob ihm etwa unbekannt ist, daß endlich alle neugebildete Ausleger schlechterdings dafür nur an großen Wind gedacht wissen wollen, mag derselbe von dieser oder einer andern Ursache hergekommen seyn? Das zu argwohnen, wäre wohl wunderlich. Diese nun ganz gewöhnliche Auslegung wehet der Wind auch allen in Winkeln lebenden Geistlichen in die Ohren. Vielmehr thut der große Mann sehr wohl daran. Denn der Ausdruck Ruach Elohim, Pneuma Theu,

ist

ist ein feyerlicher Ausdruck in der heil. Schrift, der seine angewiesene Bedeutung hat, der auch 1 Mos. 6, 3. schon wieder vorkommt, und dem man ohne ganz unauflösliche Gründe an keinem Orte eine ganz andere Bedeutung beylegen darf, um nicht die triftigsten Kennzeichen des hermeneutisch Wahren und Falschen in Verwirrung zu bringen. Hätten unsre ungelehrten redlichen Christen das Hebräische zu ihrer Muttersprache, so würden sie untrüglich fühlen, daß die Gelehrten irre gehen, die nicht eben das erkennen. Demnach steht es dem Hrn. V. gleichfalls nicht zu verübeln, daß er eben so gut auch Ps. 33, 6. anführt. Daß der heilige Geist ein moralisches Subject sey, dem Persönlichkeit zukomme, wird aus 2 Sam. 23, 2. Ps. 51, 13. 143, 10. Jes. 11, 2. 63, 10. Joel 3, 1. vorgelegt, und so folgen nachher noch mehre Stücke aus den alttestamentlichen Schriften, den Sohn Gottes, den Messias betreffend; ingleichen 1 Mos. 3, 22. 4 Mos. 6, 7. Diese letztre ist eine von denjenigen Stellen, aus welchen man nie, jede einzeln genommen, schon einen Beweis für die Dreyeinigkeitslehre aufstellen würde, welche aber entweder einzig oder doch genügender bey Voraussetzung dieser Lehre ihre Erläuterung erhalten, also auch zur Verstärkung des aus vielen andern Stellen geführten Beweises etwas beytragen. Unkunde einer sich weit genug verbreitenden Logik aber, oder auch Fremdstellung und Erstickung des gesunden Wahrheitsgefühls ist es, wenn moderne Theologen sich besonders über eine dieser alttestamentlichen Stellen nach der andern her-

machen, und jede einzeln nach ihrer Art anders zu erklären suchen (welches bey den meisten doch nicht einmal nur mit einigem vor guter Ueberlegung nicht ganz nichtigem Schein geschehen kann) und unterdessen sich so anstellen, als ob es keine andern der Art gäbe, welche mit jenen zusammengenommen, sich unter einander erläutern, und in Gemeinschaft die Sache so feststellen, daß sie unbeweglich steht. Daß überaus viele Stellen in den Büchern des A. T. (von den neutestamentlichen Schriften gar nicht zu reden) unter einander so übereinstimmen, daß sie alle gemeinsam aus der Vorstellung von einer Personen-Mehrheit in Gott verständlich sind, giebt eben hiemit dafür, daß man vermittelst dieser Lehre ihren richtigen Sinn getroffen habe, und für diese Lehre, beynahe schon einen so hohen Beweis, wie irgend einer im exegetischen und biblisch dogmatischen Fache seyn kann. Darauf umgehen, wie man jeder dieser Stellen ihre besondere andere Erklärung geben möge, ist nichts besseres, als aus Eigensinn und Störrigkeit die Augen zuhalten, um sagen zu können, man sehe nicht, was andre Menschen sehen. Viele so weise Gelehrte aber sind auch mit dem wörtlichen Inhalt besonders der Bücher des A. T. offenbar viel zu unbekannt, als daß man sie in Urtheilen über solche Punkte nicht für bloße Nachbeter achten müßte. Hr. S. beschließt seine Darlegung S. 29 — folgender Maßen: „Wer die„se Zeugnisse des Wortes Gottes mit einem unbe„fangenen Gemüthe lieset und bedächtig erweget, „der frage nun sich selbst, was ihm sein Gewissen

„zu

„zu glauben gebiete, und ob er sich nicht überzeuget „finde, den Lehrsatz anzunehmen: Es ist ein ei„niger Gott, und Vater Sohn und Geist sind „dieser einige wahre Gott. —“ Eine nachherige Anmerkung erklärt sich über den Gebrauch des Wort Wesen, welches der Hr. V. im bisherigen Vortrage vermieden hat. Verstehen wir ihn recht, so will er unter dem Wesen den ersten und Hauptbegriff von einem Dinge gedacht wissen. Von diesem Wesen unterscheidet er das Daseyn des Dinges, und rechnet die Dreyeinigkeit hienach nicht zum Wesen, sondern zum Daseyn Gottes. Dies ist nun wohl eine eigne Vorstellungsart; doch sieht man leicht, daß Hr. S. etwas richtiges, den Ausdruck abgerechnet, dabey gedacht habe. Er schreibt S. 32. in dem gleichfolgenden §. 17. „Das Wesen der Gottheit be„steht in ihren allererhabensten unendlichen Eigen„schaften, und wenn wir diese erkennen, so entste„het im Verstande der menschlichen Seele ein Be„griff von Gott. Ein Mensch kann also Gott „denken ohne zugleich das Geheimniß der Drey„einigkeit zu denken. Er würde aber eben so we„nig wissen, was zum Daseyn dieses unendlichen „Wesens erfordert wird, als wir wissen, was zum „Daseyn der Sonne für ein Zusammenfluß von Ur„sachen gehöret, hätte uns Gott solches nicht ge„geoffenbart. Vermöge dieser göttlichen Offen„barung ist in Gott eine Person, die der andern „ihr Daseyn auf eine solche Art verleihet, daß er„stere die andere Sohn, und diese wiederum die er„ste Vater nennen kann —“ Wer wollte leug-

nen, daß hiemit etwas richtiges gesagt und zugleich eine gute Erläuterung gegeben werde? So richtig man aber sagen kann, es giebt in Gott drey von einander verschiedene, deren jedem für sich die im engern Verstande genannten Eigenschaften Gottes zukommen (und eben hierinn kann man den Begriff einer Person in der Gottheit setzen) so kann man auch in einem etwas weitern Verstande sagen, eine ganz eigenthümliche Eigenschaft Gottes (seines Wesens) nach der übernatürlichen Offenbarung ist diese, daß in Ihm drey Personen sind — und damit stimmt vollkommen bey Hrn. S. der folgende §. 18. „In diesen dreyen ist al„so das unendliche Wesen da, und es würde außer „diesen gar nicht da seyn können. In Gott ist „nichts zufälliges, alles ist in ihm nothwendig und „von Ewigkeit zu Ewigkeit unveränderlich da. „Hat er uns offenbaret, in ihm sey Vater, Sohn „und Geist: so schließen wir mit Recht daraus, „daß der Vater nicht ohne Sohn und der Sohn „nicht ohne Geist, und kurz Gott ohne drey Per„sonen nicht da seyn könnte. Wenn nun nach §. „16. Anmerk. durch dasjenige, was beysammen „seyn muß, damit eine Sache da sey, nicht die „Sache selbst vervielfältigt wird, so können auch „durch die drey Personen keine mehrere Gottheiten „entstehen.“ Der §. 19. erläutert den großen Unterschied zwischen den Personen in der Gottheit und zwischen menschlichen Personen sehr wohl, wodurch denn §. 20. zur Gnüge verhütet ist, daß man sich nicht drey besondre Gottheiten denke. Den ganzen Abschnitt I. beschließt §. 21. 22. noch

eine

eine besondre Abfertigung der Einwürfe der Antitrinitarier. II. Abschnitt. Von der Wichtigkeit dieser Lehre in Ansehung der christlichen Religion S. 42—55. Dieser Abschnitt ist, gegen den ersten gehalten, nur kurz. Mit Recht behauptet Hr. S., daß die heil. Schrift in den allerwichtigsten Stellen ohne diese Lehre völlig unverständlich seyn würde, und zum Belege darüber beruft er sich darauf, wie die socinianischen und rationalistischen Lehrer die heilige Schrift aufs unverantwortlichste behandeln, und bey ihrer Ableugnung der Dreyeinigkeit zugleich die Gottheit Christi, die Versöhnung der Welt durch sein Leiden und Sterben; die Persönlichkeit des Heil. Geistes und die Gnadenwirkungen desselben zu unsrer Heiligung ꝛc. leugnen. S. 44. „Kann Jemand nun noch sa„gen, sie gehöre zu den Schulfeinheiten, es sey „gleich viel was ein Christ dabey denke. Würde „dieses nicht eben so viel seyn, als behaupte man „ganz ungescheut: Gott! offenbare dich und be„lehre die Welt von ihrem Heile, wie du willt, „sprich oder schreibe! aber erlaube uns von dir „und deiner Bibel zu denken, auszustreichen oder „hinzuzusetzen, sie auszulegen und zu verstümmeln, „wie wir es nach unsern Einsichten für gut befin„den?“ Nachher geht der Hr. Verf. die erwähnten wichtigen Glaubensartikel durch, und erinnert, wie sie ohne die Lehre von der Dreyeinigkeit nicht bestehen können. Doch möchte hier und dort Jemand wünschen, daß einiges noch etwas mehr auseinandergelegt seyn möchte; und vielleicht geschieht es bey einer 2ten Auflage dieser schönen

Abhandlung, die sich wohl hoffen läßt. Da die richtige Lehre von der Gottheit Jesu Christi ohne die Lehre von einer persönlichen Mehrheit in Gott gar nicht gedenklich ist, so muß nothwendig mit dieser auch der Begriff von unsrer Versöhnung bey Gott durch Christum verschwinden. Man braucht dabey noch nicht einmal hoch philosophisch an eine Unendlichkeit des Verdienstes zu denken, die hier erfordert werde, sondern nur an das Kann doch ein Bruder Niemand erlösen, noch Gotte Lösegeld für ihn geben — welcher Ausspruch, wenn er auch Ps. 49, 8. nicht einmal hievon gemeynt wäre, sogleich das gesunde Menschengefühl für sich hat. Ohne eine Persönlichkeit des Heil. Geistes zu glauben, würden wir insbesondere uns auch in die erquickende Lehre vom Gebeth Röm. 8, 15 — 26 — nicht finden. III. Abschnitt. Ob das Geheimniß der Dreyeinigkeit mit der Philosophie streite. Hier breitet sich der scharfdenkende Hr. Verf. etwas weiter aus, vielleicht in Hinsicht auf besondere leicht glaubliche Localumstände, als man nöthig halten möchte, da ja die jetzigen Novatoren notorisch nichts weniger, als Philosophen sind, und kaum irgendwo nur die Mine annehmen, als ob sie solche Lehrsätze durch philosophische Gegenbeweise bestreiten wollten. Denn gewöhnlich begehren sie, alle aufgeklärte Menschen sollen mit offenen Augen und gespannten Nerven von selbst sehen und fühlen, daß das nicht recht sey, was wir zeither von Gott und Dreyeinigkeit in Begründung auf die heil. Schrift geglaubt und gelehrt haben. Dawider scheint bey

Ver-

Verständigen schon zu genügen, daß man kurz zeige, wie auch Hr. S. gethan hat, die Lehre von der Dreyeinigkeit führe keinerley Widerspruch in sich, und jede nicht aberwitzige Philosophie müsse die unwidersprechliche Pflicht erkennen, sich durch den Unterricht einer vollkommen beglaubigten übernatürlichen Offenbarung über allerley Gegenstände, und vor allem über Gott selbst, mit aller Willigkeit weiter belehren zu lassen, als sie durch ihre bloß philosophischen Untersuchungen sich selbst belehren kann. Daß auch der verehrungswürdige Hr. Verf. überall diesen Grundsatz athme und vielfach einpräge, brauchen wir kaum zu sagen. Hier aber sucht er die Sache tiefer, und will fürs erste von der Metaphysik, die nur von der Möglichkeit, nicht aber von der Wirklichkeit der Dinge handle, eine andre noch nicht in System gebrachte Wissenschaft, nämlich die philosophische Dynamik, unterschieden wissen, in dieselbe zieht er diese Untersuchung; und darüber wundre sich Niemand. Es läßt sich leicht genug noch sagen, wie es komme, daß hier und dort ein großes Genie, welches bey zu großer ihm aufliegender Geschäftigkeit mit praktischen und andern Wissenschaften keine Zeit übrig hat, sich selbst umzusehen, was alles von andern Männern in der theoretischen Philosophie gearbeitet ist, sich selbst bedürfenden Falls einen neuen theoretischen Weg zu bahnen sucht. Die Katheder-philosophen und andre, die sich zunächst an diese anschließen, wenn sie einmal ihre Systeme und ihren Apparat zu Vorlesungen, und ihren Kopf zur Beurtheilung aller philosophischen Vor-

kommenheiten auf die ganze Lebenszeit zurecht gemacht haben, (nur wenige machen eine Ausnahme) sind gewöhnlich Sectirer, lesen aus ehrlicher Sectirerey nicht einmal, was Philosophen von andern Grundsätzen dennoch aller gelehrten Welt vorgelegt haben (Rec. hat einen solchen bis zur Verwunderung ehrlichen Sectirer gekannt, der gleichwohl eine lange Reihe Jahre auf einer großen Universität alles galt), oder arbeiten gar mit Fleiß, zur Schonung auch ihrer Gemächlichkeit, dahin, daß es so wenig, als möglich, bekannt werde. Jeder scharfsinnige Gelehrte aber, wie Hr. Silberschlag, nimmt leicht wahr, daß für alle Causaluntersuchung nach der seit Anfang dieses Jahrhunderts überall am meisten gangbaren und herrschenden Philosophie, die doch fast kein plus ultra mehr zu haben glaubte, eine so dürftige und mehr als dürftige Anleitung in der Logik, Metaphysik und Physik gegeben werde, die alle Tage betteln gehen muß. Nimmt er dies nun wahr, bey zu edler Gesinnung, als daß er immer getrost mitlaufen könnte, so strebt er, selbst etwas besseres aufzufinden, da ihm weder ehemalige Lehrer noch die philosophischen seynwollenden Litteratoren auf etwas schon vorhandenes besseres aufmerksam gemacht haben. Zur Auffindung aber gehören auch Kunstwörter, die zeither wenigstens nicht gewöhnlich waren. Diese Reflexion erlauben wir uns hier zu machen, mit der besten Hoffnung, bey dem Hrn. O. C. R. auch sodenn nicht zu verstoßen, wenn wir uns in Ansehung seiner in sofern geirret haben sollten. Nachher stellt er die zu untersuchende

Frage

Frage selbst in folgendem hin S. 56. „Soll nun „die Dynamik entscheiden, ob in dem Lehrsatze der „heil. Schrift ein Widerspruch gegen ausgemach„te Vernunftwahrheiten enthalten sey; so müssen „wir denselben so vortragen, wie er sich zu dieser „Wissenschaft schicket, und denn lautet er also: „Ist es Möglichkeit oder Widerspruch, daß „drey unendliche Substanzen oder selbstständige Urkräfte, welche wir bisher Personen ge„nannt haben, die einmal, in allen ihren Ei„genschaften einander vollkommen gleich „sind: zweytens, nicht von einander getrennt „außer sich existiren: drittens, so mit einander verbunden sind, daß eine die nothwendige Ursache des Daseyns der andern ist, und „ohne deren Daseyn das Ganze nicht vorhanden seyn würde. Ich sage, daß diese Dreyein einziges wirklich existirendes Wesen ausmachen? Diese Frage also beantwortet Hr. Silberschlag sehr scharfsinnig und schön, mit guten und triftigen Erläuterungen, die wir nachzulesen nicht bloß überlassen, sondern sehr empfehlen. Er geht aber auch etwas weiter, wohin wir nicht wohl nachfolgen können; und einige subtile, allemal aber unschuldige Behauptungen, oder auch den mit angewandten Grundsatz posita ui sufficiente ponitur effectus beurtheilen zu wollen, würde uns zu einer zweckwidrigen Weitläuftigkeit verleiten. Mit diesem ganzen Abschnitt verdient verglichen zu werden, des sel. Crusius Metaphysik oder Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten ꝛc. §. 247. 248. 295. Sind die seynwol-

lenden Lehrbegriffsverbesserer je über Eine Schrift des Hrn. O. C. R. Silberschlag böse geworden, so werden sie es über diese noch mehr werden. In dem gerechtesten Eifer und rechtmäßigsten Unwillen gegen die, so das Volk verwirren, und ihm selbst so manche Ueberlast verursachen, drückt er sich oft ohne merkliche Zurückhaltung aus. Und ist es nicht socinianischer Unfug, wie ers nennt, wowider er hier hervorzugehen durch ein nicht gut abzulehnendes Ansinnen sich genöthigt gesehen hat? Das ist es; und warum sollte er einen milderen Namen dafür suchen? und warum in Absicht auf solche Theologen und Geistliche, eben da sein Gemüth sich durch ihre trübselige Reformirerey sich schmerzlichst bedrückt fand, eine minder aufrichtige Feinheit beweisen, womit auch nicht einmal ein Dank zu verdienen ist. Heil und Segen von Gott dem Dreyeinigen für den standhaften Bekenner der Wahrheit, der in solchen Zeiten an dem ausgezeichnetsten Orte der gesunden Lehre des Christenthums noch zur Schutzwehr dienen sollte! Seinen Namen lassen wir, keinem Redlichen zum Verdruß, sogleich noch einmal folgen.

4.

Versuch einer umständlichen Geschichte des Königs Davids aus den Schrifttexten harmonisch verfasset und mit Anmerkungen erläutert, nebst einer Vorrede Seiner Hoch-

Hochwürden, Herrn Johann Esaias Silberschlag, Königl. Preuß. Oberconsistorial- und Ober-Baurath's ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von C. G. M. Nürnberg, bey J. E. Zeh, 1783. gr. 8. 384 Seiten, außer der Vorrede, Einleitung und anderm Zubehör.

Dies ist das Werk, welches im vorigen Jahre, laut unsrer Nachricht am Ende des vorjährigen Bandes der Krit. Sammlungen auf 1 Rthlr. Vorauszahlung angekündigt wurde. Die Einleitung, XXX. Seiten stark, ist dieses Namens vollkommen werth. Sie redet I. von den Vorzügen der biblischen historischen Nachrichten in Ansehung ihrer vollkommenen Zuverlässigkeit, Entdekkung der verborgnen Ursachen der Welthändel, und Untrüglichkeit der Urtheile, die sie bey sich führt, über die Personen, die in der Geschichte vorkommen, unter welchen kein bloßer Mensch ein so hohes Lob erhalten hat, als David — von der gewöhnlichen Unaufmerksamkeit auf seine so umständlich beschriebene Geschichte, wie überhaupt auf die biblische Geschichte — aus welchem Gesichtspunkt David zu betrachten sey, als Vorbild, und zugleich als Stammvater Jesu Christi und als Prophet — II. folgen nähere Anmerkungen über den Lebenslauf Davids, worinn sich, seinen Charakter betreffend, vornehmlich sein Vertrauen auf Gott und die ihm zur Fertigkeit gewordene Anerkennung der gänzlichen Abhängigkeit von dem

dem Höchsten auszeichnet. Die klare Geschichte berechtigte den eben so staatskundigen und gelehrten als christlichen Hrn. Verf. S. VIII. §. 12 zu schreiben: „Bey so enger Verbindung mit dem „HErrn der Heerschaaren bedurfte David keiner „Allianz mit fremden Völkern, welche den Israeli„ten ohnehin verboten war. Das nachbarliche gute „Vernehmen mit Hiram, dem Könige zu Tyrus, „welcher aus eigener Bewegung Davids Freund„schaft suchte, hatte keine eigentliche Staatsab„sicht, und rechnet sich zu solcher Art der Bünd„nisse nicht. In diesem Stück unterscheidet sich „der Mann nach dem Herzen Gottes von allen „seinen Nachfolgern, auch von den frommen Köni„gen in Juda, welche sich hierinnen schwerlich ver„schuldeten. Gegen solche dem eigenthümlichen „Volk Gottes, und der Theokratie unanständige „Bündnisse mußten aber auch die Propheten im „Namen des HERRN protestiren 2 Chron. 16, „7. Jes. 7, 4. 39, 3. ff. Kaum werden die alten „und neuern Zeiten einen König aufweisen, der „nicht mit andern Staaten in Verbindung getre„ten wäre, es sey nun zu eigner Sicherheit oder „aus Vergrößerungsabsichten. Man hält eben „Fleisch für seinen Arm. Im neuen Testament „stehet auch kein solches Verbot im Wege. Da„vid hatte, wenn ich so reden darf, genug an der „göttlichen Allianz. Seine Kriegspsalmen, als der „44. 60. 83. 108. 144. ꝛc. zeigen, auf wen er sich „verlassen, und wem er den erlangten Sieg zuge„schrieben habe — — — — Entstunden in„nerliche Unruhen im Reiche, wie bey Absaloms „Em-

„Empörung: so durfte mittlerweile kein Heer sich „wider ihn legen; der Bundes-Gott schaffte Isra„els Gränzen Friede. Es giebt einen panischen „Schrecken, der zuweilen die Waffen begleitet; „es giebt aber auch eine moralische Macht des „Ansehens womit der Allmächtige, nach freyem „Wohlgefallen, manche Fürsten ausrüstet, dadurch „die widriggesinnten muthlos gemacht werden „— Wer aufmerksam ist auf dasjenige, was in „seinem Zeitalter vorgehet, wird dieses bestätigt „finden. Der HERR ist ꝛc. Ob David jemals „der angreifende Theil gewesen, steht nach seinen „Grundsätzen sehr zu zweifeln; wenigstens findet „sich in der Geschichte desfalls keine entscheidende „Spur. Sogar bey der offenbaren Zudringlich„keit, welche ihm, durch frevelhafte Verletzung des „Völkerrechts an seinen Bothschaftern, von der „Ammoniter König widerfuhr, grif er nicht eher „zu den Waffen, bis ihn die Ammoniter selbst da„zu nöthigten — — — Weiter spricht der Hr. V. von dem inländischen Regierungsplan Davids, wie vielen Widerstand und ungünstige Urtheile er wegen seines Eifers um den HErrn von vielen Großen des Reichs erfahren — von seiner Sorge für die äußerliche Sicherheit, von seiner Verbesserung des Landes und der Kirchenverfassung. III. steigt die Betrachtung höher, zu dem Vorbilde auf den Messias, welches Gott an David aufstellte, wiefern nämlich der von jeher verheißene Erretter der Menschen König des Volks Gottes seyn sollte. Erst von Davids Zeiten an wurde der längst gehoffte Heiland unter dem

dem Charakter des Messias, Christus oder Gesalbten Gottes weiter angekündigt, wie zugleich als der Sohn Gottes, und als Nachkomme Davids, durch welchen nicht ein in allem Betracht neues Königreich errichtet, sondern das Davidische Königreich ewig bestehen und sich alle Völker unterwerfen werde. Hienach kam ein Stück des Vorbilds auf den Messias bey David, wie hier vorgelegt wird, sogar darauf an, daß mit David die Sache des Königreichs Gottes selbst auf gewisse Weise schon ihren Anfang nahm. Auch ist unter allen ehemaligen Königen des Volks Gottes nur David allein Vater oder Ahnherr Jesu Christi nach der Menschheit, weil die Maria, seine Mutter, nicht von Salomo, also auch nicht von den nachherigen Königen von Juda oder Einem derselben, sondern von Davids Sohn, Nathan, abstammet, daher er auch nach der biblischen Sprache nicht Sohn eines andern Königs, sondern nur Davids Sohn genannt werden konnte; und nur dies, nicht aber daß er von der Reihe Davidischer Könige, welche bis zur Zerstöhrung der Stadt Jerusalem durch die Chaldäer regiert hatten, abstammen würde, durfte man im voraus für bekannt annehmen. Auch die Stadt Jerusalem selbst und besonders der Berg Zion, als Residenz, gehörten mit zu diesem Vorbilde, Ps. 48, 2. 3. 9. 135, 21. Matth. 5, 35. u. a. m.. Eine Note S. XVIII. dient zur Erinnerung, daß man sich die Bestimmung des Erlösers der Welt nicht zu einseitig oder nur Eines Theils denke: „Man „würde der Ehre des Sohns Gottes Abbruch „thun,

„thun, wenn man ihn nur nach seinem Mittler-
„Amte schätzen wollte. In so fern gehet er zwar
„die Menschen zunächst an, aber so wäre er nur
„ein bloßes Mittel der Erlösung vor das gefallene
„Geschlecht Adams, mithin so ferne geringer als
„die Menschen. Es muß also der allmächtige
„Gott mit seinem Christus einen höhern Endzweck
„haben, welcher vor sich unveränderlich bestehet,
„es mochte in Absicht auf die Menschen geschehen,
„was da wollte. Aber welches ist diese Absicht
„Gottes? Menschenwitz kann sie nicht ausforschen.
„Der Geist des HErrn entdeckt dieses Geheimniß
„durch den Apostel Eph. 1, 9. 10. vergl. Col. 1,
„16. 18. 26. Er hat uns kund gethan das
„Geheimniß seines Willens — — — Der
„Hauptbegriff von dem Sohne Gottes in Absicht
„auf die Creatur ist also, daß Christus König,
„und von dem Vater dazu gesetzt sey. Darum ist
„er auch der Zweck der Schöpfung. Und so will
„ihn der Vater geehrt wissen. Darinne bestehet
„nun die rechte neutestamentliche Gesinnung der
„Erlöseten, daß alles ihr Thun und Lassen mit ei-
„ner Beziehung auf Christum, als König und
„Heiland, geschehe; wie die Apostel fleißig anwei-
„sen, und hievon alle Beweggründe zur Tugend
„nehmen, z. B. Col. 3, 17. 1 Cor. 3, 23 ꝛc.
„So ist die Lehre Christlich, und so wird der Glau-
„be an Christum unser Element.“ Wie weit also verleugnen die neuen Reformatoren Christum, und wie weit bleiben hinter dem zuletzt gesagten die seynwollenden moralischen Prediger zurück! S. XXV. faßt Hr. M. das Davidische Vorbild auf

Chri-

Christum kurz in folgendes zusammen: „David „ist demnach ein Vorbild a, in Ansehung seiner „Person, weshalben der Messias in vielen Schrift„stellen, als Jer. 30, 19. Ezech. 24, 24. 37, 24. „25 ꝛc. selbst den Namen des Königs Davids füh„ret; b, in Ansehung des Throns; c, in Ansehung „der Residenz, welche ausdrücklich die Stadt des „großen Königs und des Lammes genennet wird; „aber auch e, in Ansehung seiner Leiden; welche „nicht weniger einen Theil des Vorbildes ausma„chen. Doch hat man davon diejenigen Trübsa„len abzusondern, welche ihn als eine Folge seiner „Versündigungen betroffen haben. Diese letztre „Classe scheinet sich am eigentlichsten durch die „dreyfache göttliche Drohung 2 Sam. 12. zu be„stimmen; so wie das Vorbildliche da nicht zu „verkennen ist, wo in der Lebens- und Leidensge„schichte Jesu Christi deutliche Anzeigen davon vor„handen sind; noch mehr aber wo die Psalmen „selbst von den Aposteln darauf gedeutet wer„den.“ Uebrigens sagt schon der Titel, in welcher Fassung überhaupt die Geschichte Davids in diesem Buche erscheine. Die biblischen Nachrichten selbst, wie sie 1 und 2 Sam. und 1 Chron. da sind, hat der Herr Verf. zusammengebracht, und die Davidischen Psalmen an die Orte, wo sie entweder besage ihrer Ueberschriften oder nach wahrscheinlicher Vermuthung hingehören, eingeschoben, besonders die letztern mit eingefügten Erläuterungen, und eben dieselben, wie den historischen Text, mit allerley zweckdienlichen untergesetzten Anmerkungen versehen.

Die

Die ganze Geschichte aber ist in 7 Abschnitte, in 69 Kapitel, und die Kapitel wieder in §§. zergliedert; jeder Abschnitt, auch jedes Kapitel hat seine Inhaltsanzeige. Von den Anmerkungen, die viele Kenntnisse auflegen und große Erfahrung verrathen, theilten wir gern mehreres mit, wenn es der Raum erlaubte, und wir nicht vielmehr das Buch selbst in die Hände unsrer Leser wünschten. Doch eben in dieser Absicht zeichnen wir einige aus. Zuerst, wie man sie nennt, eine psychologische, dergleichen unsre Kenner des menschlichen Herzens desto weniger machen, je mehr sie die biblische Geschichte vernachlässigen, die doch in aller Kürze oft eben so feine als zuverlässige Berichte von den Uebergängen des Gemüths von einer Leidenschaft zur andern giebt. Bey 1 Sam. 18, 29. schreibt der Hr. V. folgendes: „Man bemerke die „Stufen von Sauls Verfall. Ueber Davids Lob „entsteht ein Mißvergnügen; der mißlungene An„schlag, David mit dem Spieß zu tödten, setzet „ihn in Furcht; Davids kluges Verhalten erwek„ket eine Scheu, und der Michal Liebe erzeuget „eine Todfeindschaft. Wie weit kann die Herr„schaft der Sünde ihre unseligen Sclaven treiben —“ Ueber 1 Sam. 21, 12. 13. 14. findet man hier eine bessere Erklärung, als die meisten Ausleger bis auf diesen Tag zu geben gewohnt sind. Es wird nämlich bemerkt, daß der Text nur dasjenige, was sich bey David äußerlich zu erkennen gab, berichte, und daß nun erst die Frage sey, wie man die Sache zu beurtheilen habe? Wider eine geflissentliche Verstellung Davids giebt Herr M.

wichtige Gründe an, und macht vor allem auf den Text selbst v. 14. aufmerksam. Er meynt, das hebr. Zeitwort könne sowohl passive als active genommen und übersetzt werden: Es verstellete ihm seine Geberde, nämlich die vorher erwähnte Furcht und die Beunruhigung seines Gemüths. Nach unsrer Meynung lassen die hebr. Worte den Sinn, den man gemeiniglich darinn findet, daß David absichtlich ein thörigtes Betragen angenommen habe, nicht einmal zu. Und so stimmen wir unschwer wenigstens in der Hauptsache dem bey, was der Hr. Verf. zur Aufklärung dieser ungewöhnlichen Geschichte weiter sagt: „Vielmehr „ergiebt sich aus Zusammenhaltung der Stelle 1 „Sam. 21, 10 — 15. mit dem 56. und 34. Psalm „folgende sehr natürliche Geschichte: Als David zu „Nobe von dem Doeg gesehen ward, gerieth er, „wegen dessen ihm bewußter feindseligen Gesinnung, (1 Sam. 22, 22. Ps 52.) in Furcht des „Lebens, welcher auszuweichen er sich zu den „Philistern begab, wo ihn Sauls Hand nicht erreichen konnte, in der Meynung, allda von „Person unbekannt zu seyn. Wider Vermuthen „aber erkannten ihn die Philister, und sahen es „ohne Zweifel als einen erwünschten Zufall an, „diesen gefährlichen Mann in ihrer Gewalt zu haben vergl. Richt. 16, 23. Daß sie damit umgiengen ihn des Lebens zu berauben, konnte David aus den oft angestellten arglistigen Verhören „und sonst wohl schließen. Sein Gebet bewähret dieses, und zugleich, wie seine Seele mit „Furcht und Hoffnung gekämpfet. Er glich da-

„bey

„bey einem, der in Meereswellen versenkt wird, „aber nicht ertrinket. Nach geendigtem Proceß „sollte nun der König den Ausspruch thun. Da„vid ward demselben vorgestellt, und versahe sich „des Todes-Urtheils gewiß. Unter solcher ge„richtlichen Handlung jedoch trat die göttliche „Vorsehung ins Mittel. Es überfiel ihn, viel„leicht durch Einwirkung des Engels, dessen im „34. Ps. ausdrücklich gedacht wird, ein solcher „Paroxysmus, der ihm die Sinne verrückte, und „am Leibe solche Stellungen hervorbrachte, der„gleichen man an unsinnigen Menschen wahrzuneh„men pfleget —„ Es ist bekannt, und wir haben es in unsrer Recension des Berlinschen Gesangbuchs nicht unbemerkt gelassen, daß die neuen Liederverbesserer aus den alten Liedern insbesondere auch alle Erwähnung bedeutender Geschichtsachen wegzuschaffen suchen. Hierüber giebt Hr. M. bey Gelegenheit des Danklieds 1 Chron. 17, 7 — eine gute Erinnerung. Auf die Zeit, da David durch den Propheten Nathan, in Beziehung auf seinen Vorsatz, dem Herrn einen Tempel zu bauen, die große Verheißung von der Ewigkeit seines Königreichs und von Einem seiner Nachkommen, der als Sohn Gottes ewig regieren würde ꝛc. erhielt, werden mit Recht mehrere von dem Messias weißagende Psalmen angesetzt; darunter auch der 8., welcher sich aufs klärste als ein messianischer Psalm zu erkennen giebt, was auch für angebliche Gründe viele große und kleine Ausleger für ihre Gegenmeynung je gehabt haben mögen. Zur Erläuterung des V. 8. und 9., wo aller unver-

künftigen Thiere gedacht wird, sagt S. 187. eine Anmerkung: „Was in diesem Stücke der erste „Adam verlohren, das wird dem andern Adam „wieder zugeeignet, auch in viel höherm Grad, als „jener jemals gehabt hat. Dahin gehöret die „Macht, den Unterschied der reinen und unreinen „Speisen aufzuheben, 1 Cor. 10, 25. 26. vergl. „Matth. 15, 10. ff. das den Gläubigen mitge„theilte Recht zum gesegneten Genuß der Kreatur „1 Cor. 3, 22 ꝛc. Ueberhaupt aber liegen in der „absoluten Herrschaft des Sohns Gottes über das „Naturreich große Folgen. Welche Beruhigung „finden wahre Christen bey dem Einfluß der Re„gierung Jesu in die natürlichen Mittelursachen, „wo der irdische Mensch, weil er in seinem eiteln „Sinn sich über die Schrift wegsetzet, den Grund „derer zumal außerordentlichen Naturwirkungen „in der mechanischen Einrichtung der Welt allein „suchet, dabey jedoch sich selbst so wenig Genüge „thut, daß er in schreckhaften Zufällen weder aus „noch ein weiß.“ Eben da ist der Ps. 95. angesetzt, bey dessen V. 5. 6. in Vergleichung mit Hebr. 3, 7. die Ausleger so viel Noth gefunden haben. Die gewöhnliche Uebersetzung: Denn Er ist unser Gott, und wir — Heute, so ihr seine Stimme höret: so verstocket eure Herzen nicht — entstellt den Sinn des Originals, wie längst die großen Orientaler hätten bemerken sollen, und doch nicht bemerkt haben. Herr M. erklärt sich darüber mit folgendem: „Man nehme „hier an, daß Gott redend eingeführt werde. Das „Volk spricht: Der HERR ist unser Gott, und

„wir

„wir Schaafe seiner Hand. Gott antwortet: Ja, „heute, an diesem Tage, zu dieser Zeit des N. „T. besonders, ist er euer Gott, wenn ihr seine „Stimme höret verstocket nur eure Herzen nicht ꝛc. „Mit dieser Erklärung scheinet die Rede Pauli „Hebr. 3, 4. wohl überein zu stimmen.“ Dies kömmt der Sache sehr nahe. Die Hebräische Interstinction aber verdient allen Respect. Nach derselben beschließt v. 7. des Psalms mit den letzten Worten den vollen Satz, und der Sänger sagt in demselben: — wir sind Volk seiner Hirtenpflege und Schaafe seiner Hand, die er selbst sich zubereitet und erzogen hat, heute, so ihr seine Stimme höret (vergl. Joh. 10, 3. 16.) d. i. wenn ihr ihm Gehör gebt und nach seiner Anweisung euch achtet. Nun erst folgt eine ernstliche Ermahnung im Namen des Jehovah selbst. Hebr. 3, 7. steht auf gewisse Weise in ähnlicher Verbindung mit v. 6. des Haus wir sind — heute, so ihr seine Stimme höret d. i. darauf achtet. v. 8. Verstocket eure Herzen nicht — Doch wir wollten dies schöne Buch ohne Weitläuftigkeit anpreisen, und dies wird nun geschehen seyn, auch, wie wir hoffen, nicht ohne Erfolg. Die Silberschlagsche Vorrede gereicht ihm zur Ehre und Empfehlung, so wie hinwiederum das Buch einer Silberschlagischen Empfehlung vollkommen würdig ist. Hr. S. handelt hier von den weisen Absichten Gottes bey Einschaltung der Bücher der Richter, der Könige und der Chronik in die Sammlung der Canonischen Bücher des A. T. zu einer Zeit, schreibt er, wo man sich hin und

wieder die Erlaubniß giebet, an einem Buche zu freveln, das dermaleinst die Welt richten wird. Er zeigt, daß die Geschichte des ehedem von Gott erwählten Volks, welche diese Bücher enthalten, für die geoffenbarte Religion und für die Wahrheit des Christenthums sehr wichtig sey, und daß die ganze alte Geschichte ohne die biblische Chronologie, die gleichfalls in diesen Büchern fortgeführt wird, im Finstern liegen würde. So viel Vortheil also man auch unmittelbar für die Moral aus diesen Büchern ziehen kann, so soll man doch den Hauptzweck derselben vielmehr darinn setzen, daß Gott der Welt eine wahre Zeitrechnung, nebst der Folge der allerwichtigsten Begebenheiten, die sich in der Kirche des A. T. zugetragen, oder seine Reichsgeschichte als ein lehrreiches Denkmal seiner höchst weisen Regierung in diesen Büchern darreichen wollen. Sucht man aber moralischen Vortheil in denselben, so wär es sonderbar, wenn er nicht leicht genug gefunden werden sollte, und diejenigen müssen ihn nicht zu suchen verstehen, die ihn nicht finden. Hr. S. schreibt: „Man „müßte alles moralische Gefühl verleugnen, wenn „man hier nicht frühzeitig genug aufgestellte Warnungstafeln erblicken sollte, die Kirche Gottes auf „alle Jahrhunderte hinaus für Religions-Abfall „zu verwahren. Gott bleibt sich in seinen Maaßregeln, nach welchen er die Welt regieret, beständig gleich, und die Begebenheiten der christlichen „Kirche haben es ausgewiesen, daß auf ähnliche „im ganzen um sich greifende Versündigungen auch „ähnliche Strafgerichte Gottes erfolgen. Wie

„kömmt

„kömmt man denn auf den Wahn, als ob die hei-
„lige Schrift, das allgemeine Weltbuch Gottes,
„dieser Bücher entbehren könne?“ Gerade diesen Nutzen lehrt uns auch der Apostel 1 Cor. 10, 11. aus der alten Israelitischen Geschichte ziehen, und sagt ausdrücklich, daß sie zu dieser Absicht für die Nachwelt beschrieben sey. Nicht also nun erst ist dieser Vortheil zur Abtreibung elender Einwendungen ausgedacht. Der Herr Vorredner gedenkt nachher des Einwurfs, daß in den Genealogien und Chronologien dieser Bücher Widersprüche enthalten wären, und seine Antwort darauf hat sehr treffend folgenden Eingang: „Aber so spre-
„chen nur Leute, die, wenn sie kaum Anfänger in
„diesen Wissenschaften geworden, die Heilige
„Schrift als ihr Tirocinium ansehen, und als ihr
„Tirocinium recht schulmäßig behandeln.“ Er erkennt ganz willig Varianten und Fehler der Abschreiber. Jede Variante aber und verunstaltete Stelle ist ihm wichtig; sie kommt ihm vor, wie eine verwitterte Stelle in dem Gesimse eines alten Palasts, die sein Alterthum beweise, und die man gar leicht aus den übrigen unversehrten Verzierungen ergänzen könne. Nur müsse derjenige, der sie ergänzen wolle, ein Architekt seyn. Und so zieht er selbst daraus Vortheil. Um auch nicht beym allgemeinen stehen zu bleiben, und damit einen Vorwurf auf sich zu laden, versucht er insbesondere der Schwierigkeit abzuhelfen, welche leicht jedem nachdenkenden Leser bey 1 Sam. 13, 5. und 1 Chron. 20, 7. über den 30000 und 32000 Streitwagen aufstößt, weil, wenn auch jeder Wa-

gen nur von 2 Pferden gezogen worden und von 4 Mann besetzt gewesen seyn sollte, eine ziemlich unglaubliche Menge Pferde und Streiter dazu gehört haben müßten. Recensent bekennt selbst, daß er an verschiednen Orten immer wegen der Bedeutung des hebr. Worts, welches durch Wagen übersetzt wird, verlegen gewesen sey. Die Aufklärung, welche Hr. S. hier giebt, können wir nicht besser mittheilen, als daß wir seinen eigenen Vortrag herüber nehmen: „Aus folgender Nach„richt wird man abnehmen, daß die Sache ganz „anders sich verhalten habe. Vor mehrern Jah„ren fiel mir ein Handbuch eines teutschen Inge„nieurs aus dem funfzehenden Jahrhundert in die „Hände, welches gegenwärtig in der Bibliothek „des Königl. Preuß. Etats-Ministers, Freyherrn „von der Horst Excellenz, verwahret wird. In „demselben warnet der Verfasser, schadhaft geword„ne Schwerter, Spiesse und Sensen wegzuwerfen, „weil man sie bequem zu Streitwagen brauchen „könne. Hierauf zeichnet er einige brauchbare „Handstreitwagen, und lehret, wie die Schwer„ter, Spiesse ꝛc. ꝛc. in die Achsen der Vorderräder „der Bagagewagen anzubringen sind, und wie viel „Leute erfordert werden, welche die Deichsel an„fassen, und unter beständigem Fortstossen und „Zurückziehen den Feind gleichsam arietiren sollen. „Er giebt ferner den Rath, nicht nur das Vorge„stelle der Packwagen, sondern auch alles übrigen „Fuhrwerks, nebst den ausdrücklich dazu verfer„tigten Streitwagen, dazu anzuwenden, und die „Streitwagen-Soldaten dazu abzurichten. Was

„saget

„saget uns nun unser Text? So viel. Man din„gete aus Mesopotamien 32000 Mann Streitwa„gen-Soldaten ꝛc. ꝛc.“ Wäre dies auch nur eine logischmögliche Erklärung, so dient sie zu etwas. Es scheint aber mehr als eine bloße hermeneutische Möglichkeit zu seyn. Auch der übrige Inhalt dieser Vorrede ist sehr lesenswerth und lehrreich.

Litterarische Nachrichten.

1.) Gottesgelahrtheit und Christenthum.

In der Ostermesse ist der Zweyte Theil des Addison-Correvonschen Werks von der Wahrheit der christlichen Religion — ins Deutsche übersetzt von H. J. von Hahn 8. 504 Seiten, auf Pränumeration von 1 fl., erschienen. Er enthält 21 kürzere und längere Abhandlungen des Hrn. von Correvon über wichtige Gegenstände, deren Hr. Addison in seinem Entwurf gedacht hat. Die kürzern hatte der Hr. Verf. Fragmente genannt. Wir wollen sie nach der Reihe anführen, und etwas von und über ihren Inhalt anmerken. I. Fragment über Justin den Märtyrer; II. Fr. über den Tertullian; vornehmlich die Schutzschriften dieser Männer fürs Christenthum betreffend. III. Fragment über den Eusebius, Bischof von Cäsarien. Hr. v. C. hat nicht unterlassen zugleich die üble Behandlung zu erwähnen, welche Eusebius, auch in nachherigen

Zeiten, von den Orthodoxen erfahren hat, da sie ihn auf dem Rande der Handschriften seiner Werke als einen Arianer, Ketzer, Lästerer, brandmarkten. Gleichwohl habe er fast weiter nichts gethan, als daß er bey Alexandern, dem Bischofe von Alexandrien, eine Fürbitte für den Arius eingelegt habe. Diese milde Denkungsart des Hrn. v. C., die sich überall zu erkennen giebt, mag immer seinem Werke viele Liebhaber und Leser verschaffen. Wer wollte auch einen so unrecht angelegten Eifer, als der eben erwähnte ist, gut heißen? Doch hat Eusebius allerdings mehr gethan, als der redliche Hr. v. C. meynt, und seine abweichenden Meynungen von dem Sohn und dem heiligen Geist, den er geradehin für ein Geschöpf des Sohns erklärte, sind in seinen 3 Büchern περι της Εκκλησιαστικης Θεολογιας, die er wider den Marcell von Ancyra schrieb, klar zu finden, so, daß ihn auch Hr. Rösler Biblioth. der Kirchenv. Th. V. S. 319. nicht zu entschuldigen weiß. Hiedurch aber wird die Zuverlässigkeit der Eusebischen Kirchengeschichte, die für alle Orthodoxie sehr brauchbar ist, nur desto mehr erhöhet. IV. Abhandlung über die Acten des Pontius Pilatus; macht mehr wahrscheinlich, als man glauben möchte. V. Fragment über den vorgeblichen Brief des Königs Abgarus an Jesum Christum, und die Antwort, die man unserm Heiland beymißt. VI. Abhandlung über die Schätzung oder Volkszählung des Kaisers Augustus. Die gewöhnliche Uebersetzung von απογρ. πρώτη Luc. 2, 2. wird hier beybehalten, hingegen eine geringere Bedeutung von

ήγε-

ἡγεμονευειν angenommen, als ob damit gesagt wäre, die Volkszählung sey unter Anführung des Qvirinus, nicht als Statthalters, sondern als Schatzungs-Commissairs geschehen. Herr von Hahn macht in einer Anmerkung mit Recht die Erinnerung dagegen, daß durch den griechischen Ausdruck allerdings Qvirinus als Statthalter von Syrien bezeichnet werde, meynt aber, es sey nicht zu übersetzen: da Qvirinus Statthalter von Syrien war, sondern: unter dem Qvirinus, dem Statthalter von Syrien, weil er nachmals unter diesem Charakter bekannt gewesen sey. Dies aber läßt der Gr. Sprachgebrauch nicht zu, wie wir für gewiß zu sagen uns getrauen. Die Verbindung der Worte würde sich dabey nicht heraus finden lassen, und das Participium, wenn es auch sonst wohl dem Substantivum ἡγεμων gleichgelten könnte, giebt doch allemal zugleich einen Zeitbegriff. Hingegen ist die auch von Hrn. v. C. erwähnte Uebersetzung: diese Schatzung geschahe eher, als — dem Hellenistischen Sprachgebrauch vollkommen gemäß, und vor andern von dem sel. Crusius in den Hypomnem. ad Theol. Proph. P. I. p. 511 — überaus wohl ins Licht gesetzt. VII. Fragment über die Stelle des Macrobius, die Ermordung der unschuldigen Kinder betreffend. VIII. Abh. über den Kaiser Julian; womit beyde Theile zufrieden seyn müssen, nämlich die übertreibenden Lobredner Julians aus Noth gedrungen, wenn sie nicht lächerlicher Weise die helle Mittagssonne durch ein betäubendes Geschrey verfinstern wollen. IX. Abh. über eine

Stelle

Stelle des Phlegons, in welcher, wie man behauptet, dieser Geschichtschreiber die wunderbaren Finsternissen bestätigt, welche sich bey dem Tode unsers Erlösers ereigneten. Es ist allerdings besonders, daß auch die Chinesische Geschichte für dieselbe Zeit von einer außerordentlich großen Sonnenfinsterniß redet. Hr. von C. will weder die Nachricht des Phlegon noch die der Chineser von einer bemerkenswerthen Sonnenfinsterniß mit der evangelischen Geschichte in Vergleichung bringen; und die letztre kann auch solcher Stützen ganz leicht entbehren. Doch hatte Herr v. H. Grund genug einige Gegenerinnerungen zu machen. Nur werden doch alle noch so gründliche Untersuchungen solcher Gegenstände auch nicht viel zufälligen Vortheil schaffen, so lange die Chronologen in Absicht auf die Jahre Christi noch immer mishellig sind, so leicht auch Gewißheit darüber zu haben wäre. Den Bericht des Phlegon von der Sonnenfinsterniß wissen wir aus dem Eusebius und aus dem Jul. Africanus. Nach der Angabe des einen hat sie Phlegon für das 4te Jahr, nach der des Africanus aber hat er sie für das 2te Jahr der 202. Olympiade angesetzt. Dieser Unterschied ist hier unbemerkt geblieben. Dem Africanus müßte man folgen, wenn man Phlegons Nachricht mit der evangelischen Geschichte vereinigen will. X. Fr. über die Stelle des jüngern Plinius in seinem Briefe an den Trajan, die Christen betreffend. Vollkommen lesenswerth. Auch Lucians Zeugniß ist am Ende mit beygebracht. XI. Abh. über eine Aufschrift, die vom Gruter und Carl Patin

in

in einer seiner Noten über den Svetonius im Nero angeführt wird. Eine gelehrte Abhandlung, die weit mehr Inhalt hat, als der Titel verspricht. XII. Abh. über die Dämonen oder bösen Geister, ihr Daseyn, ihre Natur, ihre Gewalt, und ob sie der letztern bey der Zukunft Jesu Christi beraubet worden? Besser, als was seit geraumer Zeit selbst die Orthodoxen über diese Sachen zu sagen gewußt haben, obgleich nicht ohne schwache Sätze. Unter andern beantwortet Hr. v. C. mehrere Einwürfe nach der Reihe. Die erste Ausrede S. 241 ist diese: „Indem man die Hypothese von der „Gewalt der Teufel, und von der Ausübung „dieser Gewalt verwirft: so vermindert man „damit keineswegs die Ehre des Erlösers. „Antwort: Indem man den klaren Sinn der „Zeugnisse leugnet, die in so vielen Stellen der „Evangelien den Wundern unsers Heilandes gege„ben werden, welche dahin abzielten, die Teufel „ihrer Gewalt zu berauben; so schwächt man eben „damit alle andere Wunder, und die Ehre seiner „Amtsverwaltung selbsten; man vermehret die „scheinbaren Vorwände des Unglaubens, indem „man eine Art von figürlicher und gezwungener „Auslegung zuläßt, welche den gemeinsten und „unveränderlichsten Regeln einer vernünftigen „Auslegung widerstreitet, und man führt diejeni„gen irre, welche mit redlichem Ernst den natürli„chen Sinn des Textes suchen.“ XIII. Fr. über die Zeugnisse der alten Kirchenväter, die Authentie und unverfälschte Beschaffenheit der Evangelien, als die die wahre Lehre und gewisse Geschichte unsers

sers Heilandes enthalten, betreffend. Schön genug! Besonders ist die Aechtheit der neutestamentlichen Schriften sehr wohl vorgelegt. XIV. Abh. über die merkwürdigen Umstände, unter welchen unser Heiland in die Welt kam, welche seine Zukunft verkündigten, und die Gemüther zu seiner Aufnahme vorbereiteten. XV. Fr. über die Reisen der Apostel und der Jünger unsers Heilands zur Fortpflanzung seines Evangelii: XVI. Fr. über die apostolische Tradition oder Ueberlieferung, die durch die Folge der Bischöfe in Sicherheit gestellet worden, aus Veranlassung einer Stelle des h. Irenäus. Die Tradition war in den erstern Jahrhunderten gegen mancherley Ketzer etwas unleugbar wichtiges, und die häufige Berufung jener Väter auf die Ueberlieferung aus Hand in Hand von den Aposteln her, ist auch für uns von gutem Gewicht, so wenig auch jetzt eine Berufung auf eine angeblich unverfälschte Tradition von den Aposteln her bis auf unsre Zeiten vor der gesunden Vernunft bey mäßiger Kenntniß der Geschichte bestehen kann. XVII. Fr. über den h. Polycarp. XVIII. Abh. über die Sorgfalt und Fürsichtsmittel, welche die erste Kirche zur Erhaltung des heiligen Textes anwendete. XIX. Fragment über den erstaunlichen Fortgang des Evangelii und dessen schnelle Ausbreitung über die ganze Erde. XX. Abh. über die sibyllinischen Orakel, vor und nach der Einführung des Christenthums. Sehr umständlich, und mit fast zu großem Aufwand von Gelehrsamkeit. Auch die nordische Edda ist nicht vergessen. Es versteht sich, daß Hr. v.

C.

C. die sibyllinischen Verse, welche von mehrern Vätern zu Haufen angeführt werden, für das erklärt, was sie sind. Hingegen erkennt er, daß in den ältern sibyllinischen Aufsätzen verschiedene Aussprüche zu finden gewesen, welche die heidnischen Gelehrten aus einer ächten Quelle aufgefangen, aber auch verunstaltet hätten. Und warum sollte dieses unwahrscheinlich seyn, da die Uebereinstimmung zu groß ist, als daß man sie von einem Ungefähr herschreiben könnte? XXI. Abh. über die Natur und Ausdehnung des Vermögens, Wunder zu thun, und fürnehmlich über die Dauer desselben in der Kirche, über die Zeiten der Apostel hinaus. Nicht ohne Berufung auf viele andere angesehene Gelehrte. Jeder verständige und dabey nicht bis zur Unbilligkeit hartgläubige wird mit dem Verfasser, der nicht alsbald nach Verfluß des apostolischen Zeitalters alle Wunderbegebenheiten leugnet, zufrieden seyn; aber gewiß Hr. Lavater nicht. So ausführlich haben wir alle Stücke dieses zweyten Theils eines sehr schätzbaren und gelehrten Werks angezeigt, um damit unsrer Empfehlung desselben desto bessern Eingang zu verschaffen. Besser hätte der verehrungswürdige Herr von Hahn schwerlich einen Theil seiner gelehrten Muße anwenden können, als auf diese Uebersetzung. Seine unterrichtenden Anmerkungen hat er nur sparsam hinzugestreuet, welches wir aus der Ursache billigen, weil ein so gutes Buch nicht vertheuert werden durfte, so gern wir auch an mehrern Orten eine Berichtigung von seiner Hand gelesen hätten. Nun ist noch der Th. 3. zu erwarten.

Von

Von des Herrn Consistorialrath D. Christian Albrecht Döderlein's Theologischen Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion ist an der Ostermesse bey der Bödnerischen Buchhandlung zu Schwerin, Wismar und Bützow des dritten Bandes erstes Stück gr. 8. 230 Seiten heraus gekommen. Das Titelblatt selbst giebt den Inhalt folgendermaßen an: „Von der Regenten-Gerechtigkeit „Gottes: Von der allgemeinen Beschaffenheit und „Inhalt der göttlichen Gesetze: Prüfung der „Steinbartischen Ideen hievon: Göttliche Be„lohnungen: Theorie der göttlichen Strafgerech„tigkeit: Versöhnung und Genugthuung für die „Sünden. Nach dem Licht der Natur.“ Schon daraus, daß Hr. Steinbart abermals in Prüfung gezogen ist, wird man abnehmen, daß der Hr. Verf. überall besonders den neuen Verwirrungen entgegen gehe. Vorzüglich, meynen wir, wird mehrern nicht mit Vorurtheilen behafteten Lesern die Abhandlung von der Strafgerechtigkeit gefallen, wenn auch mancher zum Theil in Ansehung der Vorstellungsart verschieden denken sollte. Hier sind mehrere Sätze ausgeführt, in deren Richtigkeit man nicht etwa deswegen einen Zweifel zu setzen hat, weil die Bahrdte und Steinbarte noch nie daran gedacht haben und sie denn freylich mit befremdungsvollen Augen ansehen würden, wenn sie ihnen vor Gesichte kämen, z. B. Seite 168 folg. daß zwischen den Strafen und der wahren moralischen Besserung kein nothwendiger Zusammenhang sey. Gleichwohl sollte keinem Philo-

sophen

sophen bey mäßiger Aufmerksamkeit die Bemerkung neu seyn, daß nur wenige Menschen sich durch Strafen bessern lassen. Ingleichen S. 170 folg. daß durch die bloße Strafe unmöglich die wahre moralische Besserung des Bestraften zu bewirken stehe, und S. 173 folg. daß vielmehr die Einbildung, bloß durch die eigne Besserung der Strafe los zu werden, die wahre moralische Besserung unmöglich mache, weil durch diese Einbildung die nöthige Erkenntniß der Häßlichkeit der Uebertretungen, und der unendlichen Vollkommenheit und Majestät Gottes, verdunkelt und gehindert wird. Viele Erfahrungen, welche insbesondere ihres Amts sich treulich annehmenden Predigern aufstoßen, bestätigen, was Hr. D weiter S. 177 folg. niedergeschrieben hat: „Wenn „nun also auch ein Sünder, der die Strafe anfängt „zu fürchten, oder schon wirklich zu fühlen, auf die „Gedanken kommt, sich bessern zu wollen; so kann „dadurch bey ihm die Furcht vor der Strafe, und „noch weit weniger die fortdaurende Empfindung „derselben, durch keinen richtigen und vernünftigen Schluß getilgt werden. Er muß ganz andere Gründe haben, die ihn überzeugen und beruhigen können, daß Gott die übrigen heiligen „und unveränderlichen Endzwecke der Strafe auf „eine andere Weise, ohne seine eigne Bestrafung, „vollständig ausführe; sonst bleibt er immer unter „der Furcht der vorstehenden Uebel liegen, ohne zu „wissen, wie groß solche seyn, oder wie lange sie „währen werden, oder wie er herauskommen soll. „Ein Wesen, von dem man auf eine unvermeid-

„liche Art Schmerzen und Uebel zu befürchten „hat, ohne ein Mittel zu wissen, wie man ihnen „entgehen könne, ist ein fürchterliches Wesen. „Die Strafe und deren Vollziehung kann also an „und für sich selbst allein nichts beym Sünder aus„richten, als daß ihm Gott ein fürchterliches We„sen ist und bleibt —“ Ja, werden die Steinbarte sagen, das kommt eben nur daher, daß den armen Leuten so fürchterliche Vorstellungen von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes beygebracht sind. Welche Vorstellungen davon aber suchen uns diese Herren davon beyzubringen, die mit gesunder philosophischer Theorie und Moral oder mit den Aussprüchen des regen Gewissens in Uebereinstimmung zu bringen wären? Und wie? Die heil. Schrift selbst lehrt ja, daß unser Gott ein verzehrendes Feuer sey, für Juden und für Christen, die seiner Gnade nicht durch ganz andre Mittel, als durch so leichtsinnig flüchtige Raisonnements, als die Steinbartischen und aller Consorten sind, sich versichert halten dürfen. S. 210. folg. wird auch untersucht, wie weit Landplagen göttliche Strafen sind, als mit welcher Untersuchung so viele moderne Theologen so gar geschwind fertig zu werden wissen. So gern wir uns auch erleuchten lassen wollten, wenn diese mit der geringsten Mühe weise gewordne Gelehrten uns über die vielerley und weit verbreiteten Uebel in der Welt besser belehren könnten, als wir belehrt zu seyn meynen, müssen wir doch noch fernerhin eben so denken, wie wir hier S. 211 — gelehrt finden: „Ueberhaupt geht die göttliche Absicht dabey alle„mal

„mal auf das moralische Böse, um Gründe zu „dessen Verhinderung und Verringerung darzustel„len (oder, wie wir hinzusetzen, überhaupt das ernstlichste Misfallen darüber zu bezeugen und fühlbar zu machen, für alle, die noch in sich gehen wollen, und gleichfalls auch für die, die nicht wollen, damit am Ende Niemand eine Entschuldigung habe.) „Wer dieses leugnen will, der muß ent„weder die göttliche Vorsehung leugnen — und „er muß sich einbilden, daß dergleichen Zufälle „ohne Absicht von ungefähr erfolgen; oder er „muß sich überreden, daß Gott bey der physischen „Einrichtung der Welt und bey Bestimmung der „Schicksale der Menschen auf das moralische Gu„te und Böse und dessen Unterschied nicht sehe — „sondern nach blinden Trieben ohne objectivische „Gründe bald Gutes bald Böses den Menschen „widerfahren lasse, schnurgerade gegen alle gesun„de Vernunft — Alles aber scheint darauf hin„auszugehen, die wahre Furcht vor Gott, als dem „höchsten, heiligsten, weisesten und gerechtesten „Oberherrn, Gesetzgeber und Regenten, und vor „seiner heiligen Strafgerechtigkeit, den Menschen „aus den Augen zu rücken — Man weiß daher „wirklich nicht, was man denken soll, wenn man „siehet, daß auch wohl gar in öffentlichen Hirten„tenbriefen die Lehrer der Religion so ernstlich ge„warnet werden, von den Unglücksfällen dieses „Lebens als Folgen der göttlichen Strafgerechtig„keit beym Religionsunterricht nichts zu gedenken „— Mit bloßem Poltern und Schelten, bey jeder „Gelegenheit solcher Unglücksfälle und gemeinen

„Landplagen, wird man freylich nichts ausrichten „u. s. w.

Bey Reußnern in Quedlinburg ist in Commission Miats Betrachtung über die Kanzelbeweise, nebst einer warnenden Bemerkung einiger Kanzelsünden. 1782. 8. 133 Seiten. Diese beyden Schriften hat der Hr. Verfasser derselben selbst aus den Collekten für Prediger mit einigen kleinen Vermehrungen besonders abdrukken lassen. Der Name dieses Schriftstellers aber ist nicht Miat, so weit wir urtheilen können, sondern wahrscheinlich unter diesem Wort versteckt. Die Betrachtung über die Kanzelbeweise reicht bis S. 71. und mit einer Zugabe aus la Placette bis 74. Sie macht verschiedene sehr gegründete Anmerkungen, z. B. daß es sehr wunderlich sey, Beweise aus den Reden der 3 Freunde Hiobs, nämlich des Eliphas, Bildad und Zophar, oder auch aus den Reden des Hiob selbst, herzunehmen, da jene 3 ihrer Raisonnements wegen von Gott selbst Kap. 42, 7. sehr hart getadelt werden, und Hiob vorher schon ernstlich zurecht gewiesen war. Man sollte kaum glauben, daß so offenbare Fehler begangen werden könnten, und doch werden sie begangen, auch von nicht ungelehrten Predigern. Und wie müßte es nicht, da unsre schönen theologischen Geister an dem Buche Hiob eben die Reden der Freunde Hiobs aufs höchste bewundern, und gerade das Hauptlehrstück dieses Buchs, nämlich daß der Satan darauf arbeite, die Menschen an der göttlichen Vorsehung irre zu machen, nicht daraus lernen wollen? Uebrigens

brigens aber giebt es in dieser Abhandlung auch mehreres, wodurch leicht mancher Prediger, auf einen unrechten Weg geführt werden könnte. Und weil sich der Hr. Verf. dennoch auf alle Weise von dem Geschlecht der neuen Reformatoren unterscheidet, daher auch in keinem guten Vernehmen mit dem Journal für Prediger steht, so halten wirs nicht übel angelegt, über einiges dieser Art näher zu urtheilen. Gewöhnlich glaubt man, daß Paulus 1 Cor. 3, 19. etwas aus der Rede des Eliphas Hiob 5, 13. angeführt habe, ob er sich gleich des Ausdrucks γεγραπται bedient. Um dieser Einwendung los zu werden, schreibt der Hr. Verf. S. 29., die Redensart: es stehet geschrieben, sey noch nicht allemal ein untrügliches Kennzeichen, daß damit jederzeit auch nur ein göttliches Buch, noch weniger ein göttlich geoffenbarter Ausspruch angeführt werde, und führt zum Beweise an Jos. 10, 13. 2 Chron. 13. 22. 20, 34., ja gar in einer untergesetzten Note Apost. 17, 18. Tit. 1, 12. Nun aber gehören die 2 letztern Stellen mit keinem Schein hieher; in den erstern aber wird der Ausdruck es ist oder stehet geschrieben nicht absolut, sondern mit Beyfügung des Buchs, worinn es gefunden wird, gebraucht, und deswegen sind sie eben so wenig hieher zu rechnen. Niemand hat je geleugnet, daß in göttlichen Schriften auch bloß menschliche Bücher unter dieser Redensart angeführt werden können. Nur die Redensart, es stehet geschrieben, schlechthin ohne Beysatz gebraucht, hat den besondern Sprachgebrauch, daß damit

nur göttlicher Ausspruch oder göttliche Schrift angeführt wird, ähnlich wie ἡ γραφη, αἱ γραφαι mit vorgesetztem Artikel, da sonst γραφη von allen auch bloß menschlichen Büchern gilt. Steht das Buch dabey zugleich genennt, so muß man anderswoher wissen, ob es göttlich oder menschlich sey. Ferner aber kommen in den Reden der Freunde Hiobs einzelne richtige Sätze, auch wohl solche, die eine vorhandene göttliche Offenbarung an die Hand gegeben hatte, vor, nur daß sie auf Autorität dieser Männer allein nicht dafür gelten können. Die Anführungen im N. T. (wo vornehmlich dieser Sprachgebrauch des Worts geschrieben zu bemerken ist) bringen auch nicht immer irgend eine einzelne Stelle wörtlich sondern den Sinn einer einzelnen oder mehrerer Stellen oft mit andern Worten bey, worüber wir recht sehr viel zu sagen wüßten. Die Alex. Uebersetzer haben Hiob 5. 13. auch nicht durch die Worte Griechisch gegeben, deren sich Paulus 1 Cor. 3, 19. bedient. Die nämliche Sache aber kommt in den göttlichen Schriften des A. T. vielmals vor, z. B. Jes. 44, 25. und ein besondres Beyspiel 2 Sam. 15, 31. daß man sagen könnte, jener einzelne Spruch des Eliphas, nur aber ohne Anwendung auf Hiob, sey anderweitig bestens als eine göttliche Wahrheit bestätigt. Und Paulus beruft sich nicht auf den Eliphas. Man kann in solchen Fällen die Wahrheit oft leichter empfinden, als davon Rechenschaft geben, und da zu dem letztern viel Einsicht und Vorsicht gehört, so werden leicht Irrungen begangen, weil man zu frühzeitig, d. h.

ohne

ohne alles hergehörige schon bedacht zu haben, abspricht. Man kann leicht auch eine Neigung zur Unzufriedenheit und zum Tadel über die gewöhnliche Lehrart bey sich zur Fertigkeit werden lassen, weil man einmal mit offenbarem Recht gar manches zu tadeln findet. Unter andern sehen wir hier auch die in der Lehre vom Gebet nicht unübliche Anführung des Wir wissen, daß Gott die Sünder nicht höret ꝛc. aus der Rede des Blindgebornen Joh. 9, 31. gemißbilligt, weil dieser Mensch doch nicht aus göttlicher Eingebung geredet habe. Nicht zu gedenken aber, daß seine unerwarteten eifervollen Zurechtweisungen, die er den vornehmen Phärisäern gab, so gut als ausdrücklich in dem Evangelio Johannis genehmigt sind, so ist ohne Schwierigkeit der Satz, daß Gott die Sünder nicht höre ꝛc. als ein Lehrsatz der Schrift, er sey mit diesen oder andern Worten ausgedrückt, zu erkennen, also die Anführung desselben auf der Kanzel ähnlich zu beurtheilen, wie die des Paulus 1 Cor. 3, 19. Auch ohne erst von dem Blindgebornen darauf geholfen zu seyn, könnten und sollen wir wissen, daß Gott die Sünder nicht höre ꝛc. nach dem Sinne des Worts Sünder, der an diesem Orte dabey zu denken ist. Die es nun doch bis jetzt nicht wissen oder nicht bedacht haben möchten, können sogar durch Verweisung auf den Blindgebornen beschämt werden. Und so möchte sich im Allgemeinen wider die Anführung dieser Stelle, auch in einem Beweise, nicht füglich etwas erinnern lassen, ob es wohl möglich ist, daß sie Jemand auf unstatthafte Wei-

se beybringt. Auch wider Beweisführungen aus der Rede des Stephanus Apostg. 7. und aus der Offenbar. Johannis werden hier Erinnerungen gemacht. Die Göttlichkeit der erstern meynt der Hr. Verf., sey noch starken Zweifeln unterworfen. Sey Stephanus gleich des heil. Geistes voll gewesen, so fordre ja Paulus Eph. 5, 18. von allen Christen: werdet voll des heiligen Geistes. Hier aber hat der Herr V. den Apostolischen Ausdruck geändert. So gern wir erkennen, daß an diesem Orte gleichfalls auf irgend eine Art an den heil. Geist zu denken sey, so wenig halten wirs für recht, ohne besondern geführten Beweis, unter zweyerley Ausdruck ganz einerley Sinn zu legen. Doch die Hauptsache soll wohl seyn, daß in der Rede des Stephanus einige Irrungen vorkommen. Eine Irrung kennt Rec. nur an im v. 16. und so wie wir sie in unserm Text da haben, wüßte er auch nicht zu glauben, daß sie Stephanus ohne göttliche Eingebung gemacht haben könnte. Diese Stelle also rechnet er mit Gewißheit zu den kritischen Singularitäten, dergleichen es noch einige andere giebt, und erkennt mit aller Zuversicht so viel zweckmäßiges in der Rede des Stephanus, daß er sie nie aus einem menschlichen, noch dazu unstudirten Kopfe herleiten kann, desto weniger, je intricater die Fragen v. 1. vergl. Kap. 6, 14. waren, die Stephanus öffentlich vor Gericht zu beantworten hatte, und mit der höchstmöglichen Feinheit beantwortet. Wozu hätte auch Lucas, welcher sie doch schwerlich mit angehört hat, den Inhalt dieser Stephanischen Rede

so

so umständlich mitgetheilt, wenn sie nichts mehr als sehr menschlich wäre? und warum hätte er nicht wenigstens sie an den Orten abgekürzt, wo es uns nun so gar leicht ist, Irrungen zu entdekken. Eben weil dies gar zu leicht ist, vermuthet man, weiter sehend, etwas anderes darunter, und meistens läßt sichs entdecken. Hr. R. Michaelis, von dem der Hr. V. sein Urtheil nicht nur über die Rede des Stephanus, sondern auch über die Offenbarung Jesu Christi, zu sehr leiten läßt, hat sehr viel zu verantworten. Viele, die ihm hier und anderswo nachgehen, merken es gewiß, daß sie an Ihm nicht einen Gelehrten zum Führer haben, der sich von Gott selbst von Jugend auf bis in sein Alter gern gut genug in seinen gelehrten Arbeiten hätte leiten lassen, wenn sie auch keine Nachrichten von Göttingen her haben, und möchten vielleicht auf Befragen sich nicht bereit erklären, nur einen kleinen Theil seiner gelehrten Ausschweifungen, welcher doch schon einen ganzen Kopf verderben konnte, an jenem Tage verantworten zu helfen. Gleichwohl nehmen sie so sicher Theil daran. Wir sagen dies in wahrer Liebe und Achtung gegen Hrn. Miat, und Er wird uns gewiß etwas besseres zutrauen, als den Herren Journalisten für Prediger. Schwer aber wird es uns, zu glauben, daß er habe hoffen können, unserm HErrn einen Dienst mit den eben erwähnten Kritiken — auch über die Offenbarung Johannis, zu thun. Wenigstens hätten doch diese Erinnerungen nur bedingt lauten sollen, nämlich wenn Jemand in Ansehung jenes

Stücks und dieses Buchs eben so mißlich denken sollte, wie der Hr. Verf. und es auch nicht für wichtiger hielte, als derselbe, daß in den christlichen Gemeinen auch das letztre Buch nicht unter der Bank liege. Wir müssen zweifeln, ob er sich um die neuern Vertheidigungsschriften für dasselbe bekümmert habe, da er noch zu seiner Rechtfertigung sich auf unsern sel. D. Luther beruft. Aus Biörnstählds Briefen führt er als etwas besonderes an, daß auch Beda Ven. von der Stelle 1 Joh. 5, 7. nichts gewußt habe. Das aber war doch schon vor den Reisen des zu muntern und unglücklichen Schweden nicht unbekannt. Wir übergehen, nöthiger Kürze wegen, manches andre, und zeichnen nur noch eins, nicht ohne besondre Veranlassung aus. S. 55 kömmt er auf die Nothwendigkeit der Kindertaufe zu reden, „deren „bisherige Schriftbeweise (schreibt er) ich gestehe „es aufrichtig — meiner Ueberzeugung keine ganz „zweifelsfreye Gewißheit verschaffen, und ich es „daher mit vielem Dank erkennen würde, wenn „mir Jemand durch bessere Gründe meine Zweifel „benehmen könnte.“ Wir trauen uns desfalls keine vorzügliche Stärke zu, und zwar auch desto weniger, weil der Hr. V. einen etwas großen Hang zum Zweifel zu haben scheint, wo viele redlich christliche Gelehrte, die doch sehr weit vom blinden Glauben entfernt sind und gern alles prüfen, sich leicht zu beruhigen wissen. Unsre Rechtfertigung der Kindertaufe aber nehmen wir eben so sehr, wenn wir so reden dürfen, aus der Tradition, nämlich aus einer Real-Tradition her, als

aus

der heil. Schrift, und meynen, die Beweise für die Kindertaufe aus der heil. Schrift werden dadurch so hoch verstärkt, daß man die höchste Pflicht zu erkennen habe, sich dabey nicht nur zu beruhigen, sondern darauf auch durchaus zu bestehen. Wäre die Kindertaufe unter den Christen erst nach den Zeiten der Apostel eingeführt worden, welches doch weder unvermerkt, noch an allen Orten auf einmal hätte geschehen können oder vielmehr an allen Orten mit Uebereinstimmung nie geschehen seyn würde, so könnte es nach aller vernünftigen Vermuthung, an Nachrichten oder historischen Nachweisungen und Spuren davon nicht fehlen, und zwar um so weniger, weil es an Widerspruch und Streit darüber nicht gefehlt haben könnte, welcher sich auch gewiß nicht sobald würde haben abthun lassen. Kommt hingegen die Kindertaufe von den Aposteln selber her, so wurde der von ihnen geheiligte Gebrauch nur fortgeführt, war für keinen nachherigen Lehrer etwas neues, und so gab es kaum für irgend einen Schriftsteller eine Veranlassung zur Vergewisserung der Nachwelt eine Nachricht davon niederzuschreiben. Der gänzliche Mangel also von Nachrichten, und was ihnen gleichgilt, von dem Ursprung der Taufe kleiner Kinder, setzt gerade zu voraus, daß sie von den Aposteln selbst eingeführt worden sey. Die Stelle, welche der Hr. V. nach Schröckh aus dem Tertullian anführt, ist keine gegenseitige historische Nachricht, sondern ein übelgegründetes nicht im geringsten auf Geschichte fußendes Raisonnement, welches dogmatische Bedenklichkeiten

gegen

gegen die frühe Taufe erhebt, und eben damit klar voraussetzt, daß sie zu dieses Kirchenvaters Zeiten längst Herkommens gewesen sey. Warum sagt er sonst nicht auch, daß sie erst vor lang oder kurz nach dem Zeitalter der Apostel ihren Anfang genommen habe? Je wichtiger nun die Sache nach Jedermanns Geständniß ist, desto mehr müßten wir der Vorsorge Gottes und Jesu Christi für seine Kirche zutrauen, daß sie es uns an historischen Nachrichten von einem spätern Ursprunge der Kindertaufe nicht würde haben fehlen lassen, wenn sie spätern Ursprungs, also nicht göttlicher Einführung, sondern nur Sache einer menschlichen Klügeley wäre. So, meyne ich, sey die Real-Tradition der Kindertaufe von den Aposteln her so gut als unleugbar. Hiemit stimmen die Beweise dafür aus der heil. Schrift aufs beste überein, und erhalten dadurch eine unbezwingbare Stärke. Sollte z. B. der Ausspruch Pauli 1 Cor. 7, 14. nicht wenigstens so viel sagen oder zur Folge haben, daß Kinder christlicher Eltern durch die Taufe zum Christenthum aufzunehmen wären, so frage ich, was endlich denn mit diesem Ausspruch gesagt seyn solle? Hienach wären denn aber allerdings unerwachsne Kinder der Nichtchristen nicht gleichfalls zu taufen. Und auch der Aufruf Jesu: Lasset die Kindlein zu mir ꝛc. geht erweislich nur die Israelitischen Kinder an. Ich sehe wenigstens nicht wohl, was der Hr. V. hiegegen mit Bestand werde einwenden können. Meynt er dennoch zweifelhaft bleiben zu müssen, so frage ich ihn, ob er sich getraue und es wagen wolle, wenn

ihm

ihm unter diesem Zweifel, auf welchen sich so viel antworten läßt, ein Kind geboren würde, dasselbe ungetauft erwachsen zu lassen, nämlich wenn auch darüber die Gemeine, zu der er etwa gehört, oder der er vorsteht, und die Christen des Orts und der Gegend nicht das geringste Aufheben machten? Ich würde ihn für einen sehr eigensinnigen Verwegnen halten, wenn er nach so viel Beweis für die göttliche Einsetzung der Kindertaufe, die Pflicht von Gottes und Jesu Christi wegen nicht erkennen wollte, sein Kind taufen zu lassen. Hätte er aber diese Pflicht zu erkennen, und erkennte sie, und wollte dennoch über die Sache an sich zweifelhaft bleiben, so würde ich glauben müssen, er zweifle, aus einer nicht guten Fertigkeit zu zweifeln, und traue Gott in seiner Vorsehung nicht zu, daß sie ihn zur Erkenntniß der Wahrheit in so wichtigen Dingen kommen lassen wolle, die er doch aufrichtig suche. Hier also sind bedeutende moralische Gründe (Gott will durch moralischen Glauben geehrt seyn) und an diese große Seite der Charakteristik der Wahrheit denken die meisten Gelehrten selten einmal. Die Einwendungen der Neuern gegen die Kindertaufe beruhen gewöhnlich darauf, daß sie von der Taufe überhaupt die schriftmäßige Vorstellung gar nicht haben. Sie legen derselben und dem Worte Gottes bey derselben nur eine moralische Kraft bey, und leugnen die unmittelbare Wirksamkeit der göttlichen Macht, von welcher allein doch eben die große Veränderung, die den vielsagenden Namen der Wiedergeburt nicht umsonst führt, herzuleiten ist. Eine bloß moralische

Kraft

Kraft der äußerlichen Handlung und des Worts Gottes bey derselben kann freylich bey Kindern, die davon nichts merken und verstehen, auch keine Wirkung haben. So viel in guter Meynung, wo möglich, zur Beruhigung des Hrn. Verf., wenn anders unser Journal in seine Hände kömmt. Er wird uns die bewiesene Freymüthigkeit verzeihen, da sie, wie wir glauben, zur Sache gehörte. Mit weit größerm Vergnügen aber haben wir seine warnenden Bemerkungen einiger Kanzelsünden gelesen. Sie sind überall sehr lehrreich, auch wo wir noch nicht uneingeschränkten Beyfall geben können. Er bemerkt erstlich einige eingebildete und ohne Grund dafür gehaltene Fehler. Dahin rechnet er 1) das Einerleypredigen. Wir wüßten doch aber S. 85. nicht zu genehmigen, daß den Predigern vorgeschrieben würde, in diesem Jahre die Glaubenslehren, in dem folgenden die Lebenspflichten, in dem dritten wieder jene, in dem vierten wieder diese ꝛc. vorzutragen. Hr. Consist. R. Jacobi, den der Hr. V. anführt, erklärt sich auch merklich anders in Ansehung der Wiederholung Einer und derselben Predigt. Zuvieles, fürchten wir auch, wird unter die bloßen Nebensachen gerechnet, nämlich nicht wenig von dem, was doch in der heil. Schrift nicht als so zu nennende Nebensache behandelt wird, wenn es auch nicht unter die Grundwahrheiten zu rechnen ist, ohne welche das Christenthum auch nur auf 8 Tage lang nicht bestehen kann. 2) Das Postillenreiten. Er erklärt sich darüber sehr gut; danach aber würde es nicht nur diesen Namen nicht verdie-

dienen, sondern gewöhnlich beynahe mehr Mühe machen und mehr Zeit erfordern, als die Zubereitung einer eignen Predigt. Bedacht ist aber auch dieses nicht, daß durch Empfehlung der Vorarbeiten andrer, besonders junge Prädicanten zur Faulheit und zur Vernachlässigung und Verwahrlosung ihrer eignen Kräfte, die doch oft sehr gut sind, verleitet werden. 3) Das Ablesen. Dazu wissen wir kaum zum Theil zu stimmen, weil es noch weit mehr eben die Folge haben, endlich allen Fleiß ersticken und die Postillen selbst, alte oder neue, auf die Kanzel bringen würde. Der Küster würde alsdenn fast eben so gut predigen lernen können, als der Prediger. Da die lebendige Stimme ihre großen Vorzüge vor einem todten Lehrer hat, so ist auch zu merken, daß beym Ablesen dasjenige sich fast gar nicht hören läßt, was man mit Hinzudenken dieser Vorzüge lebendige Stimme nennt, oder es würd gewöhnlich sehr affectirt und widerlich auffallen. Sehr wenige Gelehrte lernen gut vorlesen. Der Herr V. denke nur etwa an das Ablesen akademischer Vorträge zurück, wie weit sie an Kraft und Erfolg im Verstande der Zuhörer dem freyen Discours nachstehen. Predigten sollten auch eigentlich keine Orationen und Prediger keine Redner seyn, sondern eigentlich und meistens nur in dem simpelsten Lehrton sprechen; und dieser wünschbare Ton läßt sich am wenigsten mit nicht gut ablesen. 4) Das Liederkneipen, wie es Meene auch ohne unsern Beyfall genennt hat. Es versteht sich, daß hier nicht alle Liederprediger gebilligt werden. 5) Das Widerlegen der Reli-

gions

gionsspötter und Freygeister. Freylich kann es sehr unzweckmäßig geschehen, wie hier nicht geleugnet wird. Jemehr aber die neuen Reformatoren diese Widerlegungen ganz von der Kanzel verbannen wollen, desto nöthiger sind sie an vielen Orten durch örtliche Umstände geworden. Und gerade die am meisten dawider reden, sind am wenigsten zu hören, weil sie in den Verdacht fallen, daß sie selbst zur Parthey gehören. Von S. 103 an folgen die wirklichen Kanzelsünden, die es nach des Hrn. V. Ueberzeugung sind. Prediger also begehen Kanzelsünden 1) wenn sie das nicht predigen, was sie sollen, sondern fremde und nicht auf die Kanzel gehörige Sachen, z. B. von Blattereinimpfung, von bessererer Einrichtung des Ackerbaues und der Viehzucht. Wenn ihnen das zukäme, wie jetzt viele wollen, so würden die Städtischen Prediger auch von Verbesserung der Handwerke, Manufacturen und Fabriken zu predigen haben; 2) wenn sie anstatt des reinen lautern Worts Gottes, demselben geradewidersprechende Irrthümer verkündigen — Der Recensent im Prediger-Journal hatte hiebey angemerkt, vorsetzlich werde das wohl Niemand thun. Hierauf erwiedert der Hr. V., daß dies nur ein flüchtig hingeworfner Gedanke zu seyn scheine, der zu keiner Entschuldigung diene, und dazu nicht einmal allgemein wahr sey ꝛc. Und das mit Recht, da er selbst z. B. angeführt hat, daß es nun längst Prediger im Solde der Kirche gebe, welche sichs recht angelegen seyn ließen, die Gottheit Jesu, seine stellvertretende Genugthuung, die Wirksamkeit

und

und wohl auch das Daseyn des Teufels — abzuleugnen, Lehrstücke, die so klar in der heil. Schrift da sind, daß es mehrere neue Besserwisser nicht einmal in Abrede sind, und die offenbar aus ganz andern angeblichen Gründen von ihnen bestritten oder auf der Kanzel vertuscht werden. Allemal aber sind diese Herren schlechte Lehrer, deren Sünde nicht zu verdecken steht, weil sie die christl. Religion besser hätten lernen sollen, und gegen die heil. Schrift die geziemende Gelehrigkeit nicht beweisen. Ferner wird unter die Kanzelfehler gerechnet 3) zu große Schärfe oder zu große Gelindigkeit in der Sittenlehre. Warum hat nicht auch hiebey der Recensent für Prediger gesagt, vorsetzlich werde wohl Niemand zu scharf oder zu gelinde predigen? 4) wenn Leichenpredigten in Lügenpredigten verwandelt werden; 5) wenn Prediger ihren Predigten nicht Kraft und Licht genug geben. Hier weiset der Hr. Verf. vieles hinweg! mit ganz gutem Recht. Zuletzt aber auch die orientalische Bibelsprache, welche, wie er sagt, erst einer besondern Auslegung bedürfe, wenn sie der gemeine Mann verstehen solle. Gewiß haben ihn hier, wie an verschiednen andern Orten, die modernen Kunstrichter übereilt, bey denen er doch hiemit und mit andern einzelnen Stücken noch keinen Dank verdienen wird. Wollte er aber wohl auch die Bibel selbst aus des gemeinen Mannes Händen wegweisen? und wenn er das nicht will, wie wir denn keinen Grund haben, es zu argwohnen, so fragen wir billig, wie denn endlich der gemeine Mann seine Bibel ver-

stehen lernen solle, wenn sein Prediger die Bibelsprache nicht gebrauchen soll. Dieser gemeine Mann lernt z. B. in Niedersachsen die hochteutsche Sprache verstehen, bloß dadurch, daß sein Katechismus, Gesangbuch und Bibel, und sein Prediger auf der Kanzel, hochteutsch spricht. Man sieht also, daß er gar viel lernen könne. Der Prediger darf nur die sogenannten orientalisch biblischen Redensarten immer in richtigem Sinne gebrauchen (es ist nichts besseres, als eigenmächtige Anmaßung, wenn er sie mit Fleiß zurücksetzt!) und die schwersten derselben mit unter erklären, so wird der gemeine Mann dieselben und damit zugleich seine Bibel verstehen lernen. Ist das nicht ein großer Vortheil? und diesen Vortheil sollen wir weder aus irgend einem sich klug dünkenden Eigensinn, noch für sonst eine Kleinigkeit hingeben. Wir hoffen gewiß, der Hr. Verf. wird sich hierüber besinnen. Mit Recht stehen 6) unstudirte, 7) allzugesetzliche Predigten unter den Kanzelsünden. Auch über die letztern erklärt er sich sehr wohl, und das Poltern und Lermen auf der Kanzel rechnet er vornehmlich dahin; wie auch 8) ein eigenwilliger Sprachfehler, nämlich besonders das allzuleise Reden derer, welchen doch eine gute Lunge zu Diensten steht, besonders getadelt wird. Vollends aber 9) sind Kanzelsünder, die aus ihrer Kanzelarbeit ein bloßes opus operatum machen, bloß darum predigen, weil sie müssen, nicht mit Lust, sondern mit Verdruß, nicht aus Liebe zu Gott und Begierde, seine Ehre und das Heil ihrer Zuhörer zu befördern, sondern aus Amtszwang;

zwang; nicht weniger 10) diejenigen, die bloß sich selbst predigen, d. h. die theils nicht sowohl Gottes Wort, als ihre eignen Gedanken, Einfälle und Meynungen der Gemeine verkündigen; theils nicht Gottes Ehre und das Heil ihrer Zuhörer, sondern ihre eigne Ehre zum Zweck ihrer Predigten machen — 11) „Ist die Kanzel vielen ein „Theater, auf welchem sie sich brüsten, und mit ih„ren Gaben und Geschicklichkeiten groß thun, nur „damit sie Jedermann bewundern und preisen soll; so „brauchen sie andere zu einem sichern Standorte, von „welchem sie die empfindlichsten Rachpfeile auf „ihre Feinde und Beleidiger abschießen — Bey Männern, die unter die drey Censuren 9. 10. 11. fallen, hat man wohl vielmehr überhaupt die ganze moralische Beschaffenheit des persönlichen Subjects zu mustern, weil, so lange diese nicht ins bessere abgeändert ist, sie auf der Kanzel nicht viel besseres zu leisten wissen werden. Noch weiter wird 12) der ungebührlichen Ausdehnung und Verlängerung der Predigten als einer Kanzelsünde gedacht. Was ungebührlich ist, ist freylich fehlerhaft, kann auch, nach näherer Betrachtung seiner Beschaffenheit und der Umstände, Sünde heißen, und Predigten dieser Art kann man hier und dort zu hören bekommen, deren ermüdende, nicht selten geschwätzige Länge auch wohl auf wunderliche äußerliche Ursachen sich gründet, z. B. wo in volkreichen Kirchen das Maaß der Predigt durch den umhergehenden Klingbeutel bestimmt wird, welches hier mit gerügt zu werden verdient hätte, da es ganz leicht noch abzuändern

stünde und doch nicht abgeändert wird. Doch nicht alles, was der Hr. V. zur Bestärkung dieser Note beybringt, ist richtig genug. Besonders steht sich hier auf das Beyspiel Christi und der Apostel, aus leicht zu zeigenden Ursachen, gar nicht zu berufen. Er schreibt S. 126. „Man lese „die von Jesu gehaltenen, in den Schriften der „Evangelisten aufgezeichneten Reden; bemerkt „man wohl eine außerordentliche Länge an ihnen? „Die allerlängste ist ohne Streit die Matth. 5-7. „enthaltene Bergpredigt, und doch würde zu ihrer „Ablegung kaum eine gute Viertelstunde erfordert „werden.“ Wenn man aber auch diese 3 Kapitel binnen einer Viertelstunde vernehmlich und mit geziemendem Anstande vorlesen könnte, so ist es doch, meynen wir, nach der Erzählung des Evangelisten, beynahe selbst wider den Augenschein, daß dieser Vortrag Jesu nicht weit länger gewährt haben sollte. Vielmehr hat man zu merken, wie auch aus der Vergleichung mit Luc. 6. ganz klar ist, daß die Evangelisten solche Reden, nicht ihrer ganzen Fassung nach, wie von Wort zu Wort, aufgezeichnet, sondern nur zum Theil überhaupt, zum Theil mit einiger Ausführung, den Inhalt der Reden Jesu berichtet haben, und zwar nach dem herkommlichen hebräischen relativischen Stil, welcher sich der äußerlichen Form nach von der Recitation nicht unterscheidet. Ohne Voraussetzung dieses vollkommen erweislichen Grundsatzes, der eigentlich philologischer Natur ist, und einen großen Unterschied der orientalischen und occidentalischen Sprachen zu bemerken giebt, wird man beson-

sonders bey Vergleichung der Evangelisten, wie auch der alttestamentlichen Bücher, wo an mehrern Orten von einerley vorgefallenen Reden Bericht gegeben wird, nie hinlangen. Bey solchen Stellen, wie Marc. 6, 34. 35. getraut sich der Hr. V. selbst nicht mit seiner Behauptung auszukommen? Die Länge der Rede des Paulus Apostg. 20, 9. bedarf auch der Rechtfertigung nicht, daß derselbe vorausgewußt habe, wie S. 127 gesagt wird, daß die zu Troas sein Angesicht nicht wieder sehen würden. Dies kann ohnehin nicht für historisch richtig angenommen werden, vergl. 2 Tim. 4, 13. Genug, weder die Apostel, noch der HErr selbst, waren bey einer gewissen einzelnen Gemeine bestellte Lehrer, die von einer Zeit zur andern zu gesetzten Stunden Vorträge zu halten gehabt hätten — und so kann aus der Länge ihrer Reden, wenn jede derselben auch länger, als 3 Stunden hinter einander gewährt hätte, zur Nachfolge für unsre Prediger sich nichts ergeben. Zuweit getrieben aber ist es, nach unsrer Einsicht, wenn der Hr. V. unsern heutigen Herren Predigern, überhaupt genommen, rathen will, bey ihren ordentlichen Kanzelreden sich der Kürze zu bedienen, und längstens nicht über drey Viertelstunden zu predigen. Nach Beschaffenheit der örtlichen Umstände hier und dort mag dies wohl, doch nicht geradehin für immer und allemal, zu rathen seyn, auch etwa für diesen und jenen Prediger, der einmal keine solche Unterhaltung zu geben weiß, daß ein längerer Vortrag von ihm nur leidlich wäre. Ein fähigerer Lehrer aber wird leicht

mit unter und muß auch auf solche Gegenstände kommen, welche wichtig genug sind, daß er noch einmal so lang darüber rede. Die heilige Schrift reicht vieles dar, welches zum männlichen Alter heranwachsende Gläubige verstehen und zu ihrem Vortheil gebrauchen lernen sollen, und auch für diese, nicht bloß für Kinder oder Knaben an Erkenntniß, soll gepredigt werden; und selbst dadurch mögen sich die noch Unwissenderen und die Trägen erwecken lassen. Wie soll auch ein Prediger sich auf Widerlegung eingeschlichner Irrthümer nothdürftig einlassen können, wie doch der Hr. V. will, wenn er allemal sich auf $\frac{3}{4}$ Stunden einschränken müßte, und doch diese ganze kleine Zeit nicht wohl mit Polemisiren hinzubringen für gut halten kann? Recensenten wird manche Predigt zu lang, aber $\frac{3}{4}$stündige Predigten würden ihm oft zu kurz seyn. Endlich 13) ist der Hr. V. mit vollkommnem Recht über das zu leise oder zu eilfertige Ablesen der Kirchengebete sehr übel zu sprechen. Allerdings ist das Gebet ein schlechterdings wesentliches und zwar das erste wesentliche Stück alles öffentlichen Gottesdiensts, und das unzweckmäßige und bis zum Eckel eilfertige Verhalten vieler Prediger dabey ist auch anstößig und ärgerlich. Mit vieler Wehmuth hat Recensent gar oft das flüchtige Herplappern besonders des Vater unser ꝛc. von der Kanzel angehört, auch wohl von solchen Predigern, die übrigens wahre und angelegentliche Diener ihres HErrn sind. Wie ist es möglich, daß kein vertrauter Freund und Bruder sie erinnert?

Es

Es könnten doch wohl unter einem modernen Titel auch ganz gute Sachen verkauft werden, dachten wir, als uns folgendes Buch aufstieß: Zur Aufklärung der Volksreligion ein Beytrag in Predigten. Leipzig bey Crusius 1782. gr. 8. 452 Seiten. Auch aber für das mal traf die Möglichkeit nicht ein. Diese Volkspredigten sind zwar noch nicht die schlimmsten; wirkliches und des Namens werthes Christenthum aber ist nicht daraus zu lernen, und der Verfasser scheint einer von denen zu seyn, die wohl so bald noch nicht würden haben Schriftsteller werden wollen, wenn jetzt das Reformiren nicht Mode, oder wenn dasselbe nach gewöhnlicher Manier nicht eine sehr leichte Sache wäre, da man weder Sprachkenntnisse, noch anderweitige ungemeine Gelehrsamkeit und ernstliches Studiren dazu nöthig hat. Seine vornehmste Quelle und Handleitung scheint er an den Lessischen Schriften zu haben, wenn auch Hr. D. Less nicht überall mit ihm zufrieden seyn sollte. Fast nirgends ist in diesen Predigten abzusehen, in welcher Rücksicht, genau genommen, Jesus unser Erlöser seyn solle. Es wird hier ohne Erwähnung Jesu Christi gebetet, Gott ohne Beziehung auf Ihn als Vater angeredet, Vater aller Menschen genennt, ohne Ihn werden auch beynahe ganze Predigten gehalten, und hin und wieder in biblischen Redensarten, die Seiner gedenken, an dessen Statt lieber Gott gesetzt, z. B. ohne Gott könnet ihr nichts thun. Gewiß hat der Verfasser damit nicht an die Gottheit Christi erinnern wollen. Immer beschuldigen wir ihn noch nicht,

daß er dieselbe mißkenne, oder Jesum verleugnen wolle, von dem er auch allerdings oft redet. Wir meynen nur, daß er überall von Ihm hätte reden sollen, weil auf Ihn unser ganzer Gnadenstand bey Gott in aller Betrachtung und alle unsre Gott wohlgefällige Tugend ankömmt und beruhet; und wir meynen, daß er die Volksreligion ganz anders aufzuklären gesucht haben würde, wenn er zuvor mehr die Bibel, und darinn, z. B. die Briefe Pauli, als moderne Schriften studirt hätte. Er führt in der Vorrede Beschwerden über sterile dogmatische Speculationen, und darüber, daß die Begriffe von Gott und seinen wohlthätigen Anstalten zum Besten der Menschenfamilie, vom Zweck unsers Lebens — von Frömmigkeit, Gottesdienst, Beßrung, Sündenvergebung, und denen dazu verordneten Mitteln, von Menschenliebe, Himmel, Seligkeit u. d. g. Begriffe, die wir jetzt viel gereinigter und geläuterter haben könnten, bey gemeinen Christen sehr schief, irrig, dunkel und mit Vorurtheilen, wie mit einem schweren Panzer belastet wären. Damit verräth sich nun viel Einbildung, die gewiß zum Theil den biblischen Lehrbegriff, wie wir ihn zeither gehabt haben, nicht einmal versteht. Verstünde sie ihn, so würde sie sich wenigstens vor solchen Redensarten hüten, die das Volk ohne allen nöthigenden Grund irre machen. Die 4. Predigt will zeigen, daß Gott böse Menschen nicht in seinen Himmel aufnehmen könne, wenn er auch wollte, über Röm. 6, 1. 2. Die Tractation dieses Texts fängt der Hr. V. mit folgendem an: „Eben hatte der Apostel den Satz niedergeschrie-

„ben:

„ben: Wo die Sünde mächtig worden ist, da „ist die Gnade noch viel mächtiger worden. „Leicht, dachte er, könnte ein Muthwilliger das „mißbrauchen. Man könnte immer sündigen, und „doch von Gottes Gnade das beste Schicksal hof„fen. Aber so sei seine Meinung nicht. Man „darf von Gottes Gnade nicht mehr verlangen, „als sie thun kann. Sollen wir in der Sünde „beharren, auf daß die Gnade desto mächti„ger werde? — Freylich würde es immer größe„re Gnade seyn, wenn Gott einen Sünder, als „wenn er einen Gerechten selig machte. Aber kann „es Gottes Gnade auch? —“ So gern Jemand meynen möchte, der Zusammenhang gebe den letztern Sätzen einen gesunden Sinn, so kann man doch kaum glauben, daß der Hr. V. sich so ausgedruckt haben würde, wenn ihm Röm. 3. 4. und 5. bekannt genug gewesen wäre. Und hätte er den Inhalt und Ausdruck dieser Kapitel dabey sehr wohl im Gedächtniß gehabt, so müßte man einen Lehrer verbitten, der ganz unnützer Weise, wie aus einem thörigten Eigensinn, den gemeinen Mann verwirre. Denn es giebt doch wohl noch andere Redensarten in der weiten Welt, womit sich das sagen läßt, was hier gesagt werden sollte. Doch eben in den verwandten Lehrpunkten zeigt sich der unbekannte Mann nicht allzu richtig, oder auch wohl nicht belehrt genug. Er mag sie vielleicht unter die sterilen Speculationen rechnen, so wenig auch der Apostel Paulus in Verdacht kommen kann, sterile Speculationen niedergeschrieben zu haben. Von der Versöhnung der Sünde bey Gott durch Christi

Tod und der Rechtfertigung durch den Glauben, ist in diesen Predigten, 27 an der Zahl, nicht nur keine gehörige Vorstellung zu finden, sondern vielmehr hier und dort das Gegentheil, nämlich eine bloße Werkheiligkeit, die doch auch sehr mager aussieht, nicht eingeleitet und aufgeführt, sondern nur hingestellt, und Christus endlich zur Noth und Beyhülfe auch einmal erwähnt. Die 14. Predigt beantwortet die Frage, Ob man das Böse wieder gut machen könne? Von Hrn. D. Less hat der Volksprediger gelernt, hiebey, wie vor allem andern an die Wiedererstattung zu denken, so lange sie ohne unser Unglück (so drückt er sich S. 244 aus) möglich sey, und scheint gar zu glauben, als ob wir auch bey Gott vieles wieder gut machen könnten. Können wir den angerichteten Schaden nicht ersetzen, und alles wieder in den alten Stand bringen — so müssen wir, sagt er S. 245, „durch desto treuere Ausübung aller andern Pflich„ten der Menschenliebe die beleidigte Gerechtigkeit „aussönen, und überhaupt immer darauf denken, „wie wir alte Flecken durch mehrere Tugenden aus„wischen können. Ehe kann unser Gewissen nicht „beruhigt werden, bis wir uns wirklich bewußt „sind, das wir alles versucht, was unter den gegen„wärtigen Umständen möglich und rathsam war.“ Das heißt, wie der Blinde von der Farbe reden. Wenn ein wirklich erregtes Gewissen nur allein oder vornehmlich auf diese Art beruhigt werden soll, so wird es nie beruhigt werden. Wie können wir durch desto treuere Ausübung — aussönen und auswischen, da wir zu aller höchst möglichen

Treue,

Treue, möchten wir auch vorher nie gesündigt haben, auf jede Zeit verpflichtet sind, und immer noch viel sündigen? Der Verfasser muß etwa denken, wir könnten wohl mehr thun, als Gott schlechthin fordere, und wenn wir denn einmal oder wieder einmal uns dennoch vergangen hätten, so lasse sich das eben damit ersetzen, daß wir nachher noch ein übriges thäten, wozu wir sonst nicht verpflichtet gewesen wären — oder er weiß nicht, was er will. Doch bleibt er noch dabey, S. 246 daß wir die Menge der Fehler wieder durch Tugenden zudecken sollen. „Nur dann, spricht er, „wenn wir alles gethan haben, oder in Zukunft „thun wollen, was in unsern Kräften ist, „nur dann übersieht Gott das übrige (welches übrige? nach dem was er vorher gesagt hat, müßte es dasjenige seyn, was wir endlich, ungeachtet alles Bestrebens, selbst nicht gut machen können) „um Christi willen.“ Welche ganz elende Vorstellung das sey, brauchen wir nicht weiter darzulegen. Thut es nicht äußerst Noth, daß solche Volkslehrer bey dem sel. D. Luther in die Katechismus-Schule giengen? Wenn sie ihren Katechismus je recht gelernt, oder nicht wieder aus dem Gedächtniß verschwitzt hätten, so würden sie einen so elenden Mönchsglauben nicht haben auffassen können; auch nicht einmal, wenn sie gleich schlechterdings moderne Männer seyn wollten. Was nun ein solcher Prediger vom Zorne Gottes, von welchem die 20. Predigt handelt, lehren werde, läßt sich erachten. Seine Meynung vom Teufel ist die Lessische. Nämlich

der

der Teufel soll längst von Christo zur Hölle verstoßen seyn, und keinem Menschen etwas mehr anhaben können. Die 22. Predigt weiß sich auf diesen Lehrsatz, nach jugendlicher Weise, sehr viel. Sie beantwortet die Frage Welches eigentlich unser größter Feind sey? und hat zum Text das bekannte Stück Ephes. 6, 10 — 17. Man erräth leicht, daß unser größter Feind unser eigenes Herz sey. Unter dem Teufel im Texte hingegen und auch 1 Petr. 5, 8. soll man den Verleumder, den falschen Ankläger ꝛc. verstehen, welche einzelne Zahl ja auch leicht genug mit der mehrern Zahl, weil es nun einmal viele Verleumder und falsche Ankläger giebt, verwechselt werden kann, wenn man einmal zu weise oder aus Mangel an Sprachkenntniß zu dreust ist, als den Text nach dem unwiderleglichen Sprachgebrauche zu verstehen. Diese Volkslehrer wissen auch nicht, daß, nach der Lehre der heil. Schrift, eben der Teufel der vornehmste Verleumder und falsche Ankläger ist, und daß er eben davon seinen Namen Teufel hat. Eins der ausgezeichnetsten Lessischen Lehrstücke ist dieses, daß die Privatcommunionen zwar gute und erbauliche Handlungen, die dem, der sie anstelle, heilsam und nützlich seyn könnten, aber nicht Abendmahl (des HErrn) wären. Eben diese so ganz neue Menschenlehre stellt hier die 25. Predigt auf. Gleichwohl ist nichts leichter für zuverlässige Wahrheit zu erkennen, als daß die Privatcommunion schlechterdings eine selbsterwählte Religionshandlung seyn müsse, also auch nichts weniger, als gut, heilsam und

nütz-

nützlich seyn könne, wenn sie nicht Abendmahl des HErrn ist. Denn auf wessen Einsetzung gründet sie sich nun? Und kann es erlaubt seyn, das Abendmahl des HErrn durch eine Privathandlung, die man nicht für des HErrn Abendmahl geachtet wissen will, nachzuäffen und zu parodiren? Also entweder die Privatcommunion ist Abendmahl des HErrn, oder sie ist schlechterdings eine der unerlaubtesten Handlungen. Wir wolltens Hrn. D. Less und auch diesem jüngern Prediger gern verzeihen, oder auch ihren Eifer gelobt haben, wenn sie das letztre behauptet hätten. Aber der erstre meynte vielleicht eine Ausflucht zeigen zu müssen, vermittelst welcher doch auch die Privatcommunion zugestanden werden könnte. Einen Weg in den Himmel für die Lessischen Nichtchristen (auch für die Nichtchristen unter den Christen) sucht die vorletzte Predigt zu zeigen. Wir wolltens wohl über uns nehmen, wenigstens einen weit scheinbarern Weg ausfindig zu machen. Allemal aber steht desfalls uns und allen bedächtigen die Regel entgegen: Forsche nicht, was dir zu hoch ist. Das möchte auch mancher Bauer bey sich denken, wenn er so viel Vorwitz von der Kanzel hört. Und man muß ja nicht nothwendig schon verdammen, was man selig zu preisen nicht wagen darf und auch mit Vernunft desto weniger selig preisen kann, weil mans nicht sattsam kennt.

Etwas allerdings merkwürdiges ist die schon verschiedentlich bekannt gewordne Rede an dem Gedächtnißtage der Reformation, worin Luthers

Luthers Verhalten bey der Wiederherstellung der reinen evangelischen Lehre, mit dem Verhalten der neuern sogenannten Reformatoren, verglichen wird, gehalten in dem größern Hörsale des quedlinburgischen fürstlichen Gymnasiums, und auf ausdrückliches Verlangen verschiedener Zuhörer zum Druck befördert von Karl Christian Voigt, Konrektor. 1782. 8. 30 Seiten. Die Wahl des Inhalts zu dieser Rede muß man allemal dem Zweck der Feyerlichkeit für gegenwärtige Zeiten sehr angemessen finden; und ob nun die Rede für die neuern sogenannten Reformatoren vortheilhaft oder nachtheilig lauten sollte, dies hieng von der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit dieser Gelehrten mit dem sel. Luther und von den Einsichten des Herrn Redners ab. Wenn man die neuern Reformatoren selbst einzeln durchfragen könnte, ob sie dem sel. Luther in seinem Verhalten nachzuahmen glaubten, und auf diese Frage eine runde Antwort begehrte, so müßten gewiß diejenigen unter ihnen in nicht geringe Verlegenheit gerathen, welche in der Geschichte der Reformation, so weit der große Mann sie selbst betrieben hat, keine Fremdlinge, und auch der Schaam noch fähig sind. Die Unähnlichkeit zwischen Ihm und denen, die jetzt noch weiter reformiren wollen, ist zu einleuchtend, als daß sie verkannt werden könnte. Und wenn denn Luther seines Verhaltens wegen, wenigstens überhaupt genommen und in Ansehung der eigentlichen Hauptsachen, rühmlich und bewundernswürdig ist, so möchten wohl die verän-

derten

derten Zeitumstände den neuern seynwollenden Nachfolgern keine genügsame Entschuldigung darüber an die Hand geben, daß sie gar zuweit an Denkungsart, Gesinnung, Grundsätzen und Verhaltungsweise von Ihm abstehen. Hr. Voigt zeigt sich als einen Mann von guten Kenntnissen und von freudiger Entschlossenheit, durchaus mit dem sel. Luther an der Lehre Jesu Christi, der Propheten und der Apostel zu halten, gegen welche er denn mit erwiesenem Recht alle damit nicht übereinstimmende angebliche Weisheit für verachtungswürdig ansieht. Nothwendig also mußte seine Vergleichung zum großen Nachtheil der neuern Reformatoren ausfallen. Er spricht völlig ohne alle redneriſche Kunst und ohne affectartigen Ausdruck, bloß rein, fließend und deutlich; und wo wir uns nicht irren, so sehen vornehmlich deswegen die Betreiber und Gönner der jetzigen Neuerungen zu dieser Rede sehr finster, weil sie von dem Inhalt derselben auch gar nichts auf die Rechnung der Declamation schreiben können, um ihn zu verkleinern. Hr. D. Semler kann auch nicht sagen: Seht da die Berliner nach dem Leben geschildert! Denn er steht hier für jeden Kenner mitten unter ihnen, und zwar ziemlich hervorragend. Doch wir müssen auch einige Proben mittheilen. S. 23. „Luthers ganzes Bemühen gieng dahin, nach Pauli Exempel, „alles Vertrauen auf eigne Kräfte, auf eigene „Würdigkeit und Verdienste vor Gott zu verbannen, und bloß Christi Verdienst den Menschen „wichtig und theuer zu machen: Unsere neueren

Refor-

„Reformatoren suchen das Vertrauen auf eigene „Kräfte, auf eigene Würdigkeit wieder herzustel„len, und wollen von keiner Genugthuung, von „keinem Verdienst Christi, das uns zugerechnet wird, „und folglich auch nichts von der schriftmäßigen Leh„re von der Rechtfertigung durch den Glauben etwas „wissen, welches doch den Hauptinhalt der Briefe „Pauli ausmacht. Sie behaupten zwar mit uns, daß „wir nicht durch eigene Verdienste selig werden. „Aber diese Redensart hat, in ihrem Munde, eine „ganz andere Bedeutung. Bey ihnen heißt sie: „Wir können Gott keine Wohlthaten erzei„gen, uns also nicht um ihn verdient machen, „daß er uns Dankbarkeit beweisen müßte. „Allein in diesem Verstande wird selbst ein Rö„misch-katholischer eingestehen, daß wir keine Ver„dienste vor Gott haben. Wenn Luther und seine „Gegner um die Verdienstlichkeit der guten Wer„ke stritten, so waren dieses eigentlich die streiti„gen Punkte: Sind unsere unvollkommenen „Werke der Bewegungsgrund, warum uns „Gott die Sünde erlassen und ewig glücklich „machen will? oder haben wir es allein „unserm Erlöser zu verdanken, wenn wir be„gnadiget werden? Muß nun die letzte Frage „nicht, nach den Grundsätzen der Neuern, die von „keinem Verdienste Christi etwas wissen wollen, „mit Nein beantwortet werden? — S. 25. „Sonderbar ist es, daß sie die Welt dabey über„reden wollen, als ob ihre Neuerungen nur ver„schiedene Erklärungsarten, verschiedene Arten des „Vortrags in Ansehung der alten Lehre ausmach„ten,

„ten, und daß es also schreckliche Intoleranz, „Menschenhaß und Ketzermacherey wäre, wenn „man ihnen darinn verhinderlich seyn, und nicht „alle Freyheit im Lehren und Schreiben lassen woll„te. —“ S. 28. „Pflicht ist es also für jeden recht„schaffnen Protestanten, der Gelegenheit dazu hat, „für die gefährlichen Grundsätze der neuern Re„formatoren zu warnen, und ihnen die betrügliche „Larve abzuziehen, hinter welcher sie ihre wahre „Gestalt zu verbergen suchen.“ S. 29. „Wer „würde es nicht für grausam halten, wenn man die „Juden, christliche Lehrer in ihren Synagogen auf„zunehmen, zwingen, oder einer römisch-katholi„schen Gemeinde protestantische Lehrer aufbürden „wollte? Und sind jene (die neuen Reformatoren) „nicht, zum Theil, noch weiter in ihren Grundsätzen „von uns entfernt, als die Papisten? Genug wür„den sie erlangt haben, wenn man ihnen verstattete, „ihre eigene Gemeinden zu errichten, ihre eigene „Kirchen zu erbauen, ihre eigene Schulen und Aka„demien zu halten. Nur den evangelisch-luthe„rischen Gemeinden, sie als öffentliche Lehrer „anzuweisen, dies wäre offenbarer Gewissenszwang „und unerträgliche Religionsverwirrung.“ Bey Abhaltung dieser Rede soll auch Hr. Consist. R. Hermes gegenwärtig gewesen seyn, und so haben schon gelehrte Zeitungen die Kränkung aufs bitterste beklagt, die ihm Herr Conrector Voigt hiemit angethan habe. Also soll man denn wohl den letztern für einen sehr ungesitteten Mann halten? Er hat gleichwohl in seiner Rede keinen neuen Reformator mit Namen genannt, noch auch sonst zu verste-

hen gegeben, daß in Quedlinburg schon irgend ein ansehnliches geistliches Amt mit einem neuern Reformator besetzt sey. Auch, wenn er sogar bis dahin herausgegangen wäre, könnte er doch mit keinem guten Grunde getadelt werden, wenn er die historische Wahrheit auf seiner Seite hat; oder in welchen Tadel müßte D. Luther fallen, daß er durch öffentlichen Anschlag seiner Sätze im J. 1517. den Ablaßkrämer Tezel und weit höhere Personen, bis zum Pabst selbst, gekränkt habe? Die neuern Reformatoren sind in der Voigtischen Rede ohne alle Kunst im allgemeinen charakterisirt, und die hier charakterisirten sind solche Männer, vor welchen die ganze Christenheit mit Recht gewarnt wird. Hat sich Hr. Hermes getroffen gefunden, so ist die Schuld nur seine. Warum hat er sich so verhalten, daß die Anwendung auf ihn so leicht gemacht werden konnte, oder von selbst erfolgte? Und es steht noch bey ihm, in öffentlichen, auch im Druck herauszugebenden Predigten das Gegentheil von dem allen zu lehren und unverdächtig, seine Person betreffend, zu bezeugen, was in dieser Rede als Lehre und Absicht der neuen Reformatoren angegeben wird. Wie oft und vielfach aber mag er selbst redliche Christen, die an der unverkünstelten Schriftlehre halten, durch seine Vorträge, und auch wohl insbesondere solche Männer, als der dasmalige Redner bey der Reformationsfeyer im Quedlinburgischen Gymnasium war, durch verkleinernde Beschreibungen der ihm entgegenstehenden Orthodoxen gekränkt haben? Wir wissen aus nahen Erfahrungen, wie es diese Männer machen. Ohne je etwas

von

von Bedrückung und Verfolgung erlitten zu haben, klagen sie von den Kanzeln über solche Leiden, die sie bloß aus Unmuth erträumen, auch an Orten, wo man, nicht ohne Bedrückung der ihnen zum Spott dienenden Rechtgläubigen, alle ihre Anmaßungen und Erdreustungen wider den symbolischen Lehrbegriff, auf welchen sie ins Amt gesetzt sind, mit ganz unrecht angelegter Großmuth übersieht.

Von guter Hand kam an uns Der Wolf im Schaafpelz 1783. 8. 64 Seiten, ohne Anzeige des Verlag- und Druckorts; auch ist uns der Verfasser nicht bekannt. Er beschreibt sich aber als einen schon alten Mann, und als einen 30jährigen vielfach versuchten Christen, und äußert gleich Anfangs, daß er durch diese Schrift etwas wage. Wahrscheinlich also steht er an einem Orte, wo Wölfe im Schaafpelz herrschen. Er erklärt darinn mit großer Wehmuth seinen Abscheu vor den modernen, theils offenbaren, theils schleichenden unverantwortlichen Verkehrungen des Geheimnisses der Gottseligkeit, nämlich der allein heilbringenden Lehre von Christo, zeigt die kahle Blöße alles dessen, was man dagegen aufstellen will, kündigt die unvermeidliche Verfinsterung alles Christenthums an, die aus so großen immer weiter verbreiteten Verwirrungen erfolgen müsse, tröstet sich darüber für seine Person nicht nur mit der seligen Ewigkeit, sondern auch mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß nachher doch die erfreulichen Weißagungen von der Ausbreitung des wahren Christenthums über die ganze Erde ihre vollkommne Erfüllung erreichen werden, und ermahnt und warnt am Ende insbe-

sondere junge Theologen aufs lieblichste vor dem fressenden Uebel der neuen sich einen bessern Schein gebenden Profanität und wahren Verachtung und Verleugnung Jesu Christi, des Sohns Gottes, und seiner Versöhnung; alles in einer sehr guten, nicht altfränkischen Sprache, die man von einem alten ächten Diener seines HErrn nicht erwartet, und die seiner Schrift auch äußerlichen Reiz giebt. Unter den modernen verkappten Christenthumslehrern hat ers erstlich mit dem Verfasser der Briefe über die Bibel im Volkston zu thun, nachher etwas kürzer mit den Verfassern der theol. Artikel in der Allgem Deutschen Bibl., die vorgeben, in des sel. D. Luthers Fußtapfen zu treten, endlich namentlich mit Hrn. Probst Teller (in dessen Gesellschaft auch Hr. Steinbart, dessen Vater der Hr. Unbekannte als einen ganz andern Mann gekannt hat, erwähnt wird) besonders mit dessen Wörterbuche des N. T., aus welchem er den Artikel Versöhnung, vornehmlich die Tellersche Erklärung von 2 Cor. 5, 19. aushebt und beurtheilt, wo nämlich Paulus mit dem Ausdruck Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber, nichts weiter gesagt haben soll, als: „der göttliche Rathschluß, de„nen Menschen die Sünden nicht zuzurechnen, „ist Jesu Christo zur Bekanntmachung und „Vollziehung anvertrauet worden.“ Er unterläßt dabey nicht, mit beyzubringen, daß der Hr. Probst seine Erklärung Weisheit nenne, und zwar verborgene Weisheit, und daß derselbe den glücklich preise, der sie finde. Bey diesen Herren ist nun freylich die Verblendung, statt der gerühmten Aufklä-

klärung, groß, und doch möchte man zweifeln, ob ein solcher augur den andern ohne Lachen, welches denn allerdings eine besondere Moralität hätte, ansehen könne — Teller und Steinbart. Auch unsre Seelen sollen nicht in ihren Rath kommen! S. 53 — werden einige der Bezeugungen des sel. Luthers von Christo, welche Hollaz seiner Gloria Christi biblica angehängt hat, mitgetheilt, um es deutlich genug wahrnehmen zu lassen, wie nichtig und trüglich oder albern es sey, wenn sich die heutigen Reformirer mit dem christlichen Reformator, Luther, in Vergleichung stellen. Luther rechnete gerade alles auf Christum, und diese Leute rechnen endlich gar nichts auf Christum. Luther suchte die heilsame Lehre von Christo aus dem Staube wieder hervor, und diese Leute gehen durchaus darauf um, sie in Moder zu begraben. Eben so richtig hätte sich la Mettrie mit Leibnitz vergleichen mögen, und noch richtiger jeder lustige Rath mit dem größten Staatsminister.

Da mein Leben bis hieher nicht ohne Kreuz gewesen ist, so suchte ich viel Gutes in folgendem Buche: Das Geheimniß des betrübenden und tröstenden, des tödtenden und lebendig machenden, des erniedrigenden und triumphirenden Kreutzes Jesu Christi und seiner Glieder. Mitten im Kreutze von innen und von außen, beschrieben von einem Jünger des Kreutzes Jesu. Nebst einigen beigefügten lateinischen Gedichten über verschiedene Gegenstände, die gleichfalls in der Einsamkeit auf dem Sonnenstein verfertigt worden sind. Cara CrVX, MIhI DVX. Chere CroIX, gVIDe assVré,

Menez aV port az Vre! Aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig, in Commission bey Adam Friedrich Böhme. 1782. 8. 392 Seiten. Durch das, was als Vorrede und Vorbericht voraufgehet, wurde meine Hoffnung noch mehr gespannt. Der Uebersetzer nennt den Verfasser Douze-Tems, der ein Französischer Flüchtling gewesen, und weil er mit andern in den Verdacht gekommen, den König von Polen und Churfürst von Sachsen, August mit Gift vergeben zu wollen, auf die Festung Sonnenstein gesetzt worden, nach befundener Unschuld aber wieder in Freyheit gekommen seyn soll. Der Verfasser selbst in dem einleitenden Briefe an Theophilus redet eine so viel christliche Bescheidenheit und Geduld athmende Sprache, daß man für ihn eingenommen wird, außer daß er S. 13. schreibt: „Diese Gedanken sind von selbst, „ohne Bemühung und ohne vieles Nachsinnen aufs „Papier geflossen; als ein Werk von so viel Tagen, „als Sie hier Kapitel finden werden (15 Kapitel) „und zwar von einigen Stunden des Tages, so viel „derselben ein Mann von meinem Alter, der ziemlich „langsam schreibt, dazu nöthig hat.“ Hiebey läßt man mit Grunde die gute Hoffnung sinken, es sey historisch wahr oder unwahr, also bloß eitle Prahlerey, daß dies Buch ein Werk von 15 Tagen sey. Es ist voll von sehr sonderbarer Geschwätzigkeit, die freylich nicht viel Zeit erforderte; jedes Kapitel aber führt zum Epiphonem ein kleineres oder größeres Geschwader lateinischer Ver[illegible], mehrentheils Hexameter und Pentameter, hinter sich, in welchen ich bey überhingehendem Durchlesen wenigstens keine

pro-

prosodischen Fehler gefunden habe, die auch mehrentheils gut klingen, nur daß ihr Gehalt dem Inhalt der Kapitel gleich ist. Der Verfasser nennt alle Leiden und alle Beschwerlichkeiten, die den Menschen je und irgendwo drücken, Kreutz, vereinigt in sich alles Sonderbare und Ausschweifende, das man je zerstreut bey Mystikern, Alchymisten, Separatisten, Wiederbringern ꝛc. antreffen mag, und spricht, wie diese Leute alle, mit großer Zuversicht ab. Von der Versöhnung drückt er sich mehrmals scheinbar richtig aus, auf zugerechnete Gerechtigkeit aber schilt er mit der unleidlichsten Frechheit. Wunderbar ist es, wie hier oft die Materie, ihre Eigenschaften und Wirkungen, mit dem, was Geist und geistig oder geistlich ist, zusammenfließt und wie Eins wird. Die Sonne muß mehrmals herhalten, und ist in diesem Buche eine Oeffnung im Firmament, durch welche das innere Licht der göttlichen und englischen Welt der äußern Welt mitgetheilt wird. Auch die Höllenstrafen sind Kreutz, welches die Absicht hat, die Bösen zu reinigen und zu läutern, welche Absicht bey einigen früher, bey andern später, bey allen aber erst binnen sehr langen Zeiträumen erreicht wird; auch aber das Kreutz der Gläubigen geht nicht mit diesem Leben zu Ende. Und so handelt ein Kapitel vom Kreutze nach dem Tode — wie ein anderes von den Wundern des Kreutzes in der äußern Natur. Am Ende von S. 359. an folgt noch ein Hortulus sacer, auch in lateinischen Versen, nach mehrern Abtheilungen. Num. 1. heißt Auis in cauea:

Curat auem in cauea Dominus, Dominique uicissim
In cauea curas, donaque cantat auis.

Dieses aber ist eins der leidlichsten Stücke. Uebersetzer und Verleger dieses Buchs meynt gewiß, große Weisheit durch dasselbe zu befördern.

2.) Philosophie und Naturwissenschaft.

In Leipzig hat nun der schon längst um die dasige Universität hochverdiente außerord. Professor der Philosophie, Herr Christ. Friedr. Pezold, welcher als Bacc. Theol. auch einer der wichtigsten theologischen Docenten ist, die ordentliche Professur der Logik, nachdem Hr. Prof. Clodius dieselbe mit der Professur der Poesie sehr glücklich vertauscht hatte, erhalten. Seine am 26. Febr. d. J. mit großem Beyfall pro Loco nach dortigem Herkommen öffentlich vertheidigte Dissertation handelt de Assensione, imprimis ea, quæ moralis recte dicitur, und beträgt 35 Quartseiten. Es läßt sich kein Gegenstand denken, durch dessen Behandlung ein bestellter Lehrer der Logik besser zeigen könnte, daß er seiner Lehrstelle gewachsen sey, als eben dieser; und da derselbe für die jetzige Zeit von ganz besonderer Wichtigkeit ist, so theilen wir die Hauptsachen dieser, auch sehr gut lateinisch geschriebenen, gründlichgelehrten Abhandlung mit. Nach vorausgeschickter Vorbereitung und Definition des Beyfalls bemerkt der Hr. Verf., daß die menschliche Natur durch Ursachen sehr verschiedener Art sowohl zum Beyfall bewogen, als davon zurückgehalten werden könne und werde, durch Ursachen, die theils im Verstande, theils im Willen liegen.

liegen. Dem Willen nämlich gehören die Begierden und Gemüthsbewegungen an, welche, wie die Erfahrung lehrt, sehr viel vermögen, der Wahrheit Beyfall zu verschaffen, wenn sie angenehm ist, und ihr den Eingang zu verschließen, wenn sie keine Befriedigung bey ihr finden. Das wäre denn doch schon für Jedermanns Bemerkung genug offenbarer Einfluß des Willens auf den Verstand, was auch so viele andre Philosophen dagegen sagen mögen; hier aber giebt es nur die Einleitung zur Erklärung der Verbindung, in welcher beyderley Kräfte überhaupt, und besonders in Absicht auf Erkenntniß und Beyfall mit einander stehen. Unter dem Verstande (im weitern Sinn, wie das Wort allemal genommen wird, wenn man der Seele 2 Haupt-Vermögen, Verstand und Willen beylegt) werden alle Vorstellungskräfte zusammenbegriffen, sowohl die Kräfte der mehrerley Empfindungen, des Gedächtnisses, der Einbildung, als die Kräfte zu urtheilen und zu schließen. Der Wille faßt in sich die Triebe oder Begierden, weiter aber auch das ἀυτεξσιον oder die Freyheit. Dies sagt der §. VI. und setzt nun natürlicher Weise als das erste von der Verknüpfung der beyden Hauptkräfte an, daß durch die Vorstellungen im Verstande die Begierden erregt und in Wirksamkeit gesetzt werden, wobey aber zugleich angemerkt wird, wie es, vermöge der Freyheit, wenigstens oft in unsrer Gewalt sey, die rege gewordnen Begierden zu regieren. Im §. VII. aber folgt sogleich, daß auch der Wille rückwärts über den Verstand viel vermöge, nämlich ihn

richte und lenke, von diesen Gegenständen weg, und zu andern hin, und daß dieses zum Theil schon durch die Wirksamkeit der Triebe an sich geschehe, zum Theil aber auch durch unser freyes Zuthun, da jeden sein Gefühl lehre, daß ers in der Gewalt habe, auf dies oder das aufzumerken, und es zum Gegenstande seiner Sinne, seines Nachdenkens und seines Studirens zu wählen; auf welche freye Macht sich denn eben die Zurechnung und die Lob- und Tadelnswürdigkeit unserer Erkenntniß und Einsichten und unsrer Unwissenheit gründet. Nun zeigt der §. VIII. wie der Beyfall durch vereinigte Wirksamkeit des Verstandes und Willens entstehe. Der Verstand wirkt nach gewissen physischen Actionsgesetzen, d. h. vermöge der von Gott gemachten Natur und Richtung seiner Kräfte denkt er diese Begriffe in Verbindung mit einander, andre hingegen in Trennung, urtheilt also hiemit ohne Willkühr bejahend und verneinend, sieht hier etwas als wahr, dort etwas als unwahr. Zur Beruhigung der Seele aber bey diesen Urtheilen, damit nicht eine endlose bloße Beschauung daraus werde, ist auch der Wille erforderlich, dessen verschiedene Triebe, darunter der Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit, nie eine Befriedigung erreichen könnten, wenn die Urtheile des Verstandes nie abgeschlossen, für wahr und richtig angenommen würden, um nun zum Nachdenken weiter gebraucht, und befolgt zu werden. Der Beyfall also ist eine zusammengesetzte Handlung des Verstandes und Willens, nämlich diejenige Handlung der Seele,

Seele, wodurch sie etwas für wahr annimmt, und sich, mit Zurückweisung des Zweifels, dabey zu beruhigen beschließt. Im §. IX. wird kurz gezeigt, wie demnach der Scepticismus weder mit sich selbst bestehen, noch je eine unschuldige Sache seyn könne, weil er zugleich alle unsere Pflichten ungewiß macht, die Schuld der menschlichen Irrthümer und Laster auf Gott, als Urheber der Natur aller Dinge und unsrer Seele, zurückwirft, und schon hiemit das Daseyn Gottes selbst in Zweifel bringt oder leugnet. Der §. X. und XI. legt genauer vor, wie viel zur Sache des Beyfalls im Verstande zu suchen sey, nämlich auch irgend ein wirklicher oder scheinbarer Beweisgrund, daher nichts thörigteres und unmenschlicheres gedacht werden könne, als Jemanden anders als durch Belehrung zum Beyfall bringen zu wollen — und was der Wille zum Beyfall beytragen müsse, selbst in Absicht auf die einleuchtendsten und ewig nothwendigen Wahrheiten. Für dies letztre geben selbst die Zweifelsüchtigen und die Menge derer, welche von ihren Lusten zurückgehalten, den bestens bewiesenen Wahrheiten ihren Beyfall versagen, oder nie zur Gewißheit kommen, ingleichen die ihren Neigungen zugefallen, die schlechtesten Sätze für wahr annehmen, den klärsten Beweis ab. Im §. XII. finden sich diejenigen, so groß auch ihre Anzahl ist, abgewiesen, welche leugnen, daß uber den Verstand der Wille etwas vermöge, und vielmehr eine gänzliche Abhängigkeit des Willens vom Verstande und Bestimmung zu aller seiner Wirksamkeit durch die Vorstellungen des

Ver-

Verstandes (wie wohl selbst hieraus nicht einmal folgen würde daß der Wille nicht auch zurück auf den Verstand wirke) behaupten. Sie sprechen das ohne allen Beweis, und, wie hier der Ausdruck richtig lautet, inuita natura, inuito communi omnium hominum sensu, welches auch näher dargelegt wird, sogar mit Berufung des Hrn. Verf. auf die Stoiker und auf die neuern Philosophen, Malebranche, Locke und le Clerc. Von §. XIII. an wird von der Verschiedenheit des Beyfalls nach einigen Abtheilungsgründen gehandelt. Er ist erstlich entweder ein richtiger und geziemender (recta et iusta) oder ein unbedächtiger und gleichsam blinder. Dieser ergreift bald etwas wahres, bald etwas falsches; der richtige hingegen nimmt nur, was wahr ist, an, da er allemal einen tauglichen Grund hat, welcher die Seele auf unverdächtige Art zum Beyfall neigt. Dieser Grund wird entweder deutlich erkannt, oder nur genügsam empfunden. Auch die Philosophen, welche von einem Erkenntnißgrund auf den andern gliedweis zurückzugehen wissen, kommen doch endlich allemal auf einen solchen Satz, der sich unmittelbar auf das Wahrheitsgefühl gründet, und nach der höchsten Hauptregel, daß dasjenige wahr sey, dessen Gegentheil entweder an sich undenkbar ist oder doch nicht als wahr gedacht werden kann, für wahr angenommen wird. Was mit diesem höchsten Grundsatz so zusammenhängt, daß sein Gegentheil an sich undenkbar ist, ist hiemit demonstrativ, apodiktisch, als wahr bewiesen. Was hingegen bey Vergleichung

mit

mit seinen Gegensätzen einzig oder besser mit demonstrativen Wahrheiten oder dem höchsten Grundsatze zusammenstimmt, obgleich auch das Gegentheil an sich noch denkbar ist, heißt wahrscheinlich, und ist es oft in so hohem Grade, daß es an Gewißheit den demonstrativen Wahrheiten im geringsten nichts nachgiebt. Der §. XV. unterscheidet den vollkommnen von dem unvollkommnen Beyfall; und §. XVI. geht zur Abhandlung des moralischen Beyfalls über, welcher nach Anzeige seines Namens demjenigen entgegengesetzt wird, den uns die Beweisgründe abnöthigen. Hier aber erklärt der gelehrte und scharfsinnige Philosoph fürs erste überhaupt, was moralisch, nach gutem Sprachgebrauche, heiße, und zeigt für alle Wahrheit liebende Leser zur Gnüge, daß in der Seele des Menschen eine solche Kraft der Freyheit sey, vermöge welcher es ihm wahrhaftig möglich ist, anders zu handeln, als er handelt, so, daß viele seiner Handlungen weder durch äußerliche auf ihn wirkende Ursachen, noch durch innere Gründe für die Zeit, da sie geschehen, physisch nothwendig sind, sondern eine wahre Zufälligkeit haben, also nicht aus dem eben gegenwärtigen Zustande vermöge determinirender Gründe, unausbleiblich erfolgen. Freylich konnte er hier nicht alle ältere oder neuere Ausflüchte der Fatalisten, die allemal den sicher leitenden Gemeinsinn (sensum communem) wider sich haben, abschneiden. Doch giebt er zur Gnüge zu erkennen, daß das innere Gefühl und Bewußtseyn (quæ, ut est apud Quintilianum, pro mille testibus est) von Freyheit jederzeit

ein

ein unwiderleglicher Beweis dafür bleiben werde. Und diejenigen neuern Fatalisten, oder, wie sie lieber heißen, Deterministen, welche zu erklären suchen, warum Gott den Menschen, den Wahn der Freyheit, ohne die Sache der Freyheit, gegeben habe, gestehen eben damit, daß sie dem gemeinen Menschenverstande ins Angesicht widersprechen, da zuletzt alle Gewißheit auf dem Gefühl der Wahrheit beruht. Zugleich aber ist auch hier schon auf die vor kurzem erschienene Schrift des Hrn. Prof. Ehlers in Kiel Ueber die Lehre von der menschlichen Freyheit ꝛc. so viel Rücksicht genommen, als Kenner nöthig halten mögen. Denn über viele solche Schriften braucht man nur ein kurzes Urtheil zu sagen. Ferner giebt der §. XVII. die Definition des moralischen Beyfalls und nebst §. XVIII. die genauere Erklärung desselben. Der moralische Beyfall nämlich ist derjenige, der uns nicht durch die physische (d. h. causalisch bestimmende) Kraft der Beweisgründe abgenöthigt wird, wie wir übrigens viele Dinge ohne weiteres Bedenken für wahr zu halten genöthigt werden, falls wir nicht schon in der Zweifelsucht die höchste Fertigkeit erlangt haben. Gegenstände des moralischen Beyfalls sind vornehmlich diejenigen nicht bloß sinnlichen Wahrheiten, welche unsern Trieben und unsrer Gemüthsbeschaffenheit nicht gleichgültig sind. Diese mögen oft noch so überwiegende Beweisgründe für sich haben, so wissen die Menschen ihnen dennoch den Beyfall zu versagen, und dagegen die thörigtsten Meynungen zu ergreifen,

wie

wie tägliche Beyspiele, besonders solcher Leute lehren, deren Gesinnung und Sitten mit der wahren Religion sich nicht wohl vertragen. Die Erscheinung gründet sich darauf, daß die Beweisgründe ihre Kraft nur beweisen können, wo sie ungehindert zu Gemüth genommen und sattsam deutlich und lebhaft gedacht werden. Die in Weg tretenden Hindernisse sind von verschiedener Art, und hängen entweder von dem gegenwärtigen oder von dem vorhergehendem moralischen Verhalten, auch fehlerhaftem Studiren, oder von irgend anderweitiger Verderbniß und Schwäche der vornehmsten Seelenkräfte ab. Der moralische Beyfall ist also von physischer Nothwendigkeit frey. Hingegen hat er eine moralische Nothwendigkeit, welche die Wahrheit nicht auforingt, sondern empfiehlt, nicht zur Annahme derselben zwingt, sondern dazu verpflichtet, daß man sich verbunden erkennt, beyzustimmen, wenn man im Urtheilen und Handeln, Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit, Klugheit vor Gott und Menschen beweisen will. — Oft nämlich erlauben es moralische Ursachen nicht, zweifelhaft zu bleiben, und den Beyfall zurückzuhalten, und so ist die moralische Nothwendigkeit d. h. Verbindlichkeit da, dem beyzufallen und zwar mit ruhiger Sicherheit, was offenbar die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat und mit der völlig erwiesenen Wahrheit aufs beste zusammentrifft. Dieses findet schon statt, wo wir sonst unsre eignen erlaubten Zwecke ganz oder zum Theil schlechthin aufgeben müßten; und hier hüten wir uns auch gewöhnlich mit aller Vorsicht

vor

vor unnützem Scepticismus. Eigentliche Pflicht aber ist es in allen den Fällen, wo wir unvermeidlich unserm Schöpfer selbst, der unsre und aller Dinge Natur nun einmal so eingerichtet hat, und uns durch seine Regierung solche Beweisgründe vorhält, zur Verantwortung stehen müssen. Der §. XIX. legt vor, was moralische Gewißheit sey, welche der demonstrativen im geringsten nicht nachsteht oder nachstehen soll; der XX. vergleicht hiemit die eignen Bekenntnisse der Philosophen von der neuen Akademie, zu welchen sich Cicero gesellte. Sie leugneten alle Gewißheit, und wollten daher überall den Beyfall zurückhalten, fanden sich aber genöthigt, einzuräumen, daß man im gemeinem Leben der Wahrscheinlichkeit nachgeben müsse, weil sonst alles in Verwirrung gehen würde. Die Bestätigung und Erläuterung dieser wichtigen Lehrstücke durch Beyspiele aus der Natur der Dinge und des Menschen und aus dem gemeinen Leben behält hier der Hr. Verf. für eine bald nachher erschienene kleine Schrift vor, und beruft sich fürs erste nur auf die Freundschaft und den Umgang der Menschen unter einander, welcher ohne Achtung dessen, was nur durch Gründe der Wahrscheinlichkeit zu beweisen ist, und ohne moralischen Beyfall schlechterdings nicht bestehen könnte. Nachher folgen gleichfalls nach Leipziger Herkommen bey solchen Streitschriften noch einige kurzgefaßte erhebliche Sätze für solche Disputanten, die etwa nicht Zeit oder Lust haben, die ganze Dissertation durchzulesen, weil auf jener Universität jeder graduirte Gelehrte

nach

nach Belieben als Opponent erscheint, ohne vorher insbesondere darum gebeten zu seyn, daher die dasigen öffentlichen Disputationen nicht für gewöhnlich nur gelehrte Staats-Assembleen sind, sondern öfters ein sehr ernstliches Ansehen erhalten.

Zur Antrittsrede auf den 1. März d. J. lud Herr Prof. Pezold Rectorem Acad. Magnif. Celsissimos Principes (in Leipzig studirende Prinzen, nämlich den Erbprinzen von Nassau-Weilburg und einen Prinzen von Schwarzburg-Sondershausen, zu welchen nun noch 3 Prinzen von Holstein-Augustusburg gekommen sind, worüber andere Universitäten neidisch werden möchten) Illustriss. Comites, utriusque Reipublicæ proceres &c. durch ein Programm auf XX. Quartseiten ein, welches eben jene Lehrsätze von dem moralischen Beyfall durch Berufung auf mehrere unentbehrliche Gegenstände der menschlichen Erkenntniß bestätigt und erläutert. Viele Dinge nämlich, an denen uns doch viel gelegen ist, lassen sich, vermöge ihrer und unsrer Natur, nicht demonstrativ, sondern nur auf dem andern Erkenntnißwege, welcher von der Wahrscheinlichkeit seinen Namen hat, erkennen und durch moralischen Beyfall für wahr halten. Dahin wird hier gerechnet alle Auslegung der Gedankenzeichen und Sprachen, so auch der Gesetze, und eben so der übernatürlichen Offenbarung; alle Geschichte, und also eben so die biblische, gegen welche sich jetzt so viele Gelehrten auf die elendeste Art fremd stellen, da sie doch im Ueberfluß alle die Kennzeichen der Wahrheit und unleugbaren Zuverlässigkeit für sich hat, wegen welcher andere uns gleich- oder vorzeiti-

ge Geschichte ohne die geringste Bedenklichkeit für wahr und vollkommen gewiß angenommen wird; eben so aber alles oder beynahe alles zur wahren Religion gehörige. Zur Probe erlauben wir uns von S. XVI. an etwas in abgebrochnen Stücken mitzutheilen: Iam porro si quis existimauerit, nihil aut parum certi esse in rebus diuinis — — — is quidem aut parum acutus nec logica doctrina excultus aut cupiditate aliqua et partium studio impeditus iure censeatur. Nam in logicis quidem demonstratur, ad certam rerum cognitionem non unam illam uiam per ἀποδειξιν, sed plures nobis patere uias, et perspicue ac certo aliquam partem rei cognosci posse, etiamsi non tota comprehendi possit — — Docet hæc eadem sensus ipse communis, cuius hæc uis est, ut illi ipsi, qui contra religionem eo, quo dixi, modo disputant, aliter et rectius uersentur in iudicanda ueritate et certitudine rerum ad religionem nihil pertinentium, multaque credant ipsi v. g. in physicis, quorum uel causa uel modus uel consilium ignoratur, unde apparet, non incorrupte iudicantium, sed cupide optantium esse illam omnem disputationem, qua rerum diuinarum inprimis earum, quæ mysteria dicuntur, qualia etiam naturalis habet religio, ueritatem conuellere studeant. Denique, quod πρωτον ψευδος est, in eo maxime illi falluntur, quod non intelligunt, hanc esse uim et naturam religionis et uirtutis, quæ unice Deo probetur, ut, cum ipsa moralis et uoluntaria sit, morali etiam assensione uelit comprobari ueritatem rerum diuinarum. Si iis argumentis demonstrata haberetur ueritas religionis, quibus uel pertinacissimus quisque

ad

ad assentiendum cogeretur, si perpetuis iisque manifestis miraculis conspicua esset prouidentia diuina, mundum gubernans, si omnium, quæ credi uult religio, necessitas talis, qualis est ab Euclide demonstratorum, et esset et intelligeretur, si nihil admodum difficile intellectu, nihil obscurum — — assentirentur ei quidem fortasse omnes, sed ea assensione, quæ nihil cum laude et uirtute coniunctum haberet, et ne locum quidem morali uirtuti uoluntarioque Dei cultui, qualem in hac uita Deus exigit a nobis, relinqueret. An hoc est Deum colere, si credas, solem de die lucere, aut æqualia si addantur æqualibus, effici æqualia? An uirtus est, si quem tibi sitienti altera manu uenenum altera salubrem potionem porrigere uideas, hanc sumere, ab illo abstinere? An amoris et amicitiæ est, tum demum fidem habere amico asserenti aliquid aut promittenti, si fidem dictis faciat ea ratione, quæ nec inimicissimo dubitandi locum ullum relinquat? — — Ita sufficere debet iis, qui inter cultores Dei censeri Deoque probari uelint, religionis ueritatem moraliter certam esse argumentis non physicam quidem sed tamen moralem assentiendi necessitatem afferentibus, quæ si multis, qui sibi sapere uidentur, non satisfaciunt, cum ipsis eadem aut eorum simillima argumenta satisfaciant in aliis rebus — manifesto illi indicio produnt animum a Dei cultu alienum, nec habent iustam pertinaciæ in assensu denegando excusationem. Voluit enim Deus in ipso assensu, quem religioni præbemus, obsequii et amoris erga se nostri exercitium et documentum extare, quo nec aliud præstantius et naturæ nostræ morali consilioque, quo nasci nos Deus uoluit, accommodatius esse et

cogitari possit — Die Antrittsrede selbst hat gehandelt de Philosophia sensus communis interprete. Auch aus diesem Them mag Jeder, der nicht selbst mit seiner Philosophie den gesunden Menschenverstand vorbey gelaufen ist, den ächten philosophischen Geschmack des gegenwärtigen ordentlichen Lehrers der Logik auf der Universität Leipzig schon in der Ferne wahrnehmen. Glückliche Jünglinge, welche durch die freundliche Vorsehung Gottes zu solchen Lehrern kommen, die zeitig genug fühlen, welchen Schatz sie hier einkaufen können, und dagegen alle übermüthige und eben so thörigte Transscendenz von Herzen verachten lernen! Wo es auch nur Einen solchen philosophischen Lehrer gäbe, wenn er nicht etwa in finstern Schatten hingestellt ist, da können doch junge Leute noch einen sichern und guten Weg gehen, wenn sie wollen, mag es denn eben da auch ganz andre geben, die sich noch leichter viel Beyfall zu verschaffen wissen. Nur die geringere Anzahl der jüngern, wie der ältern Menschen, bequemt sich dazu, die Wahrheit lieb zu gewinnen, und mehr, als Gold, hochzuachten.

Von den Schriften der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde ist an der Ostermesse der Vierte Band mit Kupfern im Verlag der Realschule erschienen, und beträgt, außer gewöhnlichem Zubehör 447 Seiten 8. Er enthält, wie die vorhergehenden, eine Menge physikalischer Nachrichten, neuer Bemerkungen und mit Fleiß angestellter Beobachtungen und Untersuchungen, wovon wir nur ganz wenig erwähnen können.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0366
DFG

können. Auch in dieser Gesellschaft ist Hr. O. C. R. Silberschlag nie müßig, und hat für das mal N. III. die Bestimmung der Schwere eines Cubikfußes Wasser geliefert. Nicht leicht hat Jemand je diesen Gegenstand, der besonders für die Hydraulik von nicht geringer Wichtigkeit ist, mit ähnlicher Genauigkeit, zum Theil auch freygebigem Aufwand, erforscht. Daher fällt denn aber auch diese Bestimmung etwas anders aus, als die sonst gewöhnlichen. Sie besagt, daß ein rheinischer Cubikfuß Wasser nach Cöllnischen Pfunden 65 Pfund 17 Loth, nach Berliner Gewicht hingegen 65 Pfund 12 Loth 1 Qu. an Schwere betrage. N. VII. hat Hr. Vice-Berghauptmann von Trebra Nachrichten vom schwarzen Wurm und der Wurmtrockniß in den Fichten oder Rothtannen, einem Uebel, welches vornehmlich in den Waldungen des Harzes viel Schaden anrichtet, gegeben, und damit desto besser die Prämie von 200 Rthlr. in Erinnerung gebracht, welche von der Königl. Kammer zu Hannover neuerlich bey der Göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften für denjenigen ausgesetzt worden ist, der die bewährtesten Mittel wider die sogenannte Wurmtrockniß am Harze angeben werde. Unter N. XVII. folgt ein Fortgesetzter Beytrag zur Geschichte merkwürdiger Versteinerungen und Steine von J. Chr. Fuchs; Potsdam 1782. unter verschiedenen kleinern Ueberschriften, darunter auch S. 234 — Noch etwas von versteinerten Elephantenknochen. Nämlich an einer gewissen Stelle bey Potsdam hatte Hr. F. im J. 1774. einen Ele-

phanten-Backenzahn, im J. 1781. ein Rückgradswirbelbein nebst einem Beinknochen, und im vorigen Jahre hat er wieder an eben dem Orte einen 1 Fuß 1 Zoll langen Rest eines auf eben die Art, wie die vorgemeldeten, versteinerten Knochens gefunden, dem mans gleich ansehen konnte, daß er zur vorigen Gesellschaft gehörte. „Ich kenne nun, schreibt er, „wenigstens schon 10 Oerter und Stel„len in unsrer, eben nicht sehr weitläuftigen Pots„dammischen Gegend, wo ich Spuren von Ele„phantengerippen gefunden habe — Indessen „habe ich an den mehresten Stellen offenbare Merk„male wahrgenommen, daß die Körper jener großen „und fremden Landthiere, welchen diese Knochen „einstmals eigen waren, durch eine Ueberschwem„mung zu uns gebracht seyn müssen. Einige unbe„trächtliche, jedoch kenntliche Stücke von Elephan„ten-Backen und Hauzähnen habe ich freylich „nicht sehr tief in unserm sandigen Boden, auch so„gar auf unserm nahen Brauhausberge gefunden. „Mehrentheils aber, und besonders an dem anfäng„lich gedachten Orte haben diese Knochen 50 bis „60 Fuß tief, in den sandigen Ufern unsrer Havel, „auf einem Bette von Leem oder Thon ihr Lager „gehabt; gerade so, wie durch Ueberschwemmungen „niedergesetzte und verschlämmte Körper zu haben „pflegen. Diese Erscheinung kann doch wohl un„möglich mit der Meynung derjenigen Naturge„schichtschreiber bestehen, welche dafür halten, daß „die in Teutschland zu Tage kommenden, ver„steinerten Elephantenknochen sich von Thie„ren dieser Art herschrieben, die in den ältesten „Zeiten

„Zeiten von den Römern in dieses Land ge„kommen, oder als Seltenheiten der Natur „zur Bewunderung herumgeführt, alsdenn „aber, wenn sie umgefallen, hin und wieder „verscharret wären. — Reyßler hat in seinen „neuesten Reisen durch Deutschland, Hannover „1740. S. 130. ganz richtig angemerkt, daß sich „die Römer der Elephanten wider die Deutschen „niemals bedient haben. Und er siehet sogar nicht „den geringsten Schein von Wahrheit darinn, daß „die in Schwaben, besonders zu Canstadt, 20 „Fuß tief unter dem Grunde eines alten, verfalle„nen, sechseckigen, vermuthlich römischen Mauer„werks gefundenen großen Elephantenknochen „von den Römern dahin gekommen wären. Er „fand vielmehr überzeugende Gründe in allen Um„ständen, besonders in ihrer Lage und Gesellschaft, „daß eine Wasserfluth sie, als Spuren ihrer Größe „und gewaltigen Wirkung, hinter sich gelassen ha„ben müsse — — Schon zu Theophrasts Zeiten, „der wenigstens 322 Jahre vor Christi Geburt, „unmittelbar nach dem Aristoteles, die Weltweis„heit zu Athen lehrte, war es daselbst eine ganz „bekannte Wahrheit, daß es gegrabenes Elfen„bein, ebur fossile, gäbe — — Alle diese und an„dere Schwierigkeiten fallen weg, wenn man an„nimmt, daß eine Fluth, deren große und erstaun„liche Wirkungen der aufmerksame Herr Pallas „in Sibirien, bey zahllosen Haufen über ein„ander geschwemmter großer ausländischer „Thiergerippe dieser Art sahe, sich auch über „Deutschland ausgebreitet — Die mehr witzige

„als natürliche Erklärung des großen Vorraths „von Elephantenknochen in Sibirien, welche „von dem Zuge des Gengiskan nach Indien und „der Flucht seiner Nachfolger mit ihren vorgegebe„nen Elephanten nach den Grenzen von Sibirien, „hergeholet wird, und die man im 2ten B. der Ber„liner Sammlungen S. 54. u. f. auch sonst in an„dern Schriften liefet, muß dennoch zuletzt große „Ueberschwemmungen zu Hülfe nehmen, um die „seltne Menge dieser, daselbst aufgehäuften, Kno„chen an Ort und Stelle zu bringen. Warum will „man denn aber nicht glauben, daß eben jene zuge„standne, und durch so viel andre Urkunden in der „Oberfläche unsers Erdkörpers ziemlich tief versie„gelte, große Wasserfluth die Körper jener großen „Thiere unmittelbar aus ihrem Vaterlande habe da„hin schwemmen können, wo man die Knochen von ih„ren Gerippen jetzt kalcinirt oder versteinert findet?—“ Die schwimmenden Batterien vor Gibraltar und ihr Schicksal haben auch auf die Naturforscher so viel Eindruck gemacht, daß sie in ihrem Fache schlechterdings auch etwas unter diesem Namen haben wollten. Zum Beweis hievon dient N. XXV. Beschreibung einiger neu entdeckten Muscheln von Lorenz Spengler. Es sind ihrer 3, die folgende Namen erhalten haben, 1. die Moltkische Chama, 2. die schwimmende Batterie, 3. die Bombardierbarque. Aus Hrn. Sp. eignem Bericht ist zu ersehen, daß mehrere ein Ding für diesen Namen, nicht einen Namen für dieses Ding gesucht haben. Er schreibt S. 325. „Es haben mich ver„schiedene Gelehrte, denen die Naturhistorie der „Lieb-

„Lieblingsgegenstand ihrer Beschäftigung ist, erin„nert, ob es nicht möglich wäre, eine Conchylie an„zutreffen, auf die sich der Name: die schwimmen„de Batterie, passen könnte — — —“

Bey Mylius in Berlin ist herausgekommen und brochirt zu haben ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Mit Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde herausgegeben von Carl Philipp Moritz. Ersten Bandes erstes Stück 1783. 8. 116 Seiten. Dieses Werk soll eigentlich historische Sammlungen enthalten, worauf man nachher eine philosophische Seelenlehre bauen könne, und die Sätze die der Hr. Verf. aus den fürs erste vorhandenen Geschichtsachen selbst schon zieht, sollen noch nicht als ausgemacht da stehen, sondern aller Censur unterworfen seyn, welche anderweitige Geschichtsachen für sich haben, oder durch schärfere Schlüsse gemacht werden möge. Drey Stücke sollen allemal einen Band ausmachen. Eine gewisse Zeit ist für die Herausgabe der folgenden Stücke nicht bestimmt; die Zeit soll durch den Vorrath der Materialien bestimmt werden. Nach dem Mendelsohnschen Vorschlage nimmt Hr. M. die Eintheilung für die Seelenlehre aus der Arzneywissenschaft herüber, und ordnet die Aufsätze unter die Rubriken der Seelennaturkunde, Seelenkrankheitskunde, Seelenzeichenkunde, Seelendiätetik u. s. w. Das gegenwärtige Stück fängt mit der Seelenkrankheitskunde an, welche hier 8 Aufsätze erhalten hat, und geht fort zur Seelen,

naturkunde, für welche 9 Aufsätze da sind, die meistens etwas ungewöhnliche Geschichte berichten, wie wohl leicht jeder mit der Welt bekannte Gelehrte etwas ähnliches von dem allen schon wissen wird, z. B. auch etwas ähnliches von dem, was hier S. 7 — von einem Johann Matth. Klug berichtet wird, der sich einbildete, gegen des Königs von Preußen Religionsgesinnungen ein Buch geschrieben zu haben, und deswegen immer in Furcht ganz einsam lebte ꝛc. ꝛc. Dies veranlaßt uns, so wenig wir auch nach diesem ersten Stücke schon das ganze Magazin beurtheilen wollen, doch eine besorgliche Anmerkung zu machen. Soll man, wie schlechthin nothwendig ist, die philosophische Seelenlehre auf Erfahrungen gründen, so müssen dabey gerade die alltäglichen Erfahrungen, die Jeder bey sich selbst und an andern machen kann, das erste und wichtigste seyn, darauf wir, mit Hinzunehmung einleuchtender Axiomen und anderer richtig geschlossener Grundsätze den Begriff von der menschlichen Seele, ihren Thätigkeiten, Wirkungen und daraus erst zu erkennenden Kräften, gründen. Seltnere Geschichtsachen können nachher nur etwa Zusätze oder genauere Bestimmungen an die Hand geben, oder auch die nie wesentliche Unterschiedenheit der menschlichen Seelen unter einander weiter aufschließen. Dieses Magazin soll ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte seyn, muß also auch zu diesem Zweck, vornehmlich solche Geschichtsachen enthalten, die eben damit, daß sie nicht alltäglich, sondern etwas seltneres sind, für die Leser einigen Reiz haben.

Wenn

Wenn man nun vorzüglich nach solchen historischen Nachrichten, (wie denn nur gar zu leicht hierüber das alltäglich vorkommende zurückgesetzt wird) die Begriffe von der Seele und ihren Kräften überhaupt bildet, so wird man in Gefahr kommen, mehrentheils sehr sonderbare und romanische Vorstellungen davon zu erhalten. Diesem Uebel ließe sich nicht anders abhelfen, als durch Vorausschickung einer schon bestehenden oder vor allem andern zu entwerfenden Seelenlehre, die sich auf die ganz gemeine Erfahrung, wie sie jeder verständige Mensch hat und überall haben kann, gründet. Diese Seelenlehre sollte in dem ersten Stück, wenn auch nur kurz gefaßt, voranstehen, und in allen folgenden Stücken darauf oder auf einzelne Sätze derselben, nach vorliegender Materie, verwiesen werden. Entweder dies, oder das Magazin muß nicht einen so weitschichtigen Titel führen, und sich nicht für ein allgemeines Lesebuch, sondern nur als für Philosophen bestimmt, ankündigen. Hätte Hr. M. noch bey sich selbst keinen festgesetzten Begriff und Entwurf von allgemeiner menschlichen Seelenlehre (wenn dieselbe auch noch nicht allzuweit reichte) so schickte er sich nicht wohl dazu, ein solches Magazin von so weit verbreiteter Bestimmung anzulegen und zu eröffnen, und auch, wenn ers denn nur den seynwollenden Philosophen zum Dienst anlegen wollte, so dürfte er nur bloß Geschichtsachen sammlen, ohne selbst philosophische Folgerungen von ausgezeichneter Bedeutung daraus so schnell zu ziehen, wie er schon thut. Es wird sonst nicht fehlen, daß er nicht

manche

manche philosophische Abentheuer damit befördern sollte. Wir sagen hiemit nicht, daß er keinerley statthaften Grundbegriff von der Seele habe, auch nicht, daß es ihm an philosophischem Genie fehle. Wir erkennen bey ihm beydes; aber doch auch zugleich einen Hang zu philosophischen Besonderheiten und auffallenden Meynungen, wobey die gemeine Erfahrung zu weit zurückgesetzt wird, da es sonst auch ganz richtig erweisliche Sätze giebt und geben kann, die doch dem gewöhnlichen Gelehrten und den philosophischen Schwachdenkern, als sonderbar, unerhört und unleidlich auffallen. So hat z. B. N. VII. für die Seelennaturkunde gehörig, schon die Aufschrift: Hat die Seele ein Vermögen, künftige Dinge vorherzusehen? Wer diese Frage bejahet, darf gar nicht denken, daß er sich hiemit als ein scharfsinniger oder entschlossener Philosoph vor andern auszeichne. Denn die Bejahung dieser Frage von einer Menge Begebenheiten her, geht bloß der Nase nach, ohne sich auf allen Seiten gebührend umzusehen, und ist daher dem gemeinen Gelehrten, der minder wirklicher Philosoph ist, längst schon geläufig, wenn er nicht lieber nur mit Achselzucken die Abstrusität der Sache beseufzen will. Hr. M. theilt hier Nachrichten von weißagenden Träumen mit. Die erstern und mehrern derselben sind noch dazu Lotterieträume, die ein Lotterieliebhaber, obgleich ein Gelehrter, gehabt hat. So gewöhnlich auch Lotterie-Träume sind, daß man möchte glauben wollen, unter einer großen Menge Träume, die eine auf Lotterie wie ganz allein hingerichtete See-

le träumt, könne oder müsse wohl mit unter auch einer und der andere von Ungefähr zutreffen, weil der Lotterieliebhaber doch gewiß mit unter etwas gewinnen wird, wie er oft von Gewinnen träumt, so wenig können wir wider die Ueberredung dieses gelehrten Lotterie-Träumers und des Hrn. Herausgebers das geringste einwenden, und erkennen mit aller Gewißheit, daß diese Träume von keinen ungefähr zusammengeflossenen Ursachen herzuleiten sind. Ob aber daraus sogleich, für gewiß oder wahrscheinlich, folge, daß die Seele ein (ihr natürliches) Vermögen, künftige Dinge vorher zu sehen habe? ist eine Frage, die zwar leicht jedem hiebey einfällt, aber keinem Philosophen, der doch auch sonst nach gemeinen und ungemeinen Erfahrungen und guten Grundsätzen seine Seele kennen gelernt haben wird, so einsam entfahren sollte, daß er ihr nicht sogleich eine oder einige andere Fragen entgegen zu setzen fände. Recensent dieses Magazins ist eben der, welcher für das gegenwärtige Stück der Krit. Samml. auch den B. 4. der Schriften der Berlinschen Gesellschaft naturforschender Freunde angezeigt hat. In diesem Bande der Berlinschen Naturforscher-Schriften ist der erste Aufsatz eine Physikal. ökonomische Abhandlung von den verschiedenen Knoppern (die beym Ledergerben und bey den Färbereyen gebraucht werden) — von dem Hrn. Forstrath von Burgsdorf. Die Knoppern kommen aus Pohlen, Böhmen, der Moldau und aus dem Orient; und so geht dafür viel Geld aus unsern Ländern. Man wußte längst, daß sie auf einer

ner Eiche wachsen; weil sie aber bey uns auf keiner Eiche hervorkommen, so meynte man immer, es fehle in unsern Gegenden an dieser Art Eichen, und gieng darauf um, frische Knoppern zu erhalten, um sie auszusäen, damit diese Art Eichen bey uns einheimisch würden. Das aber hat nicht gehen wollen. Endlich hat man befunden, daß die Eiche, welche die Knoppern in jenen Ländern liefert, keine andere, als die bey uns ganz gewöhnliche gemeine Sommer Eiche sey. Dadurch entstund zuerst der Verdacht, daß die Knoppern vielleicht auch dort nicht von einer innern Kraft der Eiche herkämen, sondern, daß etwa eine äußere Ursache an der Entstehung und Wachsthum der Knoppern Schuld seyn müsse; und bald entdeckte man nun, daß die Knopper vermittelst des Stichs eines gewissen Insects, dem unser Klima zu kalt ist, in die jungen Eicheln, in welche es seine Eyer legt, entstehe, weil nun die Eichel nicht als Eichel zur Reife kommt, sondern mannichfaltig gestaltete Auswüchse erhält, als welches eben die Knoppern sind. So leicht also kann man sich irren, wenn man ein Product an oder in irgend einem Dinge sogleich schlechthin für eine Wirkung der Kräfte des Dings selbst ansieht, ohne an eine äußere Ursache zu denken, die etwa diese Kräfte erst so bestimme und richte, daß dies Product hervorkommen könne. Gewiß schon deswegen, weil nur wenige Menschen weißagende Träume haben, und noch weit mehr, weil selbst diese wenigen Menschenkinder nicht immer, wenn sie es gleich sogar wünschten, solche Träume erfahren, so viel sie auch sonst

träumen,

träumen, sollte man aufs wenigste sehr geneigt oder besorgt seyn, zu glauben, daß eine äußerliche Ursache solche Träume bewirke, welche Ursache denn auch oft die Erfüllung selbst bewirken kann. Wir bitten unsre Leser, desfalls nur fleißig an die Knoppern zu denken — und auch daran zu denken, daß nicht alle äußere Ursachen wohlthätig sind, wie das Insect, welches zwar die Eicheln verdirbt, aber doch uns eben damit Knoppern verschafft. Wie kömmt es, daß jener Gelehrte nur weißagende Träume von Lotteriesachen zu erzählen weiß? oder, wenn er auch über andere Gegenstände weißagend geträumt hat, warum macht er in diesem Magazin gerade seine Lotterie-Träume bekannt? Die Wahl sollte besser getroffen seyn. Ein anderer von Hrn. M. aufgestellter weißagender Traum, auch eines Gelehrten, hat wenigstens nicht den geringsten Vortheil gebracht. Recensent weiß selbst von 2 weißagenden Träumen zu erzählen, die ihm nach einer großen Zwischenzeit zustießen. Ueber keinen aber hat er sich gefreuet. Nach dem ersten (in seinen Jünglingsjahren) befürchtete er, falls er Wohlgefallen daran hätte, etwa gar ein Träumer zu werden, und das verbat er in tiefster Demuth. Der zweyte war wie auf die fürchterlichste Art darauf angelegt, ihn auf große moralische Abwege zu leiten; auch dieser Schlinge ist er nur mit genauer Noth entgangen, und preiset Gott darüber. Hr. M. sagt: „Wer „weiß, ob es nicht bisher noch unbekannte und „ungenutzte Seelenfähigkeiten geben mag: die „eben dadurch ihre allgemeine Wirksamkeit verlo-

„ren

„ren haben, weil sie zu wenig gebraucht worden „sind —“ Darauf, und über manches andre schon in diesem ersten Theile des Magazins, ließe sich vieles, auch sehr ernstlich, antworten. Nur aber eins! Warum hat sich Hr. M. von den beyden Gelehrten nicht sagen lassen, wie sie es angefangen und gemacht haben ihre Weißagungsfähigkeit zu brauchen? Doch es ist klar genug, daß sie selbst nicht wissen, wie sie zu ihren Träumen gekommen sind. Auch ist Hr. M. nicht ganz fern, schon in diesem ersten Stück seines Magazins auf die Seelenwandrung zu leiten, und zwar bey Gelegenheit der Erzählung seiner Erinnerungen aus der Kindheit her. Dabey denken wir schlechthin, es fehle an richtigen Begriffen und Folgerungssätzen von der Seele, wie sie die tägliche Erfahrung und Bemerkung bey wenigen vorauszuschickenden unzweifelbaren Grundsätzen an die Hand giebt.

3) Erziehungs- und Schulsachen.

Viele Schriftsteller stehen bey den Journalisten Einmal in der Rubrik der Vortrefflichen, und diese Vortrefflichen, scheinen sie zu glauben, können nichts schlechtes schreiben. Alles also, was von solchen Autoren ihnen in die Hände kömmt, erhält ein großes Lob, auch vielleicht ohne nur durchgeblättert zu seyn. Diese Gunst hat schon und wird noch erfahren ein sogenanntes Moralisches Elementarbuch nebst einer Anleitung zum nützlichen Gebrauch desselben, von Christian

stian Gotthilf Salzmann, Liturg und Professor am Dessauischen Erziehungsinstitute. Erster Theil. Mit Römisch-Kaiserl. und Churfürstl. Sächs. allergnädigsten Privilegiis. Leipzig bey S. L. Crusius. 1782. 8. 412 Seiten, und die Anleitung XXXII. Seiten. Ein Roman, darinn alle Leute, auch Pferdeknechte und Gutscher moralisch philosophiren. Wir leugnen nicht, daß einige anziehende und schöne Auftritte darinn vorkommen. Das Ganze aber ist in Wahrheit in allem Betracht eine Misgeburt, voll solcher Dichtungen, die nicht die geringste Glaublichkeit und Uebereinkunft mit demjenigen haben, was unter den Menschen wirklich geschieht. Kinder und Lehrer, die das Buch brauchen sollen, müssen sich daraus einen sehr abentheuerlichen Geschmack angewöhnen. Hr. Campe, wie es scheint, ist hier Hrn. Salzmanns Verführer, und ein Nachahmer muß es nothwendig allemal schlechter machen. Kindern von 6 bis 8 Jahren wird schon viel vordefinirt, oft auf sehr elend gezwungne Art. Lallende Kinder reden überall auch mit, in ihrer Sprache, zum Beyspiel. „Liebe, liebe Ludwig, „mitpile oll, liebe, liebe Ludwig, mitpile oll.“ Eine untergesetzte Note giebt die Erklärung: „Lieber, lie„ber Ludwig mitspielen soll.“ Alle Männer, vornehmere und geringe, werden überall angeredet: „Lie„ber Mann, bester Mann, würdiger Mann, wohl„thätiger Mann — anstatt: Mein Wohlthäter.“ Wo doch wohl diese gezierte und gewaltthätige Vertraulichkeit Mode seyn mag? Wir erinnern uns, sie bey Kaufdienern in Leipzig getroffen zu

haben. Nur werden diese wohl immer noch wissen, mit wem sie reden. Die Philanthropisten aber mit fliegenden oder abgestutzten Haaren sollen fein mit geraden Beinen überall hineingehen lernen. Was dies Elementarbuch bewirken solle, sagt der Hr. V. sehr philosophisch, so gut er philosophiren gelernt hat, in seiner Einleitung. „Die Absicht „dieses Buchs ist, in sechs- bis achtjährigen Kin„dern dasjenige zu erzeugen, was man gute Ge„sinnung zu nennen pflegt. So bekannt dies „Wort ist, so halte ich doch für nöthig, mich dar„über zu erklären. Gute Gesinnung ist mir ein „höherer Grad von richtiger Erkenntniß. Diese „besteht bloß darinne, daß man die Eigenschaften „einer Sache weis, jene hingegen ist Erkenntniß, „nicht bloß der Eigenschaften, sondern auch der „Wirkungen und des innern Gehalts einer Sache, „die allemal nothwendig mit Zu- oder Abneigung „verknüpft ist —“ Ja nun, da mochte Hr. S. wohl Ursache haben, zu erklären, was er bey den Worten denke, weil er sich so weit von gemeinen Menschen unterscheidet. Einen wichtigen Vorzug seines Moralbuchs setzt er darinn, daß er alles befehlerische und gesetzartige vermieden habe, weil dieses allemal dem Guten eine unangenehme Gestalt, dem Bösen einen gewissen Reiz gebe. Und wie könnte auch ein Liturg von Basedowscher Bestimmung, der schon für sich ein mehr als moderner lieber Mann war, bessere Grundsätze haben? Unangenehm ist freylich das Gesetzartige. Wie kann aber daraus folgen, daß man denn den Kindern nichts gesetzartiges lehren solle? Sollen sie etwa

nur

nur zu Spielmännern und zu Spieldamen erzogen werden? und von eigentlicher Pflicht gar nichts vernehmen? nicht gehorchen lernen? Wir könnten den lieben, den besten Salzmann leicht mit sich selbst in großen Streit bringen, und zeigen, daß er vielmals wohl selbst nicht recht wisse, was er denke und wolle. Doch begnügen wir uns, nur ein Stückchen seiner Einleitung S. XXIII. dem entgegen zu halten. Man soll, wie er da sagt, in seinem Kinde die Neigung erregen, uns zu gehorchen, und nachher soll man es täglich auch im Gehorsam üben, ihm bald auftragen etwas zu thun, bald etwas, das ihm lieb ist, zu lassen, und immer es ihm fühlbar machen, daß es klug gehandelt habe, indem es uns gehorchte. Wenn es nun aber sich zu der Unannehmlichkeit verstehen soll, zu gehorchen, warum soll man ihm nur zeigen, daß es klug daran thue, und nicht, daß es Pflicht sey, uns zu gehorchen? Ja? wenn auch Pflicht nur auf Klugheit beruhete, ist deswegen hier nichts gesetzartiges? Soll das nicht seyn, so müßte man keinen Gehorsam fordern, sondern etwa nur sagen: Höre, Fränzchen, du mußt nun dein Spiel einstellen, und deine Schulstunde abwarten. Dein eignes Bestes erfordert dies so, und wenn du's nicht thust, so versäumst du deinen eignen Vortheil, und handelst als ein thörigter Knabe. Wo soll es endlich mit dir hinaus? Die Menschen müssen sich zu vielem Unangenehmen bequemen, um größern Unannehmlichkeiten zu entgehen und ihr Glück zu machen. Bedenke das wohl, liebes Kind; sonst wird nichts aus dir werden, du wirst dir und der

Welt zur Last seyn, und wir werden keine Freude an dir erleben — Wir wollten sehen, ob Fränzchen darauf hören, und was dies Fränzchen für ein Männchen werden wird. Das scheint nun Hr. S. wohl bemerkt zu haben; was aber thun elende Vorurtheile nicht? Und noch mehr! Wenn Hr. S. des Christenthums auch in der Einleitung gar keine Erwähnung thäte, so würde man etwa denken können, er wolle die 6 bis 8jährigen Kinder durch diesen Roman nur mit philosophischen und zwar größtentheils nur mit politischen Elementen versorgen, und überlasse den nähern Religionsunterricht ganz andern Büchern; wiewohl auch damit sein Roman nicht durchaus zusammenstimmt. Was aber einmal philanthropisch ist, muß ein noch weit sonderbareres Gepräge haben. Das besagt die Einleitung S. XXI. mit folgendem: „Ohnerachtet nun in diesem Bücheichen „nichts von Jesu vorkommt, so glaube ich doch — „daß es nach dem Sinne desselben eingerichtet sey. „Eines seiner vorzüglichsten Geschäfte, die er unter „uns auszurichten suchet, scheint mir die Erlösung „vom Gesetze zu seyn. Er will die Menschen durch „die Grundsätze, die er ihnen mitgetheilet hat, da„hin bringen, daß sie das Gute nicht deswegen „thun, weil es geboten, und das Böse lassen, weil „es verboten ist, sondern daß sie das Gute lieben (warum soll die Liebe des Guten nicht eben auch darauf ankommen, daß sie Gott gern und willig mit Vergnügen gehorchen, wie, nach Hrn. S. vorhin angeführtem Rath, man bey Kindern die Neigung erregen soll, uns zu gehorchen?) und thun, „weil

„weil sie überzeugt sind, daß es gut und ihnen nütz-
„lich, das Böse hingegen verabscheuen und las-
„sen, weil sie wissen, daß es böse und ihnen schäd-
„lich sey. Daher habe ich mir viele Stellen, die vom
„Glauben handeln, immer von der Ueberzeugung
„von der Güte oder Schädlichkeit der Handlungen
„erklärt. Was nicht aus dem Glauben kommt,
„das ist Sünde —“ Allemal also soll Gott gegen die Betrachtung des eignen Vortheils weit zurückstehen. Warum aber sollte denn nun in diesem Büchelchen nichts von Jesu vorkommen? Fast scheint es, als ob endlich den Zöglingen solcher Pädagogen auch schlechterdings der Name vorenthalten, oder höchstens nur in einem gewissen Alter, und zwar bloß historisch, von Jesu etwas im Allgemeinen erzählt werden sollte. Noch weit ungereimter aber findet man von dieser Seite den elementarischen Roman selbst. Die Hauptpersonen darinn sind ein Kaufmann Herrmann (Hr. Hofr. H. sollte wohl durch diesen Namen geehrt werden) und seine geliebte Sophie mit ihren 2 Kindern, daneben aber ein Prediger auf dem Lande, M. Helwig mit seiner Familie. Bis S. 351 kommt in der weitläuftigen und mannichfaltig moralisirenden Erzählung auch nicht die geringste Erwähnung Gottes vor. Nicht nur mit Kindern redet M. Helwig, wie Herrmann, ohne Gottes zu gedenken, weil er, wie man vermuthet, sie noch für zu jung dazu hält — sondern er legt auch Krankenbesuche ab, ohne den verzweifeltsten Kranken von Gott oder von Jesu Christo das geringste zu sagen. Diese Kranken müssen sich hier

gefallen lassen, wegen der Kinder, die Magister Helwig mitgebracht hat, ein Gott ganz mißkennendes philosophirendes Raisonnement anzuhören, erhalten also dieser Kinder wegen die schaalsten Tröstungen und Anweisungen, wofür auch die Heiden bessere hatten. Ist nicht hieraus unwidersprechlich klar, daß, bey Voraussetzung des Grundsatzes, Kindern vor einem gewissen Alter gar nichts weder von Gott noch von Jesu zu sagen, es ganz abgeschmackt sey, einen Roman in welchem allerley Auftritte vorkommen, zum Elementarbuche zu machen? Endlich S. 351. führen die weisen Pädagogen, Herrmann und M. Helwig, bey einer Schlittenfahrt an einem hellen Winterabend, ihre Kinder auch zur Erkenntniß Gottes. Louischen aber, die doch übrigens schon überaus viel wußte, ja schon im Putzmachen viel gethan hatte, mußte erst die kindische Frage thun: „Das aber ist doch sonderbar (daß die Sterne große Kugeln, zum Theil größer, als unsre Erde seyn sollten), aber wer hat denn die „Sterne so hoch hinauf gesetzt? Das ist ja ohn„möglich, daß ein Mensch dahin kommen kann. „Freylich ist es ohnmöglich, antwortete Herrmann. „Und eben daher wissen wir, daß außer den Men„schen noch Jemand da seyn müsse, der da oben „bey den Sternen, und hier bey uns geschäftig ist. „Ich will dir ihn jetzo nennen, Kinder hört seinen „Namen mit Ehrerbietung! Gott, Gott, heißt „er. Hier faltete Herrmann die Hände, der Ma„gister gleichfalls, die Kinder thaten es auch, und „es erfolgte ein Stillschweigen von einer ganzen „Minute. Der Magister unterbrach es, indem

„er

„er sagte: da stehen mir die Gedanken stille, wenn „ich hierüber nachdenke. Der müßte blind seyn, „der aus dem, was wir um uns sehen, Gott nicht „erkennen wollte —“ Das ist nun fast gar „übereilend. In welchem Philanthropin mögen Herrmann und M. Helwig erzogen seyn? Diesen Roman sollen andere Pädagogen stückweis, auch nach Belieben bald dieses bald ein andres Stückchen ausgehoben, ihren Kindern vorerzählen und sie darüber nachher prüfend fragen. Sollte nicht jeder mittelmäßige Beurtheiler sogleich, ohne die Probe zu machen, wahrnehmen, daß zu diesem Zweck vielmehr einzelne Erzählungen anstatt eines zusammengesetzten Romans, aus dem man bald hier bald dort ein Stück aussondern soll, bequem gewesen wären. Doch so gelobte Schriftsteller, als wie Hr. Salzmann ist, machen den Kunstrichtern alles recht, und ihre Producte heißen desto vortrefflicher, je größer die Zuversicht ist, mit welcher sie der faselnden Welt übergeben werden. Sie soll daher nächstens auch noch Kupferstiche dazu erhalten. Das wird eine Freude seyn! Der Nachdruck aber ist schon durch Verlagsprivilegien verhütet.

Warum sollten wir nicht vom Kleinen zum Großen überspringen, da uns nach dem Salzmannischen Roman eben in die Hände kam Das Universitätswesen in Briefen. Nil desperandum Teucro (Neue Zeile) Duce et auspice Teucro (ohne Anzeige des Verlagsorts) 1782. 8. 112 Seiten. Diese Briefe sollen zwischen einem Universitätsdirector (Curator) und einem ehemaligen Pro-

fessor gewechselt worden seyn. Der erstre hat die Pflicht auf sich, 4 Universitäten seines Königs nach Vermögen in Flor zu bringen, und ist doch in diesem Fache ganz unerfahren. Er wendet sich also an den ehemaligen Professor, theilt ihm alle seine Anschläge mit, und thut nichts ohne dessen Rath. Dieser (der Hr. Verfasser) ist ein Großsprecher, wie man je einen finden kann, meynt es ziemlich allein zu seyn, der das Universitätswesen aus dem Grunde verstehe, und giebt Vorschläge über Vorschläge, die eine beynahe gänzliche Umkehrung der zeitherigen Verfassung zur Absicht haben. Viele seiner Urtheile sind auch sehr wohl gegründet; seine Denkungsart aber ist bey weitem zu eitel, als daß er das richtige Ziel vor Augen haben sollte, ob es gleich wahr genug seyn mag, daß nicht oft ein Universitätscurator etwas besseres bezielen wird. Der gewesene Professor hat zwar die lateinischen Verse nicht scandiren gelernt, die er einmischt; desto kühner aber prägt er dem Minister ein: Universitäten sind Fabriken, und die Professoren sind die Arbeitsgesellen. Ob die Fabrikarbeiten an sich gut oder schlecht sind, das bekümmert ihn nicht; nur daß die Fabrik in Credit komme, erwünschten Absatz erhalte und alle andere unter ihrem Schatten verberge. Geld ins Land und Ruhm der Fabriken ist das höchste, worauf alles angelegt werden soll. Gleichwohl entscheidet nicht einmal der Ruhm ungelehrter Fabriken schlechthin für die Güte ihrer Waaren, geschweige daß man die Güte gelehrter Fabriken an ihrem Ruhme, daran der Pöbel immer mehr Theil hat, als

com-

competente Richter, sollte zu erkennen haben. In Wahrheit, die Universitäten, bey welchen mit allem Fleiß nur auf solche Absichten gearbeitet wird, werden allemal mehr zum Nachtheil als zur Beförderung und Ausbreitung wahrer Gelehrsamkeit und nöthiger Wissenschaften dienen. Denn diesen Absichten wird es gleichviel seyn, sie mögen durch Wind und eitle Prahlerey oder durch wahre Realität erreicht werden; ja die Lehrer werden sich selbst genöthigt glauben, um an ihren höhern Orten nicht schlecht geachtet zu seyn, Wind zu machen, und ihre Vorlesungen fein erwünscht gemächlich für die Studirenden einzurichten, um desto leichter den Zulauf zu erhalten. Sie werden z. B. die kostbare Zeit mit dictiren hinbringen, anstatt mit lebendiger Stimme zu lehren, weil die jungen Leute lieber schreiben, was sie nachher kaum einmal wieder durchlesen, als nachdenken, da sie doch, anstatt Schreiber zu werden und bey Zeitverlust das Dictiren mit schwerem Gelde zu bezahlen, gedruckte Bücher kaufen könnten, die sich weit leichter lesen lassen, als nachgeschriebene Hefte. Daß wir gerade das Dictiren der denn ganz eigentlich sogenannten Vorlesungen zum Beyspiel anführen, wird Niemand befremden, der gute Universitätsbeobachtungen angestellt hat. Auf den Preußischen Universitäten war es einmal nicht ohne guten Grund verboten, freylich wohl auf eingegangene Beschwerden, weil die Studirenden vornehmlich denjenigen Professoren zuliefen, die viel oder alles dictirten. Wir meynen aber nicht das Dictiren kurzer §. §. wenn die Vorlesung nicht

über ein gedrucktes Buch gehalten wird, noch auch das Dictiren einzelner Anmerkungen und Zusätze. Doch dies bloß zur Erläuterung des obigen. Uebrigens kann man mit ganz scheinbarem Grunde glauben, daß der Hr. Verf. dieser Briefe noch jetzt Professor, und zwar der Rechte, sey, auch genügsam ohne weit hergeholte Schlüsse abnehmen, welcher Universität er diene, oder, nach seiner Art zu denken und zu reden, in welcher Fabrik er als Gesell arbeite. Ob er gleich mit keiner gegenwätig vorhandenen Universitätsverfassung zufrieden ist, so erhebt er doch die Universität G. bis zur beleidigenden Ungebühr hoch weg über alle andere, z. B. Seite 64 wo er sie Teutschlands beste Akademie nennt, die sich wie eine Ceder unter dem elenden Gesträuche erhebe. Es würde wenigstens noch erträglich, und einem Manne, der von lächerlicher Selbstgefälligkeit ganz trunken ist, zu verzeihen seyn, wenn er die übrigen Akademien gegen die Ceder mit Bäumen verglichen hätte. Er redet aber auch hier zunächst von der juristischen Facultät, und hat allemal das ne sutor ultra crepidam vergessen, nämlich daß sich von einem Fache welches Er versteht, kein Schluß auf die übrigen Fache machen lasse. Auf die Honorarien für die Vorlesungen, und auf Vorauszahlung hält er sehr viel, und will dadurch vornehmlich den Wettstreit der Lehrer genährt wissen, welcher denn immerhin, jemehr sich Geld verdienen läßt, Windmacherey, Beförderung der Gemächlichkeit und Gedankenlosigkeit der Herren Zuhörer und andere schlechte Mittel zu Hülfe nehmen mag, weil es nur auf

Ruhm

Ruhm und viele Käufer, die der Fabrike zulaufen, angesehen ist. Jedem Studirenden sollen jährlich seine Collegien 60 Rthlr. kosten. Die Universität, die Er aus 4 andern zusammen schmelzen will, soll sich eine solche Menge Studiosen versprechen, daß ein Lehrer aus seinen Vorlesungen jährlich 18000 Rthlr. lösen könne, und der König gar keine Besoldungen mehr geben dürfe. Eine Akademie, sagt er, die nicht mehr einträgt, als sie kostet, verdient nicht erhalten zu werden. Wer wollte hierüber kritisiren? Doch sollte man meynen, wenn jene schon vorhandene Akademie sich wie eine Ceder unter dem elenden Gesträuche erhebt, so müßten die angesehensten Lehrer derselben jährlich einige Tonnen Goldes Honorarien eincassiren, und jeder für sich einen Ober- und verschiedene Untercassirer halten. Ein Mann aber, welcher als seynwollender Universitäts-Reformator auftritt, sollte denn doch wohl mehrere Universitäten, neben derjenigen, welche er so unbedächtig hoch über alle andere erhebt, nothdürftig oder vielmehr ganz genau kennen gelernt haben. Und daran fehlt viel. Er eifert überaus sehr dafür, daß nicht jedem Professor seine zu lehrende Wissenschaft so angewiesen seyn solle, daß er nicht auch nach Belieben andere Wissenschaften lehren könne, und läßt auf den fingirten zeitherigen 4 Universitäten seines Königs, die er in Eine zusammenziehen will, mehrere alte Professoren Beschwerden führen, daß ihnen ein anderer College in ihr Fach greife, um ihnen den Kopf darüber zurecht setzen zu können. Freylich, wenn es noch solche Universitäten giebt, wo jeder Lehrer nicht

nur

nur in seiner Facultät mit seinen Vorlesungen bleiben, sondern auch nur an eine einzelne zu lehrende Wissenschaft unter denen, die in diese Facultät gerechnet werden, gebunden seyn soll, so wird nothwendig das Elend groß seyn. Er ist aber der Meynung, als sey bis jetzt auf allen teutschen Universitäten ein solches Zwangsrecht vorhanden, daher er sie Fach-Universitäten nennt (da wir deren doch wenigstens eine gute Anzahl kennen, auf welchen nun ziemlich seit Menschengedenken nichts von Zwangsrecht zu hören ist, wenn es auch noch die Namen und Charaktere Professor Organi, Metaphysices &c. imgl. de significatione verborum, Digestorum u. s. w. giebt) nach seiner sichern Meynung nur die Universität G. ausgenommen. Man höre seinen Ton S. 56 — „Daß doch die Gesellen im„mer glauben, als wäre die Fabrik nur ihrentwe„gen und zu ihrer Gemächlichkeit da: aber das ist „beynahe die herrschende Meynung aller akademi„schen Lehrer. Woher kommts? Die meisten „Directoren (Universitäts-Curatoren bey Hofe) „denken nicht daran, daß eine Akademie eine Fa„brik, und der Jugend, der Käufer, nicht der Ge„sellen wegen angeleget ist. Wenn auch dieses „Raisonnement nicht unumstößlich wäre, so würde „doch die Erfahrung hier wieder entscheiden. Es „existirt in Teutschland eine Freyheits- und viele „Fach-Universitäten. Wie verhalten sie sich „gegen einander? Man rumpelt durch diese per „Postam durch, oder neben ihnen vorbey, und eilt „jener mit seinem Gelde zu. Auf jener sind mei„stens reiche Käufer, auf diesen entweder mittel-

mä-

„mäßige oder Bettler. Auf der Freyuniversität „kann jeder Jurist alle juristische Collegia lesen, „mithin tragen mehrere einerley Wissenschaft vor, „verfertigen einerley Waare in verschiedenem Ge„schmack —“ Man sollte denken, der Mann sey in seinem Leben nicht von G. weggekommen, habe weder je eine andere Universität gesehen, noch je ein auswärtiges Zeitungsblatt gesehen, darinn von einem halben Jahr zum andern akademische Vorlesungen angezeigt werden. Wäre das Daseyn reicher Studirenden, die Geld auf die Universität bringen, ein Beweis von der Güte und vorzüglichen Vortrefflichkeit einer Universität (gelehrten Fabrike) so kann ja Leipzig (und Leipzig ist nicht des Verfassers G.) jetzt 5 Prinzen jederzeit eine gute Anzahl Grafen und eine starke Noblesse aufweisen. Nur daß nicht leicht ein für die Fabrik L. eingenommener Schriftsteller seine Fabrik mit beleidigender Verachtung aller andern Fabriken dem Publikum anpreisen wird, weil er meynen würde, das sey zu sehr die Sprache der dummstolzen Einbildung der Handwerker, zu welcher kein Gelehrter sich herabwürdigen dürfe. Doch nichts mehr von allem aus diesen Briefen, als dieses, daß der erdichtete gewesene Professor endlich fürs erste sich zum volle Macht habenden Canzler, der zugleich der immerwährende Rector seyn soll, auf einer der 4 Universitäten seines Königs durch den für ihn eingenommenen Minister ernennen läßt. Noch 2 Tome solcher Briefe sollen folgen. Der dritte soll die Beylagen (allerley Projecte) zu denen beyden erstern erhalten, da der alte Professor sie schon an

S. Excellenz mit eingeschickt hat, und dieser dritte Tom soll erst Aufsehen erregen — wenn er will. Von eben dem alten Professor hofft der angebliche Herausgeber dessen schon erwähnten Aufsatz, die Universität eine Fabrik, die Universitäts-policey, Unsinn der akademischen Legislation zu erhalten, um sie öffentlich mittheilen zu können. Nun! so werden auch etwa wir das alles zu sehen bekommen, wenn wir Lust haben.

* * *

Unter allen gelehrten Zeitungen, die wir kennen, geht zeither keine so leichtfüßig einher, als die Leipziger, einer hüpfenden Nymphe gleich, die sich selbst ausnehmend gefällt, überall hin liebäugelt, wo kleine Männchen flattern, und sich innigst ergötzt, wenn es fein lustig zugeht. Zur Probe mustern wir einmal einen Aufzug, den diese Nymphe macht. Im St. 33. d. J. vergnügt sie sich mit aller möglichen gezierten Schmunzeley an einem bey Stahlbaum in Berlin herausgekommenen Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen, ohne Unterschied der Religionen, nebst einem Anhange von den Todesstrafen. Erster Theil 1783. 16 Bogen in gr. 8. (Auch der zweyte Theil ist schon heraus, und der Verfasser dieses Versuchs soll ein Prediger in der Mark unweit Frankfurt seyn, wie schon in öffentlichen Nachrichten für gewiß angezeigt worden ist.) Den Verfasser dieses Versuchs preiset sie als einen Mann von Wichtigkeit, und thut, als ob sie nicht eher über ihn absprechen wolle, bis er sein System der gelehrten Welt

in

in seiner ganzen Vollständigkeit vorgelegt habe; nennt ihn einen freymüthigen Philosophen, der kühn und doch vorsichtig nach Wahrheit forsche, und nur das für Wahrheit annehme, wovon er sich mit unumstößlichen Gründen der geübten und durch Ausbildung erhöheten Vernunft überzeugen könne. Sie will also ganz unpartheyisch (vielleicht unterdessen nur auf einem Fuße tanzend) den konzentrirten Hauptinhalt des gegenwärtigen ersten Theils — vor der Hand — vorlegen, um auf ein Buch aufmerksam zu machen, das bey aller seiner scheinbaren — für den Orthodoxen, spricht sie, freylich wohl nicht bloß scheinbaren — Paradoxie, das bisher dem Philosophen nur vorleuchtende Licht wenigstens allgemeiner zu vertheilen fähig sey. Die Harangue geht noch weiter, und läßt von jedem, dem es um Wahrheit und Ueberzeugung zu thun sey, die wohlthätige Hand des Verfassers segnen, die den Vorhang zur Hälfte aufhebe, und die halbe Sonne, um deren Rand (wie naiv klingt es nicht!) freilich Wolken an Wolken, doch in mildern Dunkel wallen, vorzeige — Nachher kömmts zur Sache. Der Versuch redet erstlich von Gott und der Welt, doch sieht man hier, daß Gott nachher zur Seite stehen bleibe. Alle Kräfte eines Geschöpfs nennt der Verfasser, der doch ein wichtiger Mann seyn soll, Lebenskraft, und eigentlich giebt es bey ihm in der Natur gar kein lebloses Geschöpf, nur geringere Grade von Leben, Wachsthum bey Mineralien, Pflanzenleben. Ists nicht für eine Nymphe bewundernswürdig schön, wenn wichtige Männer so neue Wortweisheit feil bieten? Auerbachs

Hof

Hof in der Messe kann ihren Werth nicht aufwägen. Noch unschätzbarer und mit keinem Golde zu bezahlen scheint ihr die Stufenfolge, deren Linie über uns (eine Nymphe ist der Standpunkt) wir uns, ins Unendliche verlängert, vorzustellen gezwungen wären. Dabey aber soll jedes Geschöpf vom Seraph bis zum Baum eine künstliche Maschine seyn, nur den Bestandtheilen und der Zusammensetzung nach verschieden — daher es keinen für sich bestehenden, und vom menschlichen Körper wesentlich verschiedenen Geist, oder Seele, ein Wesen einfacher Natur, gebe. Die Zeitung bekennt sich hievon ausdrücklich überzeugt, ob wohl nicht durch die Gründe des wichtigen Verfassers, sondern aus Gründen der Stufenfolge, weil es nur Stufen-Unterschiede, nicht auch wesentliche geben müsse; und setzt hinzu, wahrscheinlich gebe es nur einen Geist im höhern Sinne des Worts, und das sey die Gottheit. Und freylich müssen Nymphen den Materialismus sehr lieb haben. Weiter folgt: es gebe schlechterdings keinen absoluten Irrthum, weil alle Vorstellungen, die der Mensch zu gleicher Zeit von einer Sache habe, ihm wahre Vorstellungen wären — Es sey ein großer Irrthum, wenn man behaupte, daß die menschliche Natur irren könne. Denn jede Kraft wirke gerade das, was sie wirken könne. Was sie nicht wirke, sey auch kein Gegenstand für sie. So fatalistisch das ist, so folgt doch daraus noch nicht, was so wichtige Männer daraus herleiten. Es würde daraus nur folgen, daß, wer und so oft er irrt, nothwendig unhintertreiblich irre. Diesen Männern aber liegt viel an einem neu-

en Sprachgebrauch und an Wortstreit. Können nun denn auch wir Kritiker nicht irren, so muß uns die Zeitung überall Recht lassen, und es willig leiden, daß wir ihr die Frisur verderben. Sie zeichnet ferner aus: der Mensch sey mit seinem ganzen Erkenntniß- Empfindungs- und Urtheilsvermögen dem strengen Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen — — die Empfindungen seyen der einzige Bestimmungsgrund der Selbstliebe; daher kein freyer Wille im gewöhnlichen Sinn — Alle Handlungen des Menschen seyen nothwendig — Tugendhaft und lasterhaft, moralisch gut und böse seyn, zeige nichts mehr als den niedrigern Grad von Vollkommenheit an, der sich unter vernünftigen Geschöpfen befinde, und durch ihre Handlungen offenbare — Die Lehre von der Nothwendigkeit gebe der Sittenlehre ihren eigentlichen Werth, und sey der menschlichen Glückseligkeit keineswegs gefährlich. Wer muß nicht diese Sätze anstaunen, und wenn er noch Gefühl hat, nicht verabscheuen? Daß nun gar die Lehre von der Nothwendigkeit der Sittenlehre ihren eigentlichen Werth gebe, ist, den Unsinn abgerechnet, sehr unfeine (kaum können Bauern so unhöflich seyn) Beleidigung aller entgegenstehenden Moralisten, deren Sittenlehre denn hienach keinen eigentlichen Werth haben soll, noch weit unfeiner, als wenn die Römische Kirche (worüber sich neulich hier und dort Jemand formalisirte) von ihrer allein selig machenden Religion spricht. Denn hiebey könnten doch auch andre Religionen noch irgend einen eigentlichen und immer noch bedeutenden Werth haben, könnten uns auch wohl ziemlich na-

he zur Seligkeit hinbringen. Uebrigens sieht man leicht, daß Scribenten dieser Classe nur nach Glückseligkeit, wie ohne Hinsicht auf Gott, fragen. Sie wollen an Ihm keinen Richter haben, der Er auch nicht seyn könnte, wenn alle Handlungen nothwendig wären. Und selbst für eine Glückseligkeit ohne Zurechnung der Handlungen ist die Lehre von der allgemeinen Nothwendigkeit, die doch der Gemeinsinn der Menschen nie zur wirklich herrschenden Volksmeynung werden lassen wird, unvermeidlich gefährlich, weil wer sie hegt, es öfters an Anstrengung seiner Kräfte fehlen läßt, und mit Gemächlichkeit die bestimmenden Gründe abwartet, die, nach seiner Meynung wenn sie da sind, ihn schon zur erforderlichen Thätigkeit nöthigen werden, wo sie aber einmal nicht vorhanden und auch nicht im Anzuge sind, unmöglich herbeygerufen werden können. Voll Scharfsinn findet die Zeitung die Abhandlung des Ungenannten vom Tode und der Fortdauer nach dem Tode. Alle Thiere und alle Geschöpfe dauren bey solchen Denkern fort, und sie leben unter lauter Geschöpfen, die tausendmal schon gestorben und eben so oft zu einem seligen Leben erwacht sind. Diese Behauptung aus dem Lande der Feen klärt sich nachher auf. Denn diese Denker glauben vorher kleine, nachher größere und immer größere Thiere (Käsemilben, Flöhe, Mäuse, Ygel, Hündchen ꝛc.) gewesen zu seyn, bis sie endlich als Menschen in die Welt geboren wurden.

Wir beklagen die uns vor vielen andern ehrwürdige Universität, die einer solchen Zeitung ihren Namen leihen muß. Freylich Hr. Plattner und diese Zeitung soll-

sollten leicht ganz gut zusammen stimmen. Wenn nur aber die Zeitung nicht gar auch, zum Verderben junger Theologen, dogmatische Vorlesungen hält!

Kaum hatte Revisor so viel geschrieben und die Leipziger gel. Zeitung von der Hand gewiesen, so stießen ihm unter seinen Büchern in die Augen Platonis dialogi duo, Cratylus et Theætetus — uarietate lectionis adnimaduersionibusque criticis breuibus illustrati ab Joh. Frider. Fischero. Lipsiæ MDCCLXX. Der kleine Band, und die Fischersche Berichtigung des Texts, reizten ihn, mehr, als Platonis Opera in Folio reizen können, und so kam ihm ein, den Theätet zu lesen, um so mehr, da Sokrates in diesem Gespräch die elende Schwätzerey eines Sophisten durchnimmt, welche die nächste Uebereinkunft mit dem Anbringen des durch Zeitungslob vergrößerten Berlinschen Moralisten hat, daß alle Vorstellungen, die der Mensch zu gleicher Zeit von einer Sache habe, ihm wahre Vorstellungen wären; und es sey ein großer Irrthum, daß die menschliche Natur irren könne. Protagoras nämlich, der erste unter den Sophisten, welcher durch philosophirende Rednerey viel Geld zu erwerben wußte, behauptete, aller Dinge Maaß sey der Mensch — wie mir jedes Ding vorkömmt, so verhält sichs damit für mich; und wie dirs vorkömmt, so verhält sichs damit für dich: denn ein Mensch bist du, wie ich. Wie sollte nicht Sokrates beym Plato dies philosophische Elend ganz wohl heimzuweisen gewußt haben? so wohl, daß, wenn diese Sokratische Disputation

unsern Zeitungsschreibern und Journalisten (was wissen aber die Allgemeinen teutschen Bibliothekaren und deren Verbrüderte vom Plato?) bekannt gewesen wäre, weder Hr. D. Semler, noch ein namenloser Berliner so dreust und dürr mit solcher Waare hätten auf der Messe erscheinen dürfen; desto weniger, wenn dieselbe etwa gar aus der alten Boutique des Protagoras erborgt seyn sollte. Gewiß wird es unsern Lesern angenehm seyn, wenn wir ein kleines treffendes Stück aus dem Theätet des Plato an diesem Orte mittheilen. Sokrates, der sich hier vornehmlich viel auf seine philosophische Hebammenkunst weiß, nachdem er den jungen Theätet an der Behauptung des Protagoras schon vollkommen irre gemacht hatte, immer unter dem Schein, als ob er dem Sophisten das Wort führen und zurecht helfen wolle, brachte endlich auch den alten Mathematiker Theodor, Theätets Lehrer, dahin, sich über eben die Sache seines gewesenen Freunds Protagoras mit ihm einzulassen; und was brauchte es weiter, den Lehrer so gut als den Schüler, gefangen zu nehmen? Nach einer langen Ausschweifung von S. 148 bis 159 kömmt er wieder auf die vorher schon gemachte Folgerung zurück, daß, bey Voraussetzung des Protagorischen Satzes, auch alles das, was ein Staat durch Gesetze bestimmt habe, in Wahrheit recht (δικαια) seyn würde, so lange die Gesetze unverändert blieben, und daß auch alles das in Wahrheit jedem Staate nützlich seyn müsse, was jeder Staat als nützlich für sich angesehen, und gesetzlich gemacht habe, so lang ers so lasse. Hievon geht er überhaupt

haupt zur Betrachtung dessen über, was die Menschen für die folgende Zeit erwarten. „Wohl„an denn, spricht er, folgende Fragen wollen wir „dem Protagoras, oder andern, die mit ihm gleich „denken, vorlegen. Aller Dinge Maaß ist der „Mensch, wie ihr sagt, des Weißen, (des Schwar„zen ꝛc.) des Schweren, des Leichten, und was „sonst noch hieher gerechnet werden mag, nichts „ausgenommen. Denn da er das Kennzeichen „des Allen in sich hat, so stellt er sich jedes der „Wahrheit gemäß, und so wie es ist, vor, indem „er sichs vorstellt, wie es ihm auffällt. Nicht so? „Theo. Recht so. Sokr. Hat er aber von dem, „was künftig erst seyn wird, gleichfalls das Kenn„zeichen in sich? und wiederfährt gerade das, was „Jemand aufs fernere erwartet, ihm, der es er„wartet? Wollen wir das behaupten, lieber Pro„tagoras? Zum Beyspiel, was Heißes. Wie? „wenn Jemand für sich meynt, er werde das Fie„ber bekommen, und das werde ihm Hitze bringen, „sein Arzt hingegen der gänzlichen Gegenmeynung „ist: wessen von beyden Erwartung wird nun „nachher eintreffen? Etwa sowohl des einen, als „des andern seine? so, daß er für den Arzt weder „Hitze noch Fieber, für sich aber das eine und das „andere bekommen wird? Theo. Das wäre doch „lächerlich. Sokr. Aber ob der Wein süß oder „herbe gerathen werde, darüber, meyne ich, hat „man die Meynung des Landwirths, nicht die des „Harfenisten zu hören. Theo. Ja freylich. „Sokr. Und von zu erwartendem Uebelklang „und Wohlklang, wie ihn nachher auch der Kin-

„derlehrer empfinden wird, möchte wohl im Vor-
„aus nicht dieser eine richtigere Meynung haben,
„als der Tonkünstler. Theo. Nimmermehr.
„Sokr. Also wird denn auch, wer Gäste bewir-
„then will, ohne selbst Speisekünstler zu seyn, da
„es jetzt auf die Zubereitung des Schmauses an-
„kömmt, nicht eben so gut urtheilen können, als
„der Kunstkoch, was den Gaumen vergnügen wer-
„de. Denn über das, was jedem jetzt angenehm
„ist oder vorher war, lassen wir uns gegen jene
„Behauptung in keinerley Streit ein, sondern ob
„jeder für sich der beste Richter sey, wenn die Fra-
„ge entsteht, was ihm in der Zukunft däuchten oder
„widerfahren werde. Oder willst wohl du lieber
„Protagoras, darüber, was jeder unter uns
„in der Folge, wenn wir Richter seyn sollten, bey-
„fallswerth finden werde, besser urtheilen können,
„als jeder für sich, wer er auch sey? Theo. Al-
„lerdings, lieber Sokrates, rühmte er sich, desfalls
„vorzügliche Einsichten vor allen zu haben. Sokr.
„Das mußte der Elende freylich (Gr. Beym Ju-
„piter, o Elender!) oder Niemand hätte sich mit
„ihm eingelassen und so vieles Geld gegeben, wenn
„er nicht seinen Gesellschaftern beygebracht hätte,
„er könne auch das, was nachher seyn und ihnen
„glaublich vorkommen werde, besser erurtheilen,
„als je ein Wahrsager oder ein anderer für sich.
„Theo. Vollkommen richtig. Sokr. Geht nun
„nicht die Gesetzgebung, und die Betrachtung des
„Nützlichen auf die Zukunft? und wird nicht Je-
„der eingestehen, daß ein Staat, der einmal mit
„gewissen Gesetzen versehen ist, oft nothwendig die
größten

„größten vorliegenden Vortheile nicht erreichen „könne? Theo. Allerdings. Sokr. Es ist also „nicht viel auf einmal, wenn man zu eurem Leh„rer sagt, er müsse nothwendig eingestehen, daß ei„ner weiser, als der andre, und daß denn nur je„ner ein Maaß sey, ich unwisser hingegen nicht im „geringsten als ein Maaß betrachtet werden müsse, „wie mich jetzt das für ihn übernommene Wort, „ich mochte wollen oder nicht, genöthigt hat, wei„ser und ein Maaß zu seyn. Theo. Hiemit, lieber „Sokrates, scheint mir die Behauptung am besten „ganz völlig widerlegt zu seyn, und damit, daß, ihr „zufolge, auch die Meynungen anderer vollen „Werth haben sollen. Diese hielten ja offenbar „des Mannes Raisonnements für nichts weniger, „als für richtig —“ Nur hienach beurtheile man das Elend solcher neuern Sophisten, die, ob sie wohl ihr Geschwätz nicht so hoch in Kaufpreis setzen können, als jene unter den Griechen, doch desto tiefer in der Achtung aller Verständigen herabgesetzt zu werden verdienen, weil sie bey dem weit hellern Lichte des Christenthums sichs vorgenommen zu haben scheinen, dennoch blind zu seyn, und nach Vermögen andere Blinde noch mehr zu bethören! Die Elenden mögen bey den Worten wahr, Wahrheit, irren, Irrthum eben das denken, was wir und alle unsophistische Menschen darunter verstehen, oder sie mögen zugleich allen Sprachgebrauch mit oder ohne Wissen zu verkehren suchen, so müßte Gott absichtlich die ganze Welt bloß auf Illusion der vernünftigen Geschöpfe, welche Wahrheit in dem uns gewöhnli-

chen Verstande des Worts suchen, eingerichtet haben, wenn nur solche Thoren die Wahrheit gefunden haben sollten; und sind sie nicht desto größere Thoren, da nach ihren Behauptungen auch wir, denen sie durchaus widersprechen, nicht irren können. Vielmehr aber wird es dabey bleiben müssen, daß, wer in Absicht auf wichtige und über die Sinnen weggesetzte Angelegenheiten der Menschheit nicht unvermeidlich irren will, mit aller Aufmerksamkeit und redlicher Absicht der Wahrheit nachforschen müsse, und daß man nur auf diesem Wege zur Erkenntniß der Wahrheit gelange. Alle Religion hat ihre Haupthinsicht auf die Zukunft; und um für die Zukunft mit Vernunft sicher und beruhigt zu seyn, wird man wohl eben so gut die Sache der Religion mit Fleiß lernen müssen, als die Kunstköche und Tonkünstler beym Plato und Sokrates ihr Metier erst erlernen mußten, bevor sie sicher genug wohlschmeckende Essen und Concertstücke zubereiten konnten. Uebrigens giebt es freylich Sudelköche und Bierfiedler genug, die auch immer ihre Gäste und Zuhörer, oder gar ihre Lobredner finden. Da heißt es denn, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse, und das mögen auch unsre Philosophen und Theologen vielleicht meynen, welche behaupten, für jeden sey das wahr, was er für wahr halte. Denn den Bauern auf der Hochzeit, wenn sie hungert, schmeckt nach schon eingenommenem Brandtwein, leicht alles gut; was fragen sie heute nach dem morgenden Bauchgrimmen? wenn sie lustig sind, springen und schreyen sie, und so dürfen die

Gei-

Geiger und Pfeifer nur fein rasch und munter aufspielen, um guten Beyfall zu erhalten; nach Harmonie und Takt ist hier keine Frage. Dennoch könntens auch die wildesten Indianer nicht dulden, wenn ihnen ihre Priester beybringen wollten, es sey gleich viel, was man von den Göttern denke, und wie man sie ehre; jeder sey recht dran in seinem Sinn, möchte er auch die Götzenbilder in den Mist begraben. Noch eins, zum Gebrauch für die neuern ganzen und halben Materialisten. Sokrates im Theäter des Plato vergleicht das Gedächtniß, welches er doch aber in die Seele setzt, nicht nur mit einer Gallerie von Wachsabdrücken, wie z. B. Hr. Platner, sondern auch mit einem Taubenschlag, in welchem die Ideen herumfliegen, und oft schwer zu erhaschen sind.

Bald nachher fanden wir in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen St. 70. 1783. eine Beurtheilung eben dieses Berlinschen Products, mit der vorangehenden Nachricht, daß dasselbe vor dem Abdruck in der Berlinschen Censur Widerspruch gefunden habe. Wie? und in Leipzig durfte es doch so hoch empfohlen, und wie zur Rechtfertigung des uneingeschränkten Lobs, so viele unsinnige Proben daraus vorgelegt werden? Auch der Götttingische Anzeiger freuet sich, einen so scharfsinnigen Philosophen kennen gelernt zu haben — freylich, weil die gelehrte Influenza in diesen Zeiten von einem Frühjahr zum andern anhält. Doch lobt er mit einiger Einschränkung, nicht als ob er auf einmal die zärtliche Lunge hinopfern wollte, und kritisirt über mehre-

res. Wie aber, seitdem Alexander von Joch lichtvoller demonstriret hat, als Leibnitz und Wolf, der Fatalismus seine ganze Masque abgelegt habe, kann man vielfach wahrnehmen. Und nun darüber kömmt der Göttingische Recensent des Versuchs — für alle Menschen einmal außer Athem. „Die Krone des Buchs, schreibt er, ist „der Abschnitt von der Freyheit und Nothwendig„keit. Hier wird so viel treffendes, zur Rettung (also muß es doch immer ganz mißlich damit aussehen, weil es immer noch einer Rettung bedarf) „des deterministischen Systems angeführt, als wir „bey keinem andern Schriftsteller beysammen ge„funden haben. Der Verfasser zeigt, daß Unwille „und Haß, Reue, Mißbilligung und Schaam, „Zurechnung, Verdienst und Schuld, Lob und „Tadel, Lohn und Strafe einzig und allein in die„sem System statt finden — und daß die ganze „Sittenlehre erst durch die Lehre von der Noth„wendigkeit ihren eigentlichen Werth erhält.“ In Wahrheit, das wäre mehr, als alles mögliche, unendlich mehr, als je ein alter Fatalist oder (wie man nun redet, nach der Regel mitiganda atrocia uerbis) Determinist hoffen konnte. Und das hat nun ein Schriftsteller geleistet, der nach seinen Grundsätzen von Wahrheit und Irrthum allen, die das Gegentheil behaupten, gleichfalls zugestehen muß, daß sie recht haben, wie er selbst in seinem Sinn je recht zu haben glauben mag; weil ja die menschliche Natur nicht irren kann. Sollten ihn dennoch determinirende Gründe determiniren, in diesem einzigen Falle, uns darinn, daß wir glauben,

die

die menschliche Natur könne recht grob irren, und irre bey ihm aufs gröbste, eines Irrthums zu beschuldigen, nun so bedenken wir, daß einmal unvermeidlich das deterministische System voll Widerspruchs sey, so, wie er uns antworten kann, daß, da einmal alles nothwendig geschehe, auch ihm es nicht möglich gewesen sey, alles contradictorische zu vermeiden, und also denn nothwendiger Weise von seinen Gegnern, wenn sie auch noch Menschen seyn sollten und menschliche Natur hätten, zu glauben, daß sie irren. Eben die Nothwendigkeit wird ihn auch bestimmen, unwillig auf uns zu seyn, uns zu hassen, zu mißbilligen, zu tadeln, und gar zu strafen, so unreimisch das auch alles ist, wenn er auch uns und alle unsre Kräfte und Handlungen eben dieser Nothwendigkeit unterworfen glaubt. Denn der Gott der Fatalisten (das ist nicht der wahre Gott!) oder wenn man lieber will, der Deterministen, ist nun einmal so eigensinnig, daß ers nicht anders wollte, und konnte es auch nicht anders wollen, weil er gleichfalls unter dem Gesetz der Nothwendigkeit liegt. Einen solchen Patron des Determinismus, als dieser Schriftsteller ist, wissen wir den Deterministen nicht zu beneiden. Nur die liebe Jugend beklagen wir, daß sie moralische Begriffe ohne allen Begriff von Moralität in ihrer Vorstellungskraft bilden soll. Wir leugnen dabey nicht, daß eine wahre Zufälligkeit der Handlungen für einen mäßig scharf forschenden etwas sehr schwer denkliches, daher auch die Versuchung zum Fatalismus für wirkliche Philosophen ziemlich groß und sehr natürlich sey. Hier

ist

ist aber denn eine philosophische Klippe, um welche herum zu fahren ein merkliches mehr, als bloß guter Verstand und feines angestrengtes Nachdenken, nämlich auch aufrichtige Redlichkeit gegen Gott, Wahrheit und Tugend schlechterdings erforderlich ist. Mancher bleibt vor derselben halten und schaudert zurück. Wer sicher auf dem philosophischen Meere herum fährt, ohne sie ansichtig zu werden, anstatt sie mit deutlicher Wahrnehmung und bedächtiger Mühe zu umfahren, rühmt sich mit Unrecht, ein Philosoph, des Namens werth, zu seyn. Diejenigen aber erscheinen uns völlig verächtlich, die an ihr scheitern, ohne ihren Schiffbruch gewahr zu werden; wir meynen die, welche den Determinismus in aller Sicherheit aufgefaßt haben, und bald so weit dabey gedeihen, daß sie sich auch weise darauf dünken, über alle dagegen von Gott hoch aufgesteckte Gegengründe stolz hinwegschielen, und ihr eignes moralisches Gefühl verleugnen, betäuben oder taub klimpern. Voll unverachtender mitleidiger Liebe endlich sehen wir denen zu, die zwar auch an der Klippe gescheitert sind, aber doch ihre Trümmern nothdürftig zu sammlen streben, und, weit entfernt auf einen geglaubten Heldenzug groß zu thun, vielmehr immer in dem sichern Hafen des gesunden Gemeinsinns eine nöthige Zuflucht suchen.

* *

Hr. D. Joh. Jac. Lange, nun von Sr. Herzogl. Durchl. zu Mecklenburg-Schwerin auf der Bützowischen Universität bestellter Privat-Docent der

der Rechte und Mitarbeiter der Juristenfacultät, hat im Verlage der Bödnerschen Buchhandlung zu Schwerin, Bützow und Wismar den dritten Theil seiner Einleitung in die Bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit für diejenigen, so keine Rechtsgelehrte sind, 1783. 8. 198 Seiten herausgegeben. Dieser Theil enthält den Ersten Abschnitt von den Verträgen und Contracten. Die Zahl der Kapitel läuft aus den erstern Theilen fort, und so handelt Kap. 49. von den Verträgen und Contracten überhaupt; Kap. 50. von den Personen, mit welchen man Verträge eingeht; Kap. 51. von den Dingen, die den Gegenstand der Verträge ausmachen; Kap. 52. von den Bedingungen, die bey den Contracten pflegen verabredet zu werden; Kap. 53. vom Anlehn; Kap. 54. von Lehnsschulden, doch hievon, als von einer ins Lehnrecht gehörigen Sache, nur ganz kurz; Kap. 55. von Handschriften oder Obligationen; Kap. 56. von handhabenden Pfändern; Kap. 57. von Hypotheken; Kap. 58. von der Bürgschaft; Kap. 59. von der Abtretung und Cedirung einer Schuld; Kap. 60. von der Bezahlung einer Schuld, deren Erlassung und der wechselsseitigen Abrechnung; Kap. 61. vom Leihen oder Borgen zum bestimmten Gebrauch, oder sogenannten Commodato; Kap. 62. von der Verleihung einer Sache, die Bittweise und ohne Bestimmung der Zeit geschieht; Kap. 63. von Bodmerei- und Assecuranz-Verträgen; Kap. 64. vom Leibrenten-Vertrag; Kap. 65. von Wechseln- und Assignationen; Kap. 66. von der Aufbewahrung einer fremden Sache;

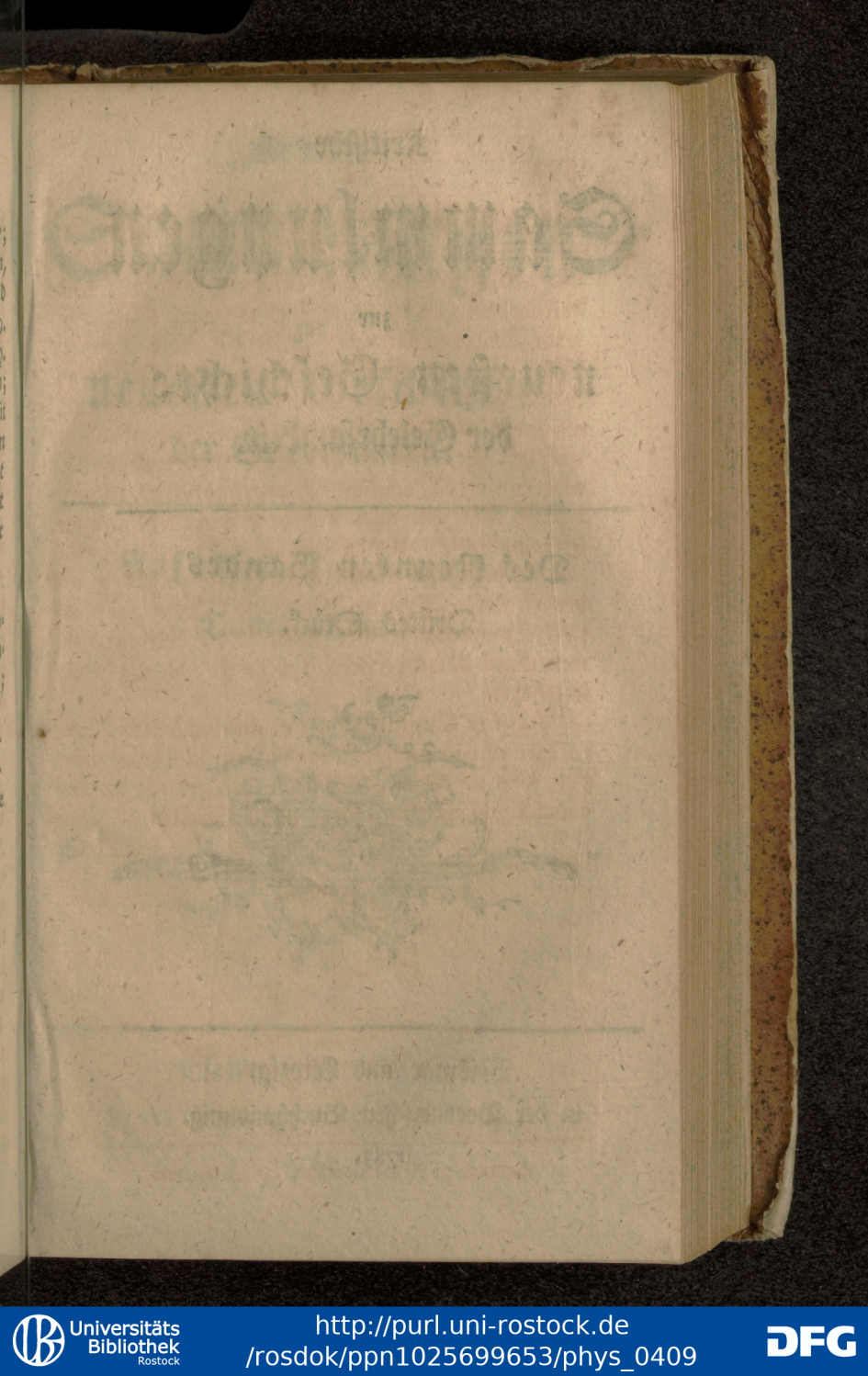
Kap

Kap. 67. vom Kauf- und Verkauf-Contracte; Kap. 68. von einigen einzelnen Nebenverträgen, die den Kauf- und Verkauf-Contracten hin und wieder pflegen angehängt zu werden; Kap. 69. vom Trödel-Contract; Kap. 70. vom Tausch. Kap. 71. von Schenkungen unter Lebendigen; Kap. 72. von Geschenken, die sich Eheleute mit einander machen; Kap. 73. von Schenkungen auf den Todesfall. Alle diese Materien findet man hier leicht verständlich abgehandelt, und mit allerley Rathgebungen versehen, wovon sich guter Gebrauch wird machen lassen.

In eben der Buchhandlung sind zu haben des Hrn. D. Adolph Diederich Weber zu Rostock Beyträge zu der Lehre von dem Konventional-Pandrechte. 1783. 8. 168 Seiten; ingleichen

ejusdem Commentatio de usuris indebite solutis earumque tam repetitione quam in sortem imputatione ad Legem XXVI. Pr. §. 1. et 11. D. de condictione indebiti. 1783. 8. 110 Seiten.

Gedruckt zu Neubrandenburg bey C. G. Korb.



Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Des Neunten Bandes

Drittes Stück.



Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1783.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0410
DFG

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Auf das Jahr 1783.

Drittes Stück.

Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1783.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0411
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0412
DFG



I.

Die Rechte der Menschheit in Religions-Sachen; sowohl im Stande der Natur, als auch in einer bürgerlichen Gesellschaft, von Johann Jacob Moser, Königlich-Dänischen Etatsrath. (ohne Anzeige des Druck- oder Verlagsorts) 1782. 8. 70 Seiten.

Die Veranlassung zu dieser Schrift hat der verehrungswürdige und verehrte Greis, der zum Dank eines großen Publikums fast mehr geschrieben hat, als die meisten Gelehrten lebenslang lesen, aus dem Bahrdtischen Glaubensbekenntnisse an die Kayserl. Majestät genommen, wo der dreuste Mensch geschrieben hatte: „Tausend und aber tausend flehen mit mir um die „Rechte der Menschheit und des Gewissens“ (in Religionssachen). Es wird also hier aufs gründlichste, mit dem besten philosophischen Scharfsinn, untersucht, was die Rechte der Menschheit in Religionssachen sind, wie weit sie sich erstrecken, ob Bahrdt und die vielen, welche zeither über Intoleranz Beschwerden geführt haben, richtig daran

seyen, wenn sie die Rechte der Menschheit beeinträchtigt glauben. Die ganze Abhandlung ist voll scharfer Auseinandersetzung in zwey Abschnitte getheilt, deren Inhalt schon in obigem Titel bestimmt ist. Dem erstern Abschnitt sind vorangeschickt Einige vorläufige Grundsätze von dem Stand der Natur, um ein großes besser überdacht, als das meiste, was die gewöhnlichen Naturrechtslehrer von dem Stande der Natur zu sagen oder zu dichten pflegen. Der Stand der Natur nämlich ist, nach der Moserschen Darlegung, weder ein Stand der Ungeselligkeit, noch ein Stand der Unabhängigkeit für jeden Menschen. Nachdem Menschen geschaffen waren, auch nicht zur Einsamkeit, wurden und werden alle übrige in die Gesellschaft geboren, und sind auch, wenigstens bis auf ein gewisses Alter, nothwendig von ihren Eltern oder denenjenigen abhängig, ohne deren Hülfe sie nicht bestehen und aufwachsen können oder die wichtigsten Bedürfnisse entbehren müßten. Kurz, im Stande der Natur ist nicht jeder Mensch, aber wohl jeder Hausvater mit seiner Familie unabhängig; und dem weiblichen Geschlecht im Stande der Natur kann weder nach Einsichten der sich selbst überlassenen Vernunft, noch nach der übernatürlichen Offenbarung eine Unabhängigkeit beygelegt werden. Auch Unabhängigkeit und ein gesellschaftliches Leben sind einander nicht entgegen. Es giebt ein freywilliges gesellschaftliches Leben im Unterschied von bürgerlicher Gesellschaft. Das alles wird zugleich durch Verweisung auf histori-

sche

sche Nachrichten, besondes von den Nordamerikanischen Indianern bestätigt. Am wenigsten hebt die Unabhängigkeit (unter Menschen) die Rechte und Pflichten des gesellschaftlichen Lebens auf, sie kann auch nicht stärker seyn, als die gesellschaftlichen Rechte und Pflichten. Darauf folgen §. 6. Einige gesellschaftliche Rechte und Pflichten in Ansehung sittlicher Dinge. Sogar aus dem Zusammenhange S. 20. gerissen, wird folgendes nicht nur verständlich seyn, sondern auch als richtig sich aufdringen: „Wann der ei„ne Theil bezeuget, er verlange von dem andern „keine Belehrung, oder er halte seine Meynung „für besser und gegründeter, als des andern seine, „und noch mehr, wenn er begehret, der andere sol„le ihne und die Seinige in Ruhe lassen, in ih„ren Meynungen nicht stöhren, und dadurch zu „Spaltungen und Uneinigkeiten unter ihnen Gele„genheit geben u. s. w. so ist der, so den Andern „hat belehren wollen, schuldig, davon abzustehen, „und seine Weisheit für sich zu behalten; er mag „es auch so gut meynen, als er will, und im „Grund so viel Recht haben, als er will: Der „aber hat belehret werden wollen, behält die Frey„heit, den Unterricht anzunehmen oder zu verwer„fen; sonst wäre er nicht unabhängig. Und „wann der andere sich ihme, auch wider seinen „Willen, dennoch zum Lehrer aufdringen, und sei„ne Erkenntniß oder Wahl des Guten oder Bö„sen, Wahren oder Falschen, eines Irrthums oder „der Schädlichkeit, bezüchtigen und behandeln „wollte; so wäre der im Stande der Natur leben-

„de Mensch befugt, es als eine Beleidigung seiner „Unabhängigkeit anzusehen und zu ahnden, er „möchte auch in der Sache selbst so viel oder so „wenig recht oder unrecht haben, als er wollte.“ Was sich nun ergeben würde, wenn im Stande der Natur lebende Menschen gemeinschaftlich einen Lehrer annähmen, ob es nicht bey ihnen stehen werde, ihm in Absicht auf den zu gebenden Unterricht Bedingungen vorzuschreiben und Schranken zu seßen ꝛc. legt der §. 7. S. 21 — vor, und §. 8. führt die Sache noch etwas weiter. Hievon wird endlich §. 9 — die Anwendung auf Religionssachen gemacht. Ohne Zweifel verdient doch wohl erwogen zu werden z. B. S. 30. „2. Glaubt ein Hausvater, die Religi„onssäße, so man ihme und denen seinigen beybrin„gen will, seyen schädlich, verderben die Sitten, „haben üble Folgen in dem Betragen gegen „Gott, sich selbst, oder andere, seyen dem geoffen„barten Willen seiner Gottheit entgegen, entziehen „deren Segen, und laden dagegen deren zeitlichen „und ewigen Fluch auf ihn, seine Familie und de„ren Nachkommen; wie sollte auch im Stande „der Natur ein solches Haupt des Hauses nicht „befugt seyn, sich dem aufdringenden Lehrer oder „Verführer aus allen Kräften zu widersetzen? „3. Auch im Stande der Natur ist diese Beleidi„gung desto größer und um so viel Ahndungs„würdiger, wann a) die Religion eines ganzen „Volks angetastet wird, b) oder demselbigen sol„che Lehren beygebracht werden wollen, welche die „Gesellschaft für schädlich und in ihren Folgen für

„ver-

„verderblich hält. 4. Am allerunerträglichsten „und strafbarsten endlich ist auch im Stande der „Natur, wann eine Gesellschaft einen Lehrer selber „dazu angenommen, ihne aber ausdrücklich auf „gewisse Lehrsätze verbunden, und er sich feyerlich „hierauf verpflichtet hat.“ Der Zweyte Abschnitt also redet von den Rechten der Menschheit in Religionssachen in einer bürgerlichen Gesellschaft; und wer wird aus dem ersten her nicht leicht absehen, daß er die Forderungen der unmäßigen Toleranzprediger weit zurückweise? Der Hr. Verf. nimmt die Verfassung der bürgerlichen Gesellschaften, wie sie einmal ist, so leicht man auch, wie er bekennt, gar vieles darüber hin und her raisonniren kann; und doch wohl mit Recht behauptet er (S. 38.) es sey wider die Grundregeln aller und jeder Staaten, daß einzelne Mitglieder den guten oder schlechten Grund der Gesetze prüfen, und, unter dem Vorwand, daß er aus irrigen Sätzen herrühre, sich dem Gehorsam derselben entziehen dürften. Eine unbeweglich fest stehende Hauptbemerkung ist §. 3. diese, daß alle bürgerliche Gesellschaften nothwendig die Rechte der Menschheit einschränken. Hieraus würde folgen, daß wer die Rechte der Menschheit für seinen Theil ganz uneingeschränkt genießen wollte, sich mit seinen Menschenrechten in die Einsamkeit oder unter ein Volk hin begeben müßte, welches noch im Stande der Natur lebt; und doch wird ihm auch unter einem solchen Volke nicht alles gestattet werden, was er vorzunehmen sich beykommen läßt. Hier giebt es mehrere

seine Bemerkungen, auch zur Zurückweisung derer, welche vorgeben, keine Obrigkeit habe eine weiter gehende Gewalt, als etwa jetzt politische Männer von guter Einbildung ihr möchten einräumen wollen, wenn sie eben nun erst aus dem Stande der Natur in eine bürgerliche Gesellschaft zusammen zu treten für gut fänden. Ohne überall gerade durch zu wollen, und ohne Vernachlässigung mannichfaltiger Rücksichten bey Verschiedenheit der Umstände, behauptet Hr. Moser: „Wo obrigkeitliche Gebote oder Verbote vorhanden sind, denen sey jedes Glied des Staats Gehorsam schuldig: besagte Gebote oder Verbote möchten entweder an sich so guten oder schlechten Grund haben, als sie wollen, oder auf die jetzigen Zeiten nicht mehr so passen, als auf die vorigen S. 40.“ Er bekennet dabey S. 42. daß 1.) freylich hiedurch ein Nachtheil für das Reich der Wahrheiten und der Wissenschaften entstehen könne, auch hier und da wirklich entstehe; 2.) daß sogar sich widersprechende Dinge in einem und eben demselben Staate aus diesen Grundsätzen entstehen können, z. B. Gestattung des Drucks eines Buchs von dem Censor des einen Orts und Verweigerung desselben von dem Censor des andern. Doch habe man die geringern Gebrechen, da einmal aus bürgerlichen Verfassungen nicht alle Fehler würden abgethan werden können, mit Geduld zu tragen; und selbst die größern ließen sich ja nicht anders abstellen, als bis alle Umstände dazu reif geworden. Eben so wahr aber sey auch auf der andern Seite, daß es 1.) geborne Sonderlinge gebe, die anders

dach-

dächten, als fast oder wirklich alle andere Menschen in der ganzen Welt — 2.) geborne oder gewordne Zweifler, denen — alles, was man insgemein glaube, oder für wahr oder falsch halte, verdächtig, und das gerade Gegentheil wahrscheinlich werde — 3.) nicht wenige Leute, die sich dadurch von Andern auszeichnen und einen großen Namen und Anhang verschaffen wollen, daß sie den gemeinen Meynungen und den Lehren der berühmtesten und größesten Männer widersprechen. Alle dergleichen Leute könne man doch nicht in den Tag hinein schreiben und lehren lassen, was sie wollten. Hiebey ist nicht vergessen, was zeither so oft zu hören und zu lesen gewesen ist, die Wahrheit gewinne allemal dabey, und behalte zuletzt allemal die Oberhand; widrigenfalls hingegen würden die besten Köpfe unterdrückt und man bleibe bey den alten Irrthümern und Vorurtheilen. Hr. M. antwortet, dawider habe die Vernunft und Erfahrung sehr viel einzuwenden, man setze damit zu viel voraus, und der große Schade, den unumschränkte Freyheit zu lehren und zu schreiben für den ganzen Staat nach sich ziehe, sey nicht mit in Rechnung genommen; mäßige Preßfreyheit sey ein großes Kleinod, unumschränkte und gränzenlose hingegen sey das möglich größte Verderben desselben. „Wenn nun, fährt er „fort S. 45. die Vorgesetzte (Obrigkeit) des Staats, „nach ihrem besten Wissen und Gewissen, der „Meynung seynd, es seye allzugefährlich, jeden in „sittlichen Dingen ohngeprüft schreiben und lehren „lassen, was er will, und dahero diese Freyheit

„einschränkt; so bedienet sie sich nur eben desjeni-
„gen Rechts, ihrer selbsteignen und keiner fremden
„Einsicht und Erkenntniß zu folgen, dessen sich
„der Neuling ebenfalls anmaßen will: Und sie
„bedient sich dessen mit einem ungleich größern
„Recht als dieser, weil in dem Stand einer bür-
„gerlichen Gesellschaft ganz unwidersprechlich und
„unmöglich nicht einem jedem einzelnen Mitglid
„gestattet werden kan, in sittlichen Dingen schlech-
„terdings in allen Stücken nach seiner besondern
„Einsicht zu handeln, und sich dem Gehorsam der
„Gesetze, wie sie nun einmal vorhanden seynd,
„zu entziehen.“ Das alles erhält im folgenden noch seine weitere Bestätigung, auch mit Berufung auf die Geschichte. Die wichtigste Betrachtung ist wohl diese, daß, wie jeder einzelne Mensch, der aus der Religion einen Ernst macht, sehr behutsam mit dahin gehörigen Sachen verfahren zu müssen meynt, um nicht sich selbst oder andere zu betrügen, weil eine ewig dauernde Glückseligkeit oder Unglückseligkeit davon abhangen soll, eben so auch nicht weniger die Vorgesetzten der bürgerlichen Gesellschaften in so fern Pflichten und Befugnisse in Ansehung der ganzen Gesellschaft haben, zu verhüten, daß nicht durch einzelner Bürger zügellose Raisonnements Berhörung oder Religions-Bedrückung der Gesellschaft oder eines namhaften Theils derselben entstehe, welcher sich zu der gesetzlichen Verfassung oder dem eben so viel bedeutenden Herkommen etwas besseres versehen hat. Es ist auch zu viel behauptet, daß durch uneingeschränkte Freyheit allemal die Wahrheit

heit gewinne. Und wer muß nicht bekennen, daß es viele verführerische Schriften giebt, durch welche nie die Wahrheit gewinnen kann, sondern nur Irrthümer, Thorheiten, Laster und Gottlosigkeit befördert werden. Endlich bemerkt Hr. M. den großen Unterschied, wenn man bey einer Religion, die ein geoffenbartes Wort Gottes glaube und vor sich liegen habe, nur dasjenige rüge, was offenbar dem Buchstaben und Sinn desselben entgegen- und nur nach und nach Mißbrauchsweise von der Kirche angenommen worden sey — und wenn man bald einige Stücke des Gesetzes verdächtig machen, bald dem Buchstaben desselben einen andern, als den bisherigen, nicht bloß allgemein und überhaupt angenommenen, sondern von tüchtigen und mit den Hülfsmitteln wohl versehenen Gelehrten anerkannten, Sinn, beylegen will, dadurch Gewissen verwirret und in Verlegenheit setzt. Er hätte sich hier leicht noch stärker ausdrücken und von Leuten reden können, denen jeder Verständige es ansehen kann, daß sie keinen Respect gegen die übernatürliche Offenbarung bey sich tragen, zu welcher sich die Gesellschaft bekennt und worauf sie ihre Religion gebauet wissen will, daß, da man sie doch für Lehrer überhaupt eben der Religion gelten lassen soll, sie gleichwohl, mit Verleugnung der ersten Grundsätze derselben, eine ganz andere in Aufnahme zu bringen suchen. Der Gesellschaft aber liegt nicht weniger daran, von solchen Lehrern nicht hintergangen zu werden, als wichtig es ist und jeder Obrigkeit zusteht, zu verhüten, daß nicht Marktschreyer und Quacksalber, statt

guter

guter Aerzte, ihre Arzneyen absetzen und das Leben vieler Bürger in Gefahr bringen. Nach Beantwortung noch verschiedner Einwürfe folgt S. 57. der Schluß, daß die Urheber, Anhänger und Beförderer der jetzigen Neuerungen in Religionssachen Dinge begehen und begehren, die den ersten Grundsätzen aller bürgerlichen Gesellschaften zuwider seyen — Auch werden nun die obigen Sätze auf einen aus mehrern bürgerlichen Gesellschaften bestehenden Staat, und auf ganze große Nationen angewendet. Ein Anhang S. 62 — handelt endlich von der Colliſion der bürgerlichen Verfassung und eines angeblichen göttlichen Befehls oder Berufs.

2.

Sie beklagen sich, daß Ihnen von den Schriften eines Herrn Jacob Hermann Obereit, von Arbon am Bodensee, Doctors der Philosophie und der Churbayerschen Akademie der Wissenschaften Mitglieds, noch nichts zu Händen gekommen sey, da Ihnen doch dieselben auf besondre Art, zur Bekanntmachung in den Krit. Sammlungen empfohlen wären. Hievon gedachte ich neulich gegen einen Freund, der sich sogleich äußerte, daß er mirs leicht möglich machen wolle, Ihnen von der Denkungsart dieses Hrn. O. einige nähere Nachricht zu geben; und bald nachher schickte er mir das wenigstens dem Titel nach im gelehrten Publikum sattsam bekannte Buch: Die Natur und die Heiden über Steinbarr.

In

In Gesprächen beym Promeniren. Erster Beytrag zu Steinbarts Zusätzen und Bestätigungen seines Systems der Glückseligkeit. Und ich bin allein übrig geblieben, daß ich dirs ansagte (Hiobs Bothen). Leipzig verlegts Adam Friedrich Böhme. 1782. 8. 301 Seiten. Voran steht eine Zuschrift an Hrn. Steinbart selbst, welche unterschrieben ist von Jacob Hermann Obereit, der Philosophie Doctor. Das ist denn doch unleugbar der Gelehrte, den Sie suchen, obgleich diese Zuschrift ihr Datum von Dresden her hat. Ich will Sie mit Ihm bekannt machen, wie ich mit Ihm bekannt geworden bin, nur daß ich freylich nicht alle Züge seines Schriftsteller-Charakters ausmahlen kann, wie ich sie hier gesehen habe. Da ich aber meyne, daß man einem Gelehrten, der menschlichen Schwachheit wegen, nicht gleich alles so scharf anrechnen dürfe, was er zum Lobe oder Tadel anderer äußert, so stoße ich mich auch daran noch nicht, daß unser Hr. O. sich gleich zu Anfang seiner Zuschrift an Hrn. St. für einen alten Freund des unsterblichen seligen Töllners angiebt. Vielleicht ist das auch nicht einmal so zu verstehen, wie es lautet; denn diese Zuschrift hat überhaupt eine ironische Stimmung. Ein besonderer von den Druckern sogenannter Schmutztitel giebt nachher auch die promenirenden Personen an. Es sind Simplicius, ein alter Philosoph; Phryx, ein junger Berliner Theologe; und Thrax, ein junger Deiste. Und nun folgen drey Promenaden. In allen dreyen eröffnet Phryx das Gespräch

spräch, und zwar das erste mit Berufung auf Gamaliels, eines philosophischen Juden, Spaziergänge über die Berlinschen Wunderbetrachtungen in 8. Constantinopel (Münster) 1780. Ueber Steinbarts reine Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums geht es nun sogleich her, und Thrax sagt bald: — bewahre mir Gott meine lieben weisen „Heiden, und die Edelsten meiner Freygeister!“ Da Steinbart nur gerade zu auf Glückseligkeit führen, und einzig die Selbstliebe befriedigen will, so sieht man hier gleich von vornherein einen ganz entgegengesetzten Grundsatz. Simplicius besteht ewig darauf, Gott sey das höchste Gut; es sey daher kein Zweifel, daß mans nicht aufs beste unter ihm haben könne, kein Zweifel, daß ihm nicht alle Vollkommenheit, alle Einstimmung mit ihm, als dem höchsten Gut, um Seiner selbst willen angenehm sey — Wenn wir uns nur gerade um unsre schuldigste und möglichste Vollkommenheit oder lautere Einstimmung mit Ihm beflissen, so hätten wir für die Seligkeit, die dann von sich selbst daraus fließe, oder vielmehr schon darin von Grund aus begriffen sey, nicht zu sorgen. Unsre Schuldigkeit sey unsre Sorge; Beseligung sey des Vaters Sorge. Daß hierinn etwas wahres liege, wenn auch mit etwas willkührlicher und zu weit getriebener Behauptung vermischt, wird Niemand, dem es so wenig an wahrer Herzensreligion als an Einsicht fehlt, in Abrede seyn. Thrax stimmt sehr wohl hiezu, wie er denn überhaupt dem alten Simplicius zur Seite geht, und eben

die

die Heiden wider Steinbart aufführt. Da dieser die ganze philosophische und theologische Welt anklagt, daß sie nicht einmal den Begriff der Seligkeit zu bestimmen gewohnt sey, oder wüßte den Begriff der Seligkeit, zu welcher sie doch führen wollten, und auf Ersetzung dieses Defects beynahe seine ganze eingebildete vorzügliche Weisheit ankommen läßt, so antwortet Thrax: Du „wirst schön ankommen, du alter einfältiger Sim„plicius! — Inzwischen kann man, dächte ich, „mit Tausenden doch wirklich auch nach Rom, „auf geradem Wege dahin, kommen, wenn man „es gleich nie gesehen hat.“ — Ich kann die Se„ligkeit nicht begreifen, kann aber den Geber der „Seligkeit kennen lernen, und bey Ihm sie selber „finden, über allen Begrif der Seligkeit.“ Nachher wird die allemal äußerst dürftige Steinbartische Definition der Seligkeit in Censur genommen, und etwas zwar allerdings mehr sagendes, aber doch nicht befriedigendes an die Stelle derselben gesetzt. Mystische und etwas schwerfällige Vorstellungsart aber schlägt bey aller wirklichen Gelehrsamkeit in diesen Gesprächen immer vor, und macht dem Leser, der an hellere Begriffe gewöhnt ist, auch ganz gute Sachen mehr oder weniger widerlich. Hier und dort fühlt man das Uebertriebene, auch ohne es hinlänglich verstehen zu können, sogar wo man völlig unzufrieden mit den Grundsätzen der Gegner ist, z. B. mit dem Mache dich vollkommen, wiefern es schlechthin höchste moralische Regel seyn soll. Ohne uns zu beleidigen, nennt Simplicius S. 79. diese Capital-Regel

Unsinn. Vorliebe aber zur Mystik ists gewiß bey ihm (ob es gleich auch Hr. D. Leß ohne Vorliebe zur Mystik mit etwas andern Worten sagt) wenn er sich im Gegentheil erklärt, es sey natürlicher — jedem Unvollkommnen die Hauptanweisung zu geben: Suche und befolge den Vollkommensten, Seine Allvollkommenheit für dich und für Alles; und hinzusetzt: Was kann besser seyn? Uebrigens redet er doch auch viel von unsrer gänzlichen Abhängigkeit von Gott, wie sich eben auf dieselbe alle unsre eigentliche Pflicht gründe. Wenn wir nun denn Gott in Allem Gehorsam leisten sollen, und um Gehorsam beweisen zu können, bestimmte Vorschriften haben müssen, so wird doch unsre moralische Vollkommenheit eben darauf ankommen, daß wir durchaus Gehorsam beweisen, und eben damit, daß wir thun, was sich für uns geziemt, werden wir vollkommen seyn, Gott ähnlich, welcher es nirgends an dem fehlen läßt, was Ihm zu thun zukommt. Außerdem findet sich in dieser ersten Promenade manche andre Vorbereitung zu der nachher folgenden Abwürdigung des Steinbartischen Grundsatzes, daß die Selbstliebe der einzige eigentliche Grund aller wahren Tugend seyn müsse. Simplicius spricht aber auch schon hier S. 49. von lauterm Wohl des Geistes, von der Seligkeit des bloßen Geistes, nicht der Sinnlichkeit, und, ob er wohl, wie man durchaus sieht, ein christlicher Philosoph seyn will, so führt er doch neben Abraham auch den Geist des tugendhaften Epictets zum Beyspiel an, als welcher weder durch Freuden noch Le den

des

des Zufalls gestöhrt worden sey. Gewiß werden Sie mit mir der Meynung seyn, er habe den letztern nur seinem Thrax überlassen mögen. Doch auch Thrax selbst ist für einen Deisten auf eine zu hohe moralische Stufe gestellt, und so lang er Deist ist, würden Sie und ich keine solche Freundschaft und Harmonie mit ihm zu unterhalten wissen, als Simplicius. In der 2ten Promenade von S. 92 an werden die Philosophen noch geistiger, und Steinbart, der bis zur Unverschämtheit den Epikurischen Eigennutz, den übrigens alle philosophische Secten unter den Heiden verdammten, auf den moralischen Thron erhebt, kömmt dabey desto mehr zu kurz. Thrax wird hier bald wie zur Hauptperson. Schon S. 104 sagt er: „Ein Trieb zu „unumschränkter Real-Vollkommenheit, zur An„ziehung und Ausbreitung derselben, ist es, der „uns belebet! Ja, noch mehr! Ein Trieb, den „unumschränkten Vollkommensten selbst in „der That und Idee vorzustellen, so weit es ins „Unendliche fort immer mehr möglich ist, in sich „und außer sich. Dies, dies mag der höchste und „tiefste, der allbegreifende Grundtrieb unsers Seyns „heißen. Unser Wesen selbst also ist eine Trieb„kraft, den Unumschränkten in sich und in „der Welt vorzustellen, als ein lebendiger gei„stiger Spiegel zum Wiederschein des Unendlichen, „in und außer sich ins Unendliche fort — — — „Was will des großen Wolfs so lang angebethe„te Definition dagegen sagen: „Eine Kraft, die „Welt vorzustellen nach der Lage des Körpers?“ „Kleinigkeit! die wollen wir den Thieren und herr-

„schenden Monaden oder Plejaden der nur sinn„lich bildervollen Körper überlassen —“ Ich würde für Sie und Ihr Journal zu weitläuftig werden, wenn ich nur alles besondre auszeichnen wollte, was Thrax, der Deist, an diesem Orte noch weiter philosophirt. Doch nothwendig muß ich noch etwas hinzusetzen. S. 108. spricht er: „Durch diese wesentliche Triebkraft zur Unum„schränktheit sind die endlichen freyen Geister die „nächsten Naturverwandten Gottes — sind seines „Geschlechts — — Sie sind seine natürlichen „Repräsentanten in der Schöpfung. Ja sie sind „wesentlich bestimmt, auch seine moralischen Re„präsentanten da zu seyn. Und das ist das wür„digste, was sie werden können. Werden sie die„ses, alsdenn sind sie mehr und mehr bereit und „fertig zur Gleichförmigkeit und Einigkeit des „ganzen Geistes mit dem höchsten Vollkommen„heitsmuster, Quell und Ziel, und werden Brüder „und Mitregenten des erhabensten natürlich mo„ralischen Repräsentanten oder Ebenbildes Gottes, „des allwaltenden Anführers aller Schöpfung, den „schon die ältesten Weisen vom Orient gekannt „haben.“ So bekämen wir nun den alten Platonicismus zurück. Wozu soll es wohl dienen, daß der Deist Thrax solche Sätze predigt, als wären sie durch natürliches Nachdenken philosophisch erkennbar? Wären sie ganz so wahr, so wären sie doch, wie fern sie nicht aus übernatürlicher Offenbarung hergenommen seyn sollen, nichts mehr als Gedichte, oder wenigstens in keiner philosophischen Disputation für etwas besseres zu gebrau-

brauchen. Und Hrn. Steinbart, der freylich gleichfalls nur dichtet, Gedichte entgegen zu setzen, kann der guten Sache nie Vortheil bringen. Weder aber Sie, noch ich noch einer unsrer Glaubensbrüder wird sich daran erbauen, wenn nachher S. 241 — (in der 3ten Promenade) Simplicius auch philosophischen Beweis darüber mit folgendem führen will: Wenn Gott freythätig wirke, sagt er, könne er nicht etwas wirken, das seinem Wesen entgegen wäre, obgleich er außer seinem Wesen wirke. (So weit möchten Sie gar einen Crusianer erkennen.) Ob es nicht seiner Natur gemäß sey, daß er sich auswärts außer seinem Wesen so gleichförmig beweise, wie er inwendig in seinem Wesen sey? Ob er nicht sein Wesen ganz natürlich und getreu in seinem Ebenbilde ausdrücken werde? — Phryr, ein über alles Erwarten gelehriger Berliner Theologe, redet etwas ein; und sodenn fährt Simplicius fort: „Durch „die erste Freythätigkeit Gottes wird also sein voll„kommnes Ebenbild außer seinem Wesen er„zeugt: Ihm selbst gemäß, als dem absolut voll„kommensten Muster — Diese erste Freythätig„keit Gottes nun, ist sie nicht eigentlich mora„lisch? — — In der ersten und höchsten Frey„thätigkeit Gottes außer seinem Wesen hätten wir „also die erste und höchste wirkliche Moralität, „nach dem ewigen Gerechtigkeits-Gesetze des voll„kommensten Wesens. Und diese höchste Mora„lität in der That ist eben das vollkommenste mo„ralische Ebenbild des Wesens Gottes.“ So wenig ich die Begriffe höchste Moralität und

vollkommenstes moralisches Ebenbild Gottes durch ein dazwischen gesetztes ist zusammenzuverbinden weiß, da der erstre ein Abstractum ist, bey dem andern aber, so weit ich den Sinn des Simplicius errathen kann, eine Person gedacht werden soll, also denn etwa befürchten dürfte, nicht sattsam zu verstehen, was alles Simplicius eigentlich sagen wolle, so anstößig ist mir doch nothwendig der Satz: durch die erste Freythätigkeit Gottes werde sein vollkommnes Ebenbild außer seinem Wesen gezeugt. Ueber alles übrige besondre und mystische in den drey Promenaden, die ich gelesen habe, wollte ich mich bey Hrn. Obereit noch hinfinden, besonders in der Rücksicht, daß er, als ein geborner Katholik (wo ich nicht sehr irre) von Jugend auf keine bessern Religionsbücher, als einige mystische sind, kennen gelernt, und dieselben aus gutem Triebe angelegentlich studirt zu haben scheint. An vielen Orten nimmt man tiefdringenden Scharfsinn an ihm wahr, und überall sieht man einen vielwissenden Mann. Doch ich muß der zweyten Promenade etwas weiter nachgehen. S. 113. fragt Phryx, was Thrax von der Idee Gottes halte, die, nach den Alten, allen Völkern von Natur eingeprägt sey? und Thrax antwortet: „Mehr „Gefühl ists, als Idee, nach unsrer Art zu reden. „Aus tiefem Gefühl und Spüren eines höhern „Eindrucks entspringt die Idee im Gewissen des „Rechts.“ Ohne an den Ausdruck Gefühl hier Antheil zu nehmen, erkennen wir beyde, wie ich glaube, daß es zu wenig sey, nur von einer Idee zu reden. Der wirksame Trieb, Gewissen genannt, welcher

welcher an dieser Idee seinen Reiz und Gegenstand in Verbindung mit andern Vorstellungen, welche die äußere Lage giebt, findet, gehört zunächst dazu. S. 119 beruft sich Thrax auf seinen ehrlichen Rousseau, welcher, zumal in seinem Vicaire Savoyard, der freymüthigste Zeuge der göttlichen Stimme des Gewissens, selbst gegen alle Vernünftelungen der sogenannten weisen Christen-Lehrer, sey. Nach einer minder nöthigen Kritik über den Begriff moralisch und Moralität, kömmt der Steinbartische Ausspruch über den letzten Zweck der Schöpfung an die Reihe. Steinbart nämlich schreibt: „Gott ist die groß„müthigste und uneigennützigste Güte. Da Er „selbst die Quelle alles Guten ist und nichts be„darf: so findet Er bloß Sein Vergnügen darin, „außer Sich empfindsame Wesen hervorzubrin„gen und ihnen wohlzuthun, sie glückselig zu ma„chen, sowohl im Ganzen als in allen Theilen.“ Da er schon offenbar hiemit, und anderweitig vielfach, alle sogenannte Heiligkeit Gottes leugnet, und daher im Grunde ganz unbedingt alles, was empfinden und genießen kann, mit Glückseligkeit übergießen will, mag es nach Gott fragen oder nicht, so antwortet der Obereitsche Thrax: „O wie bezaubernd schön! Wenn nun aber Got„tes Zweck dabey weiter nichts war, als Sein „bloßes Vergnügen zu haben über die Vergnü„gungen empfindsamer Wesen, o! so hätte ein „bloßes thierisches Paradies, mit gefühlvollen „Thieren und empfindsamen Thiermenschen ohne „Geist, oder mit Aeffchen angefüllt, diesem Zwecke

„völlig genug gethan!“ Oder, wie er meynt, Gott hätte denn die ganze Welt nur zu einem großen Thiergarten machen dürfen. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese deductio ad absurdum richtig und treffend sey, so groß auch die Menge der neuern Reformatoren ist, die Hrn. Steinbart dies elend philosophische Lied vorgesungen haben, oder ihm nun nachsingen. Freylich versteht sich, wie wir und unsre Glaubensbrüder nicht in Abrede sind, daß Gott uneigennützig sey, da er zu seiner unendlichen wesentlichen Seligkeit keines Dinges außer Sich bedarf. Wie aber könnte schon daraus folgen, daß es ihm denn auch gezieme, gegen das Verhalten seiner vernünftigen und freyen Geschöpfe (ohne Rücksicht auf ihre Glückseligkeit) gleichgültig zu seyn, und nichts danach zu fragen, ob sie sich dem Verhältniß gegen Ihn, ihren Schöpfer und Erhalter, gemäß betragen? Da Phryx die angeblichen Folgen aus der Uneigennützigkeit Gottes nicht sonderlich zu vertheidigen weiß, meynt er wenigstens, untadelhaft sey doch der Steinbartsche Lehrsatz, daß alles moralische Verhalten nur aus den Folgen beurtheilt werden müsse, daß nämlich gut sey, was angenehme, und böse, was unangenehme Folgen habe, und daß eben hierauf die Begriffe moralisch gut und böse ankämen S. 135 — Hier folgt also die Beurtheilung des moralischen Systems der Selbstliebe, worauf Hr. Steinbart sich so vorzüglich weise dünkt, daß er alle von andern Grundsätzen ausführende Moralisten um und neben sich aufs äußerste verachtet. Hätte es damit seine gute

Rich-

Richtigkeit, so müßte man sich höchstens wundern, wie dies System nur endlich von einem Manne, wie Hr. Steinbart ist, wo nicht ganz neu aufgebauet, doch erst ernstlich und nachdrücklich genug habe empfohlen werden sollen. Wie konnten doch, außer dem Epikur, alle Secten der Griechischen Philosophen einmüthig behaupten, das honestum sey per se expetendum, nicht des Nutzens oder Vergnügens wegen, welches Folge davon sey wenn das Gegentheil so wohl gegründet ist, als Hr. St. von Züllichau und Frankfurt an der Oder her alle Welt überreden will? In Wahrheit, wider dies System konnte Hr. Obereit mit vollem Recht die Natur und die Heiden in Allarm rufen. Er läßt auch durch seinen Simplicius und Thrax so triftig und umständlich dagegen disputiren, daß ich eben die größere 2te Hälfte der 2ten Promenade für das bedeutendste Stück dieser ganzen Schrift halte, und vornehmlich dieses Stücks wegen das Buch auch in Ihre Hände wünsche. Nicht wohl kann in dem 2ten Theile desselben, der gleichfalls die Presse schon verlassen hat, etwas so wichtiges vorkommen. Einige Proben werden hinreichen, mein Urtheil zu rechtfertigen, wobey ich aber im Voraus nochmals erinnere, daß wirs mit einem etwas mystischen Schriftsteller zu thun haben, wie sich nachher weiter zeigen wird. S. 145 spricht Simplicius: „— immer redet er (Steinbart) nur von den Folgen des Guten. Immer „erklärt er moralische Handlungen für gut und „schön, bloß wegen ihrer angenehmen Folgen; „nicht aus natürlicher Gebühr, nicht weil sie dem

„Geschöpfe, gegen den Schöpfer und die „Schöpfung, von wesentlichen Gründen aus, „vor allen Folgen schon obliegen. Gleich als „wenn die moralischen Handlungen, Handlungen „der Verbindlichkeit, nicht schon an sich selber gut „wären, wenn sie recht, wenn sie göttlich gesetz„mäßig sind; gleich als wenn solche Handlungen „nicht vielmehr von dem gerechten Gotte eben des„wegen belohnt, oder mit guten Folgen begabt „würden, weil sie an sich selbst gut, rechtschaffen, „gottgefällig sind — und als wenn dergleichen „gute Handlungen nicht schon vor ihren Folgen, „und ohne dieselben sogar, wesentlich gute Gründe „von ewigem und herrlichem Gewichte bereits vor „sich hätten.“ Bey richtiger Erkenntniß Gottes lehrt es die Natur und das Gewissen unwidersprechlich, daß wir von Gott und von Gottes wegen verpflichtet sind, dies zu thun, jenes zu lassen, mag dies Thun und Lassen seiner Natur nach ohne Zuthun Gottes angenehme oder unangenehme oder gar keine Folgen nach sich ziehn. Gott aber belohnt und straft, welches er nicht könnte, wenn Er nicht an dem Guten, an sich betrachtet, Wohlgefallen hätte, und wenn es keine Verpflichtung im Voraus, ohne Rücksicht auf die Folgen der Handlungen, gäbe. Die Verpflichtung hängt nicht von den Folgen ab, sondern bey den Belohnungen und Strafen liegt die Verpflichtung, welche wir auf uns hatten, zum Grunde, und ohne eine solche mit Recht vorausgesetzte Verpflichtung könnten wenigstens keine Strafen statt haben. Nicht wahr, so heißt uns die ganze

An-

Anlage unsrer Natur denken? und so denken wir mit allen vernünftigen Menschen, die nicht mit Unterdrückung ihres Gewissens schon auch alle moralische Grundbegriffe verkehrt haben. Jene Verpflichtung leugnen, und sodenn den Worten Belohnung und Strafe, wenn die Worte noch beybehalten werden sollen, ganz andre Begriffe, die keine Beziehung auf eine höhere Verpflichtung haben, unterschieben, ist Verleugnung des moralischen Verhältnisses zwischen Gott und uns, also auch wahre Verleugnung Gottes, die Hr. Steinbart so unverschämt, als je Einer, begeht. Er würde seinem König nicht sagen, daß er nicht verpflichtet sey, sich nach dessen Verordnungen zu achten, als nur weil und so weit er meyne, für seine Person angenehme Folgen davon zum Genuß zu bekommen. Und gäb es ohne Rücksicht auf die Folgen für jeden Unterthan keine Verpflichtung, so hätte schlechterdings der König kein Strafrecht, welches von seiner Macht, die freylich auch Steinbart fürchten muß, unterschieden wäre. Die Selbstliebe, wo sie für sich keinen Vortheil sieht, fragt ja auch danach nicht, was andern und der ganzen Gesellschaft nützlich sey. S. 164. kömmt Simplicius dem Steinbartischen System spottend zu Hülfe: „Doch nur ein einfältiger „Paulus konnte seinen Christen, die eben noch un„gezogen und unverständig waren, über alles zu„muthen: Nicht ihnen selbst zu leben, sondern „dem, der für sie gestorben und auferstanden ist; „Alles zu thun zur Ehre Gottes, des Vaters; „nicht das Ihrige zu suchen, sondern was des

Näch-

„Nächsten, was Christi, was Gottes ist; Gottes „Eigenthum zu seyn, weil sie Nichts haben, „das sie nicht von Gott empfangen hät„ten —“ Thrax nimmt nun das Wort, und ruft: „Ehrfurcht, ihr Menschenkinder! „Sehet hier das große Siegel der neuen Ur„kunde einer bezaubernd verhimmelnden, reinen „Glückseligkeits-Weisheit! Wir alles im Inter„esse, Gott nichts mehr, als was wir zu unsrer Lust „aus Ihm machen mögen! Denn so ists, wo kein „Gesetz ist, als das des eignen Vortheils; wo al„les andere voraus unnatürlich ist! —“ S. 173 sagt eben derselbe den Egoisten zur Schmach: Nicht einmal ehrliche Bauern- und Soldaten-Moral sey ihnen bekannt — und wer wird zweifeln, daß die Steinbartische Moral, da sie alle Pflicht auf Selbstliebe zurückführt, wenn sie den Armeen im Felde von ihren Geistlichen beygebracht werden sollte, Meuterey über Meuterey anrichten würde. Oder wie soll der Soldat es anfangen, daß ihm nicht die Pflicht, aus bloßer Liebe zu sich selbst entschlossen und ohne Murren dem feindlichen Feuer entgegen zu gehen, ganz thörigt erscheine. Ist es nicht eine schon unter Menschen unverantwortliche Schmeicheley, einen großen König in seiner Meynung, daß die ganze Moral auf Selbstliebe zu gründen sey, durch eine angebliche philosophische Demonstration zu bestärken? wie Hr. Steinbart an seinem Theil nach Vermögen zu thun sich nicht geschämt hat. S. 195 legt Phryx vor, wie auch Steinbart lehre: „Ich soll alle Menschen, wie mich selbst lieben,

auch

„auch Feinden gutes thun — — aber nicht mit „Kränkung meiner Selbstliebe, nicht aus Schwär„merey, mit voller Vernunft und deutlicher Ein„sicht — und aus Ueberzeugung von dem heilig„sten und vollkommensten Plan Gottes, nach wel„chem ich von den uneigennützigsten Handlun„gen den allergrößten und dauerhaftesten „Nutzen sicherlich erwarten kann.“ Simplicius antwortet: „Völlige Uneigennützigkeit mit völli„gem Eigennutze ausüben, wie soll man das ma„chen? Mit größter Uneigennützigkeit den größten „Eigennutz beziehen, wie geht das ohne Schelme„rey zu?“ Allerdings sollte doch wohl das Gebot: liebe deinen Nächsten, wie dich selbst wider alle Umdeutung auf Eigennutz sicher seyn. Wer aber nun einmal Gottes Gebote nicht ohne Mißdeutung lassen kann, weil er etwa meynt, es sey dabey allemal eine weitgesuchte Hermeneutik nöthig, könnte sich doch noch durch die Stimme der Natur bey den Heiden erinnern lassen. Sie, mein Freund, gewiß nicht weniger, als ich, geben dem Obereitschen Thrax Beyfall, von dem sich alle moralische Egoisten sollten beschämen lassen. Er spricht S. 204 ziemlich eben so wahr, als enthusiastisch: „Cicero! dessen Gespräch von der vollkommensten „Freundschaft, wenn man es gegen Steinbart und „Consorten hält, verdient, göttlich überirdisch ge„nannt zu werden; so wie Cicero's ganze edelste „Lehre über den Unterschied des Ehrlichen vom An„genehmen und Nützlichen in seinem Capital-Bu„che von den Pflichten und überall.“ Das alles, und mehreres in diesen Promenaden wird Ihnen ge-

gefallen, wenn Sie auch dächten, daß sich manches noch in etwas kläreres Licht hätte setzen lassen. Hiebey aber muß ich doch, um Sie nicht zu hintergehen, anmerken, daß Hr. Obereit auch in dieser Disputation ein Mystiker sey, und von Thrax sowohl, als von Simplicius die sogenannte reine Liebe aufs strengste vertheidigen läßt. Sie wissen, wie viel scheinbares die Mystiker dafür zu sagen wissen, und wie sie darüber auch viele gezwungne Auslegungen der heil. Schrift aufstellen. Das alles findet man hier. Allemal aber wird es, nach unserer Ueberzeugung, dabey bleiben müssen, daß, ungeachtet weder nach sich selbst überlaßner Vernunfterkenntniß und gesundem Menschensinn, noch nach der übernatürlichen Offenbarungslehre, die Selbstliebe nicht der eigentliche Grund und die Quelle dessen ist, was Pflicht im genauen Verstande heißt, dennoch eben diese Selbstliebe keineswegs in der Moral ganz zurückgeschoben werden könne, wie die Mystiker thun. Sie soll uns vielmehr zum beständigen Reiz und zur dringenden Anmahnung dienen, an unsre Pflichten zu denken und ihnen nachzugehen, ob sie gleich ihr Wesen als Pflichten, nicht aus der Selbstliebe, sondern höher von Gott her haben, weil wir ohne Ihn und auch ohne seine freyen Rathschlüsse nichts wären, und weil Ihm unsre Gesinnung und unser Verhalten, vermöge seiner Vollkommenheit, nie gleichgültig seyn kann. Niederträchtig und weggeworfen wär es, nichts thun zu wollen, als nur deswegen, weil wir für uns selbst Vortheil davon hoffen, und kein besseres Lob verdient eine Sit-

ten-

tenlehre, welche schlechterdings alle Pflicht bloß auf die Selbstliebe gründen will. Gleichwohl kann die Selbstliebe darinn eben so wenig, als in unsern Ueberlegungen und Handlungen unbeachtet bleiben. Wir sollen uns vielfach selbst verleugnen, d. h. unsre Triebe und Begierden vielfach in Rücksicht auf Gottes Gebot zurückhalten und unbefriedigt lassen; aber das Wesen unsrer Natur können wir nicht ausrotten. Gott ist Urheber desselben — und wofür hätte er Belohnungen verheißen und Strafen gedrohet? Sehen wir besonders auf den unverkürzt biblischen Lehrbegriff des Christenthums, so sind die mystischen Lehrsätze von der reinen Liebe schlechterdings streitig damit, und führen auf eine bloße sogenannte Werkheiligkeit. Unsers Glaubens wegen sollen wir zur Vergebung der Sünden und Gnade Gottes gelangen, wiefern der Glaube nicht ein gutes Werk ist, d. h. wiefern er nicht als Pflicht geleistet wird, und eben durch den Glauben erhalten wir täglich Vergebung der Sünden und bleiben bey aller noch übrigen Sündhaftigkeit bey Gott in Gnaden, da auch alle Beweisungen reiner Liebe und alle gute Werke, die ja allemal pflichtmäßig sind, keine anderweitigen Pflichtunterlassungen und Uebertretungen ungeschehen machen oder ersetzen können. Der Rechtfertigende Glaube also, an welchen sich das ganze Christenthum fest anhält, stammt allemal von der Selbstliebe her, die dabey aber bereit und entschlossen ist, sich den Geboten Gottes und Jesu Christi zu unterwerfen. Das erste Gebot ist

die

die Liebe Gottes und Jesu Christi selbst, und damit nothwendig verbunden ist die Liebe der Brüder und aller Menschen. Diese soll der Christ allerdings immer reiner bey sich unter der Leitung und Stärkung des heil. Geistes zu machen suchen; und er wär ein Verwerflicher, wenn er sich zur Beweisung der Liebe überall bloß durch Selbstliebe reizen, geschweige denn bloß dadurch bewegen ließe. Immer aber muß uns die Selbstliebe zum Festhalten an Jesu Christo ein kräftiger Bewegungsgrund seyn — und um so mehr hat es Gott für Sünder so geordnet, damit sich Niemand gegen Gott rühmen könne. Auf diese Art vereinige ich in meiner Vorstellung die eigentliche Pflicht und die Selbstliebe im Christenthum, und hoffe für diese Vorstellung Ihren Beyfall. Dagegen nun gilt bey Hrn. O. die reine Liebe einzig alles; darüber scheint er ein wesentliches Stück des Christenthums zu entbehren, und darüber thut er auch der heil. Schrift Unrecht. So spricht z. B. sein Simplicius S. 141, wo von dem Steinbartschen Begriff des Guten, wonach das Wesen des Guten, auf angenehmen Folgen beruhen soll, die Rede ist, folgendes: „Nun ist „zwar diese reizende Gründung des Guten gar „nicht zu verachten, sondern vielmehr mit gemei„nem Nutzen wohl zu beobachten. Im ersten An„blick mag sie auch scheinen, am meisten populair „zu seyn. Auch scheint die heilige Schrift (so „autoritätisch und exemplarisch sie sonsten ist, wie „auch voll lebendiger erster Gründe der Natur„Theologie) doch großentheils nach dieser Methode

„der

„der Folgen die Kinder der Menschen das Gute
„zu lehren; und zwar am auffallendsten, wenn sie
„im Alten Testament den rohen Israeliten Segen
„fürs Gute, und Fluch fürs Böse, zur Wahl vor-
„legt, da Propheten und Apostel mehrentheils
„mit kindischem und jugendlich geartetem Volke
„zu thun hatten, wie noch jetzt der größte Theil
„der Menschen ist. Allein, ob nunmehro, in un-
„serm aufgeklärten Zeitalter — diese anfänglich
„gemeine Gründung des Guten ꝛc. ꝛc.“ Hiemit
thäte die Mystik dem göttlichen Unterrichte wirkli-
che Schmach an, da sie meynt, das Gute noch
besser zu gründen, als es in der heil. Schrift ge-
gründet da ist. Das soll sie bleiben lassen! oder
wie ist sie dazu authorisirt? Christus sagt: Wo
ihr nicht werdet wie die Kinder, so ꝛc. Ein
Kind aber will nichts besser wissen, als sein Lehrer.
Will Gott belohnen und strafen, so kann Er
auch verheißen und drohen; und wenn Er ver-
heißet und drohet, so soll Ihn Niemand meistern.
Er muß wissen, ob es unsrer Natur und unserm
Verhältniß zu Ihm gemäß sey; und weiß gewiß,
daß nicht virtus sese ipsa contenta seyn könne.
Warum sollte Er nicht den Israeliten Leben und
Tod, Segen und Fluch vorlegen? Dies setzt
ja doch selbst voraus, daß sie zum Gehorsam
schlechterdings verbunden waren, weil sie sonst
durch Unfolgsamkeit keine Strafe, keinen Tod und
Fluch hätten verdienen können. Steinbart also
und Moses sind sehr weit von einander; und bey
diesem war ja das höchste Gebot: du sollst lieben
Gott deinen HErrn von ganzem Herzen ꝛc.

nicht aber die Selbstliebe. In Ansehung der Apostel widerspricht sich auch Simplicius selbst, vergl. die obige Stelle von S. 164. Und glaubt er etwa im Ernst der ernstlichen Verwarnung Christi, vom unauslöschlichen Feuer hergenommen Marc. 9, 43 — gar nicht zu bedürfen, so hat ihn seine Mystik zu sicher gemacht. Von der 2ten Promenade merke ich nur noch an, daß Thrax am Ende derselben einige Stellen aus den Poesien des Philosophen von Sans Souci beybringt, welche der Selbstliebe, wiefern sie Grundlage aller Tugend seyn soll, schlechterdings entgegen sind. Nun aber habe ich mich über diese Promenade fast zu weit ausgebreitet. Desto kürzer will ich Ihnen den Inhalt der 3ten anzeigen. Phryx fängt dies Gespräch mit dem Geständniß an, daß ihn diese Nacht der philosophische Dichter von Sans Souci, der große Friedrich, auf ganz andre Gedanken gebracht habe, als der ihm sonst liebste Steinbart. Thrax erwähnt nachher, daß Steinbart, nach seiner eignen Erzählung, durch den Philosophen Voltaire sich seinen sonst altgläubig erzogenen Kopf habe umkehren lassen ꝛc. Nachher kommen mehrere wichtige Stücke in Untersuchung, z. B. ob es schlechthin Gottes unbedingte Absicht sey, alle Menschen glückselig zu machen; ob man den Hauptzweck Gottes bey der Schöpfung, nach einer einzelnen Eigenschaft, nämlich der Güte, bestimmen könne u. d. gl. wo manches richtige ganz triftig, doch auch zum Theil mystisch gesagt wird. Der Untersuchung, ob es willkührliche Verordnungen Gottes in der

Religion

Religion gebe, welches ein so seichter Kopf, wie der Steinbartische ist, freylich schlechthin leugnen mußte, scheinen die hiesigen Unterredner nicht gewachsen genug, haben sich aber darauf auch nicht weit einlassen wollen. S. 279. schlägt Phryx ein System vor, welches, wie er meynt, alle Menschheit befolgen könnte, und jeder Staat schützen würde. Es soll auf die 3 Regeln ankommen: 1.) Fürchte Gott, „der Himmel und Erde und dich geschaffen hat! „2.) Ehre die Regierung. Und 3.) Sey billig „gegen deinen Nächsten! Die beste Religion be„stehet zwar hauptsächlich in der Liebe Gottes „und des Nächsten. Aber doch ist die Liebe von „freyer Natur, daß sie nicht schlechterdings kann „mit Macht und Recht gefordert, sondern nur „durch Beweise und Reize der Liebenswürdigkeit „erhalten werden. Hingegen gewissenhafte Got„tesfurcht, ohne welche auch keine menschliche „Sicherheit statt hat — kann man allerdings „allgemein fordern, und mit Recht aus allen Kräf„ten darauf bestehen. Recht, dem Recht gebührt. „Und damit wäre mein allgemein symbolisches „Buch fertig.“ Phryx ist zwar ein Berliner Theologe. Aber er hat sich von Simplicius und Thrax schon weit zurecht weisen lassen, und wenigstens hier will er Steinbarts Vertheidiger nicht seyn. Wahrscheinlich also soll man diese Vorschläge und Grundsätze für eben so gut annehmen, als ob sie Simplicius und Thrax gegeben hätten. Sollten sie nun für Christen gegeben seyn, wenn es auch nur noch kindische und jugendliche Christen wären, so mußten wir sie durchaus,

wegen ihrer Defecte verbitten. Daß Liebe nicht gefordert werden könne, hat oben, wo ich nicht irre, auch schon Thrax ausgesprochen, und Simplicius hat ihn nicht besser zu belehren gesucht. Wollte er ihm auch als einem Deisten, da er doch gelehrig genug ist, nicht die Autorität des Moses und selbst des Sohnes Gottes entgegen setzen, so hätte doch Phryx belehrt werden sollen, daß Christus selbst das Gebot von der Liebe Gottes das erste und größte Gebot und das von der Liebe des Nächsten jenem gleich, also auch ein Gebot nennt. Und so fordert ja denn allerdings Gott die Liebe als Pflicht, außerdem, daß Er dazu reizt. Und warum könnte nicht gefordert werden, daß man sich dahin bestrebe und immer mehr gewöhne, wahre Liebeszuneigung gegen Gott und gegen den Nächsten bey sich zu tragen und in Handlung zu beweisen? Freylich aber versteht sich leicht, daß Menschen, die zeither ganz ausgeartet und lieblos waren, natürlicher Weise nicht sogleich auf einmal der vollen Liebe gegen Gott und andre Menschen fähig seyn werden. Noch setze ich hinzu, daß S. 295 — auch die Genugthuung Christi in Erwähnung kommt, wenigstens aber in der Rede des Simplicius etwas zu dunkel, als daß man genau genug wahrnehmen könnte, ob er den ächten Begriff davon habe.

Diese Nachricht von Hrn. Obereits Natur und Heiden über Steinbarr, so weit ich damit habe bekannt werden können, wird Ihnen, wie ich hoffe, genügen. Sollte sie aber in Ihr Journal aufgenommen werden, so wünschte ich doch, daß

Sie

Sie zuvor den Th. 2. zu sehen bekommen möchten, den ich noch nicht gesehen habe. Vielleicht ist derselbe nicht auch schon in den dortigen Buchläden vergriffen, weil etwa, wie es geht, nicht Jeder Käufer des 1sten auch den 2ten kauft. Mit Hinzunahme des 2ten könnten Sie etwa sicher genug erachten, ob dies kleine Werk mehr, oder ob es weniger Anpreisung verdiene, als ich nach Durchlesung bloß des 1sten meyne. Der HErr, dem wir dienen, erfordert so viel Aufmerksamkeit und Vorsicht, daß wir die Sorgfalt, die nur nicht in übel verzögernde Unschlüssigkeit ausarten darf, nie zu weit treiben können.

Des immer noch sehr muntern Hrn. Leg. Secr. M. Versuch einer umständl. Geschichte des Königs Davids ist nun fertig heraus, und ich freue mich, auch ohne ihn schon gesehen zu haben, wieder ein Buch zu wissen, welches ich einigen aufgeklärten und wohlhabenden Christen meiner Gegend anpreisen kann, die es nachher auch an die Aermern ausleihen können. Hr. Zollikofer in Leipzig hat, wie ich höre, 2 Bände Predigten über die Würde des Menschen und den Werth der vornehmsten Dinge, die zur menschlichen Glückseligkeit gehören oder gerechnet werden, erscheinen lassen. Was alles mag darinn gepredigt werden? Die Leipziger gel. Zeitung ist der gewissen Meynung, daß diese Predigten Meisterstücke seyn müssen, weil sie Zollikofer gehalten hat. Hr. D. J. F. Tellers Cryptopelagianismus, Beylage zu Jakob Friedrich Feddersens, Herzenskündigers zu Braunschweig, Nachrich-

richten ꝛc. ist ganz so, wie Sie vermutheten, nämlich vollkommen Friedrich-Tellerisch. Denn consuetudo est altera natura. Ich bin mit Ihren Wünschen in Absicht auf dies Genie vollkommen einverstanden. Doch nichts weiter ꝛc. ꝛc.

* *

Unterdessen hatte der Herausgeber dieser Sammlungen schon den Th. 2. der Obereitschen Natur und Heiden über Steinbart, ohne den Ersten, zur Durchsicht erhalten, und kann sogleich beyfügen, wie er ihn gefunden habe. Er beträgt 355 Seiten, und enthält gleichfalls 3 Promenaden. Zu den promenirenden Personen, die sich im Th. 1. unterreden, gesellt sich hier noch Amynt, ein junger lutherischer Theologe. Dieser aber führt bloß den lutherischen Namen, ohne lutherischen Charakter. Oder wenigstens habe ich nicht absehen können, wodurch er sich als lutherischer Theologe von den übrigen unterscheide. Doch auch ohne besonders auf diesen Amynt zu achten, habe ich den Th. 2. weit minder vergnügend gefunden, als mein Freund, nach dem vorstehenden Schreiben, den Th. 1. Ueberall zeigt Hr. O. viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und ernsthaftes Nachdenken. Seine Vorstellungskraft aber scheint einmal durch die Mystik für nicht wenige wichtige Wahrheiten übel gerichtet zu seyn. Simplicius sagt zwar gleich zur Einleitung der vierten Promenade (der ersten des Th. 2.) daß Steinbarts System bloß nach einem natürlich philosophischen Augenmerk betrachtet, und nur seitwärts ein

Blick

Blick auf das Verhältniß desselben zum einfältigen Christenthum oder zur gelehrten Theologie gethan werden solle. Außerdem aber, daß man nicht absieht, warum? (da sich der Th. 1. nicht mit bloß philosophischer Betrachtung begnügt hat) finden sich auch bald mehrere Behauptungen, die weder mit der Philosophie des natürlich fortschreitenden Gemeinsinns, noch mit der klaren Lehre der heil. Schrift bestehen. In der vierten Promenade redet auch Amynt z. B. Seite 58 — ganz wider den Steinbartischen Grundsatz, welcher alle Tugend bloß auf die Selbstliebe zurückführt. Anstatt aber die wahre Liebe gegen Gott und andre Menschen, welche nicht aus der Selbstliebe herfließt, zu preisen, spricht Er auch von der reinen Liebe, welche nach dem in diesen Promenaden geltenden mystischen Sprachgebrauch mit der Selbstliebe in der Moral auch nicht zusammen bestehen soll. Thrax hat hin und wieder seine guten Einfälle, z. B. S. 64 — wo er sagt: „Alle bloße Höflich„keit im Weltumgange erfordert wenigstens die „möglichste Verbergung und Hintansetzung der „puren völligen Eigenliebe —“ und diese Bemerkung ergiebt klar genug, daß von den Menschen ganz natürlicher Weise und insgemein die alleinig herrschende Selbstliebe für unehrbar und schändlich erkannt wird; daß also Thrax Recht hat, wenn er S. 67. spricht: „Die bloße Eigenliebe „— taugt als Alleinmeisterin auf dem Throne, „nirgends in der Welt zu nichts, als auf den Mist. „Und für Gott soll sie das Beste das würdigste „seyn?“ Wer wollte es nun nicht ganz wohl

zufrieden seyn, daß er als Deist von moralischen Dingen wenigstens so gut denke, als die Stoiker. Aber auch von Dankbarkeit und innigster Ergebenheit gegen Gott spricht er so angelegentlich und feurig, wie wenigstens kein Deist unter den Christen, dem der Glaube an Jesum so nahe liegt, je sprechen kann. Warum soll ein Deist, ohne allen historischen Beweis, und wider alle sehr wohlgegründete Präsumtion, in diesen Promenaden so respectabel erscheinen? Simplicius lehrt S. 111 — den Quietismus, und würde auf Befragen, worauf er sich damit begründe, Beweis dafür aus der heil. Schrift nicht einmal führen wollen, so offenbar er auch dahin biblische Ausdrücke erklärt. Um einen Begriff davon zu geben, lasse ich ihn selbst reden: „Vermögen wir auch das höchste Gut „nicht mehr nach unserm kleinen Maaße zu fassen: „so verlieren wir uns lieber ganz darein. Und „da mögen wir dann manchmal auch völlig aus„ruhen von allen schönen Uebungen und lebhaften „Vergnügungen. In einer solchen ganz ledigen „Ruhe ohne Gränzen, im Frieden Gottes über „alle Vernunft und Sinnen, scheinen wir dann „wie unempfindlich zu seyn, scheinen unser inneres „und äußeres Bewußtseyn verlohren zu haben, „über dem höchsten All uns selbst vergessen zu ha„ben. Alles ist uns alsdann gleichsam glatt und „eben, dem stillesten offenen Meere gleich, in dem „unumschränktesten Gleichmaaße. Diesen Zu„stand nennet Malebranche die ruhige Em„pfindung der bloßen Unermeßlichkeit Got„tes —“ Wer wird nicht eingestehen, daß man

bey

bey grübelndem Nachdenken über das Wesen und die Eigenschaften Gottes in einen Zustand der Vergessenheit seiner selbst gerathen, sich durch öftere Wiederholung daran gewöhnen, sich etwas darauf einbilden lernen und sich desto leichter daran vergnügen könne, weil die auf angestrengtes Nachdenken erfolgende Ruhe der Kräfte, wie alle Ruhe nach saurer Arbeit, etwas angenehmes ist. Hierin aber nicht nur einen Vorzug vor andern Menschen und Nahrung für eine nicht seltne Einbildung, sondern auch eine göttliche und von Gott für so fromme und geübte Seelen bestimmte Erfreuung suchen, dies ist das Besondre der Mystik, die sich selbst ihren Begriff von Seligkeit erschaffen hat, und nie frey von allem Selbstbetrug seyn wird. Diese Ruhe beschreibt Simplicius nach seiner Art noch umständlicher, und setzt darinn vornehmlich die Seligkeit auf ewig. In der fünften Promenade wird immer noch die Steinbartsche Selbstliebe bestritten. Einige Bemerkungen darüber sind sehr brauchbar, doch nur in ihrem Maße, z. B. daß Selbstliebe um Gotteswillen von der Selbstliebe bloß und ganz um seiner selbst willen zu unterscheiden sey; daß höchstbillig (oder, wie man wird sagen können, weil es an sich nicht anders seyn kann, in Ansehung der ganzen Schöpfung) Gott Sich selbst zum höchsten Zwecke habe, welches auch der heil. Schrift gemäß ist, Röm. 11, 36. Col. 1, 16. Doch lobt Simplicius hier auch Hrn. Spalding, weil, wie er meynt, derselbe nicht gleichfalls alle Tugend auf die Selbstliebe hinführt, und nennt

ihn S. 188. den großen Spalding. Der hier große Spalding aber hat nicht, wie Steinbart, ein System geschrieben, und sein System, wenn er eins hätte, würde sehr wahrscheinlich nicht weniger selbstsüchtig seyn, als das Steinbartsche. Simplicius kennet entweder seinen großen Spalding nur sehr dürftig, oder er sieht manches wichtige Stück der christlichen Lehre etwas zu gleichgültig an. Die sechste Promenade, als die längste unter allen, von S. 202. bis 355 hat gar nichts mit Steinbart zu thun, so viel auch wider Steinbart noch hätte disputirt werden können. Beynahe will sie verrathen, daß der Hr. Verf. den Steinbartschen Namen nur gebraucht habe, um seine mystischen Grundsätze und Meynungen mit einiger äußern Empfehlung ins Publicum zu bringen. Man trifft hier sehr viel von der ächten Christenthumslehre abweichendes und dagegen anstoßendes, wie mein Freund beym Th. 1. einiger maaßen besorgt zu haben scheint. S. 280 wird nicht sowohl eine nothwendige Bestrafung, als vielmehr eine gänzliche Vertilgung aller Sünde behauptet, weil sie dem Wesen Gottes selbst zuwider sey. „Wahrlich, sagt Simplicius S. 301., „es ist Gotte nicht darum zu thun, das Böse bloß „zu strafen, sondern allerdings es ganz zu vertil„gen, die Werke des Teufels ganz und gar zu zer„stöhren. Das, und weniger nicht, ist Seiner „Heiligkeit und absoluten Gerechtigkeit gemäß; „davon geht nichts ab.“ Wer sieht nicht, was S. hiemit lehren will. Sein Beweisgrund aber ist einer von denen, welche zu viel, also gar

nichts

nichts beweisen. Müßte alles Böse ausgerottet, vertilgt werden, deswegen, weil es dem Wesen Gottes selbst zuwider sey, so hätte es vielmehr gar nicht zugelassen werden können. Die Dreyeinigkeit in Gott, die der Hr. Verf. sich einbildet, ist eine Dreyheit, die einen solchen Namen nie führen kann, so lange wir durch Worte weder uns noch andre hintergehen wollen. „Ein absolutes Gut, „lehrt Thrax, der Deist, S. 288 — ist Ursprung, „Mittel und Ziel der Realität zugleich, in sich „und außer sich vollkommen.“ Amynt (wie kömmt er dazu, ein lutherischer Theologe zu seyn?) „fährt schließend fort: „So ists denn im vollen „Wesen real dreyeinig — So findet sich reale „Dreyeinigkeit in den ersten Begriffen des höch„sten Guts von sich selbst.“ Diese Deduction geht noch weiter fort. Auch Phryx ist schon ganz ein Mystiker geworden und giebt S. 346 — an, daß das unendliche Wesen in sich selber Allein sey, dann aber hervorgegangen sey aus Seinem Wesen durch freymächtig überfließende Kraft außer Sich selbst — Die Versöhnung der Sünde durch Christum scheinen, von S. 304 an, alle Unterredner zu mißkennen oder so gut als zu leugnen, was sie auch nachher von Gott, als Mittler oder von einem göttlichen Mittler reden; und der weiteste Indifferentismus giebt sich S. 338. deutlich zu erkennen. Für alle diese Denker, die ganz viel Gelehrsamkeit zeigen, gehört wohl die vielbedeutende Warnung Jesu: Wo ihr nicht werdet, wie die Kinder ꝛc. Großes Genie ist bey Hrn. O. nicht zu verkennen, und

dies

dies Genie würde wahrscheinlich eine ganz andere Richtung erhalten haben, wenn es unter andern äußerlichen Umständen seine Bildung erhalten hätte.

3.

Georg Daniel Fuchs, Diakonus zu Stuttgart, Bibliothek der Kirchenversammlungen des vierten und fünften Jahrhunderts in Uebersetzungen und Auszügen ꝛc. Dritter Theil. Afrikanische Synoden von dem J. 348 bis zu dem J. 426, nebst den zwey Versammlungen zu Jerusalem und Diospolis. Statuta ecclesiæ antiquæ. Vorbereitungsurkunden auf die Synode zu Ephesus im J. 431. Leipzig bey Ch. G. Hertel. 1783. 8. 608 Seiten.

Auch der gegenwärtige Theil dieses Werks behauptet sich bey dem Werthe, den wir den erstern sogern zugestanden haben. Nach einer ganz kurzen Vorrede und umständlicher Inhaltsanzeige, ist das erste darinn eine Allgemeine Einleitung in die Kenntniß der Afrikanischen Synoden von S. 1. bis 29. In derselben wird zwar geradehin abgeleugnet, daß die Afrikanische Kirche und ihre Synoden die vorzügliche Achtung verdiene, die sie bey den Protestanten immer gehabt haben. Weil aber auch diese Kirche, ja wohl gar noch mehr, als andere, auf Orthodoxie immer

immer ernstlich hielt, so erkennt, wie es scheint, eben deswegen Hr. F. manches nicht, was zu ihrem besondern Lobe gereicht; und die oft rührende Vertragsamkeit und bedächtige Nachgiebigkeit, welche die Afrikaner in gewissen ausnehmenden Fällen, in welchen die Synoden andrer Länder gewöhnlich sich hart und zufahrerisch bewiesen, hat er wenigstens nicht gnügsam bemerkt, so sehr sie auch hier und dort wohl auch noch für uns ein Muster abgeben kann. Gleichwohl gehörte dazu nicht eben ein besonderes moralisches Gefühl, wie wir an einigen nachher anzuführenden Beyspielen wahrnehmen lassen wollen. Daraus mag man denn ermessen, ob neben mehrern Beschuldigungen gegen die Afrikanische kirchliche Denkungsart S. 5. die wir nicht für hinlänglich erweislich halten können, da sie zumal von dem jetzt bey den modern denkenden Theologen ganz gemeinen Schlage sind, das Urtheil richtig sey: „Es zeichnen sich auch die „Afrikanischen Synodalakten durch nichts beson„ders Nützliches vor andern Urkunden von dieser „Art aus —“ Uebrigens ist das vornehmste in dieser Einleitung die kurze Geschichte der Donatisten, die sie mittheilt, und eine kurze Abhandlung über die noch nicht ganz und zuverlässig aufgeräumte Unordnung in den Afrik. Concilien-Acten. Die Donatisten finden aus leicht abzusehenden Ursachen bey Hrn. F. nicht viel Huld, und so kommen denn, in Vergleichung mit denselben, die sogenannten Katholiker noch ganz gut davon. Desto schielender aber sind die Fuchsischen Betrachtungen über die Abwürdigung des Pelagianismus

in

in Afrika, die doch, wenigstens überhaupt genommen, für jeden Kenner und Alleinverehrer des biblischen Lehrbegriffs so vollkommen verdient war, wie irgend eine Verwerfung widerwärtiger Lehrsätze seyn mag, was auch je ein neuabgerichteter Theologe, von Hrn. D. Semler an, zu Gunsten der Pelagianer mag sagen wollen; wie wir gleichfalls kurz zu beurtheilen geben werden. Hiemit mißkennen wir gar nicht, daß viele Vorurtheile bey diesen Afrikanern, wie sonst überall in der damaligen Christenheit, seßhaft gewesen sind. Welcher Protestant hat im geringsten Ursache, etwas davon zu bemänteln? Da deren Hr. F. mehrere S. 20. aufzählt, so fragt er auch: „Selbst in der „Lehre von der Gnade wie schimmert nicht die An„lage zum Fanatismus durch?“ Gleichwohl finden wir in diesem Bande solchen Schimmer nicht; er müßte denn aus dem harten Lehrsatz von der Verdammniß der ungetauft verstorbenen Kinder, oder aus einem andern einzelnen Stück, hervorschimmern sollen. Und was hieße nun Fanatismus? Freylich aber fragt man jetzt nicht viel nach Definitionen und nothdürftig bestimmten Vorstellungen. Die Afrikaner wollten ja doch von Erwachsnen oder bey schon verständigen Kindern den äußerlichen Unterricht nicht zurück gesetzt wissen. Nach der Einleitung von S. 30. an folgen diejenigen wichtigsten Concilienschriften, und zwar bis S. 304. von den Afrikanischen Synoden, welche vornehmlich die Donatistische Spaltung zum Gegenstand hatten. Wenn diese Synoden oder die katholischen Bischöfe in Afrika sich

etwa

etwa nicht vollkommen genug der christlichen Toleranz gemäß betragen haben, so ist nicht nur zu merken, daß die Schismatiker hingegen öfters die ausgelassensten, auch grausame Handlungen, mit Hülfe der Circumcellionen, begiengen, sondern die Spaltung selbst ganz offenbar aus bloßem Groll und Eigensinn angefangen hatten, dieselbe immerfort aus keinen bessern Gründen unterhielten, und dabey den ärgsten Mißbrauch mit der Wiederholung der Taufe an allen, die sie zu Proselyten machten, trieben. Und für gewiß kann man setzen, daß, wenn sie sich auch in andern Ländern, außer Afrika, hätten ausbreiten können, ihnen von dasigen Bischöfen nie mit so großer Geduld nachgesehen worden seyn würde, als von den Afrikanischen geschahe. Wir wollten sehen, was unsre vornehmen Geistlichen, wir meynen eben die, welche jetzt überall von Duldung reden und schreiben, auf einen solchen Fall vornehmen, und ob sie nicht glauben würden, hier müsse der weltliche Arm eingreifen, sie, die ihre vermeynten Verbesserungsvorschläge, die bey weitem nicht die Abstellung solcher Unordnungen zum Gegenstande haben, anstatt dieselben bloß zur Untersuchung und beliebigen Annahme vorzulegen, so oft mit List und vermittelst erschlichener höchster Verordnungen durchzutreiben suchen. Das eigentliche Hauptstück unter den vorhandenen Afrikanischen kirchlichen Acten aus jenen Zeiten ist die Verhandlung mit den Donatisten zu Karthago vom J. 411. welche auf höchsten Befehl durch den Staatsminister Marcellin besorgt wurde. Die

wort-

wortführenden Donatistischen Bischöfe machten so viele offenbare Chikanen und Rabulistereyen, suchten immer wiederholt alles mit so unleugbarer Hartnäckigkeit in die Länge zu ziehen, daß jeder verständige Leser sich über die nicht zu ermüdende Geduld des hohen kaiserlichen Beamten, und nicht weniger über die vollkommne liebreiche Gelassenheit und das gerade Betragen der katholischen Parthey wundern muß. Welche Acten von irgend einer andern die Religion betreffenden Unterhandlung jener Zeiten, aus irgend einem andern Lande, hat Hr. Fuchs aufzuweisen, die an wirklicher Erbaulichkeit mit diesen Afrikanischen von S. 151 — 304 verglichen werden könnten? Wenn wir Raum dazu hätten, so würden wir mehreres auszeichnen, woran sich jeder christliche Leser vergnügen muß. Nun lassen wirs nur bey Einem bewenden. Die Donatistische Parthey hatte sich in den mehrern Römischen Provinzen von Afrika so weit ausgebreitet, daß beynahe aller Orten so wohl Donatistische, als Katholische Gemeinen zu finden waren, und die Donatistischen Bischöfe machten beynahe eine eben so große Anzahl aus, als die Katholischen. Die Katholischen hatten das offenbare Recht in der eigentlichen Streitsache für sich, die vornehmlich ein angebliches Factum betraf, welches mehrmals förmlich untersucht und falsch befunden worden war. Hienach hatten sie auch den Hof auf ihrer Seite, und dieser wollte (mögen ihn immer die Katholiker zu diesem Entschluß vermocht haben) die arge Spaltung durchaus nicht länger dulden. Hieraus selbst

und

und aus der Beschaffenheit der Donatischen Denkungsart und Thathandlungen ist auch zu erachten, daß der Charakter der Bischöfe dieser Parthey (Hr. F. ist es nicht in Abrede) nicht der beste gewesen seyn könne, und so viel ihrer man aus den Acten kennen lernen kann, die waren unleugbar schlechtdenkende und schlecht gesinnte Menschen. Mit dieser Voraussetzung lese man nun z. B. das Schreiben der katholischen Parthey S. 176 — welches dieselbe als Antwort auf die Zusammenberufung beyder Partheyen abgegeben hatte, und welches nachher in der öffentlichen Versammlung abgelesen wurde. Wenige Stücke daraus rechtfertigen schon unsre Behauptung vollkommen: „Aurelius [Bischof zu Karthago] Silvanus und „alle katholische Bischöfe an ihren geehrtesten und „geliebtesten Sohn, den Staatsminister Flavius „Marcellinus. Wir erklären hiermit, daß wir „uns die Verordnungen deines Edikts durchaus „gefallen lassen, in Ansehung des Orts und der Zeit „der Unterredung, so wie der Anzahl der Personen, „die dabey gegenwärtig seyn sollen. Unsere Wort„führer sollen auch alles unterzeichnen, was sie „reden, und die Vollmacht, die wir ihnen geben, „soll nicht nur von uns allen unterschrieben wer„den, sondern du selbst sollst bey dieser Unterschrift „ein Augenzeuge seyn. — Ueberdas machen wir „uns zu folgender Bedingung anheischig: Wenn „uns die Gegner erweisen können, daß die Kirche „Christi, nachdem sie sich schon so weit ausgebrei„ter hatte, durch Theilnehmung an gewissen Sün„den überall zu Grunde gegangen, und nur bey

„den Donatisten übrig geblieben sey, so wollen „wir die bischöfliche Würde aufgeben —“ Freylich kann man hierauf mit Recht sagen, daß diese katholischen Bischöfe nichts weniger befürchten durften, als daß die Donatisten einen solchen Beweis möchten führen können; und so kostete ihnen denn auch dies Erbieten keine Verleugnung und Ueberwindung. Weiter aber: „Können wir aber „ihnen beweisen, theils daß die Kirche, die sich „nicht nur über Afrika, sondern über die ganze „Welt erstreckt, um solcher Sünden willen, deren „sich einzelne Mitglieder schuldig machen, nicht „untergehen kann, theils daß die Sache derjeni„gen, die sie ehemals angeklagt haben, aber nicht „überweisen konnten, völlig entschieden sey, ob„schon das Wesen der Kirche nicht auf ihnen be„ruhet; daß Cäcilian für unschuldig, seine Anklä„ger aber für ungerecht und für Verleumder erklärt „worden seyen, und zwar von demjenigen Regen„ten, den diese (die Donatisten) von freyen Stük„ken zum Richter erwählt hatten — so sollen sie „sich mit uns vereinigen, aber so daß ihre bischöf„liche Würde ungekränkt bleibt. Denn wir ver„werfen ihren Gottesdienst und ihre Religionslehre „nicht, sondern nur den verderblichen Irrthum, „der uns trennt. Ist dieser weggeräumt, so sind „wir bereit, sie brüderlich zu umarmen. Es kön„nen ja immer zween abwechslungsweise, nämlich „einer von uns und einer von ihnen, den erhabe„nen bischöflichen Stuhl einnehmen, so wie es ge„schiehet, wenn ein fremder Bischof zu einem „Amtsgenossen kommt. Bey abwechselnden Kir

„chen

„chen kommt einer dem andern mit Ehrerbietung „zuvor. Also wird auch hier der Raum nicht zu „eng seyn, wenn die Liebe die Herzen erweitert. „Und wenn einer von beyden stirbt, so bleibt der über„lebende allein Bischof und die alte Ordnung wird „wieder hergestellt. Dieser Vorschlag verursacht „keine Neuerung. Denn seit dem Ursprung der „Spaltung hat man es mit denen so gehalten, die „sich mit uns wieder vereinigt haben. Will das „Volk irgendwo nicht zween Bischöfe zugleich dul„ten, so können ja beyde von dem Amt abtreten, „und es kann da, wo es nöthig ist, nur Einer zum „Bischof erwählt werden, und zwar auch von sol„chen Bischöfen, die ihren Stuhl allein und unge„theilt inne haben. Sollten wir unserm Erlöser „dieses Opfer der Demuth nicht willig bringen? „Er ist von dem Himmel herunter gestiegen, uns „zu seinen Gliedern zu machen: und wir sollten „um seiner Glieder willen nicht gern von unserm „bischöflichen Stuhle herunter steigen — Durch „diese Erklärung möchten wir gerne noch vor der „Unterredung die Gemüther zur Liebe und Ein„tracht gegen einander lenken —“ Jedermann wird eingestehen müssen, daß diese Sprache etwas eben so seltnes, als ächt christliches sey. Und so erklärten sich hier nicht zwey oder drey Bischöfe, sondern etliche Hundert. Von welcher andern Synode katholischer oder unkatholischer, orthodoxer oder heterodoxer Bischöfe, nur 6 oder 10 an der Zahl, ist etwas ähnliches aufzuweisen? Die Afrikanischen Katholiker durften auch nicht meynen, daß sie leicht viel versprechen könnten, wenn

sie es auch nicht hielten. Sie kannten die Donatisten besser, als welche schon über ein Nichts den größten Lerm erregten; geschweige, wenn man sie so unwiderlegbar hätte betrügen wollen. Und die Katholiker thaten jetzt, was sie thaten, in der nicht ungegründeten Ueberredung, daß nun das Schisma auf irgend eine Weise, wenigstens im Großen, sein Ende gewinnen würde, wie auch geschahe. Für ihre Aufrichtigkeit sind auch die weitläuftigen Acten vollkommen Bürge. Die Katholiker betrugen sich in den Verhandlungen, wie Hr. F. mehrmals bekennt, sehr wohl, die Donatisten hingegen brauchten immer die ermüdendsten und ekelhaftesten Ausflüchte, und blieben hartnäckig; jene aber nahmen auch beym Beschluß, da doch die Donatisten mit keinem guten Willen sich bequemen wollten, ihr Erbieten, welches noch von dem Marcellin genehmigt wurde, nicht zurück, da sie, wenn sie die gewöhnliche Gesinnung, wie man sie sonst auf bischöflichen Synoden und in Berathschlagungen mehrerer versammleten Bischöfe findet, gehabt hätten, gemeynt haben würden, ihres Sieges, auch mit Zurücknehmung dieses Erbietens, im Vertrauen auf die hohe obrigkeitliche Macht, gewiß seyn zu dürfen vergl. S. 301. 302. Ohne Zweifel war der HErr, bey aller ihrer anderweitigen Schwachheit, unter ihnen, und wenn Augustin, der allerdings bey den öffentlichen Verhandlungen mit den Donatisten, obgleich nicht dem Range nach der erste, doch in der Sache ihr vornehmster Wortführer war, auch in ihren besondern Berathschlagungen

die

die Hauptperson gewesen ist, so gereichen ihm diese Verhandlungen, bey allen Lesern von christlicher Empfindung, zur größten Ehre. Ferner folgen in diesem Bande der Concilien-Bibliothek die Synoden über die Pelagianische Sache, und zuerst eine Einleitung in dieselben. Hier sieht man nun gleich einen andern Ton des Hrn. Herausgebers gegen die Katholiker, die ihm, wie gewöhnlich den modernen Theologen, selten etwas recht machen können. Bey Vergleichung derselben mit den Donatisten mußten sie freylich auch bey ihm wenigstens den Vorzug haben. In den Pelagianischen Streitigkeiten aber ist es einmal die allgemeine moderne Stimme, daß sie sich nicht nur nicht wohl, klug und fein verhalten, sondern auch so gut als überall Unrecht haben sollen. Wenigstens wird jeder Leser urtheilen müssen, daß dies auch Hrn. F. Meynung sey. Er schreibt S. 305 — außer der Lehre von Gott und von der Person Christi greife diese Streitigkeit fast in alle Theile der theoretischen Seite des gegenwärtigen theologischen Lehrgebäudes, und wenn die Vorstellungsart des Pelagius die Oberhand gewonnen hätte, so würden die meisten Artikel der Theologie, als gelehrte Wissenschaft betrachtet, eine andere Gestalt haben. Das ist nun nicht zu viel, sondern geflissentlich sehr wenig gesagt, gleich als ob die Pelagianische Sache für die gemeine Religionslehre, wie sie schon in den Katechismus gehört, und für das eigentliche Christenthum sehr gleichgültig wäre. Gleichwohl hat sie auf allen Seiten das genaueste Verhältniß auch

zu dem praktischen Theile desselben. Denn der Pelagianische Glaube muß nothwendig auch das Gebet um Beystand und Leitung des heil. Geistes ersticken, welches doch, besage der ganzen heiligen Schrift, zum praktischen Christenthum schlechterdings gehört. Oder gehört es nicht dazu? Vielleicht hat Hr. F. diesen wichtigen Umstand nur nicht bedacht. Hr. Semler und Steinbart und andere ähnliche Männer, können bekanntlich leicht alles unter einander verdauen; und ob sie im Ernst auch fleißig um die göttliche Gnadenkraft und Gnadenleitung beten, danach darf die Zeitungs- und Journalkritik nicht fragen. Doch auch Hr. F. schreibt hier noch weiter: „Aber in den ersten Zeiten des fünften Jahr„hunderts war dieser Maaßstab noch nicht so da, „wie er nachher ausgebildet worden ist, und des„wegen konnte man sich im Anfange fast eben so „wenig in Italien selbst, als im Orient in das „Verdammliche der Pelagianischen Sätze finden, „so wie es von Afrika aus behauptet wurde.“ Wir können hier nicht weitläuftig seyn, haben auch schon mehreres hiegegen über die Rößlerische Biblioth. in diesem Jahrgange unsers Journals St. 1. S. 81 — gesagt. Hr. F. führt die von Hrn. D. Semler eingeführte und schon trivial gewordne Sprache der Neuern. War dieser Maaßstab nun aber (nämlich etwa in Symbolen, die auf diese Lehrstücke freylich noch nicht gekommen waren) noch nicht da, war er nicht dennoch überall einleuchtend klar in der heil. Schrift vorhanden? Und wenn es wahr wäre, daß man sich anfänglich

lich weder in Italien noch im Orient in das Verdammliche der Pelagianischen Sätze hätte finden können, so hätten wir nur von mehrern dasigen Bischöfen minder vortheilhaft, als von den frommen Afrikanern, zu urtheilen, wie wirs ohnehin haben. Beynahe aber getrauen wir uns zu sagen, daß Hr. F. es hier an Aufrichtigkeit fehlen lasse, und seine Leser hintergehe; wenigstens werden diese hiemit, wenn sie das nun, was er hiemit geschrieben hat, so für Wahrheit annehmen, auch ohne nachher das Fragment der Synode zu Diospolis (in Palästina) S. 328 — nebst den Fuchsischen Anmerkungen aufmerksam durchzulesen, auf eine falsche historische Vorstellung geführt. In die Verdammung der Pelagianischen Sätze konnten sich offenbar die Orientaler und Italiener sehr wohl finden, nicht aber in die Verdammung des Pelagius sogleich, und daß man ihm diese Sätze beygelegt habe, weil er dieselben vor dieser Synode, und gewiß nicht weniger auch in Rom, ableugnete und nicht aufrichtig antwortete, wie Hr. Fuchs endlich selbst S. 334 Note 366 kaum in Abrede ist. Niemand kann die Pelagianischen Streitigkeiten, wie viele andre, mit größerer Unpartheylichkeit und Schärfe untersucht haben, als Hr. C. R. Walch in s. Entw. einer vollständ. Historie der Ketzereien ꝛc. Th. IV. den man nur nachlesen darf, um diese Händel sehr wohl kennen zu lernen. Aeußerst aber muß sich auch jeder nur ganz mittelmäßige Kenner solcher Sachen, ja jeder Kenner bloß der heil. Schrift, wenn er die Fuchsische Concilienbibl. nun lieset, darüber wundern,

daß die modernen Theologen und Hr. F. hier auf der Stelle mit ihnen, sich der Pelagianischen Sache in ihrem ganzen Umfang, wie die Geschichte ihn darlegt, so sehr annehmen, und in allem Betracht auf den Augustin, der an dem Anfange der Bewegungen wider dieselbe nicht einmal Antheil hatte, und auf die übrigen Afrikaner sich unwillig und unzufrieden auslassen, gleich als ob kaum Einer der Lehrsätze des Pelagius und Cälestius, bey der doch allemal nothwendigen Voraussetzung, daß die heil. Schrift die Urquelle der christlichen Religionserkenntniß sey, irgendwo einen christlichen Bischof oder eine Kirchensynode hätte in Bewegung bringen sollen. Wir sagen, das sey äußerst wunderbar, wenn auch diese Theologen selbst auf die heilige Schrift nichts geben wollten. Denn sie müssen ja doch voraussetzen, daß dieselbe bey jenen Bischöfen überhaupt genommen und in der ganzen damaligen Christenheit nicht weniger gegolten hat, als sie bey uns Orthodoxen bis hieher noch gilt. Unter den Pelagianischen Sätzen, welche von den Afrikanern und nachher weiter verdammet wurden, sind auch diese: „Adam hat „zwar gesündiget, aber durch seine Sünde Nie„manden geschadet, als nur sich selbst allein; „die menschliche Natur ist durch den Fall schlech„terdings nicht verändert worden, der Tod ist „keine Strafe der Sünde, und Adam würde „gestorben seyn, wenn er auch nicht gesündigt „hätte. Sollten nun jene Väter dabey gleichgültig bleiben, und es gutwillig geschehen lassen, daß solche Sätze von jedem Diener der Kirche, wer

wollte

wollte, frey und ungehindert gelehrt würden? In Wahrheit sie würden damit zu erkennen gegeben haben, daß ihnen an der Ehre und dem Ansehn der heil. Schrift, weder des A. noch des N. T. etwas mehr gelegen sey, und daß sie nichts danach frügen, wenn auch die ganze Christenheit an der heil. Schrift und am ganzen Christenthum irre würde. Denn so angeblich aufgeklärt waren damals auch die größten Gelehrten noch nicht, daß sie hätten einsehen können, wie der biblische Lehrbegriff und diese Sätze gar wohl mit einander bestehen könnten. Und auch wir können es bis jetzt noch nicht einsehen. Hiemit sagen wir doch immer noch nicht, daß alle Gegenbehauptungen des Augustin wider die Pelagianer, und alle von den Afrikanischen Synoden aufgestellte Gegensätze durchaus, wie sie lauteten und gemeynt waren, zu vertheidigen stünden; und so viel brauchen wir auch, als Protestanten, nicht zu behaupten. Dennoch aber zeigt sich hier und dort, daß diese Synoden nicht etwa eine gratiam irresistibilem lehrten, z. B. in dem Schreiben 5 Afrikanischer Bischöfe, des Aurelius, Alypius, Augustinus, Evodius und Possidius, an den Röm. Bischof Innocentius, wie es Hr. F. S. 351 — mittheilt: „— Wenn „wir Gott anrufen: führe uns nicht in Versu„chung, so bitten wir nicht, daß uns Gott zu „Menschen machen wolle; denn das sind wir ja „schon; nicht um freyen Willen; den haben wir „schon; nicht um Vergebung der Sünden; diese „Wohlthat suchen wir in der vorhergehenden Bit„te; nicht um Unterweisung aus dem Gesetze.

„Wir bitten vielmehr um Kraft, nicht zu sündigen, „um Kraft, Gottes Gebote zu vollbringen (2 Kor. 13, 7.) Man muß Gesetz und Gnade unterschei„den. Das Gesetz gebietet; die Gnade hilft. „Hätten wir keinen freyen Willen, so würde das „Gesetz nicht gebieten. Wäre es an unserm frey„en Willen genug, so würde die Gnade nicht hel„fen; wir würden nicht angewiesen, um dieselbi„ge zu bitten. Das Gesetz gebietet uns, wir sollen „verständig, weise und enthaltsam seyn, wir sollen „das Böse fliehen und das Gute thun; und doch „giebt uns die Schrift überall Anweisung, Gott „um seinen Beystand dazu anzurufen.“ Noch ist auch zu merken, daß Augustin nicht etwa mit Bitterkeit gegen die Person des Pelagius eingenommen, sondern ihm vielmehr alles billige Lob zu geben pflegte. S. 385 — folgen einige Afrikanische Verhandlungen, besonders die Anmaßungen des Römischen Bischofs betreffend, und einige Schreiben eben darüber nach Rom. Auch hier betragen sich die Afrikaner so, daß man sie liebgewinnen muß, eben so gesetzt und ernsthaft, als bedächtig und behutsam, um, wo möglich, allen Streit und Weitläuftigkeiten zu verhüten. Von S. 417 — 432 legt Hr. F. in möglichster Kürze den Inhalt des Codex Canonum Ecclesiæ Afric. und nachher noch die Schlüsse von verschiedenen Afrik. Synoden und andre Stücke vor. Mit Vergnügen lieset man S. 439 — das Schreiben der Afrikanischen Bischöfe an einige Gallische, die Rückkehr des Mönchs Leporius von seinem Irrthum, weswegen er in Gallien ausgestoßen war, betreffend,

und

und zugleich das Widerrufungsschreiben dieses Mönchs, nicht sowohl der dogmatischen Vorstellungen, als der ächten christlichen Liebe und Aufrichtigkeit wegen, die darinn hervorleuchtet. S. 458 — 476 erscheinen die statuta Ecclesiæ antiquæ, die in der alten Isidorischen Sammlung unter der Ueberschrift: Concilium Carthaginense quartum, für das Jahr 398 angesetzt stehen; und nun beschließen diesen Band die Vorbereitungsurkunden auf die Kirchenversammlung zu Ephesus im J. 431. Hier ist bekanntlich nichts weniger, als Afrikanische Erbaulichkeit, nämlich des Cyrill und Nestorius, des Cyrill und Cälestin Wechselschreiben u. s. w., ausgenommen ein liebreiches und brüderliches Erinnerungsschreiben des Bischofs Johannes zu Antiochien an Nestorius S. 554 — worauf Nestorius besser antwortete, als er sich vorher und nachher in der Streitigkeit selbst verhielt. Denn so groß auch die Lieblosigkeit und Unlauterkeit des Cyrill von Alexandrien und des Cälestin von Rom gegen Nestorius war, würde sich doch dieser, wenn er den Grundsätzen des Christenthums oder nur der Klugheit in seinem Verhalten hätte folgen wollen, ganz anders haben betragen müssen, als er that. Das leidet nicht den geringsten Zweifel.

4.

Das wahre Reich Gottes schriftmäßig untersucht von M. Johann August Weise, Pfarrern zu Ebersgrün, Wolfshayn und Schön-

Schönbrunn im Vogtlande. Erster Theil. Leipzig und Schleiz, bey J. G. Mauken. 1783. 8. 365 Seiten kleinern Drucks.

Die eigentliche Hauptabsicht des Hrn. V. ist exegetisch, nämlich zu untersuchen und zu zeigen, was unter den Ausdrücken Reich Gottes, Reich des Himmels, Reich Christi in der heil. Schrift zu verstehen sey. Er handelt aber seinen Gegenstand so ausführlich ab, daß nothwendig auch viele dogmatische Lehrsätze mit einfließen mußten. Durchaus zeigt er sich als ein würdiger Theologe, der die heil. Schrift, die er als lautern Unterricht Gottes verehret, ernstlich studirt und schon vieles erforscht hat, daher auch desto weniger den modernen falschen Brüdern hold seyn kann, und ihnen mit rühmlicher Freymüthigkeit und triftigen Gründen überall begegnet. Sein Buch also ist vollkommen werth, viele Leser zu erhalten. Auch diejenigen, welche in der exegetischen Hauptsache nicht beystimmen möchten, werden viel lehrreiches darinn finden. Wir können hier nur die eigentliche Hauptsache kurz beurtheilen, und auf mehreres andere aufmerksam machen. Doch legen wir zugleich den Plan der Abhandlung vor.

Nach einer kurzen Vorrede und 21 Seiten langen Einleitung, wo man schon sieht, daß die Herren Heß, Leß und andere, welche unter den Ausdrücken Reich Gottes ꝛc. die Religion oder das Chri-

Christenthum, oder auch die Kirche (nämlich wie sie auf dieser Erde ist) verstehen wollen, mit Recht sehr zu kurz kommen werden. Nicht eben so aber, glauben wir, sind diejenigen zu beurtheilen, welche von dem Reich der Gnade im Unterschied von dem Reich der Natur reden, ohne dieses dem Reiche der Natur entgegengesetzte Reich der Gnade, so viel wir wissen, geradehin an die Stelle des biblischen Reichs Gottes unterzuschieben. Die Abhandlung selbst besteht aus 3 Abschnitten, die auch in §. §. zergliedert sind. Der erste Abschnitt von dem Reich des Messias nach den Weißagungen des A. T. Zuerst macht der Hr. V. die Begriffe der Juden in den Tagen Christi von diesem Reiche vorstellig und zeigt sehr wohl, daß sie, auch für dieses Leben, keineswegs bloß leibliche Glückseligkeit von dem Messias erwartet haben. Desto weniger weiß er nachzubeten (und macht auch nachher im Abschnitt II. triftige Einwendungen dawider) daß die Jünger des HErrn nur diese grobsinnliche Idee gehabt und bis zur Himmelfarth desselben bey sich gehegt hätten. Wenn doch endlich diese durch so viele Gründe widerlegte Vorstellung aus den Predigten redlicher Diener des Evangelii wegbleiben wollte. Wie kann man sich anmaßen, diese getreuen Diener des HErrn Luc. 22, 23 — 28 — 30. so grober Vorstellungen zu beschuldigen und sie immer zurechtweisen zu wollen, wo sie Jesus selbst nicht zurechtgewiesen, sondern wenigstens allemal in dem Hauptbegriff, den sie sich machten, bestärkt hat? Schon aber S. 35. behauptet Hr. W., das Reich

Got-

Gottes, schriftmäßig betrachtet, könne, der innern Beschaffenheit und Vollkommenheit nach, nicht von einer Stufe zur andern fortgehen, und zu einem nach und nach wachsenden Flor seiner Größe hinaufsteigen, sondern es sey gewiß auf einmal in seiner Größe und Glückseligkeit da, ob es gleich in Absicht der Anzahl und Menge der Menschen — Immer nur nach und nach geht es zwar damit nicht, aber daß es mit seinem eigentlichen Anfange auf Einmal in seiner Größe und Glückseligkeit da sey, läßt die heil. Schrift gewiß nicht leicht den Leser denken, der ihre Belehrung, immer mit aller Aufmerksamkeit auf einen etwa besondern Sprachgebrauch ꝛc. annimmt, wie sie da ist. Nachher zeigt er, die Verfassung, welche die Israeliten durch die Mosaische Gesetzgebung erhielten, sey nicht das anfängliche Reich des Messias, Etwas von dem wahrhaftigen Reich Gottes gewesen, da die Propheten allemal dasselbe in die Zukunft setzten. Die ganz andre Frage aber, ob Moses das Reich des Messias gar nicht gekannt, keine Anweisung und Hoffnung auf dasselbe gegeben habe, gehe endlich, schreibt er, darauf hinaus, ob Moses keine andre Glückseligkeit, als nur Glückseligkeit dieses irdischen Lebens gekannt, und mit seiner Religion keine Verheißung einer überirdischen Glückseligkeit verbunden habe? Das aber, meynen wir, ist doch ein zu weiter Begriff, der an sich weder an einen Messias, als König, noch an Königreich Gottes denken heißt. Auch die Frage selbst beantwortet der Hr. V. uns nicht zur Gnüge. Er behauptet z. B. daß Moses die

Ver-

Verheißung der irdischen Glückseligkeit nur an äußerlichen Gehorsam gegen sein Gesetz, auch bey einer schlechten Gemüthsart und ohne Hinsicht auf innerliche Tugend gebunden habe. Nicht nur sehr viele Stellen des 5. Buchs Mose stehen hier entgegen, sondern ohne innerliche Tugend konnte auch der äußerliche Gehorsam nie weit gehen, da man keineswegs bloß allein an die Gebote von Religionsgebräuchen zu denken hat. Uebrigens muß man dem Hrn. V. eingestehen, daß Moses die hohe Person, auf welche aller Gläubigen Erwartung gerichtet seyn sollte, noch nicht geradehin unter dem Begriff eines Königs angekündigt habe. Doch aber läßt wenigstens 2 Mos. 15, 18. an ein Königreich des Jehovah, und die Weißagungen Bileams, die Moses niedergeschrieben hat, an eben die hohe Person, welche von den Israeliten erwartet wurde, als König denken. So wahr es auch übrigens ist, daß erst von Davids Zeit an dieselbe Person als von Gott unwiderruflich und auf ewig bestimmter König, d. i. als Messias, immer wiederholt angekündigt worden ist, so gab es doch auch vorher, ehe noch das Volk einen König gehabt hatte, mit unter eine solche Weißagung 1 Sam. 2, 10. Sehr wohl und einsichtsvoll, auch mit verständiger Freymüthigkeit gegen widerwärtige neuere Hermenevten, schreibt Hr. W. nachher von den Weißagungen in den Psalmen, beym Jesaias und Daniel, womit wir nur nicht auch sagen, daß wir zu allem unsre Zustimmung geben könnten. Zur Hauptsache aber gehört S. 73. „Dieser Eine, Herr und König, der

„von

„von David abstammen, und so große Glückselig-
„keit herabbringen soll, bleibt nicht allein die
„Hauptsache in den Weißagungen der Propheten,
„und das große Ziel der Hoffnung für den Israe-
„liten, sondern erscheint auch stets unter diesem
„Charakter, weil es kein anderes Bild gab, wel-
„ches mehr Würde und Hoheit ausdrücken konn-
„te, als das Bild eines Königes, nachdem Israel
„selbst Könige hatte, und ihm die königliche Wür-
„de in der Person Davids so groß und verehrungs-
„voll geworden war. Dieser Ursprung aber muß
„es leicht zu erkennen geben, daß es nur ein Bild
„war, welches der Prophet vor Augen hatte, und
„kein König im eigentlichen Verstande. —“
Dieser Ursprung aber, meynen wir, könne das nicht zu erkennen geben. Man lese 2 Sam. 7. wo auch Hr. W. keineswegs eine Weißagung bloß von Salomo und den übrigen bloß menschlichen Königen vom Hause Davids findet, und eben so mehrere prophetische Stellen in den Psalmen und sonst; und urtheile nach gutem Gefühl oder aufgelöseten Begriffen, nur allemal mit biegsamer Gelehrigkeit. Allemal muß man einen König schlechterdings in eigentlichem Verstande denken. Und warum in aller Welt sollte man denn nicht? Dieser König muß nicht deswegen ein so zu nennender irdischer König seyn. Wir können uns kaum erwehren, zu muthmaßen, daß der uns sehr werthe Hr. V., der sich leicht bey allen biblischen Theologen Hochachtung erwerben kann, in der Untersuchung zu eilfertig verfahren sey. Die Hesse ꝛc. mit ihren französirenden Reflexionen

flerions, die Lesse ꝛc. mit ihren um sich her schel-
tenden Machtsprüchen, und noch mehr die kaum
noch der Schaam fähigen Schriftsteller, die wir
hier nur mit einem Trappischen alles mögliche un-
endle bezeichnenden — nennen wollen, haben ihn
in Unwillen gebracht, und, glauben wir, übereilet.
Man definire einen König im eigentlichen
Verstande, also nicht etwa einen stoischen Kö-
nig, wie jeder Weise seyn sollte. Definirt man
richtig, und zieht nicht in die Definition, was nur
zufällig und nicht wesentlich ist (auch aber der prä-
sumtive Contract gehört nicht her, worauf die
Staatslehrer mit Zurücksetzung auch des guten
Gefühls und wichtiger Besorgnisse alle königliche
und fürstliche Würde und Rechte nur gründen)
so muß die Definition auf den Messias Gottes
passen, nach allem, was wir von seinem Reiche
und seinem Verhältniß zu demselben wissen. Fast
würden sonst viele Weißagungen nur scherzend,
oder, auf gut Semlerisch gesprochen, nach Jüdi-
schem Vorurtheil zu reden scheinen. In Wahr-
heit, wer von dem Reiche Christi sorgfältig schrei-
ben will, besonders, wer Ihn einen uneigentlichen
König und folglich auch sein Reich ein uneigent-
liches nennen will, sollte definiren. Wenn
Christus nur Gott und nicht auch Mensch wäre,
so möchte es noch einigen Schein haben, ihn einen
uneigentlichen König zu nennen. Nun aber ist er
auch wahrer Mensch, Einer von Israel, Davids
Abkömmling, der auf dem Thron Davids ewig
über das Haus Jacobs, dem alle Gläubige aus an-
dern Nationen einverleibt werden, regieren soll,

der zum gebietenden HErrn, sogar über Alles (d. i. über noch weit mehr, als so weit er König seyn soll) erhoben ist, der Gesetze, Gebote oder Vorschriften, wie man es nennen will, giebt, der die Widerspenstigen mit den härtesten Strafen von Rechtswegen bedrohet, der die richterliche Gewalt und Fähigkeit aufs vollkommenste hat, sie auch übt und üben wird ꝛc. und doch sollte er nicht König im eigentlichen Verstande seyn? Hr. W. hat übrigens zu feine Einsichten, als daß wir meynen könnten, er habe das alles genugsam bedacht, und doch den eigentlichen Begriff vom Reiche Christi leugnen können. Er eifert auch mit eben so großem Recht als Ernst dagegen, daß zeither mehrere überweise Männer im Tellerischen Gefolge (da Hr. Teller auch desfalls, wie schon übrigens und überhaupt, noch sehr tief unter den Socinianern steht, als welche allemal eine eigentliche Herrschaft Christi über die Welt zu glauben das Ansehen haben wollten) Jesum nicht für HErrn im eigentlichen Verstande halten, sondern den Ausdruck HErrn auf seine Lehrerwürde ziehn. Ist er nun aber HErr im eigentlichen Sinn, wie soll er König im uneigentlichen seyn? Hier suchen wir ein Hauptversehen in dieser lesenswerthen Weisischen Schrift, und sind geneigt, mehrere andere davon herzuleiten, ob er gleich nachher auch mehreres sagt, welches damit nicht übereinstimmt, und doch vollkommen richtig und wahr ist. Um nicht wider unsre Absicht zu weitläuftig zu werden, berufen wir uns auf die Recension der Baumschen Schrift von dem National-

nalreiche Christi St. 1. d. Jahrs S. 37 — welche mit dieser Weisischen sehr wundersam contrastirt. Noch aber bemerken wir von S. 71. an, daß Hr. W. die Lessische Glosse zu dem Ps. 2. V. 9. dieser Vers schicke sich gar nicht zu der sanften Regierung des Weltversöhners, und das sey Grund genug, den Ps. 2. vielmehr auf die Geschichte Davids 2 Sam. 8. anzupassen! — sehr nachdrücklich heimweiset. Ueber die Weißagungen Daniels von dem Reiche Gottes sagt Hr. W. mehreres Gute, und trift dabey S. 101. auch auf die sehr blöde Einwendung des Hrn. D. Dathe, der Prophet könne Kap. 2, 44. nicht das Reich des Messias gemeynt haben, weil er stets in Einem fort von den Reichen dieser Erde handle. Das ist nun ausschweifend auf der Einen Seite; aber wär es nicht auch ausschweifend auf der andern, zu leugnen, daß daselbst von einem allerdings eigentlichem Reiche geredet werde? Nachher erklärt der Hr. V. den Ausdruck Menschensohn, wo sich Christus selbst so nennt, sehr gut aus Dan. 7, 13 — Er hat auch darin vollkommen recht S. 107. — daß dieser Ausdruck den Sohn Gottes nicht als in seiner Niedrigkeit zu denken gebe, sondern zurück auf große Weißagungen vom Messias weise. Nur bemerken wir, daß Christus damit nicht bloß auf das prophetische Gesicht bey Daniel, sondern gewiß eben so sehr und noch mehr auf Ps. 8, — 5 — Ps. 80, 16. 18. hinsehe. Es braucht auch, nach unserm Ermessen, in dem Ausdruck Menschensohn in Absicht auf Christum keine besondere Bedeutung gesucht zu werden, wie

S. 113 behauptet zu werden scheint. Diese Benennung bezieht sich bloß auf jene Weißagungen, die eben den Ausdruck brauchen und zwar durch den Artikel: ὁ υἱος τȣ ἀνθρωπȣ, eben so, wie ὁ ποιμὴν ὁ καλὸς. Und υἱος ἀνθρωπȣ heißt ein Nachkomme Adams. Von Einem Nachkommen Adams nun waren sehr große Dinge vorhergesagt, doch aber dabey Ps. 8. auch dieses zugleich mit, daß er zuvor sehr tief herabgesetzt werden würde. Uebrigens legt der Hr. V. in diesem Abschnitt seine Erklärung vom Reich Gottes ꝛc. noch nicht vor, sondern weiset nur, wie S. 115., andere angebliche Erklärungen ab. Zweyter Abschnitt. Vom Reiche Gottes in den Reden Jesu Christi S. 119 — Voran geht eine Abhandlung von den Begriffen, die sich die Jünger Jesu von dem Reiche ihres HErrn, des Messias, machten, und welche, wie der Hr. V. darlegt, nicht sogar irrig gewesen seyn können, wenn sie auch, sagt er, nicht rein von jüdischen Begriffen und auf einige Vorurtheile gebauet waren. Hiemit scheint nur nicht wohl zu bestehen, daß Christus nicht in eigentlichem Verstande König, also auch sein Reich nicht in eigentlichem Verstande ein Reich seyn sollte. Die Jünger hielten es ganz gewiß dafür, und hätten sie darinn geirret, so würde ihr Irrthum die Hauptsache selbst betroffen haben. S. 129. folgen die Stellen in den Reden Jesu, die des Himmelreichs oder des Reichs Gottes gedenken, doch nicht ohne vorangehende Beurtheilung der gewöhnlichen Erklärungen, besonders auch der bekannten Eintheilung in das Gnaden-

reich

reich und in das Ehrenreich oder Reich der Herrlichkeit. Dies nennt der Hr. V. eine willkührliche Eintheilung, dafür denn in neuern Zeiten mehrere lieber die Ausdrücke Reich Gottes und christl. Religion für gleichgeltend angenommen hätten. Mit dem vollkommensten Recht wird diese neue Exegese verworfen. Sie ist so wunderlich, daß billig der wundersame Hr. D. Leß es nur allein seyn sollte, der sie trotzig genug nicht so wohl zu vertheidigen, als vielmehr kurzum zu behaupten suchen könnte. Hr. W. setzt mit gutem Grunde voraus, daß die (wie wir sagen) feyerliche Redensart Reich Gottes, Reich des Himmels, Reich Christi immer einerley und dieselbe Bedeutung habe, und nimmt weiter S. 133. als einen Grundsatz an, daß der HErr in seinen Reden damit etwas großes und herrliches anzeigen, und gewisse Vorzüge und Glückseligkeit vorstellen wolle, welche nun, da Er als Messias erschienen sey, unausbleiblich hervorkommen und erfolgen werde. Er giebt hierauf auch gleich den bestimmtern Begriff an, den er vertheidigt, und welcher auf den Inbegriff von Glückseligkeit, die ganz überirdisch und ewig sey, und außer den Gränzen dieses irdischen Lebens gesucht werden müsse, ankommen soll, also das sogenannte Reich der Gnaden ganz ausschließe. Den angegebenen Grundsatz betreffend, merken wir an, daß darinn der Begriff Reich, Königreich, (möchte er auch uneigentlich zu nehmen seyn) mit seinem wesentlichen Zubehör gar nicht erscheint, da er doch der erste Begriff darinn seyn müßte. Für ein Reich

ist es zwar etwas erwünschtes, und der Absicht dessen, der es stiftet oder die regierende Person ist, zukommendes, daß es Glückseligkeit befördre und bey erforderlichen Umständen verschaffe; hiemit aber sind Reich und Glückseligkeit noch nicht Eins, sondern verschiedene Dinge, die nur sehr wohl zusammen bestehen, und deren letzteres durch das erstere befördert werden kann oder auch soll. Ganz gewiß nun wird freylich das Reich Gottes und Christi seine Bürger und Genossen glückselig machen. Nicht aber dadurch ist es ein Reich; und Glückseligkeit, auch sehr hohe Glückseligkeit, ist an sich auch ohne König, auch außer einem Reiche möglich, hier in diesem Leben und in der Ewigkeit. Was heißt nun der Ausdruck Reich Gottes ꝛc. wiefern das, was damit angezeigt wird, ein Reich (βασιλεια, Königreich) ist? Dies hat der Hr. V. hier noch nicht im geringsten gesagt, und auch in seiner ganzen Abhandlung haben wirs nicht gefunden. Zur Erläuterung diene folgendes. Wenn wir mit Christo leiden, so werden wir auch mit ihm herrschen (συμβασιλευσομεν) schreibt der Apostel 2 Tim. 2, 11. Es giebt aber jetzt Ausleger, welche vorgeben, das heiße: — so werden wir auch mit ihm glückselig seyn. Ganz gewiß ist diese Deutung dem Hrn. V. unleidlich, um so mehr, weil hiemit vielleicht auch das Herrschen Christi geleugnet werden soll. Sie ist auch aber nicht weniger unphilologisch, als unphilosophisch, weil es ein anderes ist, Herrschen, und ein anderes, glückselig seyn. Beydes aber besteht sehr wohl beysammen und

das

das Herrschen soll eine Vergeltung wegen der erlittenen Bedrückung und Verfolgung seyn. Bey aller Hochachtung nun gegen Hrn. W. meynen wir, mit der von ihm gegebenen Erklärung vom Reich Gottes ꝛc. sey es in philologischer Betrachtung, nicht besser bewandt. Hierauf folgt weiter S. 135 — die Bemerkung, daß die so hoch gepriesene Glückseligkeit, zu welcher die wahren Gläubigen gelangen sollen, nicht innerhalb der Gränzen dieses Lebens zu suchen sey; und Jeder gestehe ein, daß der Heiland eben diese ewigen Belohnungen das Reich Gottes nenne, oder vielmehr die Vorstellung gebe, daß sie im Reiche Gottes ausgetheilet und empfangen werden sollen. Dies letztre kann aber immer statt haben, wenn auch die Gläubigen schon in diesem Leben des Reichs Gottes theilhaftig sind. Sie genießen denn nur noch nicht der vollkommnen und überirdischen Glückseligkeit, die Gott gleichfalls in seinem Reiche den daran theilhabenden ertheilt, aber erst in der künftigen Periode ihres Daseyns ertheilt. Hr. W. hingegen nimmt das Reich Gottes und diese über alles irdische Loos hoch weggesetzte Glückseligkeit geradehin für Eins und dasselbe an; und so leugnet er, daß die Angehörigen Jesu Christi in diesem Leben schon wirklichen Theil an diesem Reiche und wirklichen Genuß davon hätten, verschiebt alle Theilbekommung an demselben jenseit des Grabes hin, und läßt in diesem Leben nur Zubereitung dazu statt finden. Jeder Schriftkundige wird leicht erachten, daß er nun von vielen Aussprüchen und Stellen in den Reden Christi

sehr gekünstelte Erklärungen geben müsse. Er gründet aber seine Zuversicht auf solche freylich überaus oft vorkommende Redensarten, welche des Reichs Gottes erwähnen, und dabey offenbar auf die Zukunft hinweisen, z. B. in das Reich Gottes eingehen oder hineinkommen, das Reich Gottes ererben; und besteht darauf, daß der Ausdruck Reich Gottes nicht mehrerley, sondern immer einerley bedeute. Dies letztre sind wir nicht in Abrede, sondern behaupten es selbst durchaus. Es ist eben dasselbe Reich Gottes, an dem wir jetzt schon Antheil und Genuß haben, und eben dasselbe, in welches wir erst künftig hineinkommen, das wir erst künftig ererben, d. h. mit welchem wir erst künftig in die vollkommenste und so in Verbindung kommen, daß wir vor aller Gefahr, wieder daraus versetzt zu werden, zugleich auch völlig gesichert seyn sollen. Hier nehmen wir nicht mehrere Bedeutungen eben des Ausdrucks, Reich Gottes, Reich des Himmels, an, sondern immer eben dieselbe, und so bedarf es keiner zudringlichen Behandlung in andern Stellen, die, da sie des Reichs Gottes gedenken, doch von der Zeitperiode reden, welche die Gläubigen noch in Schwachheit auf dieser Erde hinbringen. Wir könnten darüber sehr gute Erläuterungen geben, wenn es Noth wäre oder unser Raum es litte. Der Fehler aber, den Hr. W. begangen hat, beruht darauf, daß er den Begriff Reich, Königreich gar nicht aufgelöset hat, (auch wenn er nur bildlich seyn sollte) und ihn denn nicht vor Augen behält, sondern dafür den Generalbegriff

hohe,

hohe, himmlische Glückseligkeit unterschiebt, welcher doch an sich auch ohne Reich oder Königreich bestehen könnte; imgleichen daß er mehrmals den philologischen Hauptumstand nicht bemerkt hat, daß von einander wörtlich verschiedene Sätze, ob sie wohl alle des Reichs Gottes, also Eines und desselben Reichs, gedenken, doch, donec probetur contrarium, auch als etwas verschiedenes davon sagend, und in verschiedener Rücksicht redend, angesehen werden müssen. Er übersetzt die vorhin angeführten Redensarten — eingehen, hineinkommen — ererben durch Antheil bekommen an dem Reiche Gottes. Dies ist, meynen wir, offenbar zu wenig, und so ist damit auch petitio principii begangen. Weiter können wir uns nicht wohl auf das alles einlassen, wodurch der Hr. Verf. seine Behauptung zu bestärken sucht, und bemerken nur, daß das Reich Gottes und Christi nach den Weißagungen der heil. Schrift, sowohl im A. als im N. T., verschiedene Perioden habe, und sich in einer folgenden Periode, auch noch auf dieser Erde, nicht nur in weit höherm Grade, sondern auch auf mehrerley Art ganz ausnehmend beweisen werde, als fürs erste und zeither geschehen ist. Dies beruhet nicht im geringsten auf dunkeln Stellen, man müßte sie denn durch klügelnde Deutungen verdunkeln. Mit dem allen aber sagen wir nicht, daß Hr. W. in diesem Abschnitt nicht auch viel schönes vorgelegt hätte. Unter andern läßt er sich bey Luc. 21, 31. darauf ein, darzulegen, daß v. 25 — vergl. Matth. 24, 29 — (Marc. 13, 24 —) durchaus nicht auch

noch von den göttlichen über die Juden gekommenen Strafgerichten rede, ob er sich gleich desfalls fast einzig an v. 27. sie werden sehen des Menschensohn kommen mit einer Wolke mit großer Macht und Herrlichkeit hält. Er vergleicht nämlich hier wieder besonders Dan. 7, 13. ingleichen 1 Thess. 4, 16. Die vorgelegte Beweisführung aber aus dieser einzigen Redensart hat so viel überzeugendes, daß sich dagegen schon alles, was Freunde oder Feinde (sollte es auch der Freund, Hr. D. Seiler seyn) fürs Gegentheil vorgebracht haben, verstecken muß. Es giebt aber doch noch weit mehrere Gründe für die vollkommen unwiderlegliche Sache, die der Hr. V. hier vertheidigt, und wir haben dieselben im B. 7. St. 4. S. 591 — vorzutragen gesucht. Ueber Eins aber wundern wir uns hiebey. Der Hr. Verf. scheint das Kommen Christi auf den Wolken, entweder nicht in eigentlichem Verstande, sondern bildlich, nehmen zu wollen, oder doch ganz ungewiß zu seyn, ob es so oder anders zu nehmen sey. Diese Ungewißheit würden wir freylich nur schüchtern mißbilligen, wenn die Sache nur auch dem Daniel in jenem Nachtgesicht so vorgestellt worden wäre. Nun aber redet Christus selbst, zwar weißagend, aber in zusammenhangender Rede, die übrigens doch keine räthselhaften Bilder mahlt, und Paulus ohne alle Kunst, eben so; und noch dazu haben auch die zwey Männer in weißen Kleidern Apostelgesch. 1, 10 — nach eben geschehener Himmelfahrt des HErrn, den Aposteln bekannt gemacht, Er werde kommen, gerade so, wie sie

ihn

ihn in den Himmel sich hinbegeben gesehen hätten. Sollte nun dennoch die Wiederkunft auf den Wolken nicht eigentlich, sondern bildlich zu nehmen seyn, so würden wir, dünkt uns, beynahe alle hermeneutische Unterscheidung zwischen eigentlicher und zwischen bildlicher Vorstellung für unmöglich halten müssen. Doch nachher noch etwas hievon. S. 192 — merkt Hr. W. über Joh. 3, 3 — 5. an, daß die Wiedergeburt, durch Wasser und Geist nicht eine mit der Taufe vorüber gehende, sondern eine noch nachher fortgehende Handlung sey. Diese Behauptung müssen wir allemal für unbiblisch halten, auf welcherley Gründe man sie auch zu stützen gedenkt. Hingegen ist die Erneurung des Menschen, gleichfalls durch den Heiligen Geist, deren Grundlage eben die Wiedergeburt zu seyn scheint, etwas fortgehendes. Hievon überhaupt aber wäre sehr viel zu sagen. Auch erwähnen wir aus diesem reichhaltigen Abschnitte noch dieses S. 241 — daß der Hr. Verf. mit aller Gewißheit eine künftige Bekehrung der Juden, und, wie er sich ausdrückt, eine herrliche Revolution dieser Erde erwartet (womit wir, versteht sich, sehr wohl zufrieden sind), nicht aber mit Gewißheit auch eine Herstellung des Jüdischen Landes. Auch desfalls ist er zu viel bildliche Vorstellung bey den Propheten anzunehmen geneigt. Hingegen redet er über Matth. 23. 39. von einem Wiedersehen des HErrn; nämlich wenn Israel in das rechte Verhältniß gegen Ihn getreten seyn werde, so würden sie Ihn wieder sehen, ohne daß sich bestimmen lie-

ße,

ße, daß hiemit Wirkungen der Gnade angezeigt würden, wie wir sie jetzt erführen. Sehr willig lassen wir das stehen, wissen es aber nur mit einigen andern Vorstellungen des Hrn. V. nicht hinlänglich zu vereinigen. Endlich Dritter Abschnitt. Vom Reich Gottes in den Schriften der Apostel. Ueberall soll man auch in diesen Stellen unter dem Reich Gottes die Glückseligkeit des künftigen Lebens verstehen. Da nun zu diesen Stellen auch z. B. Röm. 14, 17. 1 Cor. 4, 20. Col. 1, 13. gehört, so wird man leicht ermessen, daß die Auslegung etwas gezwungen ausfallen müsse. Nirgends haben wir die Ankündigung Gabriels Luc. 1, 32. 33. mit beygebracht gefunden, da sie doch allerdings etwas zur Bestimmung des Begriffs Reich Gottes hätte leisten können. Mit seiner Ueberschrift reicht dieser Abschnitt eigentlich nur bis S. 258. Nachher aber handelt der Hr. V. noch mehrere Materien, insonderheit auch polemisch gegen die neuen widerwärtigen Theologen, großentheils zu unsrer Zufriedenheit ab, unter andern die Lehre von dem Satan und seiner Macht, ingleichen die Vorstellung der Apostel von der Zukunft des HErrn, besonders wiefern sie dieselbe als nahe zu denken geben.

Aufrichtig bezeigen wir dem Hrn. V. nochmals unsre wahre Hochachtung und Liebe. Da er aber durch diesen ersten Theil eines weiter fortzusetzenden Werks wenigstens uns zuerst bekannt geworden ist, so erlauben wir uns, der christlichen Brüderschaft und Bruderliebe gemäß, überhaupt noch

noch eine Erinnerung bescheidenst zu machen. Irren wir nicht, so hat Hr. W. akademische Lehrer gehabt, die ihren Unterricht in sehr enge Gränzen eingeschränkt, oder die doch nachher seinen Beyfall in vielen Stücken verloren haben. Dies hat ihn, da er die Defecte bald wahrnehmen mußte, wie wir vermuthen, auf Autodidaxie geleitet, welche die heilige Schrift selbst aufs fleißigste studirt, übrigens aber mehr Schriften der Feinde lieset, die zu widerlegen und zu bestreiten sind, als Schriften der neuern Freunde, die des Beyfalls werth seyn und gute Belehrung geben könnten. Sollte diese Vermuthung richtig seyn, so befürchten wir, daß Hr. W. nach und nach auf diesem eignen Wege, da wir doch, einer die Dienste des andern nicht verschmähen sollen, mit uns und andern, die gleichfalls mit allem Ernst immer mehr aus der heil. Schrift zu lernen suchen, in Widerspruch kommen möchte, da er sonst, erinnert und mitgeleitet von Brüdern, manches anders einsehen und gar wohl mit gutem Grunde bey dem το αὐτο φρονειν και το αὐτο λεγειν bleiben würde. Wir rechtfertigen oder entschuldigen unser Urtheil mit Berufung auf die uns zum Theil nicht verständlich genug gewesenen Vorstellungen von der Versöhnung und Rechtfertigung S. 311 — Aus der Offenbarung Johannis hat der Hr. V. auch in dem Abschn. III. keine Stelle mit angeführt, so viel auch bekanntlich in diesem göttlichen Buche von dem Reiche Gottes vorkommt. Er sagt von derselben S. 332. in einer Note, sie könne hier nicht in Betrachtung kommen. S.

324.

324 aber scheint er eine besondere Abhandlung anzukündigen, die von der feyerlichen Wiederkunft Jesu Christi handeln solle, und sich wenigstens zum Theil auch über die Offenbarung Johannis ausbreiten müsse. Nun sind wir zwar keineswegs traurig darüber, daß über dies wichtige Buch, welches den Namen Jesu Christi an der Stirne führt, eben jetzt, zum größten Verdruß der Feinde und wider ihre ganze Erwartung, immer abermals neue Erklärungsversuche gemacht werden, auch nicht, wenn alle diese Versuche bey weiten nicht so gut treffen, als sie gemeynt sind. Genug, daß durch alles dieses Betriebe der wörtliche Inhalt des Buchs auch solchen, die es sonst wohl kaum Einmal gelesen hätten, immer bekannter oder von Neuem ins Gedächtniß gebracht wird. Dennoch aber ist es auch zu beklagen, wenn so mancher redlich gesinnte christliche Gelehrte ein Buch, wie dieses ist, zu erklären sucht und damit etwa den eigentlichen Gesichtspunkt, aus dem es angesehen seyn will, wohl noch viel weiter verschiebt, als derselbe vorher für die Leser verschoben war. Hr. M. Weise scheint zwar kein Poet zu seyn, wie der Verfasser der Apologie der Apokalypse wider falschen Tadel ꝛc. und durchaus zeigt er sich als biblischer Exeget weit nüchterner, als dieser. Er macht auch mehrere wichtige Anmerkungen, die richtige Erklärung der Weißagungen betreffend. Beynahe aber ist er der Meynung, als ob alle Weißagungen, wie nothwendig, bildlich seyn müßten, oder ist wenigstens überaus geneigt, bildliche Vorstellung zu finden, wo nach keinem zureichen-

chenden Grunde das bildliche zu behaupten steht. Die Offenbarung Johannis besteht freylich einem sehr großen Theile nach aus nicht nur bildlicher, sondern auch sogar änigmatischer Vorstellung. Der Ausleger aber, der mit Vorneigung überhaupt zum Allegorisiren darüber kommt, wird leicht auch das in Bilder verwandeln, was doch nach aller Beschaffenheit nicht dafür angesehen seyn will, oder sich selbst zum Theil als Erklärung eines Theils des Bildlichen angiebt. Dem aber sey sogar, wie ihm wolle. Allemal ist es dennoch sehr rathsam, mit Erklärung eines solchen Buchs, oder wenigstens mit öffentlicher Bekanntmachung derselben, sich nicht zu übereilen. Recensent hat von jeher aus lehrbegierigem Studiren der heil. Schrift unter der Gnade Gottes Hauptsache gemacht, und meynte zeitig mehrere wichtige Stücke besser verstehen gelernt zu haben, als sie sonst verstanden werden. Doch hat er immer auch seine zuversichtliche Einsicht, die er zu haben glaubt, die ihn auch nicht zum Heterodoxen macht, bedachtsam zurückgehalten, weil er sie entweder doch noch nicht für reif genug zum Genuß für andere, oder diese Zeiten nicht dafür hielt, daß sie wirklichen Gebrauch davon machen könnten oder wollten. Hätte er auch eine neue Erklärungsart der Offenbarung Johannis aufgefunden zu haben geglaubt, so getraut er sich zu versichern, daß er dieselbe, ohne ganz besonders triftige und dringende Ursachen, vor dem 50 Jahre seines Alters gewiß nicht bekannt machen würde.

5.

5.

Trauriger kann für uns kein Journalgeschäfte seyn, als ein Buch anzuzeigen, wie das folgende ist. Gleichwohl will sichs nicht zurücklegen lassen, weil es vornehmlich zu den Zeichen dieser Zeit gehört. Man sehe, welch ein Titel:

Horus, oder Astrognostisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis, und über die Weißagungen auf den Messias, wie auch über Jesum und seine Jünger. Mit einem Anhange von Europens neuern Aufklärung und von der Bestimmung des Menschen durch Gott. Ein Lesebuch zur Erholung für die Gelehrten und ein Denkzeddel für Freimaurer. Ebenezer, im Verlage des Vernunfthauses 1783. gr. 8. 47½ Seiten.

Nie aber kann der Inhalt, nicht einmal die der Profanität schon ergebenen, eben so reizen, als dieser Titel alle Gernleser reizen wird, so viel Einbildung der trübselige Verfasser auch sogleich in dem Vorbericht zu erkennen giebt. Er bittet und ermahnt zum Eingang desselben, wenn sein Leser seine Pflichten gegen Gott, gegen den Staat, gegen den Nächsten und gegen sich selbst, nur deswegen genau befolge, weil ihm das Christenthum dieses zu thun befehle, dies Buch beym ersten Anblick aus den Händen zu legen. Denn seine Seelenruhe werde sonst verlohren gehen, und Er, der Verfasser, wolle seine Seele in Unschuld

waschen. Wolle sich der Leser dennoch nicht rathen lassen, so solle er auch den Anhang lesen, wieder lesen, und sogar studiren — So werde er seine Seelenruhe wieder finden, und werde alle Pflichten mit Freuden doppelt erfüllen. Wir glauben wohl, daß mancher Leser dieses Buchs daraus noch mehr Leichtsinn und freche Faseley lernen wird; wer aber zeither seine Pflichten aus wahrem Glauben an Jesum Christum zu thun gesucht, und dabey seiner Gemüthsruhe sich gefreuet hat, wird dieselbe über dem Horus wohl desto weniger verlieren, weil er nur anfangen darf zu lesen, um ihn satt zu werden. Am wenigsten aber wird der Anhang eine verlohrne Gemüthsruhe wieder geben können, wenn ihn auch Jemand, und das ist doch lächerlich! sogar studiren wollte. Ein Denkzeddel für Freymaurer soll das Buch deswegen seyn, weil ihnen in diesem Vorbericht S. XXII. Geisterzitiren und das Suchen des Steins der Weisen und des Goldmachens zum Vorwurf gemacht wird, ob man wohl seit jener Schröpferischen Katastrophe, die dem Betrüger die Larve von dem Angesicht weggerissen habe, unter ihnen von dem erstern nicht viel mehr höre. Das mag der Verf. verantworten. Fast möchte man daraus schließen, daß er die Gesellschaft sondirt habe, ob sie nicht auf seinen Horus entriren wolle, und zu wenig befriedigt worden sey. Denn sonst sieht man nicht, warum er ihnen einen Denkzeddel zuschreibe. Warum nun aber dies Buch Horus heiße, ergiebt sich aus dem Inhalt desselben, den wir doch nur zur Gnüge für verständige Leser vor-

legen, und zwar ohne Widerlegung; ob der Verf. wohl meynt, Widerlegung fordern zu können, wenn man ihn als einen Weggeworfenen verachten will. Der Inhalt trägt seine Widerlegung schon in sich. Astrognostisch und astrologisch heißt er mit Recht, und ist es überall bis zum Eckel. Bevor aber der ewige Leyermann des Horus ein Astronom wurde, scheint er auch selbst ein Alchymist und zugleich ein Liebhaber der alten Astrologie gewesen zu seyn; und beyderley Kenntnisse, um sie nicht umsonst gesammlet zu haben, stutzt er hier tausendfältig wider das Christenthum auf. Nach dem Vorbericht folgt noch auch eine Einleitung. Diese redet erst viel von der Zeitrechnung und dem Calender der erstern Menschen, wo möglich, zweckmäßig zur Herabsetzung aller übernatürlichen Offenbarung. Da z. B. die Zusammenzählung je von 7 Tagen in eine Woche uralt ist, so soll man nach diesem Horus glauben, daß die frühesten Menschen anfänglich den Monat in 4 gleiche Theile, jeden gerade von 7 Tagen, abgetheilt hätten, in der Meynung, daß je binnen 28 Tagen der Mond wieder neu würde, ob wohl dazu $29\frac{1}{2}$ Tage, also einmal 29 und einmal 30 Tage gehörten. Lieber hätte er doch behaupten, wenn auch nicht beweisen, sollen, daß damals der Neumond allemal binnen 28 Tagen zurückgekommen sey. Die Menschen aber sollen nun einmal recht sehr blödsinnig gewesen seyn. Schon hier leitet der Mann die apokalyptischen Zahlen aus den ersten Menschenzeiten her, bemüht sich, den Ursprung der Vorstellungen von Thieren am Himmel,

mel, in welche die Sterne vertheilt werden, zu zeigen, auch den Ursprung der Abgötterey, wie der Verehrung eines einigen Gottes bey einigen Stammvätern in Asien, welcher einige Gott aber schlechterdings kein anderer, als die Sonne, gewesen seyn könne. Doch bald ist er gänzlich bey der Apokalypsis, und hiemit geht das Endurtheil selber an. Er übersetzt mit geringer Ausnahme von S. 35. an, das ganze Buch Stückweis nach seiner Art, und macht nach seiner Art über jedes Stück einen Commentar. Die Erklärung des ersten Stücks Kap. 1, 10 — 18. ist mythologisch und alchymistisch. Der Verf. nämlich meynt, Johannes habe dieses Bild zwar vielleicht aus Daniel 10, 5. 6. genommen und auf seinen Herrn angewandt, ursprünglich aber bedeute astrologisch der grüne Türkismann, von dem hier die Rede sey, die Erde, die wegen der grünen Kräuter und Bäume ein grünes Ansehen habe, und aus welcher die Sonne, der Mond und alle übrige Sterne, selbst wie Moses wolle, entstanden seyn sollten. Das alles, versteht sich, ist mit großem Aufwand gesagt. Ueberall aber muß auch der Aegyptische Gott Horus dabey seyn. Hier erscheint er S. 44. folgendergestalt: „Da im übrigen die Kan„didaten der alten Mysterien die schwersten Prü„fungen aushalten, ja den Tod selbst, so wie Ho„rus, oder wie die ausgestreueten Samenkörner, „figürlich leiden, mußten, ehe sie zum neuen Leben „auferstehen, ehe sie aufs neue geboren werden, „konnten, das heißt, ehe sie etwas von den Ge„heimnissen erfahren durften: so erhellet hieraus

„zugleich der Ursprung der Lehre von der Wieder-
„geburt, welche noch jetzt Herrnhuter und ver-
„schiedene andere Secten der Christen für eine
„ganz besondere Veränderung der Gemüther der
„Menschen halten, die der heilige Geist auf eine
„geheimnisvolle Weise in ihnen bewirke.“ Autoren citiren ist des Mannes Sache nicht. Denn er selbst meynt Autorität genug zu haben, wie alle Astrologen und Alchymisten haben, und mit Autorität spricht er also auch, ein Anonymus, wie ein Blinder von den Farben. Das zweyte Stück der Apokalypsis, oder, wie ers nennt, die zweyte Vision Kap. 4, 1 — 8. mit nachherigen Fortsetzungen folgt S. 45. Um sagen zu können, wo Johannes die 24 Aeltesten herbekommen habe, die um den Sitz der Erde im Kreise herum saßen, mit weißen Kleidern, ruft er die 24 Sternbilder von Norden und Süden zu Hülfe. Die 7 Siegel, bey ihm 7 Weltalter, sind die 7 Planeten. Die 12 mal 12000 Versiegelten hingegen läßt er von den 12 Sternbildern des Thierkreises herkommen. In der dritten Vision Kap. 8 — haben die 7 Posaun-Engel ihren Ursprung von der Meynung der alten Sterndeuter, die den 7 obersten Göttern, den Planeten, sieben kleinere dienstbare Geister zueigneten (wer fragt, wo das geschrieben stehe, soll künftig eben den Horus citiren) die also, fährt er fort, nun ihren Herren ein Stückchen posaunten, und zwar in eben der Ordnung, in welcher man in Aegypten ihre Herren vor Alters — auf einander folgen ließ. Nun folgt eine nähere abstruse Erklärung von luftigen, wässrigen, erdigen, selenitischen ꝛc.

Ganz

Ganz fließend geht das freylich nicht alles, und nicht selten spricht der Aufklärer pro autoritate: Der Verfasser hat wider die Ordnung verstoßen — hat abermals gegen die Ordnung verstoßen ꝛc. Hieraus wird man absehen, wie es komme, daß er mit seiner Bestreitung der ganzen übernatürlichen Offenbarung von hinten zu, d. i. bey der Offenbarung Johannis, anfängt. Hier meynte er, seine auserlesenen Kenntnisse am glänzendsten zeigen und alle Leser aufs weiter folgende zur unaufhaltsamen Neugier hinreißen zu können, die denn doch aber wohl nicht gleich ebenfalls einen so astrologischen Geschmack haben werden. Er macht auch die Weile sehr lang. Denn sein thörigt finsteres Geschwätz über die Apokalypsis reicht bis S. 197. Höchstens kann sich Hr. D. Semler darüber freuen, als welcher gern ähnliche Commentarien schreibt. Aehnlich arbeitet er von da an diejenigen Weißagungen durch, welche seines Wissens, von Juden und Christen für Messianische angesehen werden, und so tritt plötzlich, ohne alle vorgängige Anmeldung, die erste 1 Mos. 3, 15. auf: Schlange! zwischen diesem Weibe und dir ꝛc. Das erste Menschenpaar giebt er aus für eine bildliche Vorstellung des heliakischen Aufgangs der Zwillinge — und bald folgt auch der heliakische Untergang. Doch Horus muß auch dabey seyn. Der Baum des Lebens ist S. 200. der Mond, welcher die Lebensmittel, den Horus, gebahr. Der Baum der Weisheit oder Erkenntniß aber war die Sonne. Sogleich folgt 1 Mos. 49.

denn die 12 Söhne Jakobs kommen auch von Sternbildern her, aus welchen Moses, wie der Verf. fast mehr als vermuthet, eine Geschichte, die sonst nirgends war, gebildet haben soll. Ruben ist der Stier, der Aegyptische Apis; Simeon und Levi sind die beyden Zwillinge des Himmels, die bekanntlich den Stier aus Morgen gegen Abend vor sich fortjagen und in Westen unter den Horizont hinabwerfen. Aber freylich, sagt der Sterndeuter, deutete Moses diesen Stier bloß auf Hemor — Juda bedeutet hier den Momphta der Aegypter oder den Löwen des Thierkreises. Ein Sternbild aber, meynt der witzige Verfasser wird überhüpft, weil die vorigen 2 Brüder nur Eins ausmachen. Warum hatte doch Jacob nicht 13 Söhne, und Moses so viel Unberathenheit? Dem Löwen aber eignete man die Herrschaft über die Ueberschwemmung des Nils zu — und er blieb, heißt es weiter, im Besitz des himmlischen Reichs, bis der Nil wieder zurück getreten war, bis Horus oder die Saat vom Todtenschlaf wieder erwachte — So entstund — wir müssens doch erzählen, damit man den elenden Unsinn recht kennen lerne — aus der vegetirenden Natur, der Horus, der Messias. Sonst wäre ja auch der Titel des Buchs nicht zu begreifen. Dieser Horus erscheint nun immerfort wieder zur vermeynten oder chikanirenden Erklärung der Weißagungen. „Von „diesem Schlage (lieset, wer eben muß, wie Recensent, oder nichts besseres zu thun weiß, S. 208) „sind nun fast alle Weißagungen, die in der Bibel „vorkommen. Die Männer Gottes erkannten

„den

„den wahren astrologischen Sinn ihrer Propheten-„sprüche selbst nicht —“ Wir aber werden denn doch wohl recht thun, wenn wir die Propheten verstehen, wie sie selbst verstanden seyn wollten. Weiter tritt unerwartet hier auf Joh. 3, 14. 15. nach Voltairischer Manier, doch minder witzig, behandelt; und nachher 4 Mos. 24, 17. 5 Mos. 18, 15. wo aber doch nicht Horus, sondern Josua der Prophet wie Moses, seyn soll; Ps. 16. 10. hingegen ohne allen Zusammenhang, soll nichts weiter seyn, als eine ganz plane Beschreibung der Saat oder des Horus, die aber der jüdische Sänger freylich nicht verstanden, sondern sich selbst für den Horus angesehen habe — die Apostel hätten den Horus auch nicht gekannt, und daher geglaubt, die jährliche Auferstehung der Saat wäre die Auferstehung des Messias, ihres Meisters; Ps. 22, 19. die Kleider des Horus; 40, 1. 2. 3. auch Horus; 47, 6. die aufgehende Sonne, die, wie der Astrolog zu wissen meynt, von den Leviten zu Jerusalem allemal mit Posaunen begrüßt worden seyn soll. Und was sollten wir alle die Weißagungen namhaft machen, die dieser Koch mit seiner alchymistischen Brühe begießt, da er auch hier und dort abentheuerliche Figuren, ganz nach Art der Goldmacher, hinzugezeichnet hat, daran sich freylich nur eingebildete Adepten-Brüder vergnügen werden. Der Drucker muß besondre Holzstöcke dazu haben schneiden lassen. Doch damit man verdienten Ekel genug gegen das monströse Buch fassen könne, thun wir noch etwas hinzu. Auch Jes. 7, 14 — 11, 1. 2. soll Horus seyn;

und Jes. 53. wird für ein sehr treffendes Leichenkarmen auf den sterbenden Horus erklärt. So geht das Getöse von Horus ꝛc. auch nachher mit unter von dem reinen ewigen Licht der Perser und von dem Reich des Sonnenfeuers fort bis S. 240 und hierauf folgt die Ueberschrift: Jesus und seine Jünger. Fast bleibt es auch hier bey eben dem Tone, wie schon der Anfang zu erkennen giebt: „Die Aegyptischen Magier kannten schon zu Mo„se Lebzeiten den wahren Sinn ihrer astrologischen „Tradizionen und Bilder selbst nicht mehr, und „konnten ihn mithin ihren geweiheten Schülern „auch nicht mittheilen. Sie hielten ihre Bilder „der Naturbegebenheiten für Götter, und hatten „die alten Nachrichten von den abwechselnden „Ständen der Gestirne, besonders aber die Erzäh„lungen von der sterbenden und wieder aufwachen„den fruchttreibenden Saat, bereis längst zu förm„lichen Göttergeschichten gemacht —“ Wenn nun schon zu Mose Zeiten der wahre Sinn nicht mehr bekannt war, so hätte der Verfasser billig den Lesern, die bereit sind, von ihm Belehrung anzunehmen, sagen sollen, aus welcher Aegyptischen Pyramide Er diese Geheimnisse hervorgefunden habe. Solche Schreiber aber lassen sich nichts abfragen; und die gesunde Logik ist bey allen Astrologen und ähnelnden Gelehrten eben so tief vergraben, als für uns die Aegyptische geheime Lehrart, daß man sich allemal vergeblich umsehen wird, was aus solchem Kram für Folgen auf die Propheten, und gar auf Jesum selbst und seine Jünger, fließen sollen? Oft wird man ganz ungewiß, ob es tollkühner Scherz,

der

der freylich allemal geschmacklos ist, oder ob es im Ernst gemeynt seyn soll, was man hier lieset. Zu zweifeln aber steht nicht, daß an andern Orten bald dieser, bald jener regiere. Wäre Bahrdt Verfasser des Horus, so stünde für sicher zu behaupten, daß ers mit Fleiß nur aus der Absicht so toll mache, um, seiner Meynung nach, durch die unsinnigste Mishandlung alles Heiligen die bessern Theologen mit Verdruß und Unlust zu erfüllen, weil man ihn so ganz ausgestossen und es bloß seinen Glaubensbrüdern überlassen hat, ihn noch wohl zu verpflegen. Er hat in der neuesten Ausgabe seiner Uebersetzung des N. T. auch alles das Bischen Glauben widerrufen, welches in seinem Glaubensbekenntniß noch enthalten zu seyn schien, und sich nun zu dem völligen Naturalismus bekannt, der in den Briefen über die Bibel im Volkston mit allseitiger Lästerung auf Jesum Christum so weit herum verkauft wird. Doch folgt daraus nicht, daß er auch den Horus zu Markt gebracht haben müßte, ob er gleich viel Geld bedarf und obgleich auch Horus seine wollüstigen Neigungen nicht verbergen kann. Genug, aber eine beträchtliche Uebereinstimmung ist allemal zwischen jenen Briefen und diesem Horus in Absicht auf das Raisonnement von Jesu wahrzunehmen, und von selbst steht zu vermuthen, daß ja Horus wohl aus den Briefen etwas gelernt haben werde. Gerade in diesem Hauptstück hat er hier und dort den ähnlichen schmeichelnd schleichenden Ton, weiß sich aber natürlicher Weise nicht lange dabey zu erhalten, und ist ja auch,

ungeachtet seiner Bekenntnisse von Jesu, die er entweder gleichfalls aus gezierter Heucheley oder aus Drang der Wahrheit thut, ein unverhohlner Feind desselben. Und ähnlich, wie die Briefe, nur nicht eben so in ausgeschmückten Fabeln und Erzählungen, spricht er von Griechischer, von Sokratischer und Platonischer Philosophie und Moral — Nicht aber, wie die Briefe, erwähnt er geheime Arzneymittel — vermuthlich, weil er sowohl etwas aufrechter einher geht, da er kein wöchentliches Blatt für eine Quartal-Einnahme absetzen will, als auch weil er, etwas einfältiger und von Wahrheitsgefühl noch mehr entblößt, auch etwa von etwas mehr Hoffnung angeflammt, der sichern Meynung ist, auch ohne geheime Arzneyen mit den Wundern Jesu fertig werden zu können. In Absicht auf die Beweise von der Gottheit Jesu stellt er sich entweder oder ist auch sehr unwissend, weil er immer voraussetzt, man erweise die Gottheit Jesu gleich schlechthin nur daraus, weil er Wunder gethan habe. Seine Bekenntnisse von Jesu merken wir doch deswegen an, um beurtheilen zu lassen, ob auf einen solchen Menschen nicht anwendbar sey: aus deinen Reden wirst du gerichtet — Er schreibt S. 247. „Daß aber Jesus ein Mann von vortrefflichen „Geistesfähigkeiten, von dem besten Herzen, und „von erhabenen Gesinnungen gewesen sey, ist wohl „nicht zu leugnen ꝛc. S. 251. „Johannes war „kein Betrüger, sondern ein frommer Fanatiker — „Auf gleiche Weise war auch Jesus kein Betrüger, „sondern ein wahrer Menschenfreund, welcher sich

„aber

„aber in die dunklen Lehren — dergestalt verwickelt „hatte, daß er sich von der Gewißheit seines Mes„sias völlig überzeugt fand. S. 300. Der Haupt„zweck Jesu war allem Anscheine nach die Beför„derung der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit „seiner Nation: denn sein Herz war ganz zur „Menschenliebe geschaffen, nur daß ihn sein Sy„stem nicht erlaubte, sich nach den Gesinnungen „und Systemen anderer Menschen ein wenig zu „schmiegen, sondern ihm vielmehr befahl, sich von dem Eifer um sein Haus fressen zu lassen — Ist es doch, als ob er hiemit auch Hrn. D. Semler, der, wie er selbst gern heuchelt, auch bey Jesu so viel Verstellung findet, geradezu widersprechen wollte. Uebrigens ist es nicht der Mühe werth, das elende Raisonnement hier auseinander gesetzt anzugeben, welches der Verf. lang und breit über die Sache unsers Heilands und HErrn hergeplaudert hat. Die Moral Jesu lobt er sehr, wie von jeher noch alle schlechte Menschen, die für Kenner angesehn seyn wollten, gethan haben, doch mit dem Vorgeben, als ob das alles auch bey den Griechen gefunden werde, gleich als ob auch diese z. B. alle Pflicht und Tugend auf einen heiligen Gott hin bezogen, und um Gottes willen Verleugnung aller Welt mit irgend einer Angelegentlichkeit gefordert hätten — und nicht ohne Ausnahme verschiedener Sätze, gegen die er sich sehr fremd anstellt. Man sage aber, ob es Unverstand, oder ob es unverschämte Bosheit zu nennen, oder ob beydes in Einem vereinigt sey, wenn er S. 260. schreibt: „Einmal sollen die Menschen Demuth

„und

„und Sanftmuth von ihm lernen, und Ruhe in „ihm finden, welches denn auch in mancher Ab„sicht wirklich geschehen kann, und wirklich ge„schiehet: aber ein andermal ist er wieder nicht „gekommen, den lieben sanftmüthigen Frieden, „sondern Zank, Krieg, häusliche Zwietracht, und „Feindschaft, selbst zwischen Aeltern und Kindern, „anzuspinnen. Wer nun diese Stellen vereinba„ren und ihre Widersprüche in Uebereinstimmung „verwandeln kann, der mag es thun — Ich er„warte Belehrung, und bin der erste, der mein gan„zes Buch öffentlich verdammt, so bald man mich „durch mathematisch richtige Schlüsse überzeugen „wird.“ Ein Mensch, der Belehrung erwartet, wird sich allemal ganz mit einer andern Mine darstellen. Und dieser, was mag er unter mathematisch richtigen Schlüssen verstehen? Hat er je einmal etwas von sogenannter Logik verstehen gelernt? Die Frage ist doch nicht, wie hoch der Stephans Thurm in Wien, wie weit die Venus von der Sonne entfernt sey. Voltaire hätte sagen mögen: wenn du mir kannst die Hebräische Sprache nach dem Danz und Burtorf beybringen (ohne daß ich meine Augen und Ohren, und meine Aufmerksamkeit dazu brauche) so will ich glauben, daß es bübisch sey, mit der Religion so umzuspringen, wie ich zeither gethan habe. Das wäre denn nicht viel mehr, als wenn jetzt so viele Elende sprechen: wenn man mich überzeugen wird — Die Betrachtung der Wunder Jesu fängt der vom Horus erfüllte Naturalist mit der Verklärung Jesu auf dem Berge an, und wirft sein Gemeng-

sel

sel darüber hin. Vielleicht kann man ihm kaum glauben, wenn er sich unwissend stellt, daß auch Petrus, ein Augenzeuge 2 Petr. 1, 16 — auf sehr bedeutende Art dieser Geschichte gedenkt. Nachher raisonnirt er von dem Gehen Jesu auf dem See, schreibt S. 263. dreust, wie ein Anonymus auch sonst wohl thut, dieser See Genezareth sey nur ein großer Teich, den man in einer Nacht gar wohl halb umgehen könnte, an dem Ufer und hinter den Gesträuchen fort, und so sey Jesus nicht auf dem Wasser, sondern bloß am Ufer gegangen — Die doppelte Speisung, einmal der 5000 das andere mal der 4000 obgleich so wohl Markus, als Matthäus, die eine, wie die andre, berichten, schmelzt er in Eine zusammen, und läßt denn unerträgliche Widersprüche sehen. Er mag also wohl ein Mensch seyn, der sehr angelegentlich Belehrung sucht. Die Erläuterung aber, die er über die Sache geben will, läßt keinen Verständigen an seiner Gemüthsbeschaffenheit (das sagen wir nur den vielen toleranten Theologen zu Dienst, die bey allen Nichtchristen eine gute Gemüthsart zu finden geneigt sind) zweifelhaft bleiben. Man soll glauben, diese Leute alle haben ihre Brodtsäcke selbst bey sich gehabt, und sichs schon zum größten Glück angerechnet, daß Jeder nur ein Schnittchen Brodt von Jesu bekommen habe. Die Brocken aber, die die Jünger in Körbe sammleten, habe eben das Volk von seinem mitgebrachten Vorrath liegen lassen. Bedarf das nun wohl einer Beurtheilung? Auch die Zahlen sieben (große) und zwölf (kleine Körbe) holt er gleichfalls von den 7

Pla-

Planeten und 12 Sternbildern her. Ist der Mensch wohl werth, in einer Gesellschaft nüchterner Männer geduldet zu werden? Nachher kömmt er auch auf die Hochzeit zu Kana, wo er Obst oder Apfelsinensaft in die Wasserkrüge thun läßt (das ist nach ästhetisch Barthischem auch wohl Tellerischem Geschmack, wie neulich der Mann, Hebraismus) und sogleich auch das besänftigte ungestüme Meer, welches er zwar gerade zu der Zeit, da Jesus das Machtwort sprach, nur von Ungefähr plötzlich stille werden lassen wollte, aber dazu doch so eben nicht Muth genug hat. Und so giebt es auch noch manche andere Wunder, die wenigstens nur aus einer höhern Alchymie erklärbar zu seyn scheinen. Was also? Er schreibt S. 268. „Gewisse zuverlässige Erfahrungen haben mich „überzeugt, daß man die Kräfte des Menschen „bey weitem noch nicht hinlänglich kenne, wie auch „daß der Mensch vermöge dieser hohen Kräfte in „der That unbegreifliche Wirkungen hervorzubrin„gen fähig sey, die sich weder aus unsern Compen„dien der Physik, noch aus allen unsern philosophi„schen Wälzern ad oculos demonstriren lassen, nur „daß diese Kräfte bey den allermeisten, besonders „phlegmatischen Menschen nie lebendig werden, „sondern bloß in einigen wenigen feurigen Wahr„heitsforschern und Menschenfreunden sich zuweilen „thätig zeigen. Doch man muß mich nur nicht „falsch verstehen. Ich sage nicht etwa, daß der„gleichen unbegreifliche Wirkungen übernatürlich „wären: denn alles, was da geschiehet, geschiehet „aus natürlichen Ursachen — Aber kennen wir

„denn

„denn die Art und Weise, nach welcher die natür-
„lichen Kräfte wirken? — Ich sage ferner nicht
„etwa, daß mancher Mensch vermöge seiner uns
„großentheils noch sehr verborgenen Kraft, un-
„mögliche Dinge möglich zu machen und etwa gar
„die Todten aufzuwecken im Stande sey —
„Darinn hat mir wenigstens meine Erfahrung
„bisher allerdings das Gegentheil stets gelehret.
„Aber dieses hat sie mir doch auch gelehret, daß
„mancher Mensch nicht nur durch bloße Berüh-
„rung, die mit einem recht heftig wohlwollenden
„Drange der Seele verknüpft ist, vielerley Fieber
„und Krämpfe heilen, sondern auch durch recht
„lebhafte Wünsche bey schlimmen Wetter in der
„Atmosphäre selbst einige kleine Veränderungen
„bewirken, ja sogar ohne seinen Willen, und ohne
„sein Zuthun, oft Begebenheiten, die sich unter
„seinen, mit ihm sympathisirenden Freunden zutra-
„gen, ganz deutlich empfinden kann. Ha! der
„schwärmt auch, höre ich meine Leser ausrufen. —
„— Noch einmal: der Mensch kann diese Kräfte
„sich nicht erwerben — Sie stehen nicht in sei-
„ner Gewalt — Er weiß nicht, wie es damit zu-
„gehet, — Unter millionen Menschen giebt es
„kaum einen, bey dem sie sich nicht so sehr einge-
„fleischt haben, daß sie lebendig werden und merk-
„lich wirken können.“ So wahr ists, daß der trotzigste Unglaube leicht zu dem stupidesten Aber-glauben leiten kann. Wir würden etwa glauben, der Mensch treibe auch hier nur Muthwillen, wenn es nicht schon längst Gelehrte genug gegeben hätte, die eben so raisonniren, wenn auch nicht über

die

die Wunder Jesu Christi. Auf seine Erfahrungen beruft er sich hier allemal sehr mit Unrecht, weil keiner seiner Leser weiß, mit welchem Zeugen ers zu thun habe; Hr. Probst Teller und Bahrdt müßtens denn wissen. Was aber auch Er oder andre für Erfahrungen gehabt haben mögen, so entsteht doch allemal erst die vernünftige Frage, wo die Kräfte befindlich sind, durch welche gewisse Wirkungen entstunden, ob in dem Menschen, der diese Wirkungen begehrte oder auch nicht einmal begehrte, oder in einem ganz andern Subjecte? und hierüber konnte die Erfahrung nicht die geringste Entscheidung geben. An diesem Orte aber, wo es der Verf. eines unsinnigen Buchs ist, mit dem wir reden, wär es eine Ungeziemenheit, sich hierauf einzulassen. Genug, er selbst gesteht, unter Millionen Menschen sey kaum Einer, bey dem diese Kräfte wirkten. Wie kam es nun, daß sie gerade bey derjenigen auch übrigens so ganz außerordentlich ausgezeichneten Person wirkten? Und, so viel zugestanden, ist es aufs allerwenigste höchst glaublich, daß sie auch bey den Jüngern Jesu sehr lebendig in Wirksamkeit gekommen sind; da auch ganz bekanntlich das Christenthum binnen kurzer Zeit nicht durch solche Mittel ausgebreitet worden ist, als diejenigen waren, wodurch der Mahumedismus sich nachher verbreitete. Bey aller thörigten Ausschweifung überschleicht dem Menschen dennoch die Vermuthung, daß hiebey auch an Gott zu denken sey. Man höre den Galimathias weiter: „Nun war aber Jesus unstreitig kein gemeiner Mensch, sondern gewiß

„mit

„mit ungewöhnlichen, oder wenn man lieber will,
„mit außerordentlichen Naturkräften ausgerüstet.
„Mithin kann wenigstens ich nicht zweifeln, daß
„Wind und Wellen dem wohlwollenden Drange
„seiner starken Seele, und seinem großen Vertrau-
„en auf Gott, einiger maßen Gehorsam geleistet
„haben. Wäre dieser kleine Seesturm aus allge-
„meinen Ursachen entstanden, und wäre er, wie die
„Stürme des Meers, an sich von großer Dauer
„und Stärke gewesen: so mögte freylich der
„Seelendrang des Größten der Menschen
„wohl nichts gefruchtet haben. Aber er ent-
„stand bloß aus einem herbeynahenden Ge-
„witter, oder aus einem Wirbelwinde, wie
„Lukas ausdrücklich meldet.“ Wer wollte
nun gar über λαιλαψ mit einem solchen
Schriftsteller streiten? Hier aber wäre nun ein
völlig abergläubischer Begriff vom Vertrauen
auf Gott, wohl noch trübseliger, als bey den Se-
gensprechern und Beschwörern, wenn nicht zugleich
auch Wirksamkeit Gottes gedacht werden soll.
Ein solcher Mensch verdammt sich selbst, er meyne
das alles im Ernst, oder treibe ein muthwilliges
Gespött. Noch aber hat man hiemit nicht alles toll-
kühne Geschwätz dieses Menschen über die Wun-
der Jesu. Sehr viel fehlt jedoch auch nicht.
Man darf nur hinzunehmen, was er über die Er-
weckung des Lazarus raisonnirt, um denn kaum
etwas noch zu vermissen. Hat er gleich oben er-
klärt, daß auch Johannes kein Betrüger gewesen
sey, so giebt doch er auf sehr hämische und tückische
Art diese Todtenerweckung für eine listige Anstel-

lung aus, an welcher nicht nur Lazarus selbst, sondern auch seine Schwestern Antheil gehabt hätten. Wir trauen unsern Lesern etwas besseres und mehr gesetztes Urtheil zu, als daß es einer Widerlegung dieses Vorgebens bedürfe. Müßten die Großen der Juden, beyde jung und alt, nicht Thoren gewesen seyn, wenn sie erst spät hinterher von Europäischen Ausdeutern über so öffentliche unter ihnen geschehene Geschichtsachen belehrt werden müßten, wo das Geheimniß gestecket habe. In Ansehung der Weißagungen Jesu scheut sich der Verfasser nicht, die niedrigsten Ausdrücke von dem HErrn zu gebrauchen. Dennoch dreht er sich immer wieder um. Zu den Worten Jesu am Kreuz: Mein Gott, mein Gott ꝛc. will er gar sein oder des Lesers Gemüth, man denke, in welcherley Bewegung setzen, und schreibt: „Welchem „gutgesinnten Manne bebt nicht bey diesen Wor„ten das Herz, so oft er sie liest? Welcher Mensch „läßt nicht mit Wehmuth eine Thräne über seine „Wangen bey diesen Worten herabrollen? Nicht „weil Gott auf diese Weise für uns gestorben seyn „soll, sondern weil Jesus ein so guter, ädeler „Mensch war, den die dunkeln astrologischen — (wir können nicht alles abschreiben) „irre geführt, „und ihn in so großes Leiden gestürzt hatten. „Menschen, redet ja deutlich, wenn ihr Lehrer seyn „wollt! Stürzt eure Leser durch Dunkelheit nicht „mehr in Leiden und Unglück! —“ Vorhin schrieb er Jesu Vorzüge zu, die unter Millionen Menschen kaum Einer hätte, und hier und mehrmals meynt Ers zu seyn, der Ihn würde haben

war-

warnen wollen, sich nicht hintergehen zu lassen. Der hochgelobte Sohn Gottes ließ sich ehedem schmähen und verspotten, und läßt es noch geschehen, bis seine Zeit kommt, die Gerechtigkeit von seines Vaters wegen, der sich nicht spotten läßt, zu handhaben, und die Rechte, wozu er sich legitimirt hat, zu behaupten. Was dieser Verfasser des Horus aber Jesu für einen Plan andichte, den er habe ausführen wollen, nämlich zunächst sich des Tempels mit Hülfe des fremden Volks, das zur Feier des Fests gekommen war, zu bemächtigen, wohin er auch sogar Joh. 14, 2 — bezieht — können wir uns nicht überwinden, umständlicher zu sagen. Und wie sollte es verdienen, beleuchtet zu werden? Was die Auferstehung unsers HErrn betrifft, so will er mit Damm glauben, Jesus sey nicht ganz todt gewesen, sondern nur ohnmächtig, als man Ihn begraben habe. Man sieht aber insbesondere aus der elenden Mühe, die es kostet, diesem allenthalben anstoßenden Vorgeben nur im geringsten einen Schein, den doch noch kein bedächtiger Mensch nur einen Schein wird nennen können, zu geben, wie unwiderleglich und einleuchtend gewiß, nach aller natürlichen Logik des nicht schon unheilbar verdorbenen Menschenverstandes, die Auferstehung Jesu Christi sey. Denn nun entstund doch wieder die unhintertreibliche Frage, wie eine am Kreuz so schrecklich gemishandelte Person, wie Jesus, so bald nachher wenigstens in voller Lebenskraft sich habe zeigen, herumgehen, herumreisen, und den Feinden entfliehen können? da dasjenige, was wir bey den Evangelisten Auf-

erstehungsgeschichte nennen, nur von ganz trotzigen und bloß ersessenen Widersprechern, wie der Lessingische Fragmentist einer ist, in Abrede gestellt werden kann, weil es auf allen Seiten durch augenscheinliche Gründe erhärtet wird. Was nun der Verfasser des Horus zur Beantwortung dieser Frage S. 349 — beybringt, ist so unverschämt thörigt, daß wir ebenfalls uns nicht versuchen lassen, ein Blatt Papier damit zu schänden. Jeder denke nur selbst nach, durch welcherley Dichtung sich wohl ein profaner Mensch darüber möge beruhigen können, wenn er nicht eine gräßliche Lücke in seinem angelegten Roman lassen will oder kann, auch nicht mehr, als nur dasjenige einmal vorausgesetzt als wahr, was mehrere Evangelisten offenbar einstimmig von Erscheinungen Jesu nach seiner Auferstehung berichten. Und die Apostel und so viele andere Jünger Jesu können doch nicht umsonst bereit gewesen seyn, wie sie es waren und durch die That bewiesen, für die Wahrheit dieser Begebenheit, auf welche sie sich eben vorzüglich steiften, auch unter allen Martern zu sterben. Oder wie und aus welchen Bewegungsgründen ist sonst von ihnen der Glaube an Jesum in der Welt mit so bestrebsamer Angelegentlichkeit und mit so großem Erfolg gepredigt worden, da sie wenigstens nun kein irdisches Reich weder erwartet haben, noch erwarten konnten, weil ihr HErr nirgends mehr in der natürlich sichtbaren Welt weiter zu finden war? Der vor Gott und Menschen schamlose Verfasser weiß daher selbst nichts anderes desfalls aufzustellen, als daß er Ihn kurze

Zeit

Zeit nachher an einem heftigen Wundfieber, oder an einer noch unheilbarern Krankheit, die aus zu vieler Bewegung nothwendig entstanden sey, sterben läßt. Doch wir sind eben bey den Jüngern des HErrn. Was sagt er nun von der Ergebenheit derselben gegen ihren Meister? S. 257. da er noch über die christliche Moral raisonnirt, und eben mit Matth. 5, 40 — beschäftigt ist, ohne schon seine Wunderbetrachtungen angestellt zu haben, vermißt er die Befolgung dieser dem Schätzesammlen entgegengesetzten Vorschriften Jesu bey der ganzen Christenheit, und schreibt sodenn: „Aber die Jünger Jesu mußten freylich alles geduldig leiden und „alles wegborgen: denn durch solche unerhört gu„te Thaten und Gesinnungen sollten sie eben die „Gemüther des Volks gewinnen helfen, und her„nach im neuen Reiche ihres Meisters alles tau„sendfältig wieder ärndten —“ und nun muthwillig weiter fort. S. 299 macht er Einwendungen gegen den Verfasser des Buchs vom Zwecke Jesu, und will nicht zugeben, daß die Jünger ihr voriges System angeblich von einem weltlichen Reiche, nachher abgeändert hätten (so muß doch Ein Feind der Wahrheit wider den andern streiten, wie Horus in vielen wichtigen Stücken wider den Lessingischen Fragmentisten), und läße uns denn seine Meynung wissen: „Wie wohl nun „aber nicht geleugnet werden mag, daß die Jün„ger bey Lebzeiten ihres Herrn wirklich auf ein „weltliches Reich gehofft, und sich als erste Mini„ster desselben schon im Voraus Glück dazu ge„wünscht, auch die Geschichten, die unter ihnen

„ergangen, mit allerley eingebildeten Abentheuern „zu sehr ausgeschmückt haben: so ist gleichwohl „diese Beschuldigung für Jesum, sowohl als für „seine Jünger, zu hart. Betrüger waren weder „die Apostel noch Jesus. Die Persischen Ma„gier, die Jüdischen Propheten, oder Wahrsager, „und Moses, hatten sie bloß irre gemacht, so irre, „daß man sie alle eben so wenig, als unsere Gold„und Universalmedizinmacher, von dem Gegen„theil ihrer Meynung hätte überzeugen können.“ Und nun folgt, was wir vorhin angeführt haben, daß der Hauptzweck Jesu allem Anschein nach auf die Beförderung der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit seiner Nation gegangen sey. S. 353. stimmt er dem Lessingischen Philosophen in Ansehung der Ausgießung des heil. Geistes und in den Klagen über die schlechten Policeyanstalten zu Jerusalem bey, aber nicht darinn, daß derselbe als einzige Triebfeder aller gut scheinenden Handlungen der Apostel die Habsucht annimmt. „Habsucht „allein, spricht er, kann sie gewißlich nicht angetrieben „haben, allen Gefahren, die ohngeachtet jener schlech„ten jüdischen Polizeianstalten immer sehr groß wa„ren, mit freudiger Verachtung entgegenzusehen, ja „den Tod selbst nicht im geringsten zu fliehen, son„dern ihn vielmehr — recht geflissentlich zu suchen. „Dies kann bloß Fanatismus bewirken. Geizige „lieben den Mammon, wenn es zum Treffen kommt, „mehr, als die Wahrheit, und lassen sich, Gotte zu „gefallen, weder zu Tode steinigen, noch kreuzigen, „noch köpfen. Vernünftig denkende wissen, daß „es Gott gleich viel gilt, ob man ihn unter diesem

oder

„oder unter jenem Namen verehret, ob man ihn „unter dieser oder jener Gestalt anbetet, wenn man „nur ein Mensch ist —“ S. 346. streitet er gleichfalls gegen die Lessingische Meynung, daß die Jünger den Leichnam Jesu heimlich weggeschafft hätten; weil sie denn unstreitig die ausgesuchtesten Bösewichter, die niederträchtigsten Lügner, die argistigsten Betrüger gewesen wären. Sie hätten, meynt er, auf solche Bosheit unmöglich verfallen, vielweniger die Mittel dazu ausfindig machen können, weil sie nicht auf hohen Schulen gewesen, und mithin weder Sophisterey, noch die Kunst zu chicaniren, methodisch gelernt hätten. „Sie waren, fährt er „fort, bloß Fanatiker, und glaubten selbst, daß die „wunderbaren Begebenheiten in der That geschehen wären, die sie, wo nicht gänzlich erdichteten, „doch ungeheuerlich vergrößerten, um ihre Schrif„ten hübsch nach der Methode aller damaligen Ge„schichtschreiber damit herauszuputzen.“ Ist das unter einander nun nicht vollkommen widersprechend? Wie mögen die lieben Apostel und Evangelisten, die nicht auf hohen Schulen gewesen, sondern Fischer, Zolleinnehmer ꝛc. gewesen waren, wohl die Methode der damaligen Geschichtschreiber nur gewußt haben? Hätten sie nach damaliger gemeiner oder gelehrter Methode geschrieben, so würde ganz gewiß das einzige Evangelium des gewesenen Zolleinnehmers Matthäus ein Buch seyn, in 8. oder 4. gedruckt von 2 Alphabeth. Man lese es, und beachte, wie kurz und ohne allen Prunk, ohne alle Raisonnements, Reflexionen,

Exclamationen — auch die wundervollsten Geschichten beschrieben sind. Man lasse auf einer Seite einmal einen Gelehrten (nach Lavaters oder Schröhks oder Schirachs oder auch Mosheims Manier) und auf der andern von einem eingebildeten Fischer oder Geleitseinnehmer oder Schuhmacher oder auch Postmeister beschreiben, die die nächst mögliche Aehnlichkeit mit jener Geschichte haben möchte, und sehe, welche Bücher und welch Zeug, welche Exergasien und gestelzte Rhapsodien herauskommen werden. Doch wir wollten nicht widerlegen. Ein ersessener Freygeist ist nothwendiger Weise eine elende logikalische Personage, und verdient allemal von verständigen Männern eben so sehr verachtet, als verabscheuet zu werden. Ob die Apostel Fanatiker gewesen sind, beantworte sich jeder, der ihre Schriften lieset, nach seinem Gewissen vor Gott, der ihn richten wird. Alle bedächtige werde auf diese Verunglimpfung etwa antworten, wie jene Joh. 10, 21. auf eine noch ärgere. Die Apostel und ersten Jünger wurden Märtyrer für ihr Zeugniß von dem, was sie gesehen und gehört hatten — auch den hinterher bekehrten Paulus nicht ausgenommen, der nach Jüdischer Art auf der hohen Schule gewesen war, und desfalls zum Vortheil für die große Sache eine Ausnahme macht. Man lese und beherzige seine Geschichte und seine Briefe. Was wäre mit Fanatikern anzufangen gewesen, wenn sie auch nur unter Nomaden und Indianer hätten hingehen sollen, die von gar keinen Polizeyanstalten etwas wissen? Und wie? Keine Betrüger — und doch

soll

soll man, nach dem Unsinn des Horus gerade die Hauptsachen in der Geschichte Jesu als Betrug, den sie selbst mit gespielt hätten, denken. Man würde nicht glaublich finden, daß solche Bücher, wie die kleine Berlinsche Bibel, Briefe über die Bibel im Volkston, und nun Horus in so aufgeklärt seyn wollenden Zeiten erscheinen könnten, ohne ihre dennoch bekannt werdenden Verfasser mit dem Brandmal der Ehrlosigkeit und Infamie zu bemarken, wenn man nicht hätte zuvor sehen können, daß die Semlerischen, Steinbartischen, Tellerischen ꝛc. reformatorischen Bemühungen solche Früchte unausbleiblich bringen müßten, wo sie nicht auch darauf schon angelegt waren. Doch hiemit vom Horus genug! Der Anhang möchte wohl gern dem Christenthum keine Ehre an der Aufklärung von Europa lassen, wenn er im geringsten scheinbar zureichende Gründe davon anderswo nur mit Namen ohne Sinn anzugeben wüßte; und so drehet er sich so und so. So viel aber ist und bleibt trotz aller Schikanen vor allen verständigen Gelehrten unbestreitbar, daß ohne das Christenthum weder die Anerkennung des einzigen wahren Gottes, mit Verleugnung der schändlichen Abgötterey, noch die Milde der öffentlichen Denkungsart und Sitten der Menschen gegen Menschen in Europa je zu finden gewesen seyn würde, die mit dem Christenthum, und je reiner es erkannt ward, Fuß gewonnen hat; nicht zu erwähnen, daß ohne das Christenthum die Lateinische und Griechische Sprache, und damit alle Römische und Griechische Schriftsteller, also sehr vieles, längst vergessen und

begraben, und zu vielen neuern Wissenschaften und Künsten gar keine anleitende Ursache und auch keine nur nothdürftige Anzahl solcher Personen in der bürgerlichen Gesellschaft da gewesen seyn würden, welche Zubereitung, Muße, Reiz, und Antrieb gehabt hätten, das alles zu bearbeiten, auszubreiten und fortzupflanzen. Was endlich in diesem Anhange von der Bestimmung des Menschen und den Pflichten gesagt wird, ist das, was die Naturalisten, wenn sie eben alles Christenthum gern verdrängen möchten, nie ohne Heucheley und gezwungene Zierung, zu sagen pflegen, und was doch, wie jeder aufrichtige Gelehrte gestehen wird, ohne vorhandene Anleitung der übernatürlichen Offenbarung nie nur gesagt, geschweige denn von 10 bemerkbaren Menschen scheinbar geleistet oder nur im geringsten erstrebt seyn würde. Die schönsten Naturalisten selbst, wenn sie sich besinnen und sprechen wollten, was sie denken, würdens nicht in Abrede seyn. Endlich aber, nach so arger Ausgelassenheit in dem ganzen Buche, folgt zum Beschluß ein Gebet zu Gott, daraus wir nur etwas mittheilen. Der Beter hält darinn dem ewigen liebreichen Gott vor, daß er oft inbrünstig und dringend um Leitung zur Erkenntniß der Wahrheit gefleheet habe, da es Gott allein bekannt sey, welche Angst, welche Schmerzen ihm die Zweifel an den Lehren — gemacht haben; Gott allein wisse es, daß er nie aus Leichtsinn gezweifelt. Ferner: „Vieles, was man für Deine eigene Be„fehle, für Deine eigene Worte ausgiebt, erkenne „ich jetzt für Menschenwerk, für Dichtungen und

„Fa-

„Fabeln. Heiliger gütiger Vater, verzeihe, wenn „ich irre! Vielleicht irre ich noch! Sollte mein „Buch schädliche Irrthümer enthalten, so schaffe, „daß es nicht unter meinen vernünftigen Mitge„schöpfen verbreitet, sondern in ewige Vergessen„heit begraben werde! Mein Wunsch ist bloß, dei„nen Willen zu erfüllen! — Vielleicht sind mir „Worte in dies Buch entfallen, die Spott zu ent„halten scheinen. Aber Du weißt es —“ Hiedurch wird sich nun leicht auch dieser und jener, der noch rechtgläubig seyn will, und warum nicht Hr. D. Less? bewegen lassen, den Verfasser für einen sehr ehrlichen und frommen Nichtchristen zu erklären, wohl gar um so mehr, weil er noch auch Besorgniß äußert, daß er irren möchte. Und doch eben dies würde schon völlig wider ihn seyn. Wir, unsers Theils, und mit uns jeder, der seines Glaubens gewiß ist und Jesum Christum lieb hat, werden nicht diesem Verfasser zu Liebe an der Wahrheit der großen göttlichen Verheißungen von Leitung seines Geistes für alle aufrichtige Herzen und an der Wahrheit der Drohung des Sohns Gottes: wer ärgert dieser geringsten Einen ꝛc. zweifeln. Wie manches laute Gebet wird mit der abscheulichsten Heucheley gebetet, und darinn dem allwissenden Richter unverschämte Lügen vorgesagt! Und wer, der z. B. Bahrdten aus genauer Wissenschaft kennt, wird zweifeln, daß es ihm wenig Entschlossenheit gekostet haben würde, dies Gebet niederzuschreiben und getrost drucken zu lassen?

Lit-

Litterarische Nachrichten.

1.) Gottesgelahrtheit und Christenthum.

Schon ein reizender Titel wird doch für mehrere seyn: Doctor Luther's Fürsten-Spiegel, von Regenten, Räthen und Obrigkeiten, auch der Welt Art, Lohn und Dank (zur Vignette ein großer Spiegel auf einem behangenen Tisch). Frankfurt am Mayn bey J. G. Garbe 1783. gr. 8. 288 Seiten kleinern Drucks. Unter der Vorrede findet man: „Geschrieben in meinem Exilio zu Wien den 2. „Jan. 1783. F. C. Fhr. von Moser." In dieser Vorrede aber sagt dieser berühmte vornehme Schriftsteller (dessen neueste Schicksale aus den Schlözerischen Nachrichten zu ersehen sind) daß er im J. 1781. in einer langen Nachtvollen Einsamkeit vor Herzens-Trost und Stärkung unsers großen Luthers Schriften nach denen vom sel. Lindner in 9 Bänden herausgegebenen Auszügen gelesen habe, und dabey auf so viele herrliche Stellen von Erfahrungs-Weisheit, Welt- und Menschenkenntniß gestoßen sey, die er, frey zu bekennen, im Doctor und Professor Theologiä nicht gesucht hätte, die aber mit Seinen eignen Erfahrungen und mit der besondern Lage, darinn Er sich befand, so wundernswürdig harmonirten, als wenn Luther an eben dem Orte gebohren und erzogen, und an eben dem Feuer gesotten und gebraten worden.

Aus

Aus diesen Stellen ist dieser Fürsten-Spiegel worden. Der Text ist bloß Luther — um uns der Worte des Hrn. Sammlers zu bedienen — die Einfassung, die Zusammenkettung allein ist von dem letzten. Er hat alles unter 2 Abtheilungen gebracht, die sich schon aus dem obigen Titel abnehmen lassen, und Stellen für die eine so wohl als für die andere von neuem unter eine Menge kleinerer Rubriken gesetzt. Die Erste Abtheilung, von Regenten, Räthen und Obrigkeiten reicht bis S. 148. Die zweyte, von der Welt Art, Dank und Lohn bis zu Ende, ohne einen weitern Zusatz. Das Ganze enthält mehr Anweisungen und Erinnerungen für Hohe und Niedrige, als Beschreibungen und Gemälde alles dessen, was Welt heißen mag, wie wohl es hieran keineswegs fehlt, und kann allemal ein wichtiger Beytrag zur christlichen Moral, besonders für Leidende und Bedrückte, heißen. So neu auch viele hier zusammengetragene Stellen aus D. Luthers Schriften manchen unsrer Leser seyn würden, müssen wir uns doch begnügen, sie auf eine solche Sammlung nur aufmerksam gemacht zu haben.

Eine wohlgeschriebene lat. Gratulationsschrift, die der eben so gelehrte, als gesetzt und gründlich denkende Hr. Prof. Hempel zu Leipzig im Nahmen einer gelehrten Gesellschaft an den im vorigen Stück unsrer Krit. Samml. rühmlichst erwähnten Hrn. Prof. Pezold, zum Antritt des ordentlichen Lehramts der Logik, und zugleich an Hrn. Prof. Joh. Christ. Gottl. Erneſti, zum Antritt einer außerordentlichen Lehrstelle der Philosophie, ausge-

gefertigt hat, handelt de loco 2 Petr. I. 20: πᾶσα προφητεία γραφῆς ἰδίας ἐπιλύσεως οὐ γίνεται, und ist daselbst in der Klaubarthischen Officin auf 19 Quartseiten gedruckt. Eine ganz wichtige Schrift für den wahren Exegeten! Zuerst bemerkt der Hr. V. dreyerley versuchte Erklärungen dieser Stelle, die darinn von einander abweichen, daß das Wort ἰδίας von einigen auf die heil. Schrift (dabey das Wort ἐπιλυσις so verstanden, als ob es dissolutio oder destructio hieße) von andern auf die Verfasser derselben, und von andern endlich auf die Leser der Propheten bezogen wird. Für dies letzte erklärt sich Hr. Prof. Hempel, nur vermißt er dabey die nöthige Aufklärung. Diese mit sammt dem Beweise zu geben, findet er nöthig weiter auszuholen. Er zeigt also, aller gewöhnlichen Bezweiflung ungeachtet, wie wir meynen, genügsam klar, daß beyde Briefe Petri eigentlich und durchaus an Christen aus den Juden geschrieben und gerichtet sind, und zwar, wenigstens zum Theil, sogar selbst aus den Stellen, welche man als für Christen aus den Heiden geschrieben ansehen zu müssen der Meynung war, vornehmlich 1 Petr. 2, 10. Da der Apostel hier unleugbar auf Hos. 2, 25. hinsiehet, so besteht der Hr. V. mit Recht darauf, daß der Prophet dort von den Israeliten rede, und daß denn der Apostel eben so gut mit eben den Worten von gebohrnen Israeliten nicht nur reden könne, sondern auch so verstanden werden müsse. Eben das behauptet er, mit unserm Beyfall, auch von Röm. 9, 25. daß nämlich die Stelle des Hoseas nicht weniger, als

die

die daselbst nachher angeführten, zum Beweis der künftigen herrlichern Wiederherstellung des alten Volks Gottes angeführt werde, da Paulus an diesem Orte gerade von dieser Sache handle. Und diese prophetische Stelle daselbst muß ja nicht nothwendig auf die unmittelbar vorhergehenden wenigen Worte gezogen werden. Die Absicht der Briefe Petri bestimmt Hr. H. zugleich, wie sich gebührt, mit Hülfe der Zeit, da sie geschrieben sind, nämlich beyde nicht lange vor dem Tode des Apostels. Er stellt sie also, besage ihres Inhalts, darauf, die Judenchristen in Kleinasien auf die Neronische Verfolgung sowohl, als auf den bevorstehenden Untergang Jerusalems vorzubereiten, und überhaupt zu verhüten, daß diese Christen von ihren geschäftigen Geschlechtsgenossen, die laut der Briefe Pauli an die Galater und Hebräer dies immer betrieben, sich nicht etwa verleiten lassen möchten, den Moses und die Propheten dem Evangelio entgegen zu setzen, oder wenigstens die Lehre und Schriften der Apostel, etwa besonders des Paulus, durch den sie bekehrt worden waren, gegen jene nur gering zu schätzen. Man lese die Petrinischen Briefe, wenn man ihren Inhalt nicht schon im Gedächtniß hat, um wahrzunehmen, daß dies alles bestens harmonire. Ἐπιλυσις heißt nicht destructio (welches ohnehin an diesem Orte keinen ungezwungnen Sinn geben kann) sondern explicatio, wie Hr. H. mit Berufung auf die Bedeutung des Zeitworts Mar. 4, 34. Apostg. 19, 39. und beym Aquila 1 Mos. 41, 12. für bewiesen annehmen darf. Mit vollkommnen Recht könnte

auch

auch des Cyrill von Alex. ἐπιλυσις των δωδεκα κεφαλαιων (wider den Nestorius auf der Ephesischen Kirchenversammlung) zur Verstärkung des Beweises angeführt werden. Doch wir sollen bey Anzeige einer so kleinen Schrift, die gleichwohl über beyde Briefe Petri viel Licht verbreitet, kurz seyn, und so lassen wir nur noch den scharf untersuchenden Hrn. Verf. seine Erklärung, wie er sie am Ende zusammengefaßt hat, selbst vortragen: Sensum igitur totius loci sic mihi uideor breuiter exprimere posse: Vos, christiani e Judæis oriundi, ita soletis libros Mosis et prophetarum scrutari, ut quodammodo negligatis doctrinam et scripta apostolorum. Neque tamen a lectione propheticorum librorum uos auocatos uolo (καλῶς ποιεῖτε v. 19.) *Hoc tamen*, ne sine fructu illos libros scrutemini, *ante omnia tenete*: uos non posse propriis uiribus (et quasi sepositа doctrina euangelii) illos libros intelligere: ut intelligere eos possitis, opus habetis spiritu Christi, qui per doctrinam euangelii mentem uestram collustret: is enim illorum librorum auctor v. 21. idem igitur eorundem uerus et certissimus interpres est, v. 20. Conf. etiam 1 Cor. III, 16. Rom. III, 31. Einem solchen Gelehrten sieht mans leicht an, daß er auch große Bücher von proportionirlich reichhaltigem und beyfallswerthem Inhalt schreiben könnte, und schon mehrere Proben von Hrn. Prof. Hempel haben uns dies Urtheil abgenöthigt. Eine unübersehlige Menge aber von einbildungsreichen und schlechten Scribenten, unter der Begünstigung nicht besserer Journalisten überschwemmt mit ihren Büchern die Oberfläche des ge-

gelehrten Erdkreises, und darüber behalten mehrere ruhmwürdige Männer ihre Schätze zurück; vielleicht, daß sie ein gelehrtes Publicum, wie das gegenwärtige ist, der Mittheilung ihrer Kenntnisse auch nicht werth halten. Doch wüßten wir diesen letztern Grund ihrer Eingezogenheit am wenigsten zu billigen.

In Tübingen bey Heerbrand sind in diesem Jahre herausgekommen Predigten über die feiertäglichen Episteln des ganzen Jahrs; samt einer Confirmations-Predigt und zwo Reden über die Augspurgische Confession. Ans Licht gestellet von M. Ernst Bengel, Diakonus an der Stiftskirche zu Tübingen. Mit Censur der Hochw. theol. Fakultät. 8. 342 Seiten. Das endlich sind Predigten, wie wir überall zu hören wünschten, und welche, wie wir uns zu sagen getrauen, jeder wahre Christ, der es weiß, was zur Sache gehört, nicht nur für ächt christlich und zum ächten Christenthum mit reicher Belehrung anweisend erkennen, sondern auch so wohl gefaßt und reizend finden wird, daß sie als Muster für viele empfohlen werden können. Der demüthige und überaus bescheidne Hr. V. hat sie nicht als Muster einer vorzüglichen Kanzelberedsamkeit, als deren er sich nicht anmaße, drucken lassen, sondern in Hoffnung, daß sie der HErr, der aufs niedrige sehe, hie und da beym Privatgottesdienst an heilsbegierigen Seelen zu ihrer Förderung im Glauben und in der Gottseligkeit segnen werde. Er entfernt sich auch durchaus von aller gesuchten Redneren, hat aber dafür die wahre sanft

und reizend fließende Popularität im Ausdruck und in der Vorstellungsart, nicht die angebliche, die in eingebildetem Sinn, wie man ihr ansieht, kaum weiß, wie sie sich geberden soll, und schlechterdings allem Volk so fremd klingt, als ob sie sich vom Theater hören ließ, wo so oft Personen auftreten, dergleichen in der wirklichen Welt nirgends gefunden werden. Wer diese Predigten für ächt christlich und wohlgeschickt anzuerkennen sich gedrungen fühlt, lese dagegen Spaldingische, Zollikoferische und was sonst noch für Predigten, und urtheile. Damit inzwischen Prediger in andern Gegenden Teutschlands hier nicht andere Texte suchen, als nach dortigem Ausdruck hier zu finden sind, so erläutern wir den Titel aus dem Inhalt. Die Feiertage sind allda von den Festtagen unterschieden, und unter den Feiertagen die Apostel- und Marientage, auch aber der zweyte Tag der hohen Feste zu verstehen. Doch sind denn eben deswegen auch Predigten auf den 2ten Weihnachtstag, und nebenher auch auf den Himmelfahrtstag hier zu finden. Die Texte sind alle vorzüglich wichtig, und von Hrn. M. Bengel vornehmlich analytisch behandelt, eben aus dieser Behandlung ist viel zu lernen. Eine einzige dieser Predigten (es sind ihrer 17. außer der Confirmationspredigt und den 2 Reden übar die Augspurgische Confession) hat uns minder gefallen. Es ist die auf den Feiertag der Verkünd. Mariä über Jes. 7. wo der gelehrte Hr. V. eine doppelte Erfüllung der Weißagung annimmt, da er sich denn in Ansehung der zweyten Erfüllung, bloß

auf

auf die allerdings untrügliche und von jedem Christen zu respectirende Autorität des Apostels Matthäus begründet, auch zur Verstärkung Matth. 2, 15. vergl. Hos. 11, 1. anführt. Wir, unsers Theils, wissen nicht einmal Hos. 11, 1. genau nach dem Hebr. Ausdruck genommen, welcher unter meinen Sohn vermöge des allgemeinen Sprachgebrauchs und anderer exegetischen Gründe, eine andere Person gedacht wissen will, als unter Israel, doppelt zu verstehen. Noch weniger aber gestehen wir eine doppelte Erfüllung der Weißagung von Immanuel ein, und zwar am wenigsten eine Erfüllung zur Zeit des Ahas, und machen doch, wie wir uns versichert halten, auch Jes. 7, 16. keine gewaltsame Auslegung. Dieser Vers geht, unsrer Meynung nach, auf den Sohn des Jesaias V. 3. als auf welchen, schon nach aller Vermuthung, in der Rede des Propheten an Ahas etwas vorkommen muß. Jes. 7. macht aber auch mit den folgenden Kapiteln bis Kap. 12. Ein Ganzes, und unleugbar bezieht sich 8, 8. 10. 9, 6 — auf 7, 14. Etwas mehr haben wir davon anderswo gesagt, welches auch in diesen Krit. Samml. B. 3. St. 4. S. 626 — zu finden ist, doch ohne daß sich ein so bescheidner und christlicher Gelehrter, als Hr. M. Bengel ist, jener Härte anzunehmen hätte. Unter eben dieser Predigt S. 132 — findet man eine ganz triftige Stelle aus Hrn. R. Michaelis Einleit. in die göttl. Schr. des N. B. zur Erinnerung für diejenigen angeführt, welche überall, wo sie schlechte Augen für die Propheten haben, und Weißagungen im N. T. als

nun erfüllt beygebracht sehen, sogleich von Accommodationen reden. Der große Mann schreibt darinn unter andern: „Wenn es uns schwer wird, „aus dem alten Testament selbst zu sehen, daß die „Stellen wirklich von der Materie handeln, davon „sie im neuen angeführt werden, so sind oft nicht „die Apostel, sondern wir, und unsre Unwissenheit „der hebräischen Sprache anzuklagen —“ Hr. Michaelis aber bleibt wohl ein unerklärlicher Mann, wenn wir nicht vermittelst ungedruckter Nachrichten etwas erklären dürfen. Der geplagte Isenbiehl hätte diese Unerklärlichkeit sich wohl aufklären können. Sogar an gewöhnlichen chronologischen Verstößen, die auf Hrn. Michaelis Rechnung jetzt sehr stark gemacht werden, ist vornehmlich auch dies Schuld, daß einige Haupteigenthümlichkeiten der Hebr. Sprache wie ganz unbemerkt bleiben. Dies aus Gelegenheit! Hrn. M. Bengel aber bleibt unsre herzliche Hochachtung und Liebe. Seine Predigten sind uns sehr erwecklich und belehrend, also vollkommen erbaulich gewesen, und werdens gewiß für alle Leser seyn, denen es nicht an Receptivität zu sehr fehlt.

Wahrscheinlich werden nicht wenige redliche Christen sich verleiten lassen, ein Buch zu kaufen, welches sich durch folgenden Titel empfiehlt: Gespräche, worinne verschiedene gemeine Vorurtheile gegen das thätige Christenthum beleuchtet und widerlegt werden. (Erster Theil.) 8. 214 Seiten; Zweyter Theil 232 Seiten; Leipzig bey C. F. Schneidern 1783. Die Vorrede ist datirt von Schaffhausen den

10.

10. Heumonat 1777 und unterschrieben: Melchior Habicht. Die Ursache, weswegen dies Buch so lange in der Geburt gearbeitet hat, müssen wir unausgemacht lassen. Der Hr. Verf. aber nennt in seiner Vorrede die Herren Jerusalem, Spalding, Lüdke, Resewitz, Zollikofer, Tobler, Lavater, Heß, als Schriftsteller, die auf eben den guten Zweck hingearbeitet hätten und ein Gegenstand der allgemeinen Hochachtung wären. Die größte Aehnlichkeit aber hat der Ton der Sprache, die seine vielen Unterredner in ihren Gesprächen führen, besonders an Selbstgefälligkeit, eingebildeter Weisheit, und halbgebieterischer Kürze, wo man erst noch Bedenklichkeiten und Zergliederungen erwartet, mit Hrn. Lüdke. Hr. Spalding aber ist vornehmlich der Mann, dessen Vorstellungsart Hr. Habicht (ist er Schaffer oder Helfer, das wissen wir nicht) sich eigen gemacht zu haben scheint und auszubilden sucht; wie er auch S. 170. dessen bekanntes Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung aufs höchste rühmt, wo eben von dem selig machenden Glauben die Rede ist. Hieran wird nun jeder Kenner schon genug haben. Denn wenn die Befolgung der Lehre Jesu oder des Evangeliums für den seligmachenden Glauben ausgegeben wird, so wird ebendamit die Versöhnung der Menschen mit Gott, durch den Tod Christi geleugnet, die doch eben der Grundstein unsrer Zuversicht auf die Gnade bey Gott ist; alle sorgfältige Auseinandersetzung des Glaubens und der Werke in den Briefen Pauli, und nach denselben

in dem protestantischen Lehrbegriff, wird unter einander geworfen, und die Gewissen der nicht mehr in Sicherheit schlafenden, anstatt beruhigt zu werden, verwirret. Diese Herren sind allemal zum Theil aus Unwissenheit weise, weil sie nämlich den biblischen Lehrbegriff von Versöhnung und Rechtfertigung nie begriffen, und, ob sie wohl immer von Erfahrung reden, von geängstetem Gewissen in diesem Fache, wovon unsre sel. Reformatoren so viel zu reden und zu erzählen wußten, gar keine Begriffe haben. Oder hat sich die menschliche Natur selbst und ihr Verhältniß zu Gott nun in Halle, Berlin, Zürch und Schaffhausen ꝛc. seit dem der gelehrte Wind anders bläset, geändert? So müßten die Schriften auch des Apostels Paulus, die doch eben diese Männer immer noch anpreisen wollen (ob im Ernst oder verstellter Weise, wird Gott richten), nicht mehr für so überkluge Zeiten gehören. Sie wärmen ohne Aufhören die Einwendung wieder auf, daß die Lehre vom rechtfertigenden Glauben allen Tugendfleiß ersticke, und lästern also wider dieselbe nicht besser, als jene, deren schon Paulus gedenkt Röm. 3, 7. 8. Ihrer ganzen Sprache aber sieht mans an, daß sie nichts von Christo wissen, wie mans wissen soll. Man lese die Bücher des N. T. und besonders Pauli Briefe, und sehe, wie da überall Alles auf Christum bezogen wird; und lese nun wieder dieser Männer Schriften, auch diese Gespräche, die das Licht so lange erwartet haben, um zu sehen, wie hier Christus beynahe nichts ist, und wie sie nichts im Namen Jesu zu thun, auch nicht im Namen

Jesu

Jesu zu beten wissen. Wenn sie nicht noch hier und dort einmal eine Erwähnung von Christo, und eben so von einem Apostel einfließen ließen, oder nicht die Ausdrücke Christenthum, Christen ꝛc. gebrauchten, so könnte man, wenn sie anonymisch schreiben, auch ganz leicht denken, daß ein philosophischer jüdischer Moralist, der unsre philosophisch moralischen Schriften gelesen hätte, z. B. Hr. Moses Mendelssohn Verfasser ihrer Schriften sey. Gerade so findet man viele von Hrn. Habichts Gesprächen. Anstatt des rechtfertigenden Glaubens will er durch Buße und Reue die Vergebung der Sünden, wie einige Lieder des neuen Berl. Gesangbuchs, errungen wissen, gerade, als ob in der heil. Schrift eben das und nichts anderes notorisch gelehrt werde. Was ist nun mit solchen seynwollenden Lehrern des thätigen Christenthums, die sich unter einander aufs höchste loben und anpreisen, und dadurch destomehr taub und blind gegen alle ernstliche Erinnerungen und Verwarnungen werden, anzufangen? Nichts, als daß wir uns unter einander erinnern und warnen, auch, wenn es bey einem und dem andern noch fehlt, zu belehren suchen. Wenn aber eben diese Leute für unsre Zeiten nichts von Leiden um Christi willen und vom Kreuz wissen wollen, so müssen wir ihre Verblendung beklagen. Wie können sie davon wissen, da sie Christum nicht haben, nicht lehren, ihm nicht angehören? Eine Tugendlehre kann die Welt wohl noch ertragen; sie hört ja dieselbe sogar in Komödien gern. Aber Christum den gekreuzigten, und Prediger und Nachfolger

desselben, welche den Unglauben, die Werke und das ganze Wesen der Welt verdammen, mag sie nicht erleiden. Wo sie nun nicht verfolgen und tödten kann, da bedrückt und lästert sie, und wo sie auch das nicht darf, verleumdet, verachtet und verspottet sie, und was sie alle nicht thut, etwa so, wie Hr. H. in einem Gespräch zwischen Cornelius und Titus, zweyen Brüdern, deren einer eine Bethschwester von der Art, wie es nirgends giebt, zur Frau gehabt haben soll, da denn nun gewiß manche sehr ächt christliche Frau in Schaffhausen und Zürch (wir wollten sagen, auch in Leipzig, wenn daselbst nicht längst die gleichfalls erdichtete Gellertsche Bethschwester etwas abgedroschnes wäre, und man solcher Gespräche nicht vor Zeiten schon viel hätte) den Namen einer thörigten Bethschwester, und was daran sonst noch hängt, wird tragen müssen. Doch von der Bethschwester wollten wir nicht reden, sondern von Leiden um Christi und des Gewissens willen. Bey Hrn. Habicht unterreden sich darüber Kleon und Arist, in dem vierten Gespräch Th. 1. auf sehr elende Veranlassung, weil nämlich dem einen seine Frau und Kind gestorben und er darüber am ganzen Christenthum irre geworden war, gleich als ob er vorher ein guter Christ hätte seyn können, ohne in aller Demuth zu gewärtigen, daß ihm Gott auch so schwere Leiden zuschicken möchte, die doch nicht einmal Leiden um Christi willen heißen dürfen. Kleon hingegen ist ein so überweiser Mann, wie Hr. H. in allen diesen Gesprächen, ob er gleich mit unter etwas sehr richtiges sagt. Er behauptet S. 51. dreust:

„Es

„Es lehret uns die Erfahrung, daß nach der ge„genwärtigen Lage des Christenthums in der Welt „die thätigen Bekenner desselben in unsern Zeiten „keine eigentlichen Leiden und Verfolgungen um „Jesu und der Wahrheit willen zu erdulden haben.“ Das ist nun sehr viel auf einmal gesagt. Vielleicht hat Kleon wenigstens an die Türken nicht gedacht; auch an die Kapuciner nicht. Und wenn jetzt alten rechtgläubigen Lehrern von Neologischen Obern und Consistorien Noth gemacht und rechtgläubige Candidaten herumgehudelt und zurückgesetzt werden, so denkt er, sie leiden nicht um der Wahrheit willen, wenn sie auch etwa um Jesu willen litten ꝛc. Gegen uns aber können Kleons und seiner Glaübensbrüder Erfahrungen gar nichts beweisen. Zu ihnen allen möchte wohl Jesus gesagt haben, wie dort zu seinen Verwandten: „— für euch ist jede Zeit recht. Euch kann die Welt nicht hassen; mich aber hasset sie, weil ich von ihr zeuge, daß ihre Werke böse sind. Recensent hält sich hier sowohl verpflichtet, als auch aus einigen Gründen berechtigt, etwas hart zu kritisiren. Er meynt, selbst nicht ganz wenig von frühern Jahren an, seines Glaubens und des Gewissens wegen, gelitten zu haben, ohne unter den Türken oder Kapucinern gewesen zu seyn. Und hier sollte er nun auf eines solchen Kleons Wort glauben, alles nur seiner Thorheit wegen gelitten zu haben. Das wäre zuviel, ob er schon bekennt, durch seine Thorheit in gar manche und große Leiden gekommen zu seyn. Doch Hr. Habicht kömmt diesem Kleon S. 58. auch durch

eine Anmerkung zu Hülfe, und schreibt darinn ein langes Stück aus Mosheims Erkl. der beyden Briefe an den Timotheum ab, wo dieser gelehrte und berühmte Theologe mit vieler Entschlossenheit behauptet, der Paulinische Spruch: Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden, gehe nur die Zeiten des Apostels an — und ohne Bedenken versichert: „Ungemein viel wahre und rechtschaffene Christen „bringen ihr Leben ohne Verfolgung und Leiden „zu.“ Wenn aber die Entscheidung auf solche Autoritäten ankommen sollte, so könnten wir leicht nicht geringere oder größere Autoritäten entgegensetzen. D. Luther würde zunächst geantwortet haben: da müßte wenigstens der Teufel nicht mehr in der Welt seyn. Wir aber unsers Theils glauben, daß er noch da sey. Und doch bedarf es hiezu auch nicht einmal des Teufels. Schon die Welt, wie sie nun einmal in der heil. Schrift heißt, thut viel für sich. Jesus spricht ja Joh. 15, 18. Wenn die Welt euch hasset, so sollt ihr wissen, daß sie mich eher, als euch gehasset hat. Wenn ihr von der Welt wäret, so würde die Welt das ihrige lieb haben. Da ihr aber nicht von der Welt seyd, sondern ich euch von der Welt ausgewählt habe, deswegen hasset euch die Welt. Gedenket des Worts, das ich euch sagte: es ist kein Knecht größer, als sein Herr — Nun könnten wir uns gar einfallen lassen, solchen Herren zu antworten, daß sie sich etwa, falls sie anders gerade, da sie das schrieben, diese Rede erwogen hätten, dünken müßten,

größer

größer und klüger zu seyn, als Jesus. Die Neuern aber wollen auch Jesum nicht zu ihrem HErrn, sondern nur zu ihrem Lehrer haben, und selbst gegen seine Lehren und sein Lehransehen — wie verhalten sie sich? Uebrigens giebt sich Kleon viel Mühe, zu zeigen, daß die Frommen es weit besser schon in dieser Welt hätten, als die Lasterhaften, und braucht auch dies zur Widerlegung des gemeinen christlichen Glaubens von Leiden um Jesu und der Gottseligkeit willen; und hat auch hier, leider! den lieben Mosheim zum Vorgänger. Welche Verwirrung! Hr. Habicht kömmt ihm noch durch eine angefügte lange Vergleichungs-Tabelle über die Leiden der Frommen und der Lasterhaften, zu Statten. So vieler Weitläuftigkeit bedurfte es nicht; und wir alle, die wir des Namens Christi, eine Reihe Jahre hindurch, werth zu seyn gesucht haben, wußten es längst und wußten noch mehr. Wie hätte sonst Paulus zu so viel Freude aufrufen können, als er z. B. Phil. 4, 4. thut. Und welcher denkende Christ zweifelt daran, daß ein Mann, der so schreiben konnte, als dieser Apostel z. B. 2 Kor. 6. und kurz vor seinem Märtyrertode 2 Tim. 4, 6 — seine Zeit weit frölicher hingebracht habe, als alle Lasterhafte, Verfolger, Unchristen und Nichtchristen? An das alles und vieles andere aber denken unsre Neuerer wenig; und Einer meynte nun gar, es fehle uns an einer Tabelle.

In eine andre Classe gehört eine kleinere Schrift unter dem Titel: Daß die Lehre von der Sünde wider den heiligen Geist bloß ein Miß-

Mißverstand der heiligen Schrift sey von T. G. Röller, Pastor in Schönfelß. Non cuiuis lectori auditoriue placebo. Lector et auditor nec mihi quisque placet. Chemnitz, 1783. bey J. Ch. Stößel. 8. 72. S. Der ganze Ton dieser Schrift scheint einen alten muntern und entschlossenen Mann zu verrathen, der nach seiner Art immerfort studirt hat und mit der gelehrten Welt bekannt geblieben ist. Doch redet er S. 21. von seinem Amte, welches er erst einige Jahre führe — und S. 16. bezieht er sich auf seine Prolusio de uocum σαρξ et πνευμα in epistola Pauli ad Galatas sensu. Zwiccaviæ 1778. Seine zuversichtliche Art in Behauptungen, besonders philologischer Art, hat vermuthlich der autoritätische Ernesti wenigstens in der Theol. Biblioth. bilden helfen. Er hats hier, wie sich versteht, mit den Stellen Matth. 12, 24 — 31. Marc. 3, 28. 29. Luc. 12, 10. zu thun. Hebr. 6, 4. 5. 6. schließt er nicht mit Unrecht aus. Hebr. 10, 29. aber ist nicht mit bedacht worden. Zweyerley unternimmt er S. 23. zu beweisen: „Erstlich, daß die Stel„len, woraus man bisher diese Sünde bewiesen „hat, gar nicht von einer Sünde wider den heili„gen Geist, sondern von einer Sünde wider die „Gottheit Jesu oder seine göttliche Natur „handeln; Zweytens, daß diese Sünde gar nicht „ein sogenanntes peccatum irremissibile, oder un„vergeblich sey, sondern daß sie, wie alle andere „Sünden, können vergeben werden.“ Daß nicht nur πνευμα, sondern auch πνευμα ἁγιον von der Gottheit Jesu verstanden werden könne, nimmt er

zu

zu leicht für bewiesen an, ob es wohl wahr ist, daß mehrere Ausleger diesen zur Bezeichnung des heiligen Geistes geweiheten Ausdruck hier und dort so haben deuten wollen. Mit Unrecht aber wird der sel. Bengel von Hrn. R. unter dieselben gezählt, da derselbe vielmehr an dem angeführten Orte im Gnom. N. T. nämlich bey Röm. 1, 4. das Gegentheil sagt. Und wenn wir, auch bey so solennen Redensarten, nicht immer eben den bestimmten Hauptbegriff in der Auslegung beybehalten, so führen wir uns selbst auf einen sehr schlüpfrigen Weg. Doch ist Hr. R. hiebey äußerst zuversichtlich, und meynt S. 26. „es würde ganz „unbegreiflich seyn, wie man hier auf die Sünde „wider den Heil. Geist gekommen, wenn wir nicht „wüßten, wie sehr die Alten an der eigentlichen „und wörtlichen Erklärung hingen —“ An diesem Orte aber thaten sie ganz recht daran, wie an mehrern anderu. Was sollte sonst aus der biblischen Auslegung werden? und was wird in unsern Zeiten daraus, da man willkührlich oder nach geglaubten philosophischen oder dogmatischen Gründen beynahe allen Sprachgebrauch in Verwirrung bringt? Noch weiter aber versteigt sich der Hr. V. mit seinem zweyten Satze. Durchaus will er sich bemühen S. 35 — dem Ausspruch: diese Sünde wird nicht vergeben werden — einen gelindern Sinn zu geben, und nennt ihn S. 62. — einen hochgetriebenen Morgenländischen Ausdruck, der weiter nichts sage, als daß diese Sünde eine überaus große Sünde sey. Die Gründe für diese Behauptung sucht er so wohl in dem

dem Allgemeinsatz, daß Christus für alle Sünden gestorben sey, als in besondern Stellen, z. B. Luc. 23, 34. Apostg. 3, 17. Die Anwendung des nun ganz trivial gewordenen Satzes von übertriebenen Orientalismen in solchen Reden Jesu, die sich auf alle Weise als sehr bedeutend ankündigen, und wodurch man denn solche Sätze daraus machen will, dergleichen sonst überall plan und eben ausgedruckt zu haben sind, wird ihm jeder bedächtige Ausleger zurückgeben, als etwas, das sich gar nicht gezieme und mit der gesunden Empfindung aller Unpartheyischen, die bereit sind, mit Zurücksetzung aller eignen eingebildeten Weisheit von Jesu überall Belehrung anzunehmen, schlechterdings streite. Ob es schlechthin gar keine Sünde gebe, für die keine Vergebung je zu hoffen sey, mußte Jesus wohl wissen, und Ihm lag doch wohl nicht weniger, als uns, daran, zu verhüten und nicht zu veranlassen, daß sich Niemand in dieser wichtigen Sache falsche Vorstellungen mache. Nun aber unterscheidet er ausdrücklich von den Sünden, für welche Vergebung bereit stehe, die einzige besondre Art Sünde, welche nie vergeben werden würde. Ist es nicht eine erkühnte Anmaßung, zu sagen: Nein! auch diese Art Sünde ist nicht unvergeblich, Jesus wollte nur zu erkennen geben, daß es eine sehr große Sünde sey. Jesus redet von Vergebung — und daß er darunter nicht — Vergebung — sondern nur geringere oder höhere Größe verstehe, soll kein Mensch beweisen. Die Sache aber ist auch an sich dem Christenthum nicht gleichgültig.

Jesus

Jesus sprach das zur Verwarnung, und die Verwarnung hat für jede sonst etwa hinfaselnde oder erboßte Seele weit ein bedeutenderes Gewicht, wenn er gesagt hat, diese Art Sünde werde schlechterdings nicht vergeben werden. Diese harte Verwarnung nun können wir uns nicht deswegen aus der christl. Lehre ausstreichen lassen, weil sich dadurch manches erschrockne Gewissen, in falscher Einbildung, auf den Weg der Verzweiflung leiten läßt, und manchem Prediger Noth macht. Es soll uns nur dringend bewegen, die heil. Schrift desto angelegentlicher und lehrbegieriger zu studiren, damit wir, wie von allem, so auch von dieser Sünde die richtige, keine willkührliche oder erst auf mißliche weit hergeholte Schlüsse gegründete, Vorstellung haben, und so wird es in vorkommenden Fällen an gutem Rath nicht fehlen, so weit die Bekehrung eines Sünders und die Beruhigung eines Angefochtenen auf uns ankommen soll. Diese schlechterdings ohne Vergebung bleibende Sünde aber nennt der HErr Lästerung, nämlich Lästerung des Geistes, des heil. Geistes, da die Pharisäer diese Lästerung eben damit begangen hatten, daß sie dasjenige vom Teufel herschrieben, was Jesus durch den Geist Gottes, den heiligen Geist that. Wer also diese Sünde in etwas anderm, als in Lästerung bestehen läßt, nimmt etwas wider allen guten Grund, wegen falscher Vordersätze oder untauglicher Schlüsse oder bloß willkührlich an; und das dürfen wir behaupten, was auch in dogmatischen Systemen und Compendien, die wir sonst nicht

ver-

verachten, von anderer Vorstellung hierüber gefunden werden mag. Dies ist, nach unserer Ueberzeugung, der erste feste Hauptsatz über diese Sünde, und daran scheint Hr. R. kaum gedacht zu haben. Billig sollte sie daher auch nicht schlechthin die Sünde wider den heiligen Geist, da die Schrift auch anderer Sünden wider den heiligen Geist gedenkt, z. B. Betrüben, Erbittern des Geistes Gottes, sondern sie sollte allemal die Lästerung des Geistes, des heil. Geistes, nach dem Ausdruck Christi, genannt werden. Die beste Abhandlung über diese Lästerung des Geistes, die wir kennen, ist die von Hrn. M. Joh. Jac. Flatten, als eine Untersuchung der Preisfrage von der Sünde wider den heiligen Geist 1770. 8. welche von der Theol. Facultät zu Tübingen, die eben den Preis zu ertheilen bekommen hatte, gekrönt wurde. Eine andre Facultät in corpore möchte schwerlich so gut entschieden haben. Auch Hr. R. erwähnt dieser Schrift, hat sie denn aber freylich nicht nach seinem Geschmack gefunden.

Allerdings müßte es sehr sonderlich zugehen, wenn unsre Nachrichten und Kritiken auch Leserinnen haben sollten. Was aber diese bey uns nicht lesen, können sie doch von unsern Lesern erfahren, und wenn immer viele Frauen lesen, was Männer geschrieben haben, so können auch Männer lesen und lesen gern, was eine weise weibliche Hand geschrieben hat. Genug mit eignem Vergnügen und gewiß zum Vergnügen unsrer Leser zeigen wir an Abendbetrachtungen eines

Frau-

Frauenzimmers auf alle Tage des Jahres. Erster Theil. Auf die Monate Januar, Februar, März, April, May und Junius. Herausgegeben von der Verfasserinn der Abendgedanken. Magdeburg, im Verlag der Scheidhauerischen Buchhandlung, 1783. 8. 364 Seiten. Die hier erwähnten Abendgedanken sind im vorigen Jahr mit einer Vorrede des Hrn. Past. Sturm in Hamburg erschienen, und wir haben sie nicht zu sehen bekommen. Die gegenwärtigen Abendbetrachtungen aber sind so empfehlungswerth, wie je eine Schrift eines Frauenzimmers gewesen seyn mag. Wahres Christenthum, Anleitung und Anmahnung dazu, Unterhaltung und Stärkung desselben, scheint durchaus der Zweck zu seyn, den die Verfasserinn vor Augen hatte. Ihre Vorstellungsart ist so gesetzt und männlich, und ihre Schreibart so nett, fein, leicht, gelenksam und ausgebildet, daß sie Verwundrung erregt, und nur selten einmal eine kleine Lücke oder geringen Anstoß macht. Sie charakterisirt sich (wie wir werden glauben dürfen) S. 95. als eine Mutter, welcher der HErr für diese Zeit ihre Kinder wieder genommen hat; und über die Versuchung zur eiteln Einbildung auf ihre vorzügliche Fähigkeiten und Einsichten, welche sonst von schriftstellerischen Damen unabtrennlich zu seyn scheinen, hat sie wahrscheinlich durch die Gnade Jesu Christi schon gesiegt. Uns wenigstens ist nicht die geringste Spur davon bemerklich geworden. Jede dieser Betrachtungen nimmt zwey Seiten ein, fängt an und endet sich mit einer Stro-

phe aus einem guten Liede oder geistlichen Gedicht. Um unsrer Anpreisung dieses Buchs Glaubwürdigkeit genug zu verschaffen, theilen wir, ohne Hin- und Hersuchen, die für den 3ten März angesetzte Betrachtung (welche noch nicht eben eine Passionsbetrachtung seyn soll), doch ohne die Anfangs- und Schluß-Strophe, deren erstre aus mehrern kurzen Versen bestehend, für das Mal mehr Raum, als gewöhnlich, einnimmt, mit: „Zittert nicht, meine Glieder; zage nicht, meine „Seele! Du hast auch Antheil an dem Reiche „Gottes. Du bist auch ein Miterbe Jesu Christi. „Wir werden ohne Verdienst gerecht aus seiner „Gnade. Was können doch meine besten Werke „vor Gott gelten? Es würde keines derselben „ohne Fehler seyn. Keines derselben würde vor „dem Herrn, meinem Gott, etwas helfen, wenn „nicht das Blut meines Heilandes für mich um „Gnade flehte. Und ich wollte verzagen? Ich „wollte trauren: da Jesus für mich starb, da er „mir durch seinen Tod ein ewiges Leben erwarb? „O meine traurige und geängstigte Seele, blicke „doch auf den liebreichen Erlöser, siehe hin nach „dem Berge, wo er für dich blutete, wo er für dich „alle Martern ertrug. Denke an seine Worte: „Wer an mich glaubet, der soll nicht verlohren „werden, sondern das ewige Leben haben. Und „ich sollte alle trostreiche Versicherungen vor Au„gen haben, und doch immer zagen? Ich sollte „mich immer mit bangen Zweifeln quälen, da mein „Heiland für mich bittet? O mein Erlöser, laß „die dunkle Nacht aus meiner Seele weichen, und

„es

„es Licht in meinem Herzen werden. Gib mir die „veste Glaubenszuversicht, daß ich glaubend auf „dich harre. Du bist ja mein Theil und mein „Erbe, warum ängstigt sich denn meine Seele? „Warum ist mir doch so bange? Mitleidiger Er„löser, verstoß mich nicht um meines schwachen „Glaubens willen; ich will gern ganz klein, ganz „niedrig seyn, wenn ich nur dermaleinst Theil an „deinem Reiche habe. Laß mich mit dieser Zuver„sicht einschlafen; und wenn es auch um mich „dunkle Nacht ist: so laß es durch deine Güte „doch in meiner Seele Licht seyn.“ Es versteht sich, daß nicht eben mehrere Betrachtungen so wehklagend lauten. Unter den so mancherley Lagen, in welchen die gottselige Betrachterin sich findet, haben wir zwar einige Schwächen, doch keine von Bedeutung gefunden, es müßte denn diese seyn, daß sie des leidigen Satans, der doch nach der Lehre der heil. Schrift einmal auch unser Feind ist, auf den wir öfters Rücksicht nehmen sollen, nicht gedenkt. Vielleicht aber thun es die christlichen Prediger, die sie hört, und die christlichen neuern Schriftsteller, die sie liesst, gleichfalls nicht, und sind darüber weniger zu entschuldigen. Längst merken wir aber dasselbe auch bey solchen Geistlichen, die doch sonst selbst in der Sprache den ganz alten Ton noch führen; und da fragen wir, woher es komme? Gewiß nicht einmal aus eingebildeter bessern Einsicht, sondern entweder aus Schaam, welche doch in Ansehung einer so klaren Lehre Jesu Christi und seiner Apostel Gefahr bey sich hat Luc. 9, 26. oder aus Vergessenheit oder Unkunde, und

weil die heilige Schrift minder sorgfältig studirt wird. Wenigstens wissen wir keine bessere Ursache auszudenken. Denn Hr. D. Leß wird sie doch nicht eines bessern überführt haben, und gewiß noch weniger Hr. D. Semler oder die A. D. Bibliothek und wer sonst in diese Rubrik gehört.

Hier wollten wir nun noch anzeigen Johann Riddel's Abhandlung von Eingebung der heiligen Schrift mit vielen freiern Zusätzen von D. Joh. Sal. Semler ꝛc. und kurz unsre Meynung darüber sagen, weil wir uns beynahe vorgenommen haben, über Hrn. D. Semler nirgends mehr einen Bogen voll zu schreiben, so lange derselbe nur immer schon hundertmal gekochtes Kraut vorsetzt. Nachdem wir es aber, wie es hier an englischem Fleische gekocht ist, und davon eine ganz besondre Farbe bekommen hat, näher betrachtet haben, müssen wir das Gericht doch erst etwas kälter werden lassen, und sodenn auf einer größern Schüssel auftragen.

2.) Historie und Litteratur.

Von der Neueren Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien ꝛc. hat Hr. Professor Freylinghausen das 26. Stück an der Ostermesse dieses Jahrs herausgegeben. Die Auszüge aus dem Tagebuche von Trankenbar haben verschiedenes unterhaltende. In einigen Briefen des Hrn. Miss. Klein kommen einige Stücke aus der Natur-

turgeschichte vor, besonders von der Begattung der Elephanten. Hr. R. Michaelis hatte einige Fragen dorthin geschickt, wovon Hr. Kl. Abschriften nach Jaffanapatnam, Colombo und Tuttukoryn besorgte, und aus dem letztern Orte von dem Hrn. von Angelbeck folgendes zur Antwort erhielt: „So viel kann ich mit Gewißheit ver„sichern, daß die Begattung der Elephanten auf „eben die Weise geschiehet, als bey den Pferden „und Rindvieh, und daß also das Vorgeben des „Grafen von Büffon und seiner Vorgänger, daß „das Weibchen eine Grube mache, und sich in der„selben bey der Begattung auf den Rücken lege, „ganz erdichtet sey —“ Inzwischen hat Hr. Amtmann Wolf zu Bützow, welcher eine Reihe Jahre in Diensten der Holl. Compagnie in Ostindien gewesen ist, in seiner bey Nicolai herausgegebenen Lebensbeschreibung, von der Begattung der Elephanten eine der Büffonschen ähnliche Vorstellung gemacht, und ist nun darüber mit dem Hrn. R. Michaelis in Widerspruch gekommen. Die Sache scheint noch einer mehrern Aufklärung zu bedürfen; und wenigstens hat wohl der Gr. von Büffon für das Mal nicht selbst erdichtet, sondern, was er sagt, ohne sonderlichen Zusatz aus Ostindien her wirklich erhalten. Hrn. Kleins Briefe berichten noch manches andre, z. B. S. 144 daß Haider Ally, der nun bekanntlich todt ist, nach der verlornen ersten Bataille vielen seiner Soldaten, andern zum Schrecken, Nasen und Ohren habe abschneiden lassen, weil sie sich so schlecht gehalten, und daß dies eine seiner gewöhnlichen

Strafen gewesen seyn solle, besonders wenn eine Vestung mit Capitulation an die Engländer übergeben worden sey. Eben da in einem andern Briefe desselben ist folgendes zu lesen: „Von „Herrn Prädicant Oudatje zu Jaffanapatnam „habe ich im vorigen Monat einen Brief erhalten, „welchem er den neuesten Kirchenstaat von Jaf„fanapatnam und Manaar beygelegt, aus wel„chem zu ersehen, daß in der zu Jaffanapatnam „gehörigen Gemeine bey der Visitation von 1780 „die Zahl der Tamulischen Christen sich auf „186,877 belaufen, nebst 5201 anlernenden heid„nischen Sclaven, in Manaar aber 11,285 Ta„mulische Christen sich befinden. Diese Anzahl „ist groß.“ Allerdings und desto mehr wider Erwarten, weil die Holländer um Pflanzung des Christenthums unter den Heiden sonst wie ganz unbekümmert sind. Insbesondere für das evangelische Lehramt lehrreich sind die Nachrichten des Hrn. Miss. Pohle (Hrn. Schwarzens Gehülfen) zu Tirutschinapalli. Hier bemerken wir daraus nur von S. 160, daß die Römischkatholischen von dortigen Muhammedanern Heiden genannt und als Heiden behandelt werden. Das unterhaltendste für Jedermann aber in diesem Stück der Missionsgeschichte ist unstreitig des neuen Missionairs, Hrn. M. Mentels Reise, 1. von Strasburg nach Halle und Coppenhagen, 2. von Coppenhagen nach Trankenbar, welche als der Erste Anhang von S. 176 bis 218 zu lesen ist, nebst den genau tabellarisch verzeichneten täglichen Beobachtungen des Standes des Reaumü-

mürischen Thermometers und der Winde bis S. 222. Diese Reise kann mit vollkommnem Recht der bekannten Gerikschen, wegen der vielfachen Gefahren, die auch insbesondere Hrn. M. Mentel betroffen haben, an die Seite gesetzt werden. Wer etwa, auch bey seinem angeblichen Christenthum, nicht glaubt oder nie bedenkt, daß die gegenwärtige Hülfe des HErrn bey den wahren Christen sey, oder gar schon ein neues ungläubiges Christenthum zu seinem Theil erwählt hat, wird doch gewiß bey Lesung solcher Geschichte sich aufs bessere leitender Rührungen nicht erwehren können.

Zu Leipzig im Schwickertschen Verlage ist von der Oberthürschen Ausgabe der Opera omnia Flauii Josephi Hebræi Græce et Latine der Tom. II. gr. 8. 1149 Seiten erschienen, und enthält die zweyte Hälfte der Jüdischen Archäologie. So oft wir diese unmäßig dicken Octavbände ansehen, empfinden wir Unwillen über die Beyfügung der lat. Uebersetzung. Der dritte Band, wenn er allen übrigen Josephischen Text nebst der Uebersetzung enthalten soll, wird gewiß noch stärker werden. Kommen nun nachher noch einige Bände Anmerkungen hinzu, so steigt der Preis dieser Ausgabe nahe hin an den Preis der Haverkampischen. Und wer genießt den Vortheil von der lat. Uebersetzung? der Gelehrte, der den Josephus studiren will, oder der Verleger? Der erstre, wenn er einer Uebersetzung bedarf, braucht sie nicht dem Text gegen über zu finden. Seinetwegen sollte keine Ausgabe eines Griechischen Schrift-

stellers vertheuert werden. Wiefern ihm zu helfen steht, ist ihm durch besondre Herausgabe der Uebersetzung zu helfen, die ja auf dem Rande, zur Erleichterung für den schwachen Griechen, die Seitenzahl des Gr. Texts fortführen könnte. Der gelehrte Besorger einer Ausgabe aber, die Text und Uebersetzung bey einander liefert, dient damit und insofern durchaus nur der Gewinnsucht des Verlegers oder etwa auch seiner eignen, welches wir doch hier nicht vermuthen wollen.

Böhme in Leipzig hat verlegt eine Vollständige Geschichte der Hußiten, seit der Hinrichtung Johann Hußens bis auf die gänzliche Vertilgung aller Protestanten im Königreich Böhmen. Aus bewährten Schriften und Urkunden zusammengetragen. 1783. 8. 406 Seiten. Wir können nicht sattsam errathen, ob mit diesem Buche der Herausgeber den Verleger habe hintergehen wollen, oder ob der letztre nur meynte, mehr Absatz dafür zu finden, wenn sichs wie eine Originalarbeit ankündigte. Die Vorrede, welche sich von Leipzig (vielleicht unrichtig, weil der Ausdruck wenigsteus nicht überall rein und obersächsisch genug ist) herschreibt, erwähnt des Theobaldus Hussiten-Geschichte — und nachher des Herrn Lenfant besser geordnete histoire de la guerre des Hussites. Diese letztre, sagt der Hr. Verfasser oder Uebersetzer, habe er zum Grunde gelegt, und deren weitere Ausführung (sind seine Worte) aus vielen theils gedruckten, theils ungedruckten Werken ersetzt. Er nennt aber diese Werke weder hier, noch nachher irgendwo,

wo, führt auch an keinem Ort für die eben erzählte Geschichte eine Quelle an. Sollen wir nun etwa nachsuchen und vergleichen, um aufzufinden, ob in diesem Buche irgend eine Particularie und welche? aus einem ungedruckten Werke herübergeholt sey? Nein! unsre Zeit ist zu kostbar, und das Buch sieht nicht so aus, daß diese Mühe einen Vortheil hoffen ließe. Hiemit aber sagen wir nicht, daß dem Publikum dies Buch zu mißgönnen sey. Vielmehr wünschen wir, daß es in allen Lesegesellschaften, anstatt so vieler verderblichen Nachtstücke und Werke der Finsterniß, bestens in Umlauf kommen möge. Die meisten Lesegesellen werden noch nicht wissen, wie erschrecklich viel Blutschulden das Pabstthum auf seiner Rechnung habe, und wie unmöglich es sey, daß die Angehörigen der Römischen Kirche, so lange sie sich selbst dahin rechnen, und religiöse Verehrung gegen einen angeblichen Statthalter Christi auf der Erde bey sich tragen (welches doch aber, wie wir gern glauben oder auch wissen, nicht eben geradehin die Sache aller sich so nennenden Katholiken, wenigstens nicht aller ihrer Gelehrten diesseits der Alpen Sache mehr ist) irgend eine wahre Toleranz gegen Christen von andrer Parthey ungezwungen üben können. In Ansehung der Hussiten kam es sogar nur vornehmlich auf die von Rom her zu gestattende Vollständigkeit des heil. Abendmahls an, also auf eine Sache, die bey allen Verständigen ihre völlig unwidersprechliche Evidenz hat. Fern sey es, daß wir hiebey die großentheils schrecklichen Proceduren der Hussiten recht sprechen sollten. Durchaus

liebenswürdig erscheint in dieser Geschichte der eben wegen seiner Liebenswürdigkeit und großen Eigenschaften erwählte und von so vielen andern damaligen Potentaten, ob sie wohl den Pabst nicht verleugnen wollten, hochgeachtete König von Böhmen George Podiebrad, und nothwendig wird man unwillig, unter seiner weisen und bedächtigen Regierung dennoch so viel Blut aus so offenbarer Schuld des Römischen Hofs vergießen zu sehen. Die Geschichte in diesem Buche, überhaupt genommen, reicht bis in den 30jährigen Krieg, da Ferdinand II. schlechterdings alle unkatholische Unterthanen wegräumte und fortjagte, und gewaltsam alle die bekehrte, die sich nicht fortmachen wollten. Doch ist die Erzählung nur ausführlich, beynahe ermüdend, so weit die Geschichte eigentlich Hussitisch heißen kann, und nachher vielmehr bloß summarisch. An vielen Orten wird jeder Leser Gebrechen und Lücken, und eben so viele unverzeihliche, zum Theil lächerliche Druckfehler wahrnehmen, z. B. Seite 332. „In dem dieses vor„gieng [im J. 1451] richtete der Pabst [anstatt die Pest] große Verwüstungen in Böhmen, Mähren, Oesterreich und Pohlen an. Sie rafften „zu Prag verschiedene vornehme Männer weg —“

Nothwendig reizte unsre Aufmerksamkeit ein Buch mit dem Titel: Alterthümer, Geschichte und neuere Statistik der hohen Schulen. Von M. Georg Niklas Brehm. Erster Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1783. gr. 8. 456 Seiten. Dieser Band enthält folgende Stücke: Erstes Fragment

ment, über die Aeltere Geschichte und Statistik der Karls-Universität Prag — verweiset auf Bohuslai Balbini e S. J. Bohemia docta, opus posthum. edit. — ab Raph. Vngar, Canon. Præmonstr. montis Sion etc. Partes tres. Pragæ 1776. und giebt aus dem ersten Theile dieses Werks, welcher von der Universität Prag und den Schulen handelt, einen Auszug. Die Geschichte der Universität Prag, wenn sie nur ächt und unmangelhaft genug zu haben wäre, würde sehr wichtig seyn, und zwar vornehmlich gleich in den erstern Perioden wegen der Hussitischen Unruhen. Bey welchem Schriftsteller aber, der etwas davon geliefert hat, ist desfalls nur nothdürftige Unpartheylichkeit, und was ist vollends von Jesuiten zu erwarten? Johann Huß selbst wird für den Urheber der großen Abnahme der Universität, wodurch die Universität Leipzig ihren Ursprung erhalten hat, angesehen, weil er es bewirkte, daß die Ausländer d. i. vornehmlich die dem Pabst und der Römischen Kirche unveränderlich ergebenen Teutschen, nicht mehr 3 und die Böhmen nur 1 Stimme, sondern nun umgekehrt, haben sollten. Hierauf zu arbeiten, hatte er gewiß eben so richtige als wichtige Bewegungsgründe, die aber von keinem Römisch-katholischen Schriftsteller anerkannt werden. Und so stellen sie den guten Huß nur als einen unbändig unruhigen Kopf vor. Dafür hat sich Hr. M. Brehm nicht genug gehütet. Uebrigens enthält dieses Stück immer sehr vieles unsrer Kenntniß würdiges, auch Berichtigungen verschiedener Irrungen, die andere begangen haben. Man

findet

findet aber hier nur die ältere Geschichte. Daß wir mit unsrer Anmerkung recht haben, erachte man aus dem wenigen, was man hier S. 69. findet: „Um nun die Ursachen des Ruins der Uni„versität in ihrem Zusammenhange zu zeigen, wol„len wir die ganze Sache mit wenigen vom Anfan„ge an wiederholen. Vorzüglich aber wurde die „Universität durch die Lehre des Wikleff und des „Huß, und alsdenn auch durch den Streit über „die Stimmen erschüttert und in Unruhe gesetzt. „Schon seit dem Jahre 1400 ragte Huß durch sei„ne Gelehrsamkeit und durch das Ansehen, wel„ches er bey den Böhmen überhaupt, und bey der „Königinn Sophie besonders, so wie selbst an dem „Hofe des Wenceslaus erlangt, vor allen andern „hervor. Um diese Zeit kam auch Hieronymus, „ein beredter junger Mann, der mit den Gesin„nungen des Wikleff erfüllt war, auf die hohe Schu„le zurück. Diesen und den Magister Jacobus „aus Meißen zog Huß auf seine Seite. Noch „ehe Huß etwas unternahm, hatte sich schon die „Lehre des Wikleff durch die Neugierde der Stu„denten außerordentlich über die hohe Schule ver„breitet; daher kamen die katholischen Magistri „zusammen, und verdammten den 18ten May 1403 „die Lehre des Wikleff nach 45 Artikeln, und zwar „mit dieser Bedrohung, daß der, welcher in Zu„kunft einen dieser Artikel lehren und ausbreiten „würde, verbrannt werden sollte.“ Die bisdaherige Pluralität der Stimmen also war fürchterlich, und solche Proceduren würden nicht statt gefunden haben, wenn die Böhmen das meiste zu sagen gehabt hät-

hätten. Freylich gab es auch einzelne Teutsche, die sich besser zeigten, wie gleich nachher 2 aus England zurückgekommene erwähnt werden, die aber auch bald genug verjagt wurden. S. 86 wird für das J. 1584, also für eine ganz andre Zeit, da man längst in Teutschland etwas besseres fand, da aber doch die Böhmen ihre Religionsfreyheit eben vermöge des Majestätsbriefs in aller Sicherheit genossen, wird erwähnt, daß zum Dekan der philosophischen Fakultät erwählt worden sey M. Markus aus Bützow. Ob hiemit das Mecklenburgische Bützow gemeynt sey, überlassen wir einem Mecklenburgischen Gelehrten zu untersuchen, der ein auch älteres gelehrtes Mecklenburg beschreiben will. Zweytes Fragment, über die Verfassung einer Universität überhaupt, nach Anleitung der diss. de iure Majestatis in Academias von M. Christ. Roehrenseen Witt. 1691. von S. 91. bis 112. Einige einschränkende Anmerkungen aber hätte Hr. M. Brehm immer beyfügen mögen. Daß z. B. nach S. 94. der Rector im Purpurhabite oder Mantel einher gehe, die Ehre eines Prälaten genieße und den Rang vor den Grafen erhalte — ingleichen, daß, was die Besetzung der Vacanzen betrifft, der Patron der Akademie von der Facultät einige tüchtige Männer vorschlagen (denominiren) lasse, ist längst nichts allgemeines mehr, und das letztre wünschen wir auch aus guten Ursachen nicht eben, wenn nur nicht gar oft auch solche junge oder alte Männer zu Professoren bestellt würden, die, wenn sie schon gelehrt genug wären, sich doch zu Universi-

täts

täts-Lehrern gar nicht qualificirt, oder wohl vorher sich kaum irgendwo nothdürftig bekannt gemacht haben. Solche Beyspiele giebt es jetzt auch auf solchen Universitäten, die über andere hoch empor zu ragen meynen. Drittes Fragment. Von dem Ursprunge und der Verfassung der Mönchsschulen des mittlern Zeitalters bis S. 132. aus Nic. Frid. exercit de Scholis monasticis. Salfeldiæ 1737. Viertes Fragment. Etwas zur Geschichte des akademischen Fakultätswesens nach M. Jo. Andr. Siepii tract. de non adæquata Eruditionis in quatuor facultates diuisione. Witt. 1730. — bis S. 151. Fünftes Fragment. Zustand der ältesten höhern Schulen aller Völker, bis zur Errichtung der Akademien in Europa — aus Herm. Conringii dissert. prima de Antiquitatibus Academicis, ex edit. Chph. Aug. Heumanni. Goettingæ 1739. 4. von S. 152. bis 267. Schon in diesen beyden sogenannten Fragmenten, werden mehrere wünschen, daß Hr. B. mehr auszugsweise verfahren seyn möchte, ob es wohl wahr ist, daß jetzt nicht wenige, die gern auch viele Kenntnisse sammlen, aus bekannter Schwäche nicht gern lateinische Bücher, wenn sie gleich ganz gut geschrieben und ihnen nahe genug zur Hand sind, lesen. Sechstes Fragment. Stiftungs- und Bestätigungsbriefe der Universität Göttingen — Siebentes Fragment. Kaiserlicher Bestätigungsbrief der Universität Helmstädt von S. 268. bis 313. Da der Hr. Herausgeber, um dem Titel seines Werks Genüge zu thun, doch wenigstens noch Einmal auf diese Uni-

Universitäten kommen muß, so hätten, meynen wir, diese Urkunden bis dahin aufgehoben werden können. Eine Glosse können wir hier kaum auf dem Herzen behalten. Nicht nur in dem Diplom des frommen Kayſers Maximilian II. für die Universität Helmstädt, sondern auch in dem Kayserlichen Diplom Carls VI. für die Göttingische wird vorgeschrieben, daß die Examina pro gradu in den Facultäten ohne Unterschied, invocata Spiritus sancti gratia geschehen sollen. Ob das wohl so geschiehet? Wir wissens nicht. Für jetzt aber können wir kaum hoffen, daß in allen theologischen Facultäten zum Eingang der Gradual-Prüfungen noch gebetet werde. Endlich folgt Achtes Fragment. Geschichte und Statistik der k. k. Leopoldinischen Universität zu Insbruck — aus Hrn. Ignatz de Luca, k. k. Raths und Professors alldort Journal der Litteratur und Statistik. Erster Band. Insbruck 1782. von S. 313 bis 456. Diese Weitläuftigkeit, die sich auf vieles erstreckt, was hieher gewiß nicht zu rechnen war, z. B. auch auf die Geschichte der eigentlich nicht akademischen k. k. Bibliothek und auf Beschreibung mehrerer Privatbibliotheken daselbst, auf ein Verzeichniß der Adlichen, die dort von J. 1673 bis 1703 studirt haben, auf die Nachrichten von einigen patriotischen Gesellschaften zu Insbruck — wird wohl ziemlich allgemein für zweckwidrig erkannt werden. Und zu welcher Stärke müßte dies Werk anwachsen, wenn von allen Universitäten, oder nur von den berühmtesten, unter welche doch Insbruck kaum gehört, so ausführ-

führlich gehandelt werden sollte? Allerdings aber sieht man daraus mehr, als erwartet zu werden pflegt. Die jährliche Unterhaltung kostet 18000 Gulden, und würde mehr kosten, wenn nicht darauf gerechnet würde, daß die 8 Professoren der Theologie, und mehrere andere, unbeweibte Geistliche sind. Von allen gegenwärtigen dasigen Lehrern ist hier überflüssiger Bericht gegeben. Doch vermissen wir die Nachricht von den akademischen Gesetzen für die Studiosen und von der Disciplin, in einer Zeit, wo man sich so viel auf Erziehung weiß; können aber freylich diesen Defect nicht auf Hrn. B. Rechnung schreiben. Sonst bemerken wir noch einiges. Nach S. 383. besteht das Amt des Procanzlers bloß darinn, daß in seiner Gegenwart jeder Candidat, bey Erhaltung der Doctorwürde die bekannte Professionem fidei, daß ferner die Professoren an dem achten December jeder Jahrs die Formel de immaculata conceptione in der Universitätskirche ablesen müssen — nämlich bis jetzt. So erstreckt sich also die neue Reformation in den Kayserl. Erbstaaten so wenig auf die Glaubenslehre, daß noch alle Professoren (wohl nicht bloß in Insbruck) sich zur unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria (die Empfängniß Jesu Christi ist nicht gemeynt) jährlich zu bekennen haben. Von den Facultätsdirectoren, welche erst seit 1752 angeordnet sind, findet man hier verschiedenes, wodurch unsere schon vorher einmal gemachte Anmerkung von der Herrschaft dieser Männer auch über den Inhalt des Vortrags der Professoren in allen Facultäten, bestä-

stätigt wird. S. 343. wird gesagt: „Jeder Di„rector wird vom Hofe ernannt. Sein Amt be„stehet darinnen, daß er bey allen Facultäts-Ver„sammlungen den Vorsitz hat (der Decanus hat nun weit weniger zu bedeuten) über die Be„folgung der Studiengesetze wacht; für Rei„nigkeit und Brauchbarkeit der Lehrsätze sorgt; „bey öffentlichen Akten erscheint und dabey das Di„rectorium führt ꝛc. ꝛc. Nach S. 455. haben diese Directoren den Rang vor dem Canzler und vor den Dekanen. S. 343. besagt zwar ein Brief des großen van Swieten an den k. k. Rath und Prof. Sterzinger vom J. 1761. folgendes: Non habet director ueſter, ut imperet, ſed ſolum inuigilet, an iuxta normam præſcriptam collegia et præſcriptis diebus ac horis habeantur, in examinibus iuſta adſit ſeueritas. Hos limites ſi transgreditur, iuſtas tuas querelas Viennae ad ſtudiorum ſupremum directorium, cuius ego membrum ſum, deferre poteris, uiue propterea tranquillus. Eben dieser Brief aber setzt sehr viel voraus. Wer kann sich immer an das Oberstudien-Directorium wenden? und werden die Directoren der Facultäten nicht gewöhnlich mehr Gehör da finden? Denn so werden die hohen Collegia kürzer mit der Sache fertig, als wenn sie alle von den Untergeordneten angebrachte Querelen nach Gerechtigkeitsgebühr untersuchen wollten. Hrn. M. Brehm sieht man leicht an, daß er noch ganz viel, so Gott will, werde leisten können. Nur besorgen wir, daß er zu zeitig zu viel unternommen habe, so wahr es auch ist, daß ein Gelehrter in Leipzig unsch„ve-

rer, als auf sonst irgend einer andern Universität, ein Unternehmen dieser Art ausführen kann.

Großentheils von ganz besonderm und unerwartetem Inhalt, den die Ueberschrift nicht sattsam verräth, ist Herrn von Herzbergs Abhandlung von den Staats-Revolutionen und insbesondere von den Revolutionen in Teutschland, welche in der öffentlichen Versammlung der Akademie den 30. Januar 1783 vorgelesen worden. Aus dem Französischen. Schwerin, Wismar und Bützow, in der Bödnerischen Buchhandlung 1783. 4. 32 Seiten. Der große gelehrte Minister hat hier nichts weniger vor, als fürs erste zu zeigen, daß alle Staaten und Länder in der ganzen Welt Total-Revolutionen erlitten haben, und daß davon nur Teutschland allein nebst Skandinavien eine Ausnahme mache. Er geht demnach alle Länder der bekannten Welt durch, und macht von den meisten ganz klar und von andern, wo ihn die Geschichte verläßt, höchst wahrscheinlich, daß sie nicht mehr von ihren ersten Bewohnern besessen werden, sondern daß diese von ihren Ueberwindern zusammengeschmolzen und in ihre Masse gegossen worden seyen. Hingegen sucht er das Gegentheil von Teutschland, so weit Geschichte und sichre Vermuthung ins Alterthum zurückreicht, vor Augen zu legen. „Teutschland, spricht er S. 8., ist niemals weder „gänzlich, noch auf lange Zeit, von einer fremden „Nation erobert oder bezwungen worden. Die „Römer haben ihr Reich nicht weiter, als bis an „die Donau und den Rhein erstreckt, und haben

„bloß

„bloß kurzwährende Einfälle und Züge über die„se beyden Flüsse hinausgethan, und sind allezeit „von den Teutschen dahin zurückgetrieben worden. „Von der mitternächtlichen Seite haben die Sla„ven oder Wenden ihre Herrschaft nicht weiter als „bis an die Elbe ausgebreitet, und sie sind in der „Folge von den Teutschen wieder erobert und un„terjocht worden. Man kann also mit aller hi„storischen Wahrheit behaupten, daß das große „Germanien, oder das eigentlich sogenannte „Teutschland, welches diese weite Strecke von Län„dern zwischen dem Rhein, der Donau und der El„be begreift, allezeit unbefangen, frey und wahr„haftig germanisch oder teutsch geblieben sey. Ich „habe schon angeführt, daß es niemals von den „Römern unterjocht worden ist. Die einzige „Epoche, wo es gänzlich kann bezwungen gewesen „seyn, ist, als Attila, König der Hunnen, durch „Germanien nach Gallien gieng, um bey Thalons „zurückgetrieben und geschlagen zu werden; aber „diese Herrschaft ist so vorüber gehend gewesen, „daß sie vielleicht kein Jahr gewähret hat. Wäh„rend aller Jahrhunderte der christlichen Zeitrech„nung bis zur Errichtung der großen Fränkischen „Monarchie ist Teutschland bloß von den teutschen „Völkern, den Franken, Allemannen, Sachsen, „Thüringern und den Bojen oder Bayern bewoh„net, und nur von Herren aus eben diesen Völkern „beherrscht worden. Wenn Germanien im 7ten „und 8ten Jahrhundert mit der fränkischen Mo„narchie vereinigt, wenn es zwey Jahrhunderte „hindurch entweder zugleich mit Frankreich, oder

„besonders, von den fränkischen Königen aus der „Carolingischen Familie beherrscht worden ist, so „ist bekannt, daß die Franken und ihre Könige „sowohl der Herkunft als der Sprache nach, eine „ganz teutsche Nation gewesen sind — Daß Teutschland in diesem ganzen großen Zeitraum von der nämlichen Nation bewohnt gewesen sey, wird von S. 9. an besonders damit bewiesen, daß die gegenwärtige teutsche Nation noch die nämliche Sprache habe, die sie zu den Zeiten des Julius Cäsar, des Tacitus, des Plinius, des Ptolemäus, oder, in dieser entferntesten Epoche, in welcher die Griechischen und Römischen Geographen von diesem Volke zuerst Erwähnung thun, gehabt hat. Dies nun bringt der vornehme Herr Verfasser durch eine Menge von Wörtern unter die Augen, beruft sich dabey auch auf die bekannte Gothische Uebersetzung der Evangelien oder auf den Codicem argenteum, der von den Schwedischen Truppen während des 30jährigen Krieges in der Abtey Werden in Westphalen gefunden wurde, möge diese Uebersetzung von dem Bischof der Ostgothen Ulphilas im 4ten Jahrhundert, oder etwas später von einem Franken gemacht seyn — und stellt noch weiter das Formular des Eides, mit welchem sich Ludewigs des Schönen Söhne, Ludewig und Carl gegen den Kaiser Lothar an der Spitze ihrer Armeen bey Strasburg im Jahr 842 verbanden, in der damaligen Römischen und in der teotistischen Sprache aus dem gleichzeitigen Geschichtschreiber Nidhard, mit einer Uebersetzung in die heutige teutsche Sprache, in drey Columnen, und eben so

den

den Eid der Armee, zum Beweise auf. Nachher S. 16. führt er noch weiter, und macht mit Berufung auf den Tacitus de Germ. Cap. II. und IV. deutlich, daß man nicht zu glauben habe, daß vor diesen 2 Tausend Jahren andere Völker diesen großen Landstrich bewohnt, und aus irgend einer Ursache denselben verlassen und den Teutschen Platz gemacht hätten ꝛc. Schon vorhin S. 7. in einer Note nimmt der gelehrte Staatsmann die Franzosen darüber in Censur, daß sie Teutschland mit dem Namen Allemagne belegt haben. „Sie sollten es billig, schreibt er, Teutonie nennen, weil „dieser Name von dem Stifter der ganzen Nation „Tuisko herkömmt; weil er selbst in den alten „Zeiten von dem besondern Volke der Teutonen „geführt worden ist, und weil wir uns in unserer „eignen Sprache heut zu Tage Teutsche nennen. „Es ist aus dem 2ten Kap. des Tacitus von „Teutschland bekannt, daß bloß das kleine Volk „der Tongren am Rhein den Namen Germanier „angenommen hat, den die Römer hernach der „ganzen teutschen Nation gegeben haben, ohne „daß diese ihn vielleicht in langer Zeit gekannt hat. „Die Allemannen waren auch bloß ein besondres „Volk von Teutschland, deren Namen von unwissenden Fremden der ganzen teutschen Nation beygelegt worden ist.“ Hiebey entbrechen wir uns nicht, es für sehr tadelhaft zu erklären, daß wohl über die Hälfte unsrer Schriftsteller es an der Gewohnheit haben, sich und uns nicht Teutsche, sondern Deutsche, Deutschland, zu schreiben, und daß wir nun gar schon immerfort binnen einer

langen Reihe Jahre eine Allgemeine Deutsche Bibliothek, die in der königlichen Hauptstadt Berlin, wo diese gelehrte Abhandlung her ist, herauskömmt, haben. Wenn diese und andere teutsche Schriften bis nach Paris, an die Französische kommen sollten, würde dieselbe nicht irre werden, und zweifeln müssen, ob wir selbst unsern Namen von Tuisko, Tuisto, von des Jul. Cäsar und des Tacitus Teutonen herleiteten? Wären wir nicht werth, von ihr verspottet zu werden? Oder weiß die Allgem. Deutsche Bibliothek kritische Gründe, weswegen künftighin beym Cäsar und Tacitus die alte Lesart Teutoni oder sonst auch Teutones mit einer etwa wo aufgefundenen Deutoni oder Deutones vertauscht werden müsse? Nicht so! Denn bloß Hr. Nicolai, höchstens mit Beyhülfe einiger schon damals modernen Gelehrten, die nur den Namen Tacitus, den wir doch wohl nicht Dacitus schreiben sollen, kannten, haben den Titel für ihre Allgem. Deutsche Bibl. ausgewählt. Doch wir sind mit der Anzeige des Inhalts dieser netten und großdenkenden Vorlesung noch nicht fertig. Sie war zur Feyer des königl. Geburtsfests in der Akademie der Wissenschaften zubereitet, und so muß sie dahin ihre Wendung nehmen. Und wie nimmt sie diese? Sie fängt an, politisch zu ominiren, daß Teutschland nun weiter gar keine Revolution von einigem Belang ins Große mehr erfahren werde, und dies schreibt sie vornehmlich auf die Rechnung der Kriegs- und Friedensthaten des großen Friederichs, auf die nach seinem Beyspiel immer ferner zu

hoffende

hoffende bessere Einrichtung und festere Verfassung auch anderer Staaten ꝛc. gedenkt dabey auch der Vorsehung, die diesen Bestand geben werde. So wenig nun wir, auch aus den höhern Gründen, die religiöse Betrachtungen an die Hand geben, von den glänzendsten politischen Operationen, womit unsre Zeiten alle vorige Zeitalter übertreffen, viel Perennität zu hoffen wissen, so schön finden wir doch allerdings den Uebergang zur Lobpreisung des seltnen Königs, der auf verschiedenen Seiten von den besten Schriftstellern aller Nationen zum Beyspiel für andre Regenten aufgestellt zu werden vollkommen verdient — wir finden das alles desto schöner, je weniger der große politische Redner zugleich der neuen Religions-Ansichten, die sich unter Friedrichs II. Regierung hervorgethan haben, gedacht hat. Ein Hauptstück dieser Lobrede aber ist die Aufzählung der großen Summen, welche der König im Jahre 1782. zur Aufhülfe seiner Unterthanen, und zur Verbesserung der Gewerbe und des Nahrungsstandes (außer den gewöhnlichen eingeführten Prämien) freygebig hat herschießen lassen. Sie betragen für das einzige Jahr zusammen 2 Millionen und 118000 Thaler. Darunter sind 200000 an die Einwohner der Marken, Schlesiens und Pommerns wegen schlechter Aerndte; zur Fortsetzung der Eindämmung des Wartaflusses in der Neumark 16000, welche Unternehmung schon nahe an eine Million gekostet hat und sich ihrer Vollendung nähert; 175000 an den Pommerschen Adel, Anleihe auf verloren Kapital, zu 2 oder 1 p. C.

Zinsen; 39000 zur Wiederaufbauung der abgebrannten Stadt Jacobshagen ꝛc.; 100000 zur Herstellung der ruinirten Pohlnischen Städte in Westpreußen; 192000 gratis zum Aufreißen eines Morasts im Magdeb. von 30000 Morgen, welcher Privatleuten gehört, die nun 28000 jährl. Einkünfte davon ziehen; noch andre 134000 eben so zu ähnlicher Absicht im Magdeb. ꝛc. ꝛc. Wer wollte das alles nicht als väterliche Milde preisen? Die Uebersetzung dieser Schrift empfiehlt sich durch würdigen Ausdruck und Fluß der Rede; und, ob wir wohl das Original nicht gesehen haben, glauben wir doch, daß höchstens nur an 2 oder 3 Orten an der Genauigkeit des teutschen Ausdrucks etwas fehlen möchte..

3.) Geographie und Reisebeschreibungen.

Größtentheils unter die vorhergehende Rubrik vermöge ihres Inhalts gehören Philipp Wilhelm Gerken Reisen durch Schwaben, Baiern, angränzende Schweiz, Franken, und die Rheinische Provinzen ꝛc. in den Jahren 1779 — 1782, nebst Nachrichten von Bibliotheken, Handschriften ꝛc. Alterthümern, Polit. Verfassung, Landwirthschaft und Landesproducten, Sitten, Kleidertrachten ꝛc. m. K. I. Theil von Schwaben und Baiern. Auf Kosten des Verfassers. Stendal, gedruckt bey D. C. Franzen. 1783. gr. 8. 404 Seiten, nebst XXXVI. Seiten Vorbericht. In

einer

einer vorläufigen Nachricht, die wir aber mit dem Buche selbst erst erhalten haben, läßt der Hr. Verf. wissen, daß er sich seit 1776 größtentheils zu Frankfurt am Mayn aufgehalten, und von da viele Reisen in die benachbarten Länder, vorzüglich in Schwaben, Baiern ꝛc. gemacht habe. Hieraus schon kann man erachten, daß er nicht eine Reisebeschreibung liefere, die nach einem flüchtigen Striche fortgeht, und in Eil gemachte Bemerkungen mittheilt. Und kaum erzählt er auch die Geschichte seiner Reisen, sondern vielmehr nur seine Wahrnehmungen und Anmerkungen, die von vielen Seiten sehr lehrreich sind, nur daß sie freylich mehr das Eine, als das andre, zum Gegenstande haben. Uebrigens schreibt er von sich noch in dem Vorbericht S. XXII. wo er eine Vergleichung der Niedersächsischen und Märkischen Landwirthschaft und Viehzucht mit der Pfälzischen, Rheinischen und Fränkischen zum weit überwiegenden Vortheil der letztern macht, daß er in der Altmark auf seinem eignen Gute 13 Jahre ein Landwirth gewesen sey. Hiemit aber würden wir dennoch unsern Lesern einen unverzeihlich mangelhaften Begriff von Hrn. G. gemacht haben. Denn dieser I. Theil seiner Reisen charakterisirt ihn nun nicht so wohl in der Qualität eines Landwirths, sondern vornehmlich als einen sehr gesetzt denkenden Gelehrten und besonders als Litterator. Ueberall hat er vor anderm die Bibliotheken aufgesucht, in Städten, Klöstern und auf Universitäten, und giebt Nachrichten von da gefundenen Seltenheiten, an Handschriften sowohl, vornehmlich die

mittlere Geschichte betreffend, als an Büchern aus den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst. Für keinen Leser also ist sein Werk so wichtig, als für den Litterator. Demungeachtet sagen wir nicht, daß man, wenn auch in etwas minderm Maaße, nicht alles übrige auch darinn finde, was sonst noch der Titel ankündigt. Er nimmt mit, was ihm aufstößt, besonders, was er genau und öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt hat, ist Kenner des menschlichen Lebens, auch Kenner der Geschichte und Antiquität, der Kunstsachen, der Schönheit und der Pracht und eben so auch Kenner der Landwirthschaft und der Gewerbe. Zuerst trifft er von Frankfurt aus auf Heidelberg, redet von der dortigen Universität, und von der vormaligen sowohl als von der jetzigen Heidelbergischen Bibliothek; geht aber bald nach Schwaben über, von dessen Einwohnern er keineswegs eine nachtheilige Vorstellung statthaft seyn läßt, wie etwa auch übrigens verständige Leute gewöhnlich sich machen. Daß mehrere seiner litterarischen Nachrichten auch dem Kritiker brauchbar seyn werden, erachte man aus einigen Proben. In der Abtey Weingarten fand er bey einer Handschrift von uita Anscharii, einen besondern Elenchum capitum, der auch historische data enthielt. Er besorgte sogleich eine genaue Abschrift davon, wozu er im Kloster selbst Vorschub und Beyhülfe erhielt, theilt dieselbe hier S. 126 — mit, und bemerkt nachher noch auch die Abweichungen dieser Handschrift von dem Abdruck in den Actis S. S. Zu Kostnitz fand er auf der Stadtcanzley verschiedene Acten und Handschriften,

schriften, das dort gehaltne bekannte Concilium angehend, unter andern einen vortrefflichen Codicem picturatum in Fol. von D. Vdalricus de Reichenthal, zu jener Zeit Domherrn daselbst, welcher bey den mehresten Handlungen gegenwärtig gewesen, also für einen Augenzeugen gelten muß; und schreibt davon S. 155. „Die Figuren sind in „dem Codice recht gut gezeichnet und illuminirt, „zum Theil sind sie auch satyrisch. Z. B. bey einer „Leiche, so getragen wird, halten die Träger des „Gestanks wegen alle die Nasen zu. Vermuthlich war es Jemand, der luxurieus gelebt hatte. „Hernach, wie der Pabst im Schnee von den Bauren, so ihn gefahren, umgeworfen, unter dem Wagen liegt, und die Fuhrleute herumstehen und lächerliche Gesichter machen ꝛc. darüber steht: Wie „Pabst Johannes auf dem Arlenberg in dem „Schnee lag. Fol. 232. beschreibt er, wie viel „fremde Kaufleute, Schneider, Schuster ꝛc. damals daselbst gewesen sind, und zuletzt auch von „den Huren, die man damals sehr fein — offne „gemeine Frauen, oder auch gemeine Dirnen „nannte — offen gemeine Frauen, als man sie „vand von einem Haus in das andere mehr dann „siebenhundert — Vorher hatte er schon Fol. „33. gesagt — „Esf ist auch ze wissen, daz als „vil spacierens waz in Costanz in das Aichorn „und anderswohin, das man daselbst guten ehrbarn Wein schanket ein Maasf um 3 und 4 „phenning, und vand man darinn allerley Spiel „und gemeiner Frauen vil.“ Fol. 45. 46. ist die „Belehnung des Burggrafen Friederichs I. von

Nürn-

„Nürnberg mit der Mark Brandenburg von dem „K. Sigismund gemahlet, die von dem Gemähl„de, so der Gundlung im Leben Friederichs I. in „Kupfer stechen lassen, ganz unterschieden ist. „In diesem Gemählde hält der Kaiser keinen Scep„ter, sondern ein bloßes Schwert aufgerichtet in „der rechten Hand, hinter ihm stehet einer im „Churhut und hält den Scepter, vor ihm seitwärts „stehen 2 Personen, davon einer einen blauen „Churhut hat, so mit der rechten Hand an das „Schwert des Kaisers fasset, und in der Linken „den Globum cruciferum hält, der andere mit der „rothen Kappe hält die rechte Hand in die Höhe, „als wenn er schweret, und die linke auf die Brust, „so vermuthlich der Burggraf seyn soll. Auf dem „andern Blatt 46. sind 2 Personen kniend ge„mahlet, so 2 Fahnen halten. Auf der ersten „Fahne ist ein Adler, auf der andern 2 weiße und „2 schwarze Rauthen. Hinter diesen steht der „Burggraf im rothen Kleide und mit einem blauen „Churhute ꝛc. und hinter ihm Posaunen- und „Zinkenbläser —“ Weiter hat Hr. G. hier auch die Beschreibung von dieser Belehnung aus der besagten Handschrift herüber geschrieben, welche Beschreibung doch mit dem Gemählde nicht hinlänglich übereinzustimmen scheint, das Gemählde müßte denn einen andern Zeitpunkt der Handlung darstellen sollen. Denn sie sagt: „— und sas der „Kunig mit einer guldinen Kron als ein Keiser „mit einen rothen Gewand als ein Ewangelier „und mit seinem Zepter, und der Herzog von „Sachsen hüb ihm ein plosf Schwert vor mit ei„nem

„nem Gewand als ein Leczgner mit einer vehen „Kappen und mit einem vehen Hut.“ Die ausführlichsten Nachrichten giebt Hr. G. von der Stadt Augspurg, deren Verfassung und Geschlechtern, und nachher von der schönen Residenz München, welche er neben Berlin, Dresden und Leipzig setzt. Die Anherren der reichen Fugger in Augspurg (die schon seit dem 16. Jahrhundert Grafen sind) deren Geldgewerbe bey dem sel. D. Luther sehr übel belobt war, weil sie es bestens auch bey großen Prälaten betrieben, wenn diese in Rom Bißthümer und Erzbißthümer erhandeln wollten, wovon aber doch hier nichts erwähnt wird — waren, wie wir hier berichtet finden, nichts mehr, als Weber in Augspurg, die sich aber bald sehr aufnahmen. Hr. G. vergleicht sie mit denen von Medicis nachherigen Großherzogen von Florenz. In dem Vorbericht können unsre reisenden jungen Herren, auch reisende junge reiche Kaufleute, ihr Lob mit Erbauung lesen. Der Hr. Verfasser redet hier von dem Zweck des Reisens, und wie schlecht gewöhnlich derselbe erreicht werde, oder wie wenig nennbaren Zweck die meisten Reisenden haben, daß also zu wünschen sey, die mehresten dieser Herren möchten zu Hause bleiben. Auch der Niedersächsische und Märkische Landwirth könnte daraus etwas lernen, wenn er darauf eingerichtet wäre, etwas zu lernen, das die Väter nicht verstunden. Die Stallfütterung wird man ihm allemal vergeblich anpreisen, und das wird Hr. G. leicht begreifen, wenn er ihm auch bis zum Anschauen demonstriren könnte, daß dabey 2 oder 3

Kühe

Kühe mehr Milch und Dünger für den Acker geben, als 7 bis 8 auf der freyen Weide, und daß sodenn auch die Viehseuche weit weniger fürchterlich sey. Wenn er denn aber doch nur zu bewegen wäre, Futter für den Winter zu bauen, wenigstens etwa fürs erste für den vierten Theil seines Viehstandes, um den Vortheil gewahr zu werden, und schon zu genießen. Denn daß er das Land dazu nicht habe, kann er nicht vorgeben. Doch auch das wird er nicht thun, wenn er gleich selbst vom Advent an bis zum 1. May weder Milch noch Butter haben sollte. Das weiß Hr. G. und wir schreibens ihm nur nach. Hier und dort möchte man diesem gelehrten Manne eine bessere Schreibart wünschen.

Bey Schneidern in Leipzig sind in diesem Jahre herausgekommen Reisen durch Amerika, oder Beobachtungen über den gegenwärtigen Zustand, Cultur und Handel der brittischen Colonien in Amerika, deren Aus- und Einfuhr mit Großbritannien, und Uebersicht der Einkünfte, welche letzteres daraus zieht. Von einem erfahrnen Kaufmann in Briefen an den Grafen von Chatam gerichtet. Aus dem Englischen. Nebst einem Abriß von Nord-Amerika, und der Republik der dreyzehn vereinigten Staaten. Aus dem Französischen Mit Churfürstl. Sächsischer gnädigster Freyheit. 8. 238 Seiten. Es müßte sehr sonderbar zugehen, wenn dies Buch einen Nachdruck zu befürchten haben sollte. Das hat sich der Verleger zu leichtgläubig aufreden lassen, ob es ihm wohl nicht

nicht an Absatz fehlen wird. Das erste Stück aus dem Englischen verdiente nicht, Reisen genennt zu werden, wenn der Verfasser auch vorher genug durch Amerika gereiset war. Und billig hätte er sich schämen müssen, den Namen des Grafen Chatam so zu mißbrauchen. Seine Briefe wollen kaum selbst dafür angesehen seyn, an diesen großen Staatsmann wirklich geschrieben zu seyn, und haben dazu auch ein sehr einfältiges und lächerliches Ansehen, noch abgerechnet, daß Chatam es bedurft haben solle, sich von einem solchen Schriftsteller die Ein- und Ausfuhr ꝛc. vorrechnen zu lassen. Der Verfasser moralisirt vornherein sehr frostig, geht nachher eine Colonie nach der andern durch, nennt ihre Producte, giebt die von England dorthin, und von dorther nach England geführten Waaren nach Zahl, Maaß und Gewicht und an Geldsummen an, und projectirt dabey überall in einem Tone und auf eine Weise, die nie ein Zutrauen zu seinen Einsichten erwecken kann, wie die Länder der Colonien noch weit höher und auf viel andre Art genutzt werden könnten. Daß diese Briefe auch für eine ganz andre Zeit, da man in England noch nicht besorgte, die meisten dieser Colonien so bald zu verlieren, geschrieben seyn wollen, wenden wir wider die Teutsche Ausgabe noch nicht einmal ein, weil der Hr. Uebersetzer gemeynt haben wird, seine lieben Landsleute sollen eben daraus ersehen, wie viel England an jenen 13 Provinzen verloren habe. Dieser Zweck aber stund auch schon genügsam durch das zweyte Stück: Abriß von Nord-Amerika ꝛc. zu erreichen, welches

ches mit seinem besonderm Titel S. 123. anfängt. Der Verfasser giebt sich nicht für einen Franzosen, sondern für einen Holländer an, und schreibt allerdings so, daß es wenigstens diejenigen, die für ihren Paticulier in dem nun geendigten Kriege Amerikanische Parthey gehalten haben, auch etwa nach Religion nicht viel fragen, sehr gern lesen werden. Man denke nur einen Mann, der überall Freyheit athmet, wenn er auch nicht frey wäre, einen Holländer, und selbst Kaufmann oder doch kaufmännisch dazu; was der alles hier schreiben wird! Viel Kunst kostets wohl nicht, zu sehen und begreiflich zu machen, wie viel England verloren und wie unweise das Parlement und Ministerium, wie lieblos der kaufmännische Geiz mit den Amerikanern gehandelt habe. Aber ein Holländer wird es doch ganz anders sagen, als wie ein Teutscher es könnte. Er hat sich vorgenommen und schon Vorbereitung gemacht, ein größeres Werk über diese Gegenstände herauszugeben, und schickte dies kleinere nur voran, bevor er von dem so nahen Frieden schon etwas wußte. Für die Amerikanische Freyheit ist er bis dahin eingenommen, daß er die Abschüttlung des Jochs sogar von Gottes und der Religion wegen für pflichtmäßig zu erklären scheint. Wenigstens schreibt er S. 176. „— „Boston blieb geschlossen, und trotzte dem Unge„witter: die Gemüther wurden immer mehr an„feuert: die Stimme der Religion verstärkte die „Stimme der Freyheit —“ Das mag wohl nur ein Holländer verstehen, besonders wenn er eben in der Kriegs-Bethstunde ist. Die Einwohner meh-

mehrerer Amerikanischen Staaten-Länder giebt er für so unverderbt an, daß er kaum mehr sagen könnte, wenn er nach seiner Art den Stand der Unschuld beschreiben wollte — besonders die Pensylvanier; und S. 205 schreibt er mit innigem Vergnügen (und merklich auch für Holland selbst zum Vorwurf) von Philadelphia: „Die Duldung „ist so weit getrieben, daß man eine große Anzahl „Bürger sieht, die weder Kirchen noch Kirchen„diener noch öffentlichen Gottesdienst haben, und „doch darum nicht minder ruhig leben.“ Er wird denn doch ein glaubwürdiger Schriftsteller seyn? Das aber wußte er nur nicht, daß längst in London mancher Engländer nicht weiß, ob er getauft sey oder nicht; oder wollte den Engländern zum Ruhm so viel nicht nachsagen. Mehrmals formalisirt er sich über die Englische Härte, auch über die Grausamkeit gegen die Indianer, so gar bey nur einseitiger Vorstellung, und scheint dabey von keiner Holländischen Grausamkeit in Ostindien zu wissen. Der Handel aber mit den Negern von der Afrikanischen Küste ist ihm überall etwas ganz ehrbares. Dieser Verfasser hatte am Ende nur den Freundschafts- und Handlungs-Tractat der Generalstaaten mit den Amerik. Staaten angehängt. Diesem aber hat der Hr. Ueb. den ähnlichen zwischen Frankreich und Amerika vorangeschickt.

Unter Benennung der Verlagsorte Nürnberg und Leipzig ist im vorigen Jahr herausgekommen Historische und Geographische Beschreibung der Gegend um Heliopolis und Memphis. Mit Kupfern. Aus dem Französischen des

Jüngern Herrn Fourmont, Sr. Königl. Maj. in Frankreich Dollmetschers der Morgenländischen, Sprachen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen, auch vollständigen Register versehen, von Georg Friederich Casimir Schad. gr. 8. 124 Seiten, außer beynahe 5 Bogen Vorreden und Register. Dieser Hr. Fourmont, welcher schon in den Jahren 1729 und 30. mit seinem Vetter, dem Abt Fourmont, eine Reise nach Griechenland gethan hatte, begleitete im Jahr 1746 den für Aegypten bestellten Oberconsul von Lirancourt dahin, um größere Vollkommenheit in den morgenländischen, besonders der arabischen Sprache zu erreichen, und da er nach einigen Jahren zurückgekommen war, gab er zu Paris 1755 die hier teutsch übersetzte Beschreibung heraus. Seine Hauptabsicht darinn geht auf Berichtigung der Fehler, welche vor ihm andere Schriftsteller von Aegyptischen Sachen bey Bestimmung der Lagen alter berühmter Städte begangen haben, besondrs der Lage von Memphis. Er macht also klar, daß diese Stadt an der Westseite des Nils nahe an den Lybyschen Gebirgen, da, wo jetzt Manof stehet, Heliopolis hingegen auf der Ostseite weiter herunter, als Cairo, gestanden habe. Alt-Cairo ist bey ihm das vormalige Aegyptische Babylon. Weit mehr aber, als alte Geographie, findet man in diesem kleinen Werke. Von Groß-Cairo macht es einen sehr großen Begriff, der denn um so mehr Unwillen gegen die Türkische Barbarey und Regierungsart erregt. Man zählte damals in dieser Hauptstadt 720 Moscheen mit

Mina-

Minarets (fein gebaueten Thürmen, von welchen zum Gebet aufgerufen wird) und 430 ohne Minarets. Ueber die Religions Mengerey der Kopten d. i. der eingebornen Aegyptischen Christen, welche bekanntlich Eutychianer sind, muß man sich wundern. Vielleicht ist es zuviel, wenn F. hier S. 43 schreibt: „Sie haben des Mahomeds „Lehre mit dem Christenthum vermenget, indem „sie sich nach dem Beyspiel der Mahomedaner rei„nigen, ingleichen Oel oder Wachskerzen opfern, „welches sie in die St. Georgenkirche, und manch„mal zu den Gräbern der Santons bringen. „Von den Türken geschiehet das nämliche, und „dieses sogar in den Kirchen der Koptischen Chri„sten. Sie haben in Gewohnheit, wenn ihnen „Noth oder Trübsal zustößet, Thiere zu schlachten, „und solche hernach den Armen auszutheilen. „Zu diesem Opfer, welches in ihrer Sprache Abach „genennet wird, erwählen die Kopten öfters die „Kirche des heiligen Georgs.“ Er berichtet auch S. 45. daß sie die Beschneidung so gut hielten, als die Taufe, welche letztre sie den Kindern männlichen Geschlechts nach dem vierzigsten, den Mädchen hingegen erst nach dem achtzigsten Tage ertheilten, manchmal auch wohl verschiedene Jahre damit zögerten. Von den Pyramiden giebt der Verfasser ziemlich genaue Nachricht, besonders von den 2 vornehmsten unter den vorhandenen, die er von außen und innen sorgfältig beschreibt. Unter den Anmerkungen des Hrn. Uebersetzers ist ein Verzeichniß aller ihm bekannt gewordenen Schriften von Aegyptischen Sachen. Der Kupfer-

tafeln sind 4. Die erste giebt eine große geographische Charte der Gegenden von Heliopolis und Memphis, die 2., welche der Hr. Uebers. beygefügt hat, stellet insbesondere die Gegend von Groß-Cairo vor und zeigt gegen Mittag auch noch das alte Memphis, die 3. liefert den Durchschnitt von dem Mekias-Brunnen oder Nilmesser, die 4. endlich einen geometrischen Abriß der unterirdischen Gewölber des Mekias oder Nilmessers.

Hilscher in Leipzig hat verlegt eine Allgemeine Geographie der jetzigen Zeiten oder Beschreibung der ganzen Welt, ihrer Lage, Grenzen, geschlossenen Friedenstractaten, Art und Kennzeichen der Völker, Handel, Sitten ꝛc. Fruchtbarkeit ꝛc. Mit Anmerkungen der uralten Geographie. Aus den neuesten Nachrichten der Länderbeschreiber und Reisenden gesammlet. 1783. 8. 480 Seiten, engen Drucks. Je länger Hr. Büsching auf die Vollendung seiner Geographie hat warten lassen und nun längst völlig daran verzweifeln läßt, desto willkommner würde auch ein kleineres neugearbeitetes allgemeines geographisches Werk von guten Eigenschaften, seyn. Wenigstens aber die guten Eigenschaften können wir von dem gegenwärtigen nicht eben rühmen. Eine kurze und doch sehr schlecht geschriebne Vorrede bestimmt es für Kinder (das müßten denn aber Kinder von wenigstens 20 und mehr Jahren seyn, wenn sie eine solche Menge Sachen, als in diesem Buche vorgelegt werden, sollten fassen können) und giebt es für eine Uebersetzung aus fremder Sprache an, ohne diese Sprache, die der Hr. Ueber-

Uebersetzer doch kennen mußte, und den Verfasser zu nennen. Das ist nun schon zu geheimnißvoll. Allerdings aber mag es auch wohl der Verfasser zum Unterricht der Jugend bestimmt haben. Es ist in Fragen und Antworten gestellet. Die erstern sind öfters ganz wunderlich abgefaßt, und bringen zum Theil Sachen mit bey, deren weder vorher noch weiter nachher gedacht wird, und die letztern sind so reichhaltig, dabey aber auch an sehr vielen Orten so ungenau, sicher und fehlerhaft, daß sich auch ein schon ganz guter Lehrer nicht hinlänglich zurecht finden würde. Auch fehlt nicht selten die Bemerkung der neuesten politischen Veränderungen der Länder, welche doch wenigstens der Uebersetzer hätte beybringen können. Mehrere Jahre alt kann gleichwohl auch entweder das Original oder doch die Uebersetzung nicht seyn, da darinn z. B. die ganz neue Veränderung des Verhältnisses der Bayerschen Länder und der Grafschaft Mansfeld mit angemerkt ist. Bey dem allen kann dennoch das Buch für manche Leser ganz wohl noch dienlich seyn, da es sich sehr weit ausbreitet, nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen. Es ist in sogenannte Bücher, und diese wieder in Kapitel getheilt. Das erste Buch handelt von der Allgemeinen und natürlichen Geographie bis S. 44; das zweyte giebt eine Allgemeine Beschreibung von Europa nach der politischen Eintheilung desselben bis S. 55. und nachher insbesondere Kap. I. vom Pabstthum oder Kirchenstaate, neapolitanischen Reiche, und Maltheserritterorden; und nun

folgt erst Kap. II. von dem deutschen Kaiserthume und seinen Lehnstaaten, wo doch bey vielen Ländern nicht einmal angemerkt ist, welchem Landesherrn sie zugehören — die folgenden Kapitel von den übrigen Europäischen Staaten reichen bis S. 283. Das dritte Buch von Asien und dessen Reichen (mit Ausschluß der Asiatischen Länder Rußlands und der Türkey, die schon vorher mit beschrieben sind) endigt sich S. 378. das vierte von Afrika schließt S. 441. und das fünfte von Amerika reicht eigentlich bis S. 467. giebt aber auch noch Nachricht von den Polarländern, welche nicht völlig bekannt sind, und auch sogar von Ländern, welche ehedem bekannt waren [wenn die Fabeln davon für wahr anzunehmen seyn sollten], jetzt aber unbekannt sind. Hingegen ist der neu entdeckten Südländer gar nicht gedacht worden.

Schon ist auch in unserer Sprache zu haben Zuverlässige Nachricht von der dritten und letzten Reise der Capitains Cook und Clerke, in den königlichen Schiffen, die Resolution und Discovery, in den Jahren 1776 bis 1780 besonders in der Absicht eine nordwestliche Durchfahrt zwischen Asia und Amerika ausfindig zu machen. Von W. Ellis, Unterwundarzte auf beyden Schiffen. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Charte. Frankfurt und Leipzig, auf Kosten der Verlags-Casse 1783. 8. 324 Seiten. Diese Nachricht verdient mit der vor 2 Jahren herausgekommenen Reisebeschreibung des Pfälzers, Hein-

rich

rich Zimmermann, verglichen zu werden. S. Krit. Samml. vom vor. J. St. 1. S. 130 — Was wir von Englischen Nachrichten, Cooks letzte Reise betreffend, dort vermutheten, haben wir hier gefunden. Der Englische Wundarzt ist allerdings gelehrter und mehr Kenner, als der teutsche Gürtler, hat auch wohl dem Steuermann und den Capitains oft näher seyn dürfen, als der Matrose. Er macht also bey Beschreibung der Sitten und des eigenthümlichen der Indianer mehr Zergliederung, weiß die Thiere und Pflanzen nach dem Linnäus zu bezeichnen, giebt überall die Grade der Breite, auch der Länge, genau an ꝛc. Aber gerade das, was man, durch den teutschen Handwerker aufgereizt, nun gern näher wissen möchte, findet man bey dem Englischen Halbgelehrten gar nicht, ohne deswegen in den erstern ein Mißtrauen setzen zu können. Nichts scheint E. mit größerm Vergnügen angemerkt zu haben, als die Gefälligkeiten der Indianerinnen, worüber auch Hr. Forster zu kurz kömmt. Er gedenkt desselben ein einziges mal, bloß aus solcher Veranlassung S. 82. — da er eben von der Uriatea, einer der Societäts-Inseln, redet: „— Hr. Forster versichert in „seiner Reise, daß er mit der Miverua, der Tochter des Opune, Königes von Bora-Bora, ver„heurathet werden sollen. Wenn das auch ge„schehen ist, so lebte er doch jetzt mit der Teinamai (Gattin des Boba, des Haupts von Otahau). „Allein sie war der Beschreibung nicht im minde„sten gleich, welche in der vorigen Reise von ihr „ist gemacht worden, indem sie seitdem verschiedene

„Kinder gehabt, und auf alle Weise abgenommen „hatte; nur ihre Gemüthsart war noch eben so gut „und angenehm, als damals.“ Hr. F. wird denn wohl den Wundarzt E. der Eifersucht bezüchtigen können. Den Charakter des Capitain Cook hätte Hr. E. doch wohl bey seinen Lesern nicht schon für bekannt annehmen, sondern destomehr beschreiben sollen, nachdem er die Nachricht von dessen traurigem Ende niedergeschrieben hatte. Aber nicht Ein Wort läßt er sich davon entfallen; da er doch, wenn er nichts nachtheiliges ausdrücklich melden wollte, wie er denn manches dieser Art sehr verkleinert, wenigstens die für einen Seemann sehr empfehlungswürdigen Eigenschaften desselben, auch ohne den ganzen Charakter zu loben, hätte erwähnen können. Freylich träumt es nun keinen Leser dieser zuverlässigen Nachricht, daß Cook eben auf Oweihi, wo er nachher umkam, es gern hatte geschehen lassen, daß ihn die abergläubischen Insulaner als einen Gott verehrten. Weiß man aber dies aus der Zimmermannischen Nachricht, so wird die Ermordung des so hoch verehrten Mannes nach Hrn. E. Nachrichten nun desto erbaulicher, weil dieselben noch klärer ergeben, daß der unglückliche Seefahrer wie von seinem Unstern geleitet wieder nach dieser Insel zurückgieng, und sich nicht verdrießen ließ, beynahe die ganze Insel mit der größten Mühseligkeit zu umfahren, um nur wieder da zu landen, da er leicht sonst eine der umliegenden übrigen Sandwichs-Inseln für die Nothdurft der Schiffe aufgesucht haben würde. Welchem Christen ist es nun zu verübeln, wenn er dabey

bey Apostg. 12, 22. 23. in Erinnerung zieht? mag es immerhin bey der modernen Denkungsart keinen Beyfall finden. Dafür aber hat auch der Engländer nicht gemeldet, wie der ehrliche Teutsche, daß Cap. Cook nie wegen Umgangs mit Insulanerinnen verdächtig gewesen sey. Ueberhaupt findet man bey E. bis zur Verwunderung beynahe keine Nachricht von der Religion jener Indianer, auch da fast nichts, wo er doch ihrer Priester gedenkt. Dafür aber mit unter einige Meldung von solchen Sitten und Gebräuchen (die Tänze, welche hier sogar auch abgezeichnet sind, rechnen wir noch nicht dahin) welche das äußerste Verderben dieser Nationen zu erkennen geben. Das ärgste unter allen ist wohl, was S. 86 — von den Societäts-Inseln berichtet wird: „Die „Gesellschaft der Arioi's wird für die beste Ein„richtung auf diesen Inseln gehalten. Ihre Glie„der sind jederzeit Personen vom Stande und Ver„mögen, und werden daher auch auf besondere Art „tatowiret, besonders diejenigen, welche von der In„sel Bora-Bora sind. Es ist nothwendig, hier „etwas von der Einrichtung und den Freyheiten „dieser Gesellschaft zu sagen. Allein, die Art, wie „sich jemand derselben würdig macht, ist sehr grau„sam und unmenschlich, indem er sich mit einem „Mädchen verbinden, und das erste Kind, von „welchem sie entbunden wird, gleich nach der Ge„burt erwürgen muß. Bey der nächsten Zusam„menkunft muß er diese abscheuliche That durch „Zeugen beweisen, worauf beyde als Mitglieder „aufgenommen werden. Sie segeln gemeiniglich

„in Gesellschaft von zehn bis zwölf Kähnen nach „Einer von den andern Inseln ab, und zwar nach „der, welche ihnen zuerst einfällt, weil sie wissen, „daß sie überall wohl aufgenommen werden. Ja, „wenn sie auch mit einer solchen Insel wenig Tage „vor ihrem Besuche im Kriege verwickelt gewesen „sind, so wird alle Feindschaft bey Seite gelegt, „und sie sind so vollkommne Freunde, als wenn „nichts vorgefallen wäre. Eines ihrer Vorrechte „bestehet darin, daß sie zwey, drey oder auch mehr „Weiber zugleich nehmen können, welche aber „Mitglieder seyn müssen. Sie tragen jederzeit die „besten Zeuge, welche nur auf der Insel verfertigt „werden, und essen mancherley Speisen, welche „andere, wenn sie gleich Aribs oder Vornehme „sind, nicht essen dürfen. Sie sind gemeiniglich „wegen ihrer Tapferkeit im Kriege berühmt, und „wenn einer von ihnen die geringste Feigheit blik- „ken läßt, so wird er sogleich aus der Gesellschaft „gestoßen; welches denn für eine solche Schande „gehalten wird, daß er von dieser Zeit an alle Ach- „tung verliert und niemand mehr mit ihm umgeht „oder spricht. Ihre Belustigungen während sol- „cher Zusammenkünfte bestehen in Ringen, Kämpfen, „Tanzen und Schmausen, wobey sich immer eine „Menge weiblicher Zuschauer befindet, aus welchen „die schönsten allemal dem Ueberwinder zu Theil „werden. Gemeiniglich bleiben sie in dieser Ge- „sellschaft, bis sie dreyßig oder fünf und dreyßig „Jahr alt sind, worauf sie Eines ihrer Kinder am „Leben lassen, und sich der Vorrechte eines Arioi „begeben. Viele bleiben ihr ganzes Leben hin-

„durch

„durch in der Gesellschaft, und sterben von Wol-
„lüsten und Ausschweifungen abgezehret und ent-
„kräftet.“ Diesen Bericht mag nun der Englische Wundarzt verantworten. Er erhält allerdings einige Stücke, die sich nicht wohl zusammen vertragen. Der Menschenopfer geschiehet einige mal Erwähnung, besonders für den Kriegsgott auf der Societäts-Insel Otaheiti. An mehrern Orten haben diese Schiffleute, so oft es auch Cap. Cook zu verhindern suchte, ihren Indianischen Gastfreunden die venerischen Krankheiten mitgetheilt, bey welchen sie denn aufs schrecklichste gewüthet haben.

4.) Jugend-Unterricht.

Im Verlage der Realschulbuchhandlung in Berlin ist herausgekommen Lehrbuch, darin ein kurzgefaßter Unterricht aus verschiedenen philosophischen und mathematischen Wissenschaften, der Historie und Geographie gegeben wird. Zum Gebrauch in Schulen. Erste Abtheilung. Mit Kupfern. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. 1782. 8. 382 Seiten. — Zweyte Abtheilung. Mit Kupfern. 1783. 8. 556 Seiten, ohne die Vorreden und anderes Zubehör. Urheber dieses Buchs, auf erhaltene höhere Veranlassung, ist bekanntlich der noch lebende Königl. Consistorialrath, D. und Prof. ordin. der Theologie ꝛc. Herr Gotth. Christ. Reccard zu Königsberg, welcher ehedem als Inspector an der Realschule stand. Die erste Ausgabe

gabe erschien im Jahr 1765 und wurde sehr bald von der zweyten, und diese wieder von 3 andern abgelöset, ohne daß der verdiente Hr. Verfasser, der nun zu weitläuftige Amtsgeschäfte hatte, dabey noch geschäftig seyn konnte. Die gegenwärtige sechste Auflage hat Hr. Professor Hecker zu Bützow besorgt, nachdem ihm von jenem Hrn. Verfasser uneingeschränkte Vollmacht zu allen den Veränderungen, die er nöthig finden würde, gegeben ward. Ungeachtet wir also hier einen solchen Fall haben, wo wir uns aller eigentlichen Beurtheilung enthalten, so dürfen wir doch sagen, daß das Buch durch diesen Hrn. Herausgeber überaus viel gewonnen habe. Schon die weit größere Masse, die, wie man, ohne es zu sehen, glauben muß, doch nicht ohne alle Ursache so groß gemacht seyn wird, kann ein so gutes Vorurtheil erwecken. Die fünfte Auflage beschränkte sich überhaupt auf 634 Seiten. Damit man nur in etwas auch erachten könne, ob mit gutem Grunde eine so große Vermehrung nicht unrathsam gewesen sey, zeichnen wir den vielfachen Inhalt des Buchs, worauf es gleich anfangs angelegt war, bloß im Allgemeinen aus. Das Ganze war einmal in 8 Kapitel vertheilt, und diese Abtheilung, überhaupt genommen, ist geblieben. Das Kap. I. handelt von der Geisterwelt überhaupt und von der Seele des Menschen insbesondere, redet auch kurz von der Tugend, von einigen besondern Pflichten, und trägt am Ende Gesundheits- Sitten- und Klugheitsregeln vor bis S. 27. Kap. II. von der Körperwelt überhaupt und den Eigenschaften der Körper insbe-

besondere, oder der Naturlehre bis S. 88. Kap. III. von der Ausmessung der Größen in der Körperwelt; insonderheit von der Arithmetik bis S. 221. Kap. IV. von der Geometrie und den logarithmischen und trigonometrischen Rechnungen bis S. 382. So weit die erste Abtheilung. Nun ferner Kap. V. von der angewandten Mathematik. Erster Abschnitt, von den mechanischen und optischen Wissenschaften und der Baukunst bis S. 44. Zweyter Abschnitt, von den astronomischen Wissenschaften bis S. 136. Kap. VI. Von den auf der Erde befindlichen Körpern oder der Naturhistorie bis S. 197. Kap. VII. von der Historie, nach einem Eingang bis S. 202. Erster Abschnitt, die politische Historie bis S. 289. Zweyter Abschnitt, die Kirchenhistorie bis S. 368. Kap. VIII. von der Geographie bis S. 542. Nachher folgt noch eine specielle Inhaltsanzeige des ganzen Werks. Ueberaus vieles aber in allen Kapiteln, und zwar weit mehr in dieser letzten, als in den vorigen Ausgaben, ist mit ganz kleinen Lettern sehr enge gedruckt. Was von dem allen dem Hrn. Besorger derselben zugehöre, läßt sich mit kurzem, und umständlich ohne genaue Vergleichung der 5ten, nicht sagen. Das vornehmste giebt er selbst in seinen Vorberichten an. In der Ersten Abtheilung nämlich haben die mathematischen und physikalischen Kapitel, besonders das dritte und vierte die beträchtlichsten Veränderungen und Zusätze erhalten, und zur Rechtfertigung derselben giebt Hr. H. an, daß das Buch schon in seiner ersten Anlage nicht für die ersten Anfänger bestimmt gewesen

sey,

sey, und daß er bey seiner Arbeit besonders, in den eben genannten Kapiteln die mittlern Classen derjenigen Schulen, welche mehrentheils künftige Gelehrte, und die höhern Classen solcher Schulen, welche mehrentheils künftige Künstler, z. B. Architekten, Ingenieurs, Feldmesser u. a. erziehen, vor Augen gehabt habe; da die Königl. Realschule beyde dergleichen Schulen vereinige: in diesen Kapiteln habe er sich also auch nicht durchgängig an einen bloß historischen Vortrag halten können, sondern, zugleich dem Zwecke für künftige Gelehrte gemäß, an eine Art des Vortrags, welche weder bloß historisch, noch ununterbrochen und streng demonstrativisch sey. Für eine Beurtheilung der modernen spielenden Methode, die die Bestimmung des Menschen, als welche nicht auf Spielen geht, sehr schlecht vor Augen hat und schlecht dazu vorbereitet, sehen wir dasjenige an, was Herr Prof. Hecker in seinem Vorbericht zu Th. 1. S. 28. schreibt: „Man kann die reine Mathematik „noch ungleich leichter vortragen, als es in diesem „Lehrbuch geschehen ist, allein man erregt auch „sicher durch die Bemühung gar zu leicht zu seyn, „und die leichtesten Vorstellungsarten, die sich „darbieten, zu wählen, desto mehrere Verwirrun„gen, wenn der Schüler auf die erhaltenen Kennt„nisse weiter bauen will. Man muß den Grund „sicher legen, wenn man vor hat, künftig allenfalls „ein größeres Gebäude auf demselben aufzuführen, „und sich nur vor erst mit einem kleinern behelfen „will.“ Im zweyten Theile hat der Hr. Herausgeber unter andern Kap. 8. die Geographie sehr

weit

weit ganz umgearbeitet, und urtheilt aufs bescheidenste von dieser überaus merklichen Verbesserung unter dem angeführten Grunde, daß er sich nur unter die Liebhaber geographischer Kenntnisse rechnen dürfe, ist aber doch so sorgfältig gewesen, weil der Druck zu der Zeit, da die Zeitungen den zwischen England und Amerika ꝛc. vorläufig verabredeten Frieden bekannt machten, schon vollendet gewesen, die dadurch nöthig gewordnen Berichtigungen am Ende nachzutragen. Eben so hat er sich, was die Astronomie betrifft, in Ansehung des neuen Planeten verhalten, weil der astronomische Abschnitt schon unter der Presse weg war, als er das astronomische Jahrbuch für 1785 von Hrn. Bode erhielt, weil eine förmliche Aufführung eines neuen Planeten in einem öffentlichen Lehrbuche ohne eine solche Begründung, wie Hr. Bode daselbst giebt, nicht Schicklichkeit genug gehabt hätte; daher er desselben S. 366 nur kurz gedacht hatte. Zur Erläuterung der mechanischen und optischen Anfangsgründe hat er eine neue Kupfertafel hinzugethan, in der Naturgeschichte bey der Aufzählung der Theile des menschlichen Körpers und der bekanntesten und nützlichsten Pflanzen, für die künftigen Mediciner und Wundarzte, die lateinischen Namen beygefügt, wie auch auf der letzten Kupfertafel Vorstellungen von einigen Theilen des Menschenkörpers mitgetheilt. So viel hier anzuführen wollten wir nicht unterlassen, um auch die zahlreichen Besitzer der ältern Auflagen dieses Buchs von den Vorzügen dieser sechsten genüglich zu benachrichtigen. Man darf es

nur

nur durchblättern, um bald wahrzunehmen, daß es nicht bloß auf Schulen oder auf Universitäten, sondern, durch seine Reichhaltigkeit, großentheils nicht weniger für sehr männliche Gelehrte brauchbar sey, wenn dieselben sich in jüngern Jahren um manches darinn bearbeitete Fach nicht eben sehr bekümmert haben, oder zur gelegensten Zeit keine Anweisung dazu erhalten konnten. Als Probe von Hinsicht aufs Praktische, schreiben wir nur die guten Räthe ab, die Hr. Prof. Hecker Abtheil. I. S. 77., die Gewitter betreffend, gegeben hat: „Hohe freystehende Gebäude und andere dergleichen Gegenstände sind der Gefahr des Einschlagens vorzüglich ausgesetzt. Man muß daher „sorgfältig vermeiden, während eines Gewitters „unter einem Baum oder Thurm und dergleichen „Schutz zu suchen; weil diese Oerter meistentheils „die gefahrlichsten unter allen sind. In Städten „ist man, außer einem durch einen Ableiter gesicherten Gebäude, vor dem Blitz auf der Mitte einer „weder zu breiten noch zu schmalen Gasse unter „freyem Himmel am meisten gesichert; auf dem „freyen Felde aber in einer Entfernung von 10 bis „12 Schritten von einem hohen Baum, und zwar „auf der Seite des Baums, die derjenigen entgegen steht, von welcher das Gewitter herauf „zieht, z. B. auf der Westseite, wenn das Gewitter „von Osten aufsteigt.“

Viele Käufer wird leicht finden, besonders wenn auch der etwa nur angebliche Name des Verfassers irre führt, der Neueste Briefsteller auf alle Fälle; nebst einem Anhange von einem

nem deutsch- lateinisch- und französischen Titularbuche, auch einem Verzeichniße von den Nahmen der Personen (Vornahmen) und vornehmsten Städte. Von Sommfels (nicht Sonnenfels). Wien bey J. G. Moßle 1783. 8. 224 Seiten. Voran steht eine sehr kurze Anweisung zum Briefschreiben überhaupt, und nachher folgen eine gute Menge Briefe zum Beyspiel, unter mehrere Classen geordnet, nebst Anweisungen für jede dieser Arten Briefe insbesondere, nämlich Glückwünschungsschreiben, Condolenz und Trostbriefe, Einladungs- und Entschuldigungsschreiben, Freundschaftsbriefe überhaupt, Beschenkungs- und Danksagungsbriefe Ehrmanungs- (Mahn-) und Erinnerungsschreiben, Bitt- und Empfehlungsschreiben, Berichtschreiben und vermischte Briefe, Kaufmannsbriefe, auch überall mit beygefügten Antwortschreiben. Besage der vorläufigen Anzeige sollten auch mündliche Glückwünsche auf die gewöhnlichen Fälle folgen, die wir aber nicht gefunden haben. Das nun alles klingt fast so, als ob der Verleger den Einfall dazu gehabt hätte, da er wußte, daß nach einem Briefsteller und solchem Zubehör viel Nachfrage sey. Je nun, wer noch solche Einfälle hat! Die Briefe aber sind von sehr unterschiedner Güte. Einige lauten so, als ob sie ein alter getreuer Stuhlschreiber entworfen hätte, schleppend und ermüdend. Diese haben auch zum Theil den religiösen alten Gewohnheits-Ton. Andere sind ganz artig, wenigstens leidlich; und noch andere affectiren eine launische Munterkeit, und haben auch Gedanken-

strichleins. Unmöglich haben sie alle einerley Verfasser, und ein kleiner Theil derselben mag in der wirklichen Welt so geschrieben und an die Behörden gekommen seyn. Die Kaufmannsbriefe sind in Vergleichung mit den übrigen Rubriken leicht die besten. Das Titularbuch von S. 198 — 215 ist eben so schlecht, als kurz, nämlich man findet hier die ganze alte teutsche Schlepperey, auch in den lateinischen Titeln, und noch mehr, wovon wir zur Probe etwas mittheilen. An einen Jüngling soll man S. 207. die Aufschrift machen: Dem ehrbaren und bescheidnen Jüngling N. N. Lateinisch: Honesto ac ingenuo iuueni; an einen Studenten in den niedern Schulen: Dem Ehrengeachteten und bescheidenen Jüngling N. der Redekunst (Dichtkunst) Beflissenen, zu beliebigen Handen. Wir wollten den Ehrentitel Bescheiden, wohl noch billigen, weil er an eine nöthige Tugend erinnern könnte, wenn die Studenten in den niedern Schulen nicht darüber lachen. Doch vielleicht lachen sie dort nicht, weils die Mode seyn mag. Gewiß aber fragen sie nach solchen moralischen Titeln nichts, und so verlieren moralische Worte ihre Begriffe und alle Achtung. Die Prälaten, die Doctoren und Professoren der Theologie, nicht weniger aber auch die Pfarrer, Kapläne, oder Beneficiaten, die keinen Gradum haben, heißen hier Hochwürdige. Dieser Titel muß also dort sehr communicabel seyn. Bey uns zu Lande weiß mancher nicht, wie er einen D. und Prof. der Theol. nennen soll, und nennt ihn Wohlgebohrn, oder, wenn ein Edelmann schreibt, Hochedel-

edelgebohrn. Und mit diesem letztern Titel sind in diesem Briefsteller die Professoren der Rechte ꝛc. aufgeführt. Das würden auch die Preußischen Universitäten nicht vertragen, und schon die Studenten, (nämlich nicht jene bescheidene auf den niedern Schulen) nennen sich Hochedelgebohrn, auch öffentlich, wenn sie einander Viuat! rufen. In Sachsen hingegen, wo alle Titulaturen (nach wirklich besserm, wiewohl immer noch teutschem Geschmack) wenigstens bey bürgerlichen um einen merklichen Grad tiefer gestellt sind, bekommt und verlangt der Professor keinen höhern, und doch ist der Gelehrte mehr geachtet, so wenig er auch selten ist, als wo der Prof. Wohlgebohrn heißt. Eben da stehen umgekehrt die Landesherrlichen Charakter-Titul, z. B. Hofrath, Cammerrath, der Seltenheit wegen, höher. Ueberaus viel provinzielle Sprachart findet man in diesem Briefsteller, z. B. sich auf etwas verlegen, anstatt legen; bekannte Zufälle, anstatt Fälle; sonderheitliche Umstände; bis auf den 16. Tag dieses Monats, anstatt am (künftigen) 16. T. d. M; die Frau Liebstinn; solche uns erzeigende Liebe; ein wohlmeynendes Geschenk; in Bälde, anstatt bald; ich habe gewunschen; ich bin bereitet, anstatt bereit.

* *

Nur ein außerordentlicher Fall kann uns bewegen, des neuen Berlinschen Gesangbuchs weiter zu gedenken, nämlich zum Beyspiel ein solcher,

cher, da uns etwas davon, das nicht zu unbedeutend ist, ungesucht in die Hände geliefert wird, welches unsern Lesern vorzuenthalten, wir uns Bedenken machen müssen. So eben haben wir diesen Fall, und so theilen wir mit, was uns, mit dem Ersuch, es bekannt zu machen, zugefertigt worden ist, und zwar ganz in eben der Form, wie wirs erhalten haben, auch mit den einigen Schreibefehlern, die darinn vorkommen, da es auch vielleicht nicht einmal Abschreibefehler, und wenigstens keine solche sind, die in die Beurtheilung der Sache einen Einfluß haben könnten. Nämlich von zuverlässiger gelehrter Hand (doch nicht eines Geistlichen), die wir sonst nicht kannten, haben wir folgendes erhalten:

„Beyträge
zur
Historie
des
Berlinschen Gesangbuchs.

Frankfurt.

„I. Publicandum den 15ten Novemb. 1782.

„Da bekannter massen nach der Königl. allergnädigsten Circular-Ordre vom 9ten November 1780. zum spätesten mit dem Anfange des bevorstehenden 1783sten Jahres das neue für die Chur- und Neu-Mark unter dem Titel:

Ge-

„Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch
in den Königl. Preussischen Landen

im Druck erschienene Gesangbuch zum öffentlichen Gebrauch in den Evangelisch-Lutherischen Kirchen und Schulen eingeführet werden soll; so erfordert es unsere Pflicht, diese allerheilsamste allergnädigste Königl. Willensmeynung, welche auf Einrichtung eines vernünftigen Gottesdienstes, und auf wahre Herzens- und Sitten-Besserung, mit Abstellung aller abergläubischen überspannten, die Religion Jesu verstellenden und die Gewissen verkehrenden Meynungen durch Menschensatzungen abzwecket, in danknehmender Ehrfurcht zu bewürken. Wie wir nun zu des Herrn Inspectoris Milo Hochehrwürden und E. ehrwürdigen Lutherischen Ministerio das Vertrauen hegen, daß sie von gleich edlen Gesinnungen belebt, höchstgedachte Königl. allergnädigste Willens-Meynung auch ihrer Seits zu befördern sich gewissenhaft ernstlich werden angelegen seyn lassen, so committiren wir Denenselben hiedurch, nächsten Sonntag vor- und nachmittags den versammleten Gemeinden der Stadt und Vorstädte zuförderst auf eine rührende und schickliche Art die landesväterliche Vorsorge S. K. M. für einen vernünftigen und der Religion Jesu angemessenen Gottesdienst, welche ihren durch Einführung dieser vom (dem) jetzigen deutschen Sprachgebrauch mehr angemessenen, den Verstand belehrenden, das Herz erquickenden und aufrichtenden Gesänge aufzuklären, das Unschickliche, der Vernunft und der Unterthanen-Pflicht ganz und gar

„widersprechende Widersetzen gegen solche landesväterliche Verfügungen ins Licht zu setzen, und sie denn zu bedeuten, daß von künftigem Neu-Jahre an das obgedachte neue Gesangbuch in denen hiesigen Stadt- Vorstädte- und dazu gehörigen Dorfkirchen bey dem Gottesdienst werde gebraucht werden. Da doch aber die besten und fruchtbarsten Absichten immer von Wahnsinn und Bosheit gehindert zu werden pflegen; so könnte es wohl seyn, daß einige durch Vorurtheile oder heimtückische Insinuationen bewogen, auch hiebey Irrungen erregen möchten; solchen also vorzubeugen, und zu verhindern, daß der vernünftige und christliche Theil der Gemeinden nicht dem Wahnsinn unterliegen dürfe, den Gemeinden zu bedeuten, daß derjenige, welcher wider Einführung dieses Gesangbuchs gegründete Widersprüche zu haben vermeynet, sich den Montag nach dem 3ten Advent morgens von 10 bis 12 Uhr in der Sacristey, worzu er sich hält, einfinden, seine Gründe des Widerspruchs anzeigen, und fernere Bedeutung erwarten solle. So ist auch der Gemeinde bekannt zu machen, daß die Armen, welche sich solche neue Gesangbücher nicht anschaffen können, sofort in den ersten 3 Tagen nach der Publikation bey ihren Herren Beichtvätern sich melden sollen, welche denn die Bedürftigen namentlich aufzeichnen, und uns die Specification zu ferneren Verfügungen schleunigst abgeben werden. Ein gleiches hiezu erforderliches werden des Herrn Inspectoris Milo Hochehrwürd. an die Herren Prediger der zur Stadt gehörigen Dörfer zu verfügen, und dabey einem

jeden

„jeden derselben Frieden und Gehorsam einzuprägen belieben. Wir sind übrigens aus der Erfahrung überzeuget, daß alle solche zweckmäßige Verfügungen den besten Erfolg nur von der Leitung der Herren Seelsorger erwarten müssen, und wir ersuchen daher ein Hochehrwürdiges Ministerium und darzu gehörige Herren Prediger gar angelegentlich, jene landesväterliche Absicht in dem wahren Lichte dergestalt ihren Beichtkindern und Gemeinden, besonders aber denen, die sich mit ihren Widersprüchen etwa bey ihnen bestimmter massen in der Sacristey melden möchten, vorzustellen, daß sie die in Dummheit und Aberglauben wirklich beruhende Besorgnisse von daher kommenden nachtheiligen Folgen für die Religion Jesu verlassen, und dagegen überzeuget werden, daß eben die in reiner deutschen Mundart und vernehmlichen faßlichen Ausdrücken abgefassete Gesänge des neuen Gesangbuchs zur Beförderung wahrer Andacht, fruchtbarer Erhebung der Herzen zu Gott, und zur Ausübung des von Paulo empfohlnen vernünftigen Gottesdienstes vorzüglich dienen; S. K. M. und ein Hochpreislich Consistorium eben so wenig, als wir in Rücksicht auf unsere Pflicht es veranstalten werden, daß der vorsetzliche wider alle gesunden Begriffe streitende Eigensinn, Aberglauben und Widersetzlichkeit des schlechten Theils dem guten und vernünftigen Theile an dem tröstlichen Genuß der hierin zugetheilten Königl. vorstehenden Gnade hindere. Frankfurt an der Oder den 7. Decemb. 1782.

Gotthold Trummer. Bærenreuth.

insinuatum den 11. Decemb. 1782.

„II. Publication der Einführung des neuen Gesangbuchs den 13. Decemb. 1782.

Da bekannter massen nach der Königl. allergnädigsten Circular-Ordre vom 9ten November 1780 zum spätesten mit dem Anfange des bevorstehenden 1783sten Jahres das neue im Druck erschienene Gesangbuch für die Chur- und Neu-Mark unter dem Titel

Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Königl. Preuß. Landen ꝛc.

in Kirchen und Schulen eingeführt seyn soll; so erfordert es unsere Pflicht, diese allergnädigste Königl. Willens-Meynung, welche blos auf die Beförderung einer vernünftigen christl. Andacht abzweckt, in danknehmender Ehrfurcht mit einem Hochedl. Magistrat zu bewirken, und dazu mit dem neuen Jahre in hiesigen Kirchen den Anfang zu machen. Wir haben also das gute Zutrauen zu einer christlichen Gemeine, sie werde den Königl. Willen hierinnen gehorsamst befolgen, und das Gesangbuch willig annehmen, und durch keine Irrungen und Vorurtheile darwider einnehmen lassen. Sollte aber jemand wider die Einführung des neuen Gesangbuchs gegründete Widersprüche zu haben vermeynen, so kann er sich morgen, als Montags morgens von 10 bis 12 Uhr in der Sacristey derjenigen Kirche, wozu er sich hält, einfinden, seine Gründe des Widerspruchs anzeigen, und fernere Belehrung erwarten. Auch ist der

Ge-

„Gemeinde bekannt zu machen, daß die Armen, welche sich solche neue Gesangbücher nicht anschaffen können, sofort in den ersten 3 Tagen, als Montag, Dienstag und Mittwoch, bey ihren Herren Beichtvätern sich melden, welche denn die Dürftigen namentlich aufzeichnen, und E. Hochedlen Magistrat die Specification zur fernern Verfügung abgeben werden.

Der barmherzige Gott ermuntere und erneure alle Seelen durch seinen heiligen Geist, daß sie der Lehre Jesu von ganzem Herzen gläuben und gehorsam werden.

„III. Schreiben der Bürgerschaft an den Herrn Inspector Milo.

Hochehrwürdiger Herr,
Hochgeehrtester Herr Inspector.

Auf das am Sonntage von den Canzeln vorgelesene Rescript soll die sämtliche Bürgerschaft ihre Meynung wegen des Gebrauchs des neuen Gesangbuchs anzeigen.

Die Stadtverordnete, der enge und weite Ausschuß der Bürgerschaft, und sämtliche Alterleute der Gewerke geben hiedurch zu erkennen,

daß da S. K. M. unser allergnädigster König und Herr, laut Dero Cabinets-Ordre, in Dero Landen zu erkennen gegeben, daß kein Zwang noch Gründe statt finden soll, warum die Städte und Gemeinden in Dero Landen das neue Gesangbuch annehmen sol-

„len, sondern denen Städten und Gemeinden in Dero Landen die Freyheit lassen, aus einem Gesangbuche zu singen, woraus sie wollen. so ersuchet die sämtliche Bürgerschaft, der gegebenen Königlichen Freyheit zufolge, Ew. Hochehrwürden, uns in der Ober- und Unterkirche so, wie bisher geschehen, noch fernerhin aus diesem alten Gesangbuche singen zu lassen, auch diese unsere Meynung einem Hochedlen Magistrat anzuzeigen.

Zugleich bittet die sämtliche Bürgerschaft Ew. Hochehrwürd. um Copiam des am Montage in der Sacristey der Bürgerschaft vorgelesenen Rescripts aus.

Auch wollen Ew. Hochehrwürd. dem Rector Heinatz in der Ober-Schule seine selbst genommene Freyheit, Lieder aus dem neuen Gesangbuche unsere Kinder singen zu lassen, untersagen.

Wir verbleiben mit der vollkommensten Hochachtung

Euer Hochehrwürden

Frankfurt an der Oder
den 17. Decemb. 1782.

gehorsamste und ergebene Diener,

Johann Linke, Stadt-Verordneter.
Friederich Fechner, Stadt-Verordneter.
Samuel Heinrich Pauli p. t. Altermann der Löbl. Kaufmannschaft.
Adam Oesterreich p. t. Altermann der Kaufmannschaft.
Ernst Gottlieb Meisner, Altermann der Löbl. Gewandschneider.

(Nun

„(Nun folgen bloße Namen, die wir mit den nachherigen in der Reihe fort hersetzen) Christian Gottlieb Lietzmann. Gottlieb Rösch. Johann Sebastian Klarich. Friederich Schultze. Johann Daniel Blume. Johann Friederich Tilicke, senior. Christoph Berlow. Christian Friederich Schütze. Andreas Hirsch. Gottfr. Gäbisch. Martin Schümann. Joh. Gotfr. Salbach. Martin Faustmann. Joh. Gottlieb Höder, Handwerksmeister des Gewerks der Tuchmacher. Carl Ludwig Büttner. George Keller. Gottfried Budach, Zimmermeister. Friederich Ferchland, als Ausschuß- und Handwerks-Meister des Becker-Gewerks. Johann Friederich Wohlstadt, als Handwerks-Meister der Seiler. Carl Ludewig Titius. (Hier folgen noch mehrere, die uns zum Theil unleserlich sind. Nachher aber auch:)

Von der Gubener Vorstädter-Gemeine als Bauermeister:

Georg Prifer.
Michael Schickert, Bauermeister.

Damm-Vorstadt
Johann Christoph Richter, Bauermeister.

„IV. An ein Hochehrwürdiges Ministerium.

Einem Hochehrwürdigen Ministerio zu Frankfurt an der Oder übergiebt die sämtliche Bürgerschaft die Sammlung der Familien-Stimmen wegen des

„des Gebrauchs des Gesangbuchs: dasselbe wird daraus ersehen, wie

1087 Familien für die Beybehaltung und den fernern Gebrauch des Frankfurtischen Gesangbuchs seyn;

50 Familien für das neue Gesangbuch;

15 Familien, die wanken, und sich weder für das alte, noch neue, erkläret.

Aus dieser Sammlung der Familien-Stimmen hat das alte Gesangbuch die Mehrheit erhalten.

Wir bitten ein Hochehrwürdiges Ministerium dieses einem Königl. Ober-Consistorio und einem Hochedlen Magistrat hieselbst anzuzeigen, und uns die fernere Verfügungen darüber bekannt zu machen.

Wir sind mit vollkommenster Hochachtung
Eines Hochehrwürdigen Ministerii
gehorsamste Diener,

Frankfurt an der Oder den 2. Jan. 1783.

Stadtverordnete löblicher Bürgerschaft
Johann Linke.
Friederich Fechner.

„V. An des Herrn Predigers, M. Kettels, zu Boossen Hochwohlehrwürden.

Des Herrn Predigers, Mag. Kettel, Hochwohlehrwürd. Berichte von der Gemeinde zu Boossen gegebenen Bedeutung von der von S. K. M. allerhöchstbeliebten Einführung des neuen allgemeinen Ge-

„Gesangbuchs, und von der diskälligen Aeusserung solcher Gemeinde, haben wir wohl erhalten. Wie wir nun gar nicht zweifeln, daß E. Hochwohlehrwürd. von der bey solcher befohlnen Einführung obwaltenden Königl. landesväterlichen Intention zu Beförderung einer gleichstimmigen Andacht in Dero Landen, und zu fernern Abwendung der mit verschiedenen durch die Gewinnsucht der Verleger vervielfältigten Anzahl der Gesangbücher verknüpften Kosten, und von den ohnläugbaren Vorzügen des Inhalts und der Ausdrücke der im neuen Gesangbuche enthaltenen Gesänge, selbst völlig überzeugt seyn werden; so glauben wir auch allerdings, daß Dieselben alle Bemühung zu gleicher Ueberzeugung der Gemeinde werden verwandt haben. Es ist indessen fast unbegreiflich, wenigstens zur Schande der Menschheit höchst traurig, wenn die aus ernstlicher Ueberzeugung von einem geistlichen Lehrer der Gemeinde ertheilte Belehrungen so schlechten Eindruck finden, und entweder der Dummheit und dem Aberglauben, oder wohl groben Bosheit unterliegen. Da jedoch die Erfahrung lehret, daß bey solchen Umständen und Gesinnungen durch den Zwang nichts gebessert wird, S. K. M. auch nicht gemeynet sind, jemand zum vernünftigen Gottesdienst zu zwingen, so muß freylich vor der Hand noch nachgesehen, inzwischen aber alles, was eigene Ueberzeugung, Pflicht, und Geschicklichkeit vermag, angewendet werden, um der Gemeinde den Verstand aufzuklären, reine und deutliche Begriffe von der Religion auszubreiten, Aberglauben und Vorurtheile auszurotten, und die Herzen zu

„bessern

bessern. Zu solchem Zweck ist nöthig, daß der Herr Magister

1) nur solche Lieder aus dem Frankfurtischen durch den Herrn Inspector verbesserten Gesangbuche bey dem Gottesdienst singen lassen, welche auch in dem neuen allgemeinen Gesangbuche stehen,

2) sich äusserst bemühen, die wahren Gründe des Widerspruchs bey denen Individuis der Gemeinde zu erforschen, und solche bey ihren geistlichen Vorträgen mit Sanftmuth und Liebe zu widerlegen; besonders auch den Hang an mystischen dem gemeinen Manne wirklich selbst nicht begreiflichen, nur durch den Schlendrian eigen gewordenen Ausdrücken zu benehmen;

3) in der Schule zum reglementsmässigen Gebrauch kein anderes, als das neue allgemeine Gesangbuch dulte, die Lieder aus selbigem, besonders die in selbigem abgeänderte alte von der Jugend so lange singen lasse, bis ihnen solche Lieder gänzlich bekannt und eigen geworden;

4) Die Jugend bey der Vorbereitung zur Aufnahme in die Gemeinde, so wie in der Schule, bey allen möglichen Gelegenheiten von den Vorzügen des neuen Gesangbuchs überzeuge, zu ihrer Belehrung und Erkenntniß solche Lehrarten gebrauche und anwenden lasse, die mehr die göttliche Sittenlehre Jesu, als verjährte, obgleich mit vielem Christen-Blute errungene doch stets bestrittene dogmata enthalten.

Wie wir bey solchen Vorgängen nicht zweifeln, endlich den guten Zweck zu erreichen, so behal-

„halten wir uns noch besonders vor, mit dem Herrn Magister über die Verbesserung der Schullehre, und Anordnung dazu gehöriger Bücher zu conferiren, in Ansehung des neuen Gesangbuchs aber müssen die Bemittelte zu Anschaffung desselben für ihre Schulkinder angehalten, denen Armen aber solche aus dem Kirchen-Aerario angekauft werden, und erwarten wir zu dem Ende ein Verzeichniß derjenigen, deren Armuth ihnen nicht erlaubt, sich das neue Gesangbuch aus eigenen Mitteln anzuschaffen. Frankfurt den 18. Januarii 1783.

Bürgermeistere und Rath
Gotthold Trummer.“

Das sind die auffallenden und unter einander sonderbar contrastirenden Stücke, welche unserm Publiko vorzulegen, man uns ersucht hat. Leicht könnten wir darüber eine viele Seiten lange, nicht unnütze, Kritik niederschreiben; begnügen uns aber an einigen Anmerkungen. Im Voraus setzen wir nur noch hinzu, daß, nach hiebey erhaltener Nachricht, vornehmlich Hr. Kr. Rath Trummer, wie auch aus seiner alleinigen Unterschrift bey Num. V. erhellen will, für den einigen oder vornehmsten Betreiber der Sache dort angesehen werde — und daß in der Unter-Kirche beynahe ein Tumult darüber entstanden seyn, dergleichen uns nun schon von mehrern Orten her bekannt geworden ist. Nun denn nur wenige Anmerkungen:

1.) Wie der Stadt-Magistrat in Frankfurt, wenn er auch etwa Kirchenpatron bey der Stadt

und

und den erwähnten Dörfern ist, dazu komme, dem dortigen Ministerio solche Aufträge in geistlichen Sachen, wie die obigen sind, ganz im Anordnungston zu geben, begreifen wir nicht, da uns nicht einmal bekannt geworden ist, daß nach der neuen Königl. Justiz-Reforme, die Geistlichkeit in temporalibus einem Städtischen Magistrat oder einem weltlichen Untergericht unterworfen seyn solle. Besonders aber Num. V. ist wohl ein ganz offenbarer Eingriff in die Rechte selbst des hohen Königl. Ober Consistoriums zu Berlin, und sollte Hr. M. Kettel diese Verordnung so hingenommen, befolgt oder nicht befolgt haben, ohne davon eine officielle Anzeige an seinen Herrn Inspector, und durch denselben an das hohe Ober-Consistorium gemacht zu haben, so würde er, wie man erachten darf, von diesem hohen Orte für straffällig anzusehen seyn. Doch mag es etwa eine anderweitige Bewandtniß damit haben, wie auch einige andere nachher anzuführende Fälle wahrscheinlich genug machen.

2.) Daß die Königliche Cabinets-Ordre, wonach die Einführung oder Zurücksetzung des nun hier sogenannten allgemeinen Gesangbuchs schlechthin auf den freyen Entschluß der Gemeinen und auf die Pluralität in denselben ankommen soll, durch solche Proceduren, wobey man sich bloß auf die erste Ober-Consistorialverordnung beruft, gleich als ob sie in ihrer vollen Kraft geblieben wäre — wirklich eludirt werde. Hier gieng nun die Sache gar so weit, daß, wer mit der Einführung des N. Gesangbuchs nicht zufrieden seyn wollte, sich schon

mor-

morgen von 10 — 12 Uhr dagegen melden (einen so kurzen Termin setzt kein Gericht) und nicht nur melden, sondern auch seine Gründe des Widerspruchs anzeigen und darüber Bedeutung oder (etwas milder) Belehrung erwarten solle — das alles, für ganze Gemeinen, binnen 2 Stunden. Das war nichts besseres, als die zeitherigen Bekehrungsversuche in den Kaiserl. Erblanden, denen sich die zu den Protestanten übertreten wollende vor den Magistraten ꝛc. unterwerfen sollten — Ein gemeiner Mann kann viel triftiges wider Sachen dieser Art einzuwenden haben, und weiß doch nicht, mit leidlicher Fertigkeit sich darüber auszudrücken, oder ist zu betreten dazu. Bedarf er doch sonst, auch in ganz mäßigen Klagesachen, wovon er seinen Nachbar ganz gut unterrichten kann, vor Gericht einen Advocaten, und jetzt einen Assistenten. Wo haben Se. Maj. solche Proceduren vorgeschrieben oder gestattet, als man in Frankfurt zubereitet hat? Allerhöchstdieselben würden eine Rechenschaft gewiß noch nicht einmal von demjenigen Prediger fordern, der sich weigerte, im geringsten etwas zur Einführung des N. Gesangbuchs beyzutragen. Und etwa von Absetzung ꝛc. könnte darüber gar nicht die Rede seyn.

3) Zweckdienlicher aber hätte es der dortige Magistrat nicht anfangen können, wenn er die Absicht gehabt hätte, das N. Gesangbuch auf Einmal auch bey vielen solchen, die bis dahin gewankt

haben mögen, schlechthin verhaßt zu machen. Man würde auch diesen Verdacht fassen können, wenn nicht die an das geistliche Stadt-Ministerium und an Hrn. M. Kettel gegebenen Anordnungen eine vom Gegentheil überzeugende Sprache führten. Wenigstens die Herren Geistlichen würden darüber, daß sie so willig sich nach diesen Anordnungen richteten (nur die grobe beleidigende Härte in der Vorstellungsart ausgenommen) unter diesen Argwohn fallen, wenn man ohne klaren Grund sich erlauben dürfte, zu glauben, daß ein geistliches Ministerium mit so wichtigen Sachen Scherz treibe. Ob nun aber gleich der so sehr mislungene Versuch eine mehrere Klugheit hätte lehren können, so sieht man doch keine bessere in Num. V. Die Frankfurtische Bürgerschaft begehrt unterm 17. December, daß dem Hrn. R. Heynatz untersagt werde ꝛc. und unterm 18. Januar gebieten Bürgermeister und Rath, daß das N. Gesangbuch wenigstens in der Schule zu Boossen schlechterdings gebraucht werden soll ꝛc. Werden das wohl die Bauern zufrieden gewesen seyn? ihren Kindern neue Gesangbücher gekauft haben? Oder wenn die armen Kinder nun welche hatten, und der Schulmeister singen wollte — wir wollen nicht sagen, welcher Jungens-Krieg daraus entstanden seyn könnte.

4) Nun ist es beynahe überflüssig, das ganz unchristlich lieblose und äußerst unverständige und beleidigende, womit der Magistrat in seinem an die

Geist-

Geistlichkeit erlassenen Schreiben über alle diejenigen hergeht, die dem N. Gesangbuch nicht hold sind, besonders zu bemerken. Man sehe denn aber wie diese Herren gegen die Geistlichkeit ihres Orts, verhoffentlich nur in Besteifung auf die Allgem. D. Bibliothek schon für bekannt annehmen, daß Niemand ein verständiger oder kein ehrlicher Christ seyn könne, wer es nicht haben will. Wenn wir einmal gar nicht streiten wollten, ob dasjenige, was sie einzig als Religion oder Lehre Jesu anpreisen, wahres Christenthum sey: kennen sie denn keine Schwachen, die man bey hoher Strafe (wenn sie dieselbe auch nicht für ewig halten wollten) nicht ärgern, ja auch nicht betrüben und eben so wenig verachten, also überaus zärtlich, durchaus mit Liebe behandeln, und fein bedächtig schonen soll? Freylich die A. D. B. geht mit geht, taktisch eben so vorauf. Ob aber wohl die Herren Herausgeber des Gesangbuchs, nebst dem ganzen hohen Ober-Consistorium, geglaubt wissen wollen, daß dasselbe eine so weit um sich greifende Absicht habe, als ein Magistrat hier so dürr und trocken, mit Schelten und Schimpfen auf die Glaubenslehren, die in den alten Gesangbüchern zu finden sind, hingeschrieben hat? So viel haben wir bisher selbst kaum geglaubt, mag es auch Hr. D. Semler schon oft laut gesagt und öffentlich geschrieben haben. Da man aber nun sieht, aus welchen Bewegungsgründen die Einführung des Gesangbuchs so manche Herren, deren Religion doch wohl ihres Orts nicht unbekannt seyn wird, so ämsig betrei-

ben, so beschweren sich die Gemeinen desto mehr mit Recht dabey über Religionsbedrückung, welche doch der König durchaus nicht verstatten will. Das beleidigende Urtheil des Magistrats trift zunächst das zeitherige Frankfurtische Gesangbuch, welches er selbst Num. V. ein durch den Hrn. Inspector (schon) verbessertes nennt. Nun lese man nochmals Num. I., an (gewiß doch eben den) Herrn Inspector Milo gerichtet, um zu fühlen, welcherley Betragen des Magistrats das sey. Freylich, wo sollte Hr. Inspect. Milo, ohne große Weitläuftigkeit, seine Klage darüber anbringen? Und Hrn. M. Kettels Lehrarten sollen, nach Anweisung dieses Magistrats, nicht verjährte, obgleich mit vielem Christenblut errungene, doch stets bestrittene dogmata enthalten. Welche Sprache ist das? Und dabey ein ganz neujuristischer Begriff von Verjährung. Mehr nicht für das Mal von den Frankfurtischen Händeln, worüber sich Hr. Steinbart freuen mag.

Bey dieser so ungesuchten Gelegenheit geben wir noch einige andere Gesangbuchs-Nachrichten, doch ohne Nennung der Oerter, weil wir keine Zeitung schreiben.

In einer andern Königl. Provinz hat ein hohes weltliches Collegium die Einführung des N. Gesangbuchs betrieben, aber ebenfalls mit völlig widrigem Erfolg, weil mit Anfang dieses Jahrs nochmals alle Gemeinen es ausgeschlagen und sub-

snbmisseſt verbeten haben. In einem Schreiben von daher leſen wir, daß dieſe Betreibung hier und da einen weſentlichen Nutzen nach ſich ziehe: „Viele Gemeinen, die im Schlaf der Sorgloſig„keit und Sicherheit gelegen, und gar nicht mehr „acht gegeben, was ihre Prediger ihnen vorſagen, „erwachen daraus und werden ſehr aufmerkſam „und forſchend, was ihnen vorgeprediget werden „ſollte. Gewiß ein wahrer Nutzen. So iſt es auch „zu verwundern, was mancher Landmann und „einfältig ſcheinender Zuhörer, auch Leſer des N. „G. B. für Urtheile fället, die völlig gegründet „ſind und beynahe erheblicher, als die in den kri„tiſchen Sammlungen angebrachten ſelbſt. Der „Conſiſt. Rath — und ſein Anhang hätten bey„nahe am N. Jahrs Tage blutige Auftritte, wie in — (in einer ganz andern Provinz) vorgefallen, „verurſachen können, wo es Gott nicht noch gnädig „abgewendet.“

Aus einer noch andern Königl. Provinz ſchrieb in dieſem Jahre ein Freund (wir behalten wieder die Namen zurück) folgendes: „Das neue Ge„ſangbuch ſchaffte ich mir ſogleich an, und nam „mir zum Probierſtein die 11 Lieder vom heiligen „Abendmahl — Keine einzige Stadt- oder Landge„meine hieſiger Gegend hat es angenommen, den „Herrn von — zu — ausgenommen. Dieſer hat es „ſeinen Gemeinen in Geſellſchaft des Predigers auf„dringen wollen. Zwey Dörfern iſt es auf ihr drin„gen des Verlangen wieder abgenommen worden, und 2

„haben es behalten. Mit Peitschen hat gedachter „Edelmann einen Schulzen bestraft, daß er die „Gemeine wider dasselbe aufgeredet haben sollte. „Den Artikel in der Berlinschen Zeitung von ihm „hätte ich gern beantwortet. Wenn Sie dieses „in einer politischen Zeitung einbringen könnten, „so will ich Ihnen mit Vergnügen den genauen Um„stand hievon nächstens melden.“ Also soll bey Peitschen-Strafe kein Dorfschulze unter einem solchen Edelmann seine Meynung wider das N. Gesangbuch sagen. Dafür aber soll jeder seine Meynung sagen. Wie würden des Königs Maj. diesen Edelmann ansehen?

Mit großer Freude haben mehrere Zeitungs-Blätter gemeldet, daß das N. Berlinsche Gesangbuch in Wien für die dortige evangelisch-lutherische Gemeine gedruckt sey. Nachher muß schon jeder verständige Protestant sehr übel empfunden haben, was gleichfalls öffentlich berichtet wurde, daß der Prediger dieser Gemeine einen Katholischen Geistlichen, welcher bey ihm sich zum Uebergang zu unserer Confession anmeldete, an den Cardinal, Erzbischof Migazzi verrathen habe, welches für den vielleicht sehr ehrlichen und verständigen Mann die traurigsten Folgen gehabt hat. Wer mag diesem Prediger wohl zur Pflicht gemacht haben, ein Verräther auf einen solchen Fall zu seyn, wenn er auch nicht gut finden konnte, diesen Kathol. Geistlichen aufzunehmen? Er wollte sich etwa bey dem Cardinal und der ganzen Kathol. Klerisey beliebt ma-

machen, wie uns ein anderes, wiewohl dem übrigens nicht ähnliches Beyspiel durch die neue Tübingische gelehrte Zeitung bekannt geworden ist. Zu guter Aufklärung aber dient, was wir aus einem neulich nahe dort her erhaltenen Schreiben hier mittheilen: „In den Oesterreichischen Landen „hat das Evangelium guten Fortgang. Nur ist „zu besorgen, daß durch die neumodischen Lehrer „das Gift auch da ausgebreitet werde. Das „Berliner Gesangbuch ist dort gedruckt, und der „erste Wiener Prediger Fock scheint auch auf der neuen Reformatoren Seite zu stehen. Seine Kirchen„gebeths-Formel läßt wenigstens dergleichen prä„sumiren. Darinne stehet von Jesu Christo kein „Wort; und zu dem zweyten Prediger ist ein Ha„lensis aus Semlers Schule, der zugleich Mitar„beiter des Nicolai ist, namens Sachs, bestellet „worden.“ Wir können hiebey nicht umhin, zu äußern, was wir denken: Da des Kaisers Maj. in Ihren Erb-Staaten so viel Toleranz gegen die Protestanten zu beweisen angefangen haben, so möchte sehr rathsam seyn, daß die überall für die dortigen Protestanten bestellten und zu bestellenden Prediger, auf Sr. Maj. Befehl, auf symbolische Bücher verpflichtet würden. Wo dies nicht geschieht, wird immer zu befürchten seyn, daß nach und nach unter dem Namen evangelisch-lutherischer und reformirter Christen an mehrern Orten Bürger und Bauern zugezogen werden, die in ihrer Religion sich nicht weit von denen in Böhmen aufgewachsenen sich mit großem Unrecht so nen-

nenden Abrahamiten unterscheiden dürften, welche aber seine Kaiserl. Maj. durchaus nicht dulden wollten.

* * *

Diese Krit. Sammlungen betrauren jetzt mit Recht das Ableben eines vornehmen verdienten Mannes, dem sie ihr Daseyn verdanken. Herr Adolph Friedrich Reinhard, des Kaiserl. und Reichs-Kammergerichts-Assessor als Herzogl. Mecklenburgischer Präsentatus von wegen des Nieder-Sächsischen Kraises, verschied zu Wetzlar am 6. August d. J. im 58sten Jahre seines Alters. Geboren war er zu Strelitz den 19. Jan. 1726. und hatte zum Vater Hrn. Johann Christian Reinhard, Herzogl. Mecklenburg-Strelitzischen Hof- und Canzleyrath, zur Mutter Fr. Rath. Rebecca Succow, gewesenen Präpositi zu Sternberg Tochter, aus bekanntem adl. Geschlecht. Bis in sein 14. Jahr ward er von Privatlehrern und seinem Hrn. Vater selbst unterrichtet, nachher aber von demselben auf das blühende Gymnasium zu Thorn in Pohlnisch-Preußen geschickt, wo er, in der Absicht Theologie zu studiren, alle dazu gehörige Vorbereitung und Sprachkenntnisse zu erreichen suchte. Nach verflossenen 3 Jahren kam er über Danzig zurück und studirte 2 Jahr unter der Anweisung seines Hrn. Vaters, wählte aber nun die Rechts-

Rechtsgelehrsamkeit zu seiner Bezielung. Im Jahr 1745 gieng er nach Halle, und hörte, außer den damaligen großen Rechtslehrern, den Kanzler Wolf, Krüger ꝛc. Schon aber im Jahr 1747 rief ihn das Ableben seines Hrn. Vaters nach Hause, wo er alsbald zum Secretair bey der Herzogl. Justiz-Canzley zu Neustrelitz bestellet wurde. Diese Stelle ließ ihm viel Zeit zum Studiren übrig, und aus großer Neigung für das gelehrte Leben war er mit derselben auf viele Jahre zufrieden. Nachher aber diente er auf 12 Jahre als wirklicher Canzley- oder Justizrath, bis er im Jahr 1771 aus diesen Herzogl. Diensten seine Entlassung erbat, von der gesammten Mecklenburgischen Ritter- und Landschaft sich zu ihren Syndicus und Consulent zu Rostock bestellen ließ, und in eben dem Jahre die juristische Doctorwürde von der Facultät zu Bützow annahm. Schon aber zu Ende des Jahrs 1773 erhielt er von Sr. Herzogl. Durchl. zu Mecklenburg-Schwerin den Ruf als Professor iuris primarius zu Bützow und wirkl. Consistorialrath, und nachher im Jahr 1776 die Präsentation beym Kaiserl. und Reichs-Kammergericht, wurde von diesem Höchsten Reichsgericht, nachdem er zur Ablegung seiner Probearbeit nach Wetzlar gereiset war, im Januar 1777 pro receptibili erklärt, und nun von Sr. Herzogl. Durchl. zum Consistorial-Director gnädigst ernannt, konnte aber auch dieses ansehnliche Amt, nebst fortgehender Professur zu Bützow, nur wenige Jahre verwalten, weil er im Februar 1780

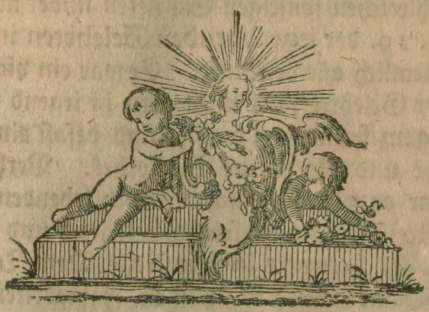
nach erhaltener Einberufung, nach Wetzlar abgehen mußte. In seiner vorhin erwähnten guten Muße zu Neustrelitz war die Philosophie kein geringer Theil seiner gelehrten Beschäftigung. Unter andern kam er bald über die Crusischen Schriften, ließ sich eines bessern überzeugen und gab dem Wolfisch-Leibnitzischen System und der Wolfischen Art zu philosophiren den Abschied. Er suchte auch Bekanntschaft mit dem sel. Crusius, und wurde bald ein Vertrauter desselben, so weit die Entfernung es zuließ, hat ihn aber auch auf einer gelehrten Reise, in Gesellschaft des Herrn Oberkammerjunkers von Genzkow in Leipzig persönlich kennen gelernt. Diese Verbindung mit dem sel. Crusius sahe er jederzeit für etwas sehr vortheilhaftes und wichtiges an, und trauerte nachher über dessen Ableben so sehr, wie je ein Schüler seinen geliebten Lehrer betrauren mag. Diesem holden, scharfsinnigen und gottseligen Gottesgelehrten und Weltweisen verdankte er vornehmlich seine ernstliche Denkungsart in Absicht auf Religion und Christenthum, ja besonders auch dies, daß er zeitig genug, nämlich schon von der Zeit an, da Hrn. Tellers Lehrbuch erschienen war (1764) einsehen gelernt habe, wo hinaus diese, wie ihm der sel. Crusius zugestand, nur geringscheinenden Anfänge, die an sich immerhin ohne großen Nachtheil den Theologen etwas zu thun geben möchten, laufen würden. Er erstaunte nämlich wenige Zeit nachher, als er klar wahrnahm, wie richtig der verehrliche Mann gesehen habe. Diese Kritischen

Samm-

Sammlungen fieng er an, als er noch in Rostock bey der Ritter- und Landschaft war, herauszugeben, kam aber darüber nun bald nach Bützow, und hat dieselben auch unter nicht geringen Schwierigkeiten bis zu seiner Einberufung nach Wetzlar d. i. bis auf das St. 1. des B. 6. fortgesetzt, da er sie denn dem jetzigen Herausgeber, mit einigen Vorarbeiten für das folgende Stück überließ. Seine ganz zahlreichen sonstigen Schriften findet man in dem Th. 19. der jetzt lebenden Gelehrten in Europa ziemlich alle benennet. Er war ein viel umfassender Gelehrter, der nicht gern in irgend einem Fache ganz fremd seyn wollte, und besaß eine ansehnliche und auserlesene Bibliothek. Verheurathet war er seit 1767 mit des noch lebenden würdigen Greises, Hrn. Hofraths, Leibarzts und Landphysici, D. Hempels in Neustrelitz, Dem. Tochter, einer Dame von vorzüglichen Fähigkeiten und Kenntnissen, die ihn nebst einem Sohne von 13 Jahren beweinet. Besonders in den letzten Jahren war seine herrschende Angelegenheit, Gotte im Glauben an Jesum Christum wohl zu gefallen, da er auch allemal seine Ueberzeugung, die sich wohl nicht füglich auf die Rechnung der Leichtgläubigkeit schreiben läßt, frey bekannte. Sein hinterlassener Sohn soll nach dem Wunsch des Hrn. Vaters sich der Gottesgelahrtheit widmen, und derselbe war schon ernstlich darauf bedacht, ihn vor dem jetzt mächtigen Verderben möglichst, so weit Menschen es können, in Sicherheit zu bringen. Da seine Gesundheit längst einer beständi-

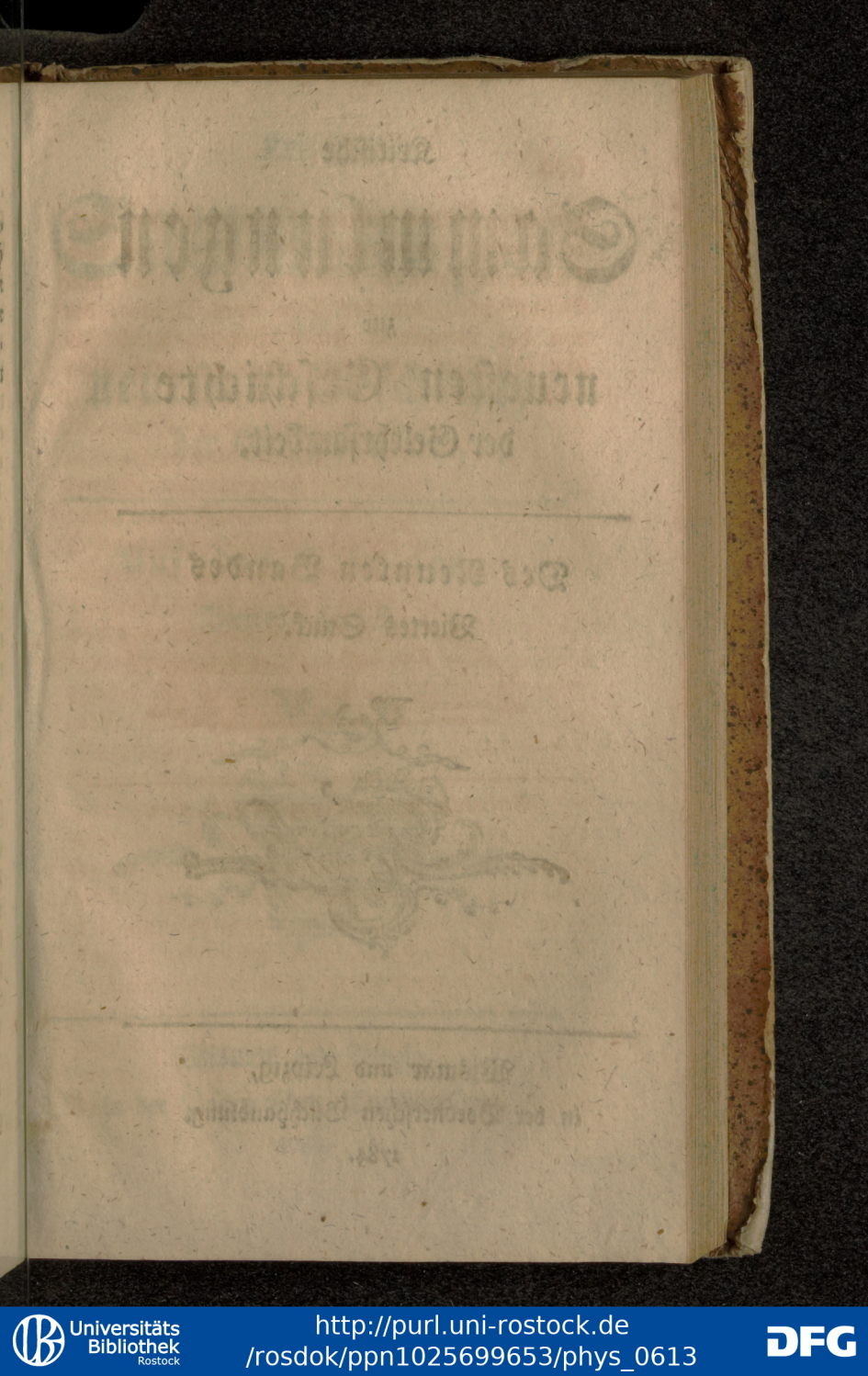
gen

gen Abwechslung unterworfen gewesen war, wurde er zuletzt von einem Schlagfluß befallen; doch starb er davon nicht plötzlich, sondern bey guter Besinnlichkeit, mit der Ruhe eines Christen, der von der Vergebung seiner Sünden durch Jesum Christum versichert, einen gnädigen Gott weiß.



Gedruckt zu Neubrandenburg bey C. G. Korb.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0612
DFG



Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Des Neunten Bandes

Viertes Stück.

Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1784.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0614
DFG

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

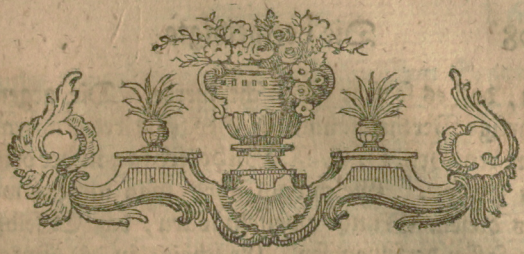
Auf das Jahr 1783.

Viertes Stück.

Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1784.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0615
DFG





I.

Die vertheidigte Geogenie, als deren Dritter Theil, nebst einigen weitern Ausführungen wichtiger Materien. Berlin 1783. Im Verlag der Buchhandlung der Realschule. 4. 158 Seiten.

Die Silberschlagische Geogenie vertheidigt sich zwar in ihrer eigentlichen Hauptsache bey allen Verständigen, die mit nothdürftiger Fassungskraft für einen so großen Gegenstand versehen sind, von selbst sehr leicht, und die feindlichen Angriffe, die sie bis jetzt erfahren hat, sind an sich vielmehr durchaus verächtlich, als im geringsten fürchterlich. Hieraus aber folgte nicht, daß von Seiten des auf den sichersten Gründen unbewegt bestehenden geogenetischen Schriftstellers das Urtheil darüber ohne alle Einrede dem gelehrten Publicum hätte überlassen werden können. Denn dies Publicum ist in Sachen dieser und mancher andern Art wie ein Kind, das jeder Stutzer mit einem gemahlten Buche und Degen hintergehen und erschrecken kann; und mit gutem Willen soll man doch, so weit sich wehren läßt, nicht geschehen las-

sen, daß es so sehr getäuscht werde. Die gegenwärtige Vertheidigung der Geogenie redet überall von dem Hrn. O. C. R. Silberschlag in der dritten Person. Gleichwohl wird man nicht etwa aus diesem Grunde zweifeln sollen, daß Er selbst Verfasser derselben sey. Er scheint in der Sprache seine Person nur deswegen abgelegt zu haben, um die von den Gegnern sehr grob gereizte Empfindlichkeit desto leichter zu unterdrücken. Vielleicht ist ihm auch gerade durch dies Mittel seine Absicht desto mehr gelungen. Seine Gegner, wenn sie noch eine Fähigkeit dazu haben, müssen sich schämen, da ihrem eben so unhöflichen als nichtigen Gezänke hier nur gesetzter Ernst, von wahrer Sanftmuth begleitet, und städtische Feinheit entgegen kömmt. Diese Gegner nun, die in der vertheidigten Geogenie mit gleicher Gründlichkeit und Artigkeit zurückgewiesen werden, sind der unbekannte Verfasser der so betitelten Philosophisch-physikalischen Fragmente ꝛc., die wir unsern Lesern St. 2. dieser Samml. S. 207 — schon bekannt gemacht haben, und der wohlbekannte und berühmte Herr Ritter Michaelis in seiner Orient. und exeget. Bibliothek. Die Abfertigung derselben reicht bis S. 119, worauf nachher noch 2 andre Stücke folgen. Besonders aber hat man die Vertheidigte Geogenie von Herzen willkommen zu heißen wegen der auf dem Titel bemerkten weitern Ausführung mehrerer wichtigen Materien. So gut wir bedenken, daß einerley Sache in unserm Journal nicht zu viel Raum einnehmen dürfe, so gut wissen wir doch auch, daß viele Leser durch

unsre

unsre Recension der Silberschlagischen Geogenie B. 7. St. 1. sich außerordentlich haben vergnügen lassen, und so gestatten wir uns, auch diesen dritten Theil derselben mehr als kurz anzuzeigen.

Von den Fragmenten des Ungenannten giebt der Herr Vertheidiger eine vollständige beurtheilende Recension bis S. 74, woran etwa nur der Herr Ungenannte und nebst ihm diejenigen Philosophen, die mit einer des Namens werthen philosophischen Logik unbekannt sind und die natürliche bey sich selbst verwahrloset haben, sich noch nicht begnügen möchten. Wir lassen es genug seyn, nur etwas aus derselben mitzutheilen. In der Einleitung werden die eben so vernunftwidrigen als ohne Beweis von demselben aufgestellten Begriffe von der Schöpfung und von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte ans Licht gezogen, und danach bemerklich gemacht, daß der Mann denn schlechterdings nothwendig sich die schlechtesten Begriffe von der neuen Geogenie machen müsse. Und noch mehr: „Es würde eine wahre Schmach „für dieses Werk seyn, wenn derjenige, der die Mo„saische Erzählung getadelt, diejenige Schrift, so „sie erkläret, gelobet hätte. Der stolze Gedanke: „was ein Mensch für vernünftig und den Eigen„schaften Gottes gemäß zu seyn erkläret, darnach „muß sich Gott gerichtet haben, das müssen auch „alle Menschen gelten lassen, wenn sie sich anders „nicht für unvernünftig erkläret sehen wollen, „herrscht durch seine ganze Schrift hindurch. Aber „welche gesunde Vernunft wird diese Phantasie „billigen?“ Wie nun die Recension der Frag-

mente selbst ausgefallen sey, wird sich ganz wohl aus unsrer schon erwähnten, freylich in Vergleichung mit der in der Vertheidigten Geogenie zu lesenden, nur ganz kurzen und ungelehrten Recension derselben erachten lassen. Der Herr Vertheidiger zeigt vom Größten bis ins Kleinste, daß er alle die vielen Fragmente, Stücken und Brocken aus der Naturgeschichte bey weitem besser kenne, als sein Gegner, der sich nie hätte für tüchtig achten sollen, wider einen großen Mann streitbar auftreten zu können. Wie kann z. B. Er es seyn, auf dessen unartige vermeynte Zurechtweisungen, die unter sich selbst im Streit liegen, Herr Silberschlag seine Behauptung über die Erzeugung des Sandes aufgeben soll? Wo und wie mag er sich bemühet haben, den mancherley Sand nur nothdürftig genau kennen zu lernen? Hier lesen wir S. 17. „Wir haben eben über sechzig Sand„proben, sogar Seesand haben wir vor uns liegen, „unsre Vergrößerungsgläser zeigen uns alle Ge„stalten von abgekugelten Figuren; woher diese „Figuren?“ Wo mag der Fragmentist je nur sechserley Sand vor sich liegen gehabt und genau betrachtet haben? Er meynt, der eckichte und scharfe Sand könne durch die Länge der Zeit abgeschliffen, durch langes Fortrollen in den Gewässern abgerundet werden. Wenn man eine gewisse Quantität scharfen Granitsand mit Wasser vermische und diese Mischung öfters bewege, so sehe man mit bewaffnetem Auge nach einiger Zeit augenscheinlich, wie sich die scharfen Kanten verlöhren und die Sandkörner sich immer mehr der runden

Gestalt

Gestalt näherten; was hier die Kunst thue, solle die Natur durch die rasche Bewegung der Gewässer, worinn sie den Sand Jahrtausende rolle, zu thun nicht im Stande seyn? Er erhält zur Antwort: „Man sollte sich beynahe verführen lassen, „zu glauben, der Gegner habe diesen Versuch selbst „angestellt. Möchte er es doch gethan haben: so „würde er gar bald, oder wenn er auch ein ganzes „Jahr gerollt hätte, zuletzt bemerkt haben, daß für „die Härte des Quarzes die Schwere der Sandtheilchen viel zu leicht sey, um sich durch bloßes Hinundherwürfeln abrunden zu lassen. Der Erfolg seines „Versuchs wird von uns mit Grunde geleugnet. Er „giebt aber mehr als eine Ursache der Abrundung des „Sandes an. I. Das Rollen in den Strömen. Es ist „Zeit, (wird geantwortet) daß wir die Natur von dieser Sclavenarbeit befreyen, und uns auf immer der „Mühe überheben, den durch alle zehen Fragmente „beständig fortrollenden Sand einer ganzen Weltkugel zur Ruhe bringen. Der Wasserbau belehret uns von folgenden Erfahrungssätzen, die allen Teichbaumeistern, Teichinspectoren und Conducteurs bekannt genug sind. a. Von welcher Art „der Sand in den Ufern ist, von der Art ist auch „der Sand in den Flüssen und so wie die Mischungen der Ufermaterialien abwechseln, so wechselt „auch in einem und demselben Strome das Sandbette ab. Der weiße Sand der Lausitz, womit „die Spree die Cottbussischen Wiesen verwüstet, ist „noch nie nach Berlin gekommen: so wenig wie „der Berlinische Sand bey Spandau in die Havel „geflossen ist. b. In der Linie der Stromtiefe sin-

„det man bey einem reißenden Strome keinen „Sand, am wenigsten Perlsand, wohl aber kleine „und große Steine. Vor Wesel, wo der Rhein„strom 60 Fuß tief ist, hat man aus dem Grunde „Sand herauf ziehen lassen; der Bauinspector, „Herr Köhler, hat ihn herausgezogen, und nach „Berlin geschickt, und dieser bestand aus allerley „eckigten Steinen. (Bey dem fernern erlauben wir uns einige Abkürzung) „c. Bey mäßigem „Gange und gewöhnlichem Wasserstande — rollen „die Ströme gar keinen Sand — auch findet man „keine Veränderung der Sandhäger so lange der „Strom von unten herauf anschwillt. Hier ver„streichen wieder ganze Monate, wo der Strom „viel zu faul ist, als daß er sich nach den Befehlen „der Kunst richten sollte. d. Nur bey Eisfahrten „fängt der Strom an, sich mit dem Sande zu thun „zu machen. Ja, nun wird das Rollen des Herrn „Fragmentisten losgehen! Nur Geduld! Geduld! „Wo der Strom schmäler ist, als seine Normal„breite, und wo seine Bahn sich krümmet, da reißet „er den Sand auf dem Grunde mit sich fort, läßt „ihn aber bey der nächsten Landzunge wieder lie„gen — (Das fernere zeigt weiter, daß der Sand sehr fest und hart liege und damit den Wasserbau sehr erschwere) „e. Wo die Strombreite ihre „Normalbreite überschreitet, da bleibt aller mitge„brachte Sand liegen — Man halte diese Nach„richten, welche durch alle Strombefahrungsproto„kolle bewiesen werden können, gegen die eingebil„dete Idee des Verfassers der Fragmente von ei„nem beständigen Rollen und Herumtoben der

„Flüsse

„Flüsse mit dem Sande, und nehme noch dazu, „daß Sand, als ein schwererer Körper, sich viel „langsamer, als der Strom selbst bewege: so ver„schwindet das Phantom von Abrundung des „Sandes durch Flüsse auf der Stelle. Damit es „aber sich nicht nach der vieltausendjährigen Was„serperiode vor der Schöpfung hinretiriren könne: „so kündigen wir dem Herrn Fragmentisten den „Beweis an, daß auf dem Grunde eines allgemei„nen Weltmeers die Wirbel und heftigen Ströme, „von denen er spricht, Statt haben und nach den „Bewegungsgesetzen der Natur von selbst sich er„zeugen können. Werden die Fragmente fortfah„ren, mit dem Sande zu rollen und zu stürmen: „so werden wir sie auf diese Abhandlung verweisen.“ Wer etwas weiter denken kann, wird dieselbe überaus fruchtbar finden. Danach aber urtheile man überhaupt, wie sehr gegen einen Silberschlag der sich aufdringende Bestreiter zu kurz komme. Vielleicht möchte er gar keine Fragmente über die Geogenie haben schreiben wollen, wenn er nur diese wenigen Seiten vorher hätte lesen können. Wir dürften nicht lange suchen, um sehr viel unterhaltendes abzuschreiben, wenn der Raum es litte. Bald nachher S. 26 und 35 bemerkt der Hr. Verth. wie der Fragmentist selbst unversehens wider seinen Willen, indem er mit seiner Belesenheit und mit seinen hurtigen Schlüssen hin und her läuft, der neuen Geogenie bestens zu statten komme; und schon vorher wird er erinnert, nicht gar schon aus Granit Thon und Brod zu machen, da nur bloß vom Sande zu reden war. S. 36 findet man

mehrere enorme fragmentarische Meynungen, die zur Widerlegung der bestens erwiesenen Silberschlagischen Theorie haben dienen sollen, z. B. daß es ehedem eine Schifffahrt aus dem Caspischen Meere über Rußland nach Schweden gegeben habe — und daß große Steinheere und Steinberge auf großen Eisschollen überall auf der Erde herumgefahren wären ꝛc. kurzhin abgefertigt — und sodenn folgende Bitte um billige Aufnahme: „Der „Herr Gegner mag es uns vergeben, wenn bey so „vielen und vorsetzlichen Verstoßen gegen die „Grundsätze der gesunden Vernunft, bey so vielen „Verfehlungen des Streitsatzes und bey so vielen „Trugschlüssen, bey so vielen Witzeln und Spötteln „uns endlich einmal die Geduld gerissen. Doch „wir werden noch mehr Geduld nöthig haben —“ Da der Herr Fragmentist wegen Blödigkeit seiner Augen in der bestrittnen Geogenie den Beweis nicht hatte finden oder sehen können, daß Sand und Steine durch Eruption entstanden sind, und denn diese Behauptung immerfort eine Hypothese schilt, so wiederholt der Herr Vertheidiger den Beweis auch für das blödeste Auge, wenn es kein Schalk ist, einleuchtend in 5 zugezählten und aus einander gestellten Haupt-Sätzen, die zum Theil wieder in kleinere Sätze zergliedert sind. Aus unsern Recensionen der Geogenie und der Fragmente über dieselbe wird man sich leicht einigen Begriff davon machen können. Allemal besteht der Herr Vertheidiger nicht nur auf der göttlichen Autorität der heil. Schrift, und zwar hier in Betreff der Schöpfungsgeschichte, sondern er setzt sie auch oben

an.

an. Und warum sollte ers nicht? Allen Redlichen muß er deswegen unter einem so profanen Geschlechte hoch verehrungswerth seyn. Alle Plappereyen dawider können nichts gelten, da man damit über die unerschütterlichen Beweisgründe, die diese Autorität hat, nur in liederlicher Lustigkeit hin schielt, und noch nie einen Beweis dawider gemahlt, geschweige denn geführt hat. Und mit eben so großem Recht, auch gesteift auf seine physikalischen Beobachtungen, verachtet er den jetzt (wie bey französirenden Frauen) mode gewordenen Flitterstaat widernatürlicher Erklärungen der Schöpfungsgeschichte beym Moses. Wer den Beweis für die ganze Theorie der Geogenie überhaupt auch etwas anders gestellt zu sehen wünscht, sehe unsre ohne alles Vorwissen des Herrn O. C. R. Silberschlag erschienene Recension der Fragmente. Doch noch einige Brocken von diesen. Mehrmals stellen sie sich an, als ob sie nicht kümmerlich zusammen getragene Fragmente, sondern philosophische Streitheere wären, die noch zahlreiche Hülfsvölker hinter sich hätten. Man sehe z. B. folgenden Anmarsch und den vertheidigenden Zurückweiser S. 52 — „Wie viel ließe sich hier nicht gegen die un„bestimmte Vertheilung der auswerfenden Kraft „und gegen den ungleichen Widerstand erinnern, „wenn man Lust hätte ꝛc.“ Antwort: „So muß „man sprechen, wenn man nicht im Stande ist, „den Satz zu bestreiten, daß eine Kraft in einem „Körper von ungleicher Masse, einen ungleichen „Widerstand finde.“

„Aber nur eins. Warum ist nicht (damit wir den ganzen

ganzen Rest der übel zusammenhangenden Bruchgedanken zusammenfassen) „die ganze Oberfläche „der Erde in die Luft gesprengt, zernichtet und zer„trümmert worden? Was will man darauf ant„worten?“ Antwort: „Nichts anderes, aber „auch nichts der Mechanik angemesseneres, als: „darum ist dieses nicht erfolgt, weil der Wider„stand bey einem ungleich dichten Körper noth„wendig sehr verschieden seyn muß, und eine „ausdehnende Kraft nur da durchschlägt, wo der „Körper zum Widerstande zu schwach ist. Es „ist eben die Antwort die man demjenigen ge„ben muß, der da fräget: warum wirft ein Erd„beben nicht alle Städte über den Haufen, wo „dasselbe verspüret worden?“ Auch jedem nicht von Mutterwitz verlassenen, mit aller Mathematik und Physik unbekannten, Menschen muß die Frage sehr einfältig, und gegen Herrn Silberschlag vorgebracht, ganz thöricht vorkommen: Warum ist nicht die ganze Oberfläche d. E. i. d. L. gesprengt worden? Der Einfältigste kann antworten: weil sie nicht sollte. Denn es war der Absicht des Schöpfers nicht gemäß, der denn schon die gegen außen liegenden Theile des Erdkörpers so verschieden in Schwere gesetzt haben wird, daß sie nicht konnte. Vielleicht glaubt der Fragmentist auch nicht, daß fallender vom Winde getriebener Hagel Fenster einschmeiße, weil er nicht auch die Mauren und Wände einschmeißt. Sehr oft fertigt ihn der Herr Verth. eben so kurz als naiv ab, z. B. S. 54 „Fragt mich Herr Silberschlag, ob ich im Ernst „glaube, daß noch heutiges Tages in den unermeß-

„lichen

„lichen Räumen des Weltalls neue Welten, ohne „unmittelbar erschaffen, oder von der Hand des „Weltvaters selbst gebildet zu seyn, durch die bloßen „Wirkungen der Naturkräfte entstehen können? so „antworte ich — Ja.“ Hierauf folgt: Der Herr Fragmentist thut wohl, wenn er mit seinem Ja so lange wartet, bis Jemand von sich erhalten kann, so thörigt zu fragen. Unsre Leser erinnern sich noch, wie der Fragmentist, vollkommen in ganz unmittelbarem Widerspruch mit sich selbst, behauptete, die fruchtbare Erdschicht sey ihren wesentlichen Bestandtheilen nach eine Mischung von vegetabilischen und thierischen Resten. Hier nun S. 59 wird ihm der Rath gegeben, sich desfalls an den großen Botaniker, Herrn Hofr. Gleditsch zu wenden — und gemeldet, daß derselbe, da er die feinsten Bestandtheile der Pflanzen und die Art ihres Wachsthums kenne, bey Lesung dieser Fragmenten-Brocken sich nicht genugsam habe wundern können, wie Leute so dreist von Dingen schreiben könnten, die sie nicht verstünden. Bald nachher, wo von Bergen die Rede ist, macht der Herr Verth. das ganze Achte Fragment als einen zerfallenen Gedankenberg vorstellig. Die Beurtheilung des Neunten Fragments hat es zu Anfang mit der unsinnigen Behauptung zu thun, daß die Entstehung der Erde eine bloße Naturbegebenheit sey, die der Hand der Allmacht nicht bedurft habe. Anstatt einen Beweis für diesen Satz nur zu versuchen, wiederholet der Fragmentist nur immer den Gesang: die Naturkräfte haben eine Revolution nach der andern hervorgebracht — „gerade

„gerade als ob ein Irrthum, sagt der Hr. Verth.,
„sich in Wahrheit verwandele, wenn er oft wieder-
„holet werde. Vielleicht aber siehet der Verf. seine
„Leser als Papageyen an, die endlich das nachspre-
„chen lernen, was ihnen oft vorgeplaudert wird.“
Und ja, er hat diese auf philosophische Beobach-
tungen gegründete Methode von den neuesten Phi-
losophen und Theologen profitirt, als welche bey-
nahe schon das ganze gelehrt seyn wollende Publi-
cum zum Papagey gemacht haben. Doch wir
müssen von der Stelle zu kommen suchen, bemer-
ken also nur noch wenig von den Silberschlagischen
Antifragmenten. Das Zehnte Fragment, unge-
achtet aller rohen Verachtung und Spöttereyen,
die sich alle diese Fragmente gegen die erwiesene
Autorität der heil. Schrift und ihre Verehrer er-
lauben, führte Beschwerde über eine verweisende
Anrede an die freygeisterischen Erdtheoristen, die
in der Geogenie §. 73. beygebracht ist, und den
freymüthigen Schluß hat: „— Ihr seyd Schöpfer,
„aber nicht dieser Welt, auf welcher wir wohnen,
„sondern von luftigen Undingen.“ Dieser Be-
schwerde hat der Herr Vertheid. S. 65 mit folgen-
der Declaration zur Gnüge abgeholfen: „Soll
„man denn nicht scapham scapham nennen? Was
„haben denn Irrthum und wilde Spöttereyen für
„Anspruch auf unsre Ehrenbezeugungen? Soll sich
„etwa die siegende Wahrheit für sie bücken, und
„mit einer demüthigen Verneigung bitten, daß sie
„der Gnade theilhaftig werde, doch nicht ganz ver-
„stoßen zu seyn, und wenn man ja nicht ihre Wür-
„de erkennen wollte, doch wenigstens ihr noch das Le-
„ben

„ben schenken möge. Nein! dergleichen Feigher-
„zigkeit dürften viele schon als eine halb verlohrne
„Sache ansehen. Wie nannte ein Johannes die
„Feinde der Wahrheit seiner Zeit? Luc. 3, 7. Und
„wie beherzt sagte Christus den Pharisäern und
„Schriftgelehrten unter Augen, wer sie wären,
„Matth. 23, 14 — 33." Wenn daraus doch viele Orthodoxen, wenn sie anders die Wahrheit auch zu vertheidigen verstehen, etwas lernen wollten! Nun nur noch Ein Fragmenten-Stückchen in abgebrochner Kürze. Es ist eine seynsollende Lehrfabel, die uns unsre Thorheit, wenn wir nicht viele Weltrevolutionen glauben wollen, begreiflich macht, falls etwa doch Beweise für solche Geschichtsachen (Thathandlungen sagt die Lavaterische Sprache) da wären. Der Löwe in dieser Fabel ist der Comet von 1680, eine werdende Welt. Vorerst aber braucht derselbe nach seiner Zerstöhrung 50000 Jahre zum Abkühlen, und nachher noch einige 1000 und abermals einige 1000 Jahre, bevor er fragmentarische Naturkenner zu Bewohnern haben kann — Auch Neutons Name wird dabey verunehrt, weil er zum Anführer dieser Fragmentarier umgeschaffen wird. Uns ist es hier nur um die bekannte fürchterliche Erhitzung und langweilige Abkühlung des Cometen zu thun, als welche wir uns immer als eins der kühnsten Beyspiele von petitio principii und von fehlsamen analogischen Schlüssen, worüber jeder Physiker erröthen sollte, gedacht haben. Hier wollen wir denn zu desto gewisserer Verwarnung unsrer Leser vor solchen trivialen Dictaten einen großen Mann reden lassen.

Er antwortet auf diese Fabel kurz genug: „Sollte „man sich eine solche Verwegenheit von einem „Menschen vorstellen können ꝛc. Wie muß sich die„ser Mann seine Leser vorgestellt haben ꝛc. Damit „er aber sich nicht beklage, daß man ihn mit seinem „Volksliede sogleich vor der Thür abweise: wollen „wir ihn aus der physikalischen Astronomie eines „andern belehren. Erstlich ist es nicht andem, daß „man aus der Näherung eines Weltkörpers zur „Sonne auf seine Entzündung schließen könne. „Merkurius ist ihr so nahe, daß er längst in Asche „verwandelt wäre, wenn seine Bestandtheile mit „der Erdmasse von einerley Art wären. Zweytens, „Cometen haben große und dicke Atmosphären um „sich, welche nur selten erlauben, ihren Kern zu „entdecken, und diese sind Sonnenschirme genug „gegen ihre Zerstöhrung durchs Feuer. Drittens „muß erst noch bewiesen werden, daß Cometen un„ausgebildete oder zu ihrer Zerstöhrung reifgewor„dene Weltkörper sind. Weg mit der Fabel —“ Zum Beschluß aber für den Fragmentisten überläßt es der Herr Vertheidiger der Geogenie dem Urtheile der einsichtsvollen Leser, ob weiter nöthig seyn werde, einem Manne (der noch weit mehrere Fragmente zusammensucht und vielleicht mit einer neuen Fracht schon auf dem Wege ist) zu antworten, dessen Wissenschaft so wenig als seine Bruchstücke Zusammenhang im Denken ꝛc. ꝛc. Wir meynen, das ganze verständige Publicum müsse urtheilen, daß alle noch kommende Fragmente schon im Voraus ihre genügliche Abfertigung haben. Weiter aber folgt von S. 75 an ein wunderlicher

Streit,

Streit, nämlich II. Anmerkungen über die Recension, so in dem XVII. und XVIII. Theil der Orientalischen und Exegetischen Bibliothek anzutreffen. Der Herr Vertheid. gesteht, daß diese Recensionen des Herrn R. Michaelis einer Beantwortung nicht eben so unwerth sey, als die Fragmente, weil sie Gelegenheit gäben, eins und das andre genauer und umständlicher auszuführen, welches in der Geogenie nicht habe geschehen können, weil dadurch das Werk unförmlich geworden seyn würde, und über die ihm angemessenen Gränzen weit ausgedehnt. Wer des Herrn Ritters Recensionen, des Th. 1. der Geogenie im Th. XVII. und des Th. 2. im Th. XVIII. der O. u. E. Bibliothek selbst nachlieset, indem er diese Anmerkungen darüber lesen will, muß sich bey den letztern aufs höchste wundern, daß demselben mit so vollkommner Sanftmuth begegnet wird. Und Hr. Michaelis, wenn er noch Fähigkeit hätte, eine moralische Tugend zu lernen und schamroth zu werden, würde nun hier etwas lernen können und sich schämen müssen. Er hat Herrn Silberschlag nicht nur aufs äußerste unbillig und an mehrern Orten sehr grob, sondern auch hier und dort so behandelt, daß, wenn man nicht ein Stück Göttingischen Studenten-Glauben über den Herrn R. auffassen soll, man nothwendig in Versuchung kommt, zu argwohnen, daß er bisweilen schon in die Kindheit zurückgehe. Nicht selten verfährt er mit dem vor sich habenden Schriftsteller wie ein unartiges, bitter böses Kind, und nicht selten geht er mit demselben um, wie der Präceptor mit einem Kinde, da

doch derselbe wohl von jedem Manne aufs allerwenigste gleichfalls für einen Mann angesehen werden muß. Dann aber kommt wieder eine Periode, in welcher er nicht nur Geziemenheit, sondern auch viel Artigkeit beweiset. Daß er Unwillen gegen Herrn S. hege, ist ganz unverborgen. Er scheint auch die Ursache desselben damit genüglich zu entdecken, daß er in Erinnerung bringt, Hr. O. C. R. Silberschlag sey ehedem in Halle sein Zuhörer gewesen, und sich deutlich beschwert, daß derselbe nicht auch aus seinen spätern Schriften, welche seinen ehedem gegebenen Unterricht bey weitem übertrafen und beynahe gänzlich zurücknähmen, hätte lernen und seine Uebersetzung und Anmerkungen zur Erklärung besonders der Sündfluthsgeschichte nicht einmal hätte nachsehen, anführen und beurtheilen wollen. (Freylich, wenn auch ein Mann, wie Hr. S., die teutsche Bibel-Uebersetzung des Herrn M. besonders lieb hätte und zu empfehlen nicht versäumte, so möchte der Hr. Verfasser derselben noch gute Summen wichtiger Louisd'or haben einnehmen können.) Darauf nun giebt der Herr Verth. zur Antwort, der Verfasser (der Geogenie) habe Anfangs vorgehabt, die Erklärung des Herrn M. ganz mit der seinigen zu paralleliſiren, darum, weil sie seiner unter allen übrigen am nächsten komme, gleichwohl habe er sich zugleich in die schlimme Nothwendigkeit gesetzt gesehen, in manchen Auslegungen sowohl, als Sacherklärungen, von seinem ehemaligen Lehrer abzugehen; da hätte er denn Gegengründe anzuführen gehabt, d. h. er hätte ihn widerlegen müssen, und das habe sein em-

empfindsames Herz nicht zu billigen geschienen. Wie übel hat also Herr M. diese Schonung vergolten! Seine Recension allein des Th. 2. der Geogenie ist länger, als die Recension beyder Theile in unserm Journal, und doch giebt er seinen Lesern keinen genügsamen und nothdürftig fehlerfreyen Begriff von der eigentlichen Hauptsache eines so wichtigen Werks. Das ist allemal Unart, wenn der Hr. Ritter auch mit Recht glauben dürfte, vor andern den Beruf zu haben, das geglaubte fehlerhafte in Censur zu nehmen, eine Menge Fragen aufzuwerfen und deren Beantwortung zu vermissen. Hier wird nun der Recension des Th. 1. von S. 75 — 81 und weit ausführlicher, bis S. 119 der Recension des Th. 2. in 6 Abschnitten begegnet, und alles dasjenige vollständig abgefertigt, was je als Hauptsache oder als damit irgend nahe verwandt betrachtet werden mag. Wir können nur einiges davon anführen. Vor allem beschuldigt Herr M. Herrn S., daß er das philologische Fach zu sehr zurückgesetzt, und da er gleichwohl bekennen muß, daß derselbe verschiedentlich den Sinn des Mosaischen Grundtexts sehr wohl getroffen habe, so treibt er die Beschuldigung so weit, daß es ihm keine Ueberwindung kostet, den Argwohn zu äußern, das möge wohl nur ein Ungefähr gewesen seyn. Verdient das einen bessern Namen, als den Namen der Unverschämtheit? Und beweiset es nicht ganz klar eine Gesinnung, die keiner Unpartheylichkeit Raum läßt? Danach mußte sein Leser wer weiß welche Proben von Sprachfehlern, die nach Hrn. M. Meynung in der Geogenie

begangen seyn sollten, erwarten. Und siehe da, man siehet ridiculos mures, die Hr. M. für sich und seine Schüler selbst erst erschaffen hat. Eine dieser Mäuse ist, daß תהום 1 Mos. 1, 2. wallende Fluth, nicht Tiefe, die nicht leicht gemessen werden kann, wie Herr S. aus Vergleichung mehrerer Stellen darlegt, heißen soll. Die übrigen werden wir bald auch aufführen. Jetzt unterdessen gehen wir der räumlichen Ordnung nach. Wem, wenn er auch nichts weniger, als Naturkündiger ist, kann es bey aufmerksamer Durchlesung gleich des Absch. I. der Geogenie, besonders wenn er recensiren will begegnen, daß er meyne, es würden darinn die Feldsteine und der Sand als Körper angegeben, die vorher in dieser Qualität durch die Macht Gottes in dem innersten der Erde erzeugt worden wären? Herrn M. aber begegnete es — und dabey zugleich die unwiderstehliche Anwandlung, den Sandfeldern eine Lobrede zu halten. Ein anderes Mißverständniß, wovon hier einen hinlänglichen Begriff zu geben, wir keinen Raum haben, bemerkt der Herr Verth. gleich nachher S. 78. Anstatt der Rotation der Erde zur Bewirkung auch der ersten Tag- und Nachtwechsel will der Herr Ritter lieber das Licht für diese erste Zeit aus dem beständig ausströmenden Feuer der Vulkane entstanden wissen. Und auch das wird hier mit Geduld widerlegt. Gleich zu Anfang der Recension des Th. 2. der Geogenie wiederholt Hr. M. seine Beschuldigung vom Mangel der Kenntniß des Grundtexts, setzt seine eignen ehemaligen Hallischen Vorlesungen gegen seine nachherigen Göttingischen

sehr

sehr weit zurück, und schreibt: „— wenn ich aber „jetzt einmal unter meinen Zuhörern einen solchen „hätte, wie damals Hr. S. war, einen, der einmal „das mir unbekannte, Physik und Mathematik, zur „Schöpfungs- und Sündfluthsgeschichte brächte, „so würde ich viel von ihm erwarten —" Das heißt doch, sich was großes einbilden. Schwerlich aber möchte ein Zuhörer, wie ehedem Herr S. gewesen ist, jetzt des Herrn Ritters Vorlesungen lange ertragen können. Das werden die Studenten in Göttingen nicht in Abrede seyn, wenn sie etwa einen jungen Silberschlag kennen sollten (denn so lustig sind die jungen Silberschlage nicht) und schon das viele abentheuerliche in der Philologie würde bey einem solchen dem Herrn R. allen Credit verderben. Bald kommen nun auch einige der vorhin erwähnten kleinen Geschöpfe. Weil Herr S. von dem Herrn Ritter auch nicht einmal in der Urgeographie etwas hatte profitiren wollen, so wird er angeklagt, in der Untersuchung der Lage des Paradieses Flüssen und Ländern willkührlich und ohne historischen Grund Namen gegeben zu haben, die 1 Mos. 2. vorkommen. Und auch die Nebenfehltritte, sagt der Herr Recensent, wären unzählig. So weitläuftig aber ist doch diese Untersuchung nicht, und so hätte immer wenigstens eine namhafte Anzahl dieser Fehler hererzählt werden mögen, damit Niemand einen solchen Ausdruck für ein Machtwort ansähe, dessen sich wenigstens ein Recensent, der seinen Namen nennt, schämen sollte. Doch z. B. zeigt er Einen und noch Einen an. Er will nämlich nicht leiden, daß Thelassar 2 Kön. 19, 12.

die Hauptstadt Edens, des Mosaischen Edens (so müßte er doch geziemend beweisen, daß Eden 2 Kön. 19. nicht das Mosaische sey, oder daß es zweyerley Eden gegeben habe) seyn solle — und wenn es auch so wäre, so sey das gerade wider die Silberschlagische Lage von Eden; denn Thelassar sey wohl gewiß keine andere Stadt, als Arbur oder mit dem gewöhnlichen Aramäischen Zusatz Thel, Thel-Arbur, und das liege in Diarbekir. Ja freylich ein solcher Wort-Umschaffer ist Hr. S. nicht, und will es nicht seyn; und Arbur ist wohl gewiß nicht (denn das muß noch mehr wider den Herrn R. für einen Beweis gelten) das alte Thelassar. Sogleich aber rechtfertigt Herr M. sein unermeßlich philologisches Machtwort durch noch ein Thierchen, so fortfahrend: „— Denn citirt er „gar Ezech. 27, 23. wo von Aden, der berühmten „Handelsstadt am Indianischen Meere im glückli„chen Arabien die Rede ist." Auch das hat er bloß pro autoritate hingeschrieben, vielleicht aus Verdruß, daß Hr. S. nicht seine altgeographischen Untersuchungen, voll philologischer Schöpfungen, genutzt habe. Außerdem aber, daß schlechthin kein zwiefaches oder gar dreyfaches biblisches Eden zu beweisen steht, und daß am wenigsten die neuere Geographie mit ihren Namen solche Beweise liefern kann, zeigt der Herr Verth. ganz einleuchtend klar aus Vergleichung der Stellen 2 Kön. 19, 12. und Ezech. 27, 23. und der neben Eden genannten Länder, daß an beyden Orten einerley Eden zu verstehen sey. Oder hat der Herr Ritter etwa selbst dem Sanherib (der unsers Erachtens nicht aus

In-

Indianische Meer gekommen ist) die berühmte Handelsstadt Aden erobern helfen? Oder woher kömmt die Zuversicht, womit er der Welt diese geographische Meynung aufredet? Daß es ihm auf Buchstaben in der Philologie nicht ankomme, ist schon aus dem eben beygebrachten klar. Dennoch will er gleich nachher Herrn Silberschlag durchaus bey einem Buchstaben festhalten. Derselbe hatte geschrieben: „Hevilah war ein Sohn des Chus „1 Mos. 10, 7. von dem man durchgehends glau„bet, daß Chusistan oder Susistan in Persien „von ihm den Namen bekommen. Der Sohn „wird sich nicht weit vom Vater angebauet haben. „Vermuthlich hat Hevilah in der Nachbarschaft „von Chusistan gelegen.“ Hierüber wird Hr. M. gar spöttisch, und setzt den Unterschied zwischen כוש und חוז (aus dem Arabischen) entgegen; der philologisch auf Buchstaben so gewissenhafte Mann! Ja er macht den Anfang dieser Kritik mit der Frage: „Wer mag doch der, MAN, seyn, der dies so „allgemein glaubt?“ Der Herr Verth. antwortet S. 85. „Der MAN, der dieses durchgehends „glaubt, nämlich daß Susiana und Chuzistan einer„ley Land sey, sind diejenigen, die Ptolomäi Be„schreibung der Lage von Susiana gelesen und sie „mit der jetzigen von Chuzistan zusammen gehalten, „und überdem wissen, daß die Araber mehrern Pro„vinzen ihre alten eigenthümlichen Namen wiederge„geben haben.“ Und nun legt er diese Lage sehr gelehrt vor, woran Herr M. in seiner Recension nicht gedacht hat, sondern dafür über den Stein Schoham hergeht. Da sind nun die Beweise von der

harten Anklage, daß es Herrn S. an Philologie fehle. Aufs allerhöchste bleiben die נפילים übrig, welche Herr S. nicht für Riesen, Herr M. aber durchaus für Riesen annehmen will. Wir aber müssen weiter fortrücken. In dem chronologischen Streite über das Jahr der Sündfluth will der Hr. R. Herrn S. gar auch lehren, wie er die Tage zählen, in Summe bringen solle, entweder so, daß die Tage, die termini a quo und ad quem sind, jeder besonders gezählt und zu den angegebenen Zahlen hinzu addirt, oder daß, wo es heißt am 7ten Tage, nicht die Zahl 7, sondern nur 6 in Rechnung gebracht werden sollen. Denn das medium, allem Sprachgebrauche gemäß, läßt der Parexismus nicht treffen. Mit Recht nennt das der Hr. Verth. Krickeleyen. Nachher kann sich der Herr R. nicht einmal darein finden, daß Hr. S. die von Moses angegebenen Monatstage, wie doch die Chronologen ganz gewöhnlich nicht ohne guten Grund thun, auf den verbesserten Calender reducirt, fährt ihn spöttisch darüber an, daß er meyne, diesen Calender hätten die Patriarchen schon gebraucht, Moses rechne danach, und kennt sogar selbst den verbesserten Calender so wenig, daß er ganz sicher mit Schwabacher hindrucken läßt: Verbesserter Calender heiße doch Julii Cäsars Calender, den er aus Aegypten mitbrachte ꝛc. Nein, Herr Ritter, wir haben ja längst einen weiter verbesserten Calender, den alle Chronologen und Calendermacher von dem Julianischen unterscheiden. Und wer befürchten kann, daß ein Mann, wie Herr Silberschlag, glauben könne, die

Pa-

Patriarchen hätten schon unsern Calender gehabt, muß zu der Zeit, da er diese Anwandlung hat, nicht ein gelehrter Mann, sondern ein gelehrtes, eingebildetes und ungezogenes Kind seyn, oder muß eben eine schlechte Sorte Wein getrunken haben. Wir lassen wieder manches zurück, und kommen mit Herrn M. zur Arche des Noa. Es ist ein wundersames und langweiliges philologisches Gewirre, wodurch er bescheinigen will, die Arche sey ein Schiff, nicht ein Kasten gewesen, und daß Herr S. dies Geklimper nicht mitgemacht hat, daraus wird Herr M. wohl nicht für bewiesen angeben dürfen, daß es ihm denn an nöthigen Sprachkenntnissen fehle. Wenn aber der elende Streit nicht ein bloßer Wortstreit seyn soll, so wären in Wahrheit Definitionen, was ein Schiff und was ein schwimmender Kasten sey, sehr nöthig gewesen. Dafür schreibt nun Herr M. lieber hin und her, rechts und links, drüber und drunter, um so mehr, da, wie er bekennt und überall an Tag giebt, Er selbst Sachkenntnisse dieser Art nicht besitzt. Der Herr Verth. antwortet: „Was sagen wir da„zu? Wenn unter Schiff ein jedes auf dem Was„ser schwimmendes Fahrzeug verstanden wird: so „kann es der Geogenie einerley seyn, ob man es „Kasten oder Schiff nennet. Wie oft nennet sie „nicht selbst die Arche, Schiff? So viel bleibt „immer übrig, daß nach Mosis Beschreibung die „Arche einem Kasten ähnlicher gesehen, als einem „jetzigen oder vormaligen Seeschiffe. Wozu jenes „grammatikalische nichts in der Sache selbst entschei„dende Spielwerk?“ Ueberhaupt aber macht Herr M.

M. über den Kasten oder das Schiff viel unnützes Zeug, und vornehmlich in dieser Kastenmaterie muß man argwohnen, daß seine Hand ohne den Kopf geschrieben, gemessen und gerechnet habe. Einige Stückchen davon müssen wir doch mittheilen, so werth wir auch unsern Raum halten, um desto mehr von unsern Lesern darüber gerechtfertigt zu werden, daß wir so nachtheilig gegen Hrn. M. und so lobpreisend für Herrn S. sprechen. Herr M. wünscht von einem Mathematiker eine Antwort, ob ein viereckigter Kasten sich in der See würde tragen können — Diese Antwort aber ist ja in der Geogenie schon damit ganz deutlich gegeben, daß der unwidersprechlich mathematische Hr. Autor derselben seine entworfene Arche mit einem untergelegten großen Floßwerke versehen hat. That er das etwa nur, um sich in der Wasser-Fahrzeugkunst zu üben? Der Herr Verth. giebt folgende Antwort: „Der Verfasser der Geogenie konnte „sich nicht vorstellen, daß nicht jedermann, der auch „nur eine gemahlte See gesehen, von selbst begrei„fen werde, daß ein solcher Kasten, wie Hr. Michae„lis sich vorstellet, sich zu einem Weltmeere ganz „und gar nicht schicke —“ Doch Herr M. will, wo möglich ein Schiff haben, und fragt, ob Hr. S. nie davon gehört habe, daß in Holland zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Probe gemacht worden sey, Schiffe, keine Kasten, sondern Schiffe mit einem gewölbten Bauch nach Proportion der Noachischen Arche 120 Fuß lang, 20 breit und 12 hoch zu bauen, und daß dieselben auch als Lastschiffe vorzüglich gut befunden worden wären.

Darauf

Darauf nun meynt er schlechthin für sein Schiff pochen zu können. Der Herr Verth. antwortet: „O ja, gehöret und gelesen hatte er davon recht sehr „viel —“ und giebt unter andern folgenden Bescheid: „— im Jahre 1772 führte ihn (den Hrn. Verf. der Geogenie) „ein königl. Auftrag an die „holländischen Gränzen hin, er bediente sich dieser „Gelegenheit, Holland selbst zu bereisen, und unter „andern Absichten auch den See- und Schiffsbau „in Augenschein zu nehmen. — Auf den Werften „von Rotterdam und Amsterdam legte er den „kunstverständigsten Schiffbaumeistern die Frage „vor, ob man sich wohl getraue ein Schiff von 300 „Ellen und 50 Ellen breit zu bauen? In Rot„terdam lag ein Ostindienfahrer auf dem Stapel, „und in Amsterdam ein Orlogschiff, ohnweit der „Admiralität. Zu Rotterdam hatte man sich „vorher die Functionen jedes Theils und Bau„stückes eines großen Seeschiffes zeigen lassen, und „man erhielt zur Antwort: jenes sey eine Frage, „die der fragende sich nun selbst werde beantworten „können. Auf dem Werfte der Admiralität zu „Amsterdam zeigte man den Kiel, die Kniestücke „und übrigen erforderlichen Bauhölzer zu einem „50 Canonen Schiffe und frug: wo die Bäume „herkommen sollten, die lang und stark genug wä„ren ein solches Ungeheuer zu Stande zu bringen? „man versicherte, daß ein solches Schiff wegen „Beugung des Kiels und Planken, da der Kiel zur „Länge des Schiffs keine Proportion haben könne, „bey dem nächsten Sturme von selbst auseinander „gehen müßte. — so bleibt in der ganzen Kunst

„weiter

„weiter nichts übrig, als das Floß.“ Was also auch Herr M. von kleinern Schiffen Noahs weiß, die die Holländer erbauet haben, so ist doch die Arche kein Schiff dieser Art, sondern vielmehr ein Kasten gewesen. Er macht zwar noch so viel andre Einwendungen, als möglich, fragt andre Mathematiker um ihre Meynung, ob man eine solche Arche, wie Herr S. entworfen hat, sicher genug besteigen könne, und wird durch ihre Antworten mit banger Furcht erfüllt, als ob er selbst gleich mit einsteigen und abfahren sollte. Der Herr Verth. aber weiset ihn mit seinen Mathematikern kurz und gut ab, auch nicht furchtsamer abermals sein philologisches Drehrad, womit er aus צֹהַר 1 Mos. 6, 17. durch Hülfe Arabischer Wörter einen Schiffsbauch (der denn gar oberhalb gewesen seyn müßte 1 Mos. 6, 16. wenn nicht das Drehrad das oberste zu unterst kehren könnte) macht, welcher ja, da er nur das Maaß Einer Elle haben sollte, zu der Größe des Gebäudes so viel als gar nichts gewesen wäre, wie ihm hier zu ermessen gegeben wird. Vielleicht hat sich der berühmte Verfasser der Geogenie gar vornehmlich damit die harte Beschuldigung des Mangels der Kenntniß des Grundtexts zugezogen, daß er nicht absehen konnte, wie צֹהַר einen Schiffsbauch bedeuten könne. Denn kaum ist Herrn M. an irgend etwas so viel gelegen, als daß die Arche ein Schiff gewesen sey. Nun aber zeigen wir erst die glänzendsten Stückchen der Recension des Hrn. R. Michaelis an. So bedeutend er auch bekennt,

daß

daß er kein Mathematiker, noch Physiker sey, hat ihn doch sein Argwohn gegen Herrn Silberschlag, der von ihm in spätern Jahren nichts mehr lernen wollte, verleitet, dessen Risse von der Arche nachzumessen. Er schreibt Th. 18. S. 24. „Nach „Mose soll ja doch die Arche (ich will sie immer so „nennen, um kein Religionsleugner zu werden) „funfzig Ellen in der Breite haben: bey Herrn „Silberschlag hat sie nur 40.“ Das wäre zwar ein großes Versehen entweder des Herrn Zeichners oder des Kupferstechers, übrigens aber könnte es auf keine Sache in der Geogenie einen Einfluß haben. Denn der Archenraum ist mit Voraussetzung von 50 Ellen Breite berechnet; und so hat sich der Recensent der Geogenie in den Krit. Samml. nicht einmal einfallen lassen, die Risse nachmessen zu wollen. Herr M. ist denn freylich weit sorgsamer für sich und seine Journalschüler gewesen. Von dem Herrn Verth. aber bekömmt er zur Antwort: „Wir haben das Profil Tab. II. Fig. 1. den „Grundriß Fig. 2. den Grundriß Fig. 3. der ersten „Etage, der zweyten Fig. 4. der dritten Fig. 5. „Tab. III. nachgemessen, und allemal 50 Ellen ge„funden. Möchten doch Herr Recensent entweder „einen bessern Zirkel gewählet oder besser gemessen „haben.“ Quo statu mag nun Herr M. gewesen seyn, als er maß? Freylich, um unsern Lesern hier sagen zu können, daß wir auch gemessen haben, haben wir nun auch gemessen, und dabey zugleich wahrgenommen, welcher Irrstern Herrn M. pro eo statu animi, quo tum erat, so schändlich betrogen habe. Denn schändlich ist der Betrug! Ehe

wir

wir geglaubt hätten, Herr O. C. R. Silberschlag, ein so fertiger Zeichner, dessen Zeichnungen auch bestens ins Auge strahlen, oder nur sein Kupferstecher hätte einen so groben Fehler gemacht (ein Defect von 10 bey 50 wäre doch zu grob) würden wir die beystehenden Maaßstäbe lieber 60mal von neuem betrachtet, und 60mal von neuem mit verschiedenen Zirkeln, oder, wie etwa Herr M. mißt, mit 60 andern zugeschnittenen Stückchen Papier gemessen haben. Und so nehmen wir uns eben so wenig die Mühe, den bösen Irrstern anzuzeigen, als sich der Herr Verth. dieselbe hat nehmen wollen. Eodem statu mentis aber ist der Hr. Ritter in noch mehrere Irrungen hineingerathen, auch ohne durch denselben Irrstern betrogen zu seyn. Er hat nämlich auch die Höhe gemessen, theil- und stückweis, wo er doch immer nur beym Großen hätte bleiben sollen; und da mag ihn eben so wundersam eine wallende Hand, als 2 trübe Augen, getäuscht haben. Nun summirt er auch obenein die einzelnen Maaße ins Grobe gehend fehlerhaft, ob er gleich die Zahlen in eine Columne unter einander gesetzt hat (die wir hier mathematisch des Raums wegen ansetzen) nämlich 3 + 12 + 10 + 1 + 10 + 1 + 8 + 15 ist bey allen Rechnern = 60. bey ihm aber nur 50. und das kann auch kein Druckfehler seyn, da ers 2mal hat drucken lassen. Und dabey schreibt er noch: „Sollte ein Mathe„matiker, der die Furcht des Publici vor Augen „hat, und denkt, daß es nachmessen kann, eine sol„che Arche stechen lassen.“ Diese Furcht des Publici, das ja leicht ein Schock zählen kann, wird denn

denn billig dem Herrn R. von dem Herrn V. zurückgegeben; und er sollte dieselbe, und oben drüber die Furcht Gottes, auf einer großen aufzuhangenden Tafel über seinem Arbeitstische mit Quadrat-Buchstaben 1 Fuß lang anmahlen lassen. Diese Höhe aber beträgt, nebst der Floß-Unterlage und dem Dache, nach dem Silberschlagischen Entwurf 62 Ellen, und ich Recensent, da ich nun auch messen wollte, kam bey guter Bedachtsamkeit in einer Vormittagsstunde in Gefahr, etwas mehr zu finden, da Hr. M. 2, oder nach seiner Addition 12 weniger gefunden hat. Ist das nicht sonderbar? Wir müssen viele andre Einwendungen übergehen, die in der vertheidigten Geogenie sehr gut beantwortet sind. Da aber Herr M. wieder von Neuem, wo man meynt, daß er sich müde gemessen und denn das Maaß verschlafen habe, zu messen anfängt, so messen wir noch einmal mit. Mit der Elle, die sich Herr S. von Herrn Moses Mendelssohn ausgebeten hat, ist er durchaus nicht zufrieden, beschuldigt ihn dabey beynahe eben des Fehlers, den er (freylich nur bey Herrn Michaelis) mit dem verbesserten Calender begangen, weil ja die Juden in so späten Zeiten nicht gerade die Elle gehabt haben würden, womit Noah maß; gerade als ob Herr S. in seiner Arche nicht so viel überflüssigen Raum hätte, daß nicht noch immer Platz genug übrig bleiben würde, wenn er eine andere nach einer viel kleinern bauen sollte. Nur muß nicht eben Herr M. der Ellenmeister seyn. Noch unzufriedener aber ist er damit, daß Hr. S. nur geradehin der Mendelssohnschen Angabe, wonach

er Daumen zu messen hatte, nachgegangen ist, und nicht vielmehr Gerstenkörner, wonach die Rabbinen die Daumenbreite bestimmt wissen wollen, gemessen hat; und das nennt der Herr Ritter einen sonderbaren Fehltritt. So ist er denn aber noch nicht so klug, als Herr Moses, der lieber die Gerstenkörner in dem Sacke behielt, um nicht bey Herrn S., der von den Gerstenkörnern gewiß längst wußte und in der Geogenie verschiedene gelehrte Autoren von Maaß und Gewicht citirt hat, und bey andern christl. Gelehrten lächerlich zu werden. Der Herr Vertheidiger verweiset seinen sich der Kindheit nähernden Recensenten wieder zurück in die Geogenie, die er gewiß auch hier nicht recht verstanden hat, und schreibt weiter: „Das Spiel„werk mit den Gerstenkörnern ist viel unsicherer, „als mit Menschendaumen die Länge der Elle zu „bestimmen. Sind denn alle Gerstenkörner von „gleicher Dicke? Die Kornboden sagen: nein; der „Unterschied zwischen Rheinländischen, Pariser, „Londner Zoll beträgt kein Gerstenkorn. Man „kann sagen, daß 7 Gerstenkörner einen Zoll aus„machen, und welchen? das kommt auf ihre Dicke „an —“ Sollte Herr M. mit so elendem Kram Zeit und Raum verderben, und sich in so aufgeklärten Zeiten nicht schämen, so abgeschmackten Streit zu erregen? Doch er macht es ja noch schlechter, da er bald nachher unter andern schreibt, er könne nicht begreifen, wie ein Mathematicus aus 60 Ellen 120 Fuß machen könne, wie Herr S. gethan habe; unter den Druckfehlern stehe diese Zeile auch nicht, denn da habe er vorsichtig nachgeschlagen.

geschlagen. Wir helfen diese Mühe beklagen. Da er nun nicht einmal wußte, daß 2 Fuß = 1 Elle, also 120 Fuß = 60 Ellen machen, so hätte er doch von allen Maaßen ganz still schweigen sollen. Nun sind wir vollkommen ermüdet, haben uns aber zwischen Herrn M. und der Vertheid. Geogenie so lange aufgehalten, weil es der Mühe werth war, unsre Leser den gelehrten Charakter eines berühmten Mannes nothdürftig wahrnehmen zu lassen, der damit, daß ein sehr großes Publicum seine (wir nehmen uns nicht heraus, zu urtheilen, ob mit gebührendem Fleiß ausgearbeiteten) Schriften lieset, ein biblisches Orakel ist. Hrn. O. C. R. Silberschlag hat er bis zur unleidlichsten Ungebühr gemißhandelt, einen gelehrten und längst wenigstens wegen mathematischer und physikalischer, und zwar auch praktischer Verdienste berühmten Mann, dessen Geogenie ehrwürdig seyn würde, wenn sie auch bloß auf D. Luthers Bibelübersetzung hinsähe, welches vorzugeben auch Hr. M. noch zu wenig Dreistigkeit hat. Er thut außer dem angeführten noch viele Fragen, die, wie er meynt, Herr S. schlechterdings gleichfalls hätte beantworten oder ein solches Werk zu schreiben (besser kann man den unfeinen Ton nicht verstehen) hätte bleiben lassen sollen. Hierüber urtheile Jeder, wer Verstand hat, brauchen will und kann. Es ist nie eine Kunst gewesen, viel zu fragen; und alle aufstoßende und aufzusuchende Fragen zu beantworten, dazu würden noch einige große Bände Geogenie erforderlich gewesen seyn, die das Werk zu sehr vertheuert und vielen würdigen Gelehrten aus den

Augen gerückt haben würden. Die Hauptsache ist gethan. Ein anderer mag, dieselbe vorausgesetzt, auf die Fragen Antwort geben, doch nur für minder zweifelsüchtige Gelehrte, die schon, wie billig ist, Beyfall geben, wenn sie auch noch Fragen aufwerfen. Denn es giebt wahre Gewißheit, auch wo man noch vollständiger belehrt zu werden mit Bescheidenheit wünschen darf. Uebrigens ist Hr. M. die Silberschlagische Causal-Erklärung von der Entstehung der Sündfluth gar wohl noch zufrieden, auch ohne sie hinlänglich verstanden zu haben, nur meynt er, daß die seinige, welche das in der Erde verschlossene Wasser durch unterirdisches Feuer aufbrausen läßt, damit zu vereinigen sey, und ist böse darüber, diese seine Meynung von Hrn. S. nicht beurtheilt zu sehen. Er bekommt zur Antwort: „So viel wir wissen, ist eben dieses „die Ursache, weswegen der Verfasser der Geogenie „die von dem Herrn Ritter Michaelis gegebene „Erklärungen der mosaischen Sündfluth nicht ci„tirt hat. Theils hatte er sichs zum Gesetz ge„macht, niemals einen noch lebenden Gelehrten zu „citiren, um ihn widerlegen zu können, weil er sol„ches für eine vorsetzliche Beleidigung des Ver„dienstes ansiehet; theils weil er zu viel Hochach„tung gegen seinen vormaligen Lehrer hegte, der „sich nun in seinen Beleidiger verwandelt hat; „theils weil der Citationen kein Ende gewesen wä„re, und er eine noch dreymal so große Geogenie „hätte schreiben müssen — —“ und hierauf folgt in aller Kürze eine so vollständige Beurtheilung der Meynung vom kochenden Herausbrausen des

un-

unterirdischen Wassers, womit Herr M. sich immer beruhigen mag, in einem so gelassenen und bescheidenen Ton, den der Hr. R. in einem ähnlichen Fall wohl nicht nun noch in seinem Alter wird lernen können. Wem sollte es auch nicht wunderlich vorkommen, wenn er, wie hier angeführt wird, in Herrn M. Anmerkungen zu seiner Bibelübersetzung lieset: „Nicht alle unterirdische Wasserhälter ha„ben gesiedet, sondern nur einige, deren Dunst nach„mals zu den übrigen übergegangen, und hat deren „kaltes Wasser herausgejaget.“ So geschwind ließ sich wohl kaltes Wasser nicht in die Höhe jagen! Der Herr Verth. giebt eine genügsame Widerlegung aus der Experimental-Physik, die, wie man wohl hoffen möchte, Hr. M. auf Befragen in Göttingen selbst hätte erhalten können, Er, der ja sonst Anfragen bis nach Ostindien schickt. Er spottet über das Silberschlagische Sündfluthsmodell, als über eine Kleinigkeit, und nennt es ein mathematisches Spielwerk, da es doch die Silberschlagische Theorie für jeden Verständigen ganz ausnehmend ins Licht setzt, und seinen Erfinder selbst mehr gelehrt hat, als er vorher entdeckt hatte. Hätte doch Herr M. für seine Hypothese nur ein Modell erfinden lassen, da ers selbst nicht konnte, so würde er leicht genug von ihrer Güte alle Welt überzeugen können. Heißt es nicht hier: Ars non habet oforem —? Auch beschuldigt er, allemal niedriger Weise, die oft muntere Schreibart in der Geogenie des Kanzeltons — gerade als ob er dem Herrn Verf. sein Predigtamt zum Vorwurf machen und ihn auf die Kanzel zurückweisen wollte, der er-

habene Professor. Num. III. der Vertheidigten Geogenie werden uns Inuidi nostri nicht gönnen, weil es unserm Journal große Ehre macht. Dies Stück hat die Ueberschrift: Anmerkungen zu der Recension in den Bützowischen Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit, auf das Jahr 1781. Recensent würde sich selbst verurtheilen, wenn er, wie so viele andre, die Recensenten heißen, eine Menge Kritiken über Nebensachen in der Geogenie aus eingebildeter Weisheit hingeschüttet, dafür die Hauptsache übersehen oder seinen Lesern nicht nothdürftig bekannt gemacht hätte; und nun freuet er sich, dem verehrungswürdigen Verfasser der Geogenie nicht unnützer Weise lästig geworden zu seyn, sondern von demselben seine Darstellung der eigentlichen Sache dieses vortrefflichen Werks vollkommen für richtig anerkannt zu sehen. Nicht seines Lobes wegen, sondern zur Empfehlung dieses Journals schreibt er die kurze Einleitung zu dieser N. III. ab: „Wir führen diese „Recension an so wie sie aus der gelehrten Feder „ihres unpartheyischen Verfassers geflossen, theils „deswegen, weil sie einen eben so mühsamen als „genauen Abriß beyder Theile der Geogenie in ihrem „wahren Zusammenhange liefert und den Leser in „Stand setzet, mit einem Blicke das ganze System „zu überschauen: theils weil einige Erinnerungen „darinnen gemacht worden, so von Wichtigkeit sind „und eine umständliche Ausführung verdienen, so „wir in Anmerkungen unter ihren Inhalt gesetzt „haben. Also lautet die Recension: —“ Und nun folgt sie ganz abgedruckt von S. 120 bis 149.

Die

Die Erinnerungen, deren die eben mitgetheilte Vorrede gedenkt, waren vom Recensenten nicht einmal als Erinnerungen gemeynt. Vielmehr wünschte er nur, von einem so großen Physiker, als Herr O. C. R. Silberschlag ist, über einige Punkte von der physikalischen Seite her eine nähere Aufklärung zu erhalten. Dieser Wunsch nun ist ihm hier auf eine so verbindliche Art gewähret, daß er sich dadurch hoch verpflichtet erkennet. Und weil diese Wünsche vor dem dies Journal lesenden Publicum gethan worden sind, so hält Recensent es für gebührend, auch die Hauptsachen der Silberschlagischen wissenswürdigen Aufklärungen hier mitzutheilen. Erstlich also hat die in der Recension B. 7. St. 1. S. 26. geäußerte Wißbegierde, ob physikalische Gründe es nicht wohl gestatten, daß man allem exegetischen Anschein nach unter den Wasser über der Veste etwas anderes, als die in der Atmosphäre der Erde aufsteigenden und in Regen ꝛc. wieder herabfallenden Feuchtigkeiten, verstehe, nämlich bleibende Wasser, welche den ganzen Inbegriff der weiten Welt mit allen großen Weltkörpern und den dieselben alle umgebenden Aether umschlössen — folgende weithin sehende Antwort erhalten: Das Wort רקיע bedeute seiner Etymologie nach ein dünnes ausgespanntes oder ausgebreitetes Wesen. Von dieser Art sey sowohl die Luft, welche die Erdkugel allenthalben umgebe, als auch der durch die ganze Welt ausgebreitete Aether — Daß Moses allhier lediglich die Atmosphäre der Erde gemeynt habe, lasse sich aus folgenden Gründen abnehmen. Der Aether müsse am ersten Schöpfungstage schon

da gewesen seyn, sonst würden die Wirkungen der Strahlen des an diesem Tage entzündeten Lichts nicht die Erde erleuchtet und in Bewegung gesetzt haben, weil sich eine actio in distans nicht denken lasse. Hingegen sey die רקיע von welcher Moses rede, erst am zweyten Tage hervorgegangen. Ferner beschreibe Moses, wie der Augenschein lehre, nur die Ausbildung des Erdplaneten und lasse alles übrige zurück — Drittens die Wasser über dieser Veste bedeuten die Wolken, die er darum Wasser über dieser Veste nenne, weil er dadurch die nächste Hauptabsicht Gottes bey Erschaffung der Atmosphäre habe anzeigen wollen, damit nämlich Wasser von oben herab auf die Erde niederfallen, und sie von Zeit zu Zeit bewässern und das Pflanzenreich befruchten könnte. Hierauf folgt auch die Silberschlagische Vorstellung von dem übrigen Himmelsraume mit seinem Inhalt, und darunter manches eigenthümliche. Daß wir doch nicht Raum dafür haben! Folgendes aber gehört nothwendig hieher: „So viel ist indessen immer gewiß, „daß der Aether oder die allgemeine Weltmaterie, „zwischen diesen Sternen eine gewisse aber sehr verschiedene Spannung haben müsse, sonst ließen sich „die Gesetze der anziehenden und fortstoßenden „Kräfte der Weltkörper — nicht erklären. Nach „diesen Gesetzen muß jeder Himmels-Körper in „dem zunächst umgebenden Aether eine besondre „Spannung verursachen. Sollte aber nach des „Hrn. Rec. Meynung das Ganze mit Wasser umschlossen seyn — — so entstünde die nicht zu „beantwortende Frage: wie es zugehe, daß die „Gegen-

„Gegenwirkung des gespannten Aethers nicht diese „Wassereinfassung zerstreue? Es müßten sodenn „auch ganz andre Gesetze der himmlischen Körper „statt finden. Woher denn nun aber die verschie„dene Dichtigkeit und Spannung des Aethers? „Jede Substanz wirket außer sich gegen alle Gegen„den (quaqua uersum). Ist dieses richtig, so fol„get daraus, daß die stärkere die Wirkungen der „schwächern auf der ihr zugewandten Seite hemme „und seitwärts abweise — Kurz es entstehet anzie„hende Kraft in dem Aether und desto mächtiger „ist dessen Gegenwirkung oder Spannung. —" Es würde unbillig seyn, nun schon wieder noch etwas zu begehren, da man kaum für das empfangene genügsam danken kann. Besonders aber ist es Recensenten angenehm, daß gerade der große Physiker, der unter den jetzt lebenden nicht viele Brüder hat, die auf wahre philosophische Causaluntersuchungen neben ihm noch umgiengen, die anziehende Kraft nicht für eine Urkraft in den Substanzen und die in distans wirke (wie mancher gar a priori durch den Satz des Widerspruchs zu beweisen gesucht hat) zu halten weiß. Für das Wasser, als Einschließung des Ganzen, wird sich freylich nicht wohl menschliche Bürgschaft leisten lassen, daß es vom gespannten Aether nicht zerstreuet werden könne. Rec. aber befürchtete, daß der gespannte und allenthalben hin drückende Aether sich selbst zerstreuen möchte, wenn er nicht eingeschlossen wäre. Für ein übles Herkommen in der Physik überhaupt sieht er den zu weit und auch, wie er meynt, widernatürlich ausgedehnten Begriff der

Trägheit an, wonach sie sogar die Fortsetzung der Bewegung bewirken soll. Trägheit sollte wohl nur dieses bey allen endlichen Substanzen heißen, daß, wenn sie von dem Orte, wo sie sind, wegkommen sollen, eine positive wirksame Kraft dazu erfordert wird, eine desto größere, je eine größere Masse in Bewegung kommen soll. Und nun ließ sich vielleicht so viel in Trägheit ruhende Masse denken, die durch alle gegen dieselbe strebende Spannung des Aethers nicht übermocht werden könnte. Ob damit die physikalische Astronomie hinlänglich vereinbar sey, getraute sich Rec. nicht auszumachen, und bringt das alles hier nur vor, um seine oben geäußerten Gedanken in etwas auszubilden. Eine zweyte Anmerkung betrifft den Regen vor der Sündfluth, da Recensent ebendas. S. 43 — die Gründe, vermöge welcher mehrere gezweifelt oder geleugnet hatten, daß es vor der Sündfluth geregnet habe, zu verstärken suchten. Desfalls nun legt der Herr Verth. erstlich das Verhältniß vor, in welchem 1 Mos. Kap. 2. zu Kap. 1. stehet, und erkennet dabey die Richtigkeit der Uebersetzung von Kap. 2, 5. die Rec. gegeben hatte. Nun aber komme alles auf die Frage an, ob sich dieser regenlose Zustand bis auf die Sündfluth, oder nur auf die Zeit erstreckt habe, die Adam im Paradies zubrachte. Für das letztere sey selbst der Text dieses Verses in den letzten Worten. Dieses wird noch mehr erläutert, und nachher auch angemerkt, sowohl, daß es alsbald nach der Schöpfung noch nicht füglich habe regnen können, weil einige Zeit lang hindurch die Atmosphäre erst habe hinlängliche

Feuch-

Feuchtigkeiten in sich ziehen müssen — als auch, daß auf lange Zeit die Staudengewächse und Kräuter ohne Regen nicht hätten bestehen können. Folglich habe es vor der Sündfluth entweder geregnet, oder das Pflanzenreich würde bald nach der Schöpfung wieder verschwunden seyn. Endlich die dritte Anmerkung betrifft die Zertheilung der Erde zur Zeit der Gebuhrt Pelegs 1 Mos. 10, 25. von welcher Rec. ebendas. S. 47. nach angegebenen, wiewohl nicht ausgeführten Gründen, für wahrscheinlich erklärte, daß sie von einer Zerreissung der Oberfläche der Erde selbst, nach vorher gegangener Zerstreuung der Menschen, zu verstehen sey. Die vertheidigte Geogenie nun vergleicht mehrere Stellen, wo das verbum פלג, auch wo פלגה gebraucht ist, und urtheilt daraus, es könne eine jede Theilung, also auch die Vertheilung der Menschen auf der Erde, dadurch angezeigt werden. Ob nun diese oder eine andere Theilung an dem Orte dabey zu denken sey, müsse auf die Umstände ankommen. Peleg sey 100 Jahr nach der Sündfluth geboren, zu welcher Zeit sich die Menschen durchaus noch nicht wieder auf 1000 vermehrt haben könnten, und so sey damals noch an keine Auswanderung zu denken gewesen, geschweige bis nach Amerika — und eben so wenig hätten sie die Trennung der Welttheile beobachten und ihren Stammvätern davon Nachricht geben können. Eine (eigentliche) Zerreißung der Oberfläche lasse der innere Zusammenhang der Theile der Erde nicht zu, weil eine Zertrümmerung des ganzen Planeten dazu gehört haben würde; wenn man aber ein

Versinken

Versinken beträchtlicher Stücke der Oberfläche annehmen wolle, so bleibe doch die vorige Schwierigkeit in ihrer ganzen Stärke, nämlich: woher man am Phrat wissen können, was zwischen Griechenland und Asien ꝛc. vorgegangen? — und aus dem Vorhaben im Lande Sinear erhelle auch, wie schwer der damalige Haufe zur Auswanderung zu bringen gewesen, also desto weniger bey einer so geringen Zahl vor Pelegs Geburt — — — Noch um ein gutes weiter hat der Hr. Verth. diese Sache ausgeführt, und zwar mit aller auch wohl minder verdienten Verbindlichkeit gegen Recensenten. Dieser erlaubt sich nur in Absicht auf Philologie noch das Substantivum פלג, פלגים, פלגות Flüsse oder Bäche und das ziemlich sicher von eben dem Stammwort herkommende Gr. und Lat. πελαγος anzuführen, bloß um sich wegen eines vielsagenden Ausdrucks in der Recension zu rechtfertigen, und bemerkt dabey noch die Differenz, daß die lehrreiche und nachahmungswürdige Vertheidigung der Geogenie eine freywillige Verabredung der Menschen zur Auswanderung und eine geschehene Vertheilung der Gegenden und Länder unter der Autorität der Altväter annimmt, dahingegen Recensent nach den Ausdrücken 1 Mos. 11, 8. 9. sich genöthiget findet, zu glauben, daß Gott selbst durch fürchterliche Verfügungen eine Zerstreuung der einzelnen und allerdings noch kleinen Familien und erst werdenden Völkerschaften binnen wenigen Jahren über die ganze Erdfläche bewirkt habe. Höchstverbunden aber erkennt er sich für so gütig auf mehrere Kenntnisse helfende Bemühung des

eben

eben so liebreichen als durch Wissenschaften und Verdienste weit über ihn und eigentliche Gegner weggesetzten Herrn Verf. der Geogenie. Endlich beschließt die Vertheidigte Geogenie mit Num. IV. Anmerkungen zu der Recension des II. Theils der Geogenie so im 51. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek zweytes Stück. Seite 361 bis 376 befindlich ist. Auch hier hat es die Geogenie mit einem nicht im geringsten übelwollenden, sondern dieselbe und die Silberschlagischen ausnehmenden Einsichten durchaus hochehrenden Recensenten zu thun. Mit Recht also ist, bey Weglassung der Anzeige des Inhalts vom Th. II. derselben, das Urtheil des (sagt der Hr. Verf. und wir mit ihm) unsrer ganzen Hochachtung würdigen Herrn Recensenten abgedruckt von S. 150 bis ans Ende, S. 158. Die Anmerkungen reden, wie mit uns, in dem verbindlichsten Tone, und betreffen vornämlich die mathematischen Berechnungen und die in der Geogenie gebrauchte Methode in Darstellung der Hauptsachen. Hingegen wird die Recension des Th. I. der Geogenie in der A. D. B. auch nicht mit Einem Worte erwähnt.

2.

Apologie der Apokalypse wider falschen Tadel und falsches Lob. Vierter und letzter Theil. Chemnitz bey Johann Christoph Stößel. 1783. 8. 259 Seiten.

Wir können uns nicht erlauben, die Anzeige dieses Werks unvollendet zu lassen, um so weniger

niger, da der Apologet seinen aus den erstern Theilen bekannten Charakter auch hier behauptet, also auch hier viel wichtiges zur Ehrenrettung der Offenbarung Jesu Christi sagt. Eine besondre Abhandlung zur Darlegung seiner Lieblings-Exegese liefert er hier nicht, ob er gleich nicht unterlassen kann, dieselbe überall mit einzumischen, um dem Drange des Enthusiasmus für dieselbe genug zu thun. Wir meynen wenigstens, daß diese Züge bey gesetztdenkenden Lesern keinen Nachtheil bringen werden, so wahr und klar es auch ist, daß sie keinen Beytrag zum Beweise für die Aechtheit des göttlichen Buchs, den er eben bloß zu betreiben das Ansehen haben will, abgeben, da er doch sein Buch gewiß nicht bloß für die wenigen bestimmt hat, von welchen er einigen Beyfall für diese Erklärungsart möchte hoffen können, d. i. für Dichter und Gedichtfühler, die gerade auch für diesen Gegenstand ihr Dichtergefühl aufzuspannen Gemüthlichkeit haben. Der Kürze wegen lassen wir alle solche Stücken weg. Dieser Theil besteht aus 2 Abhandlungen. In der I. wird die Aechtheit der Apokalypse aus innern Merkmalen bewiesen. Das Vorhaben ist, aus dem Buche selbst klar zu machen, daß es eine ächte Schrift des Apostels Johannes sey, weil sich eben hiemit zugleich der göttliche Ursprung desselben ergiebt. Vor allem werden die ersten 3 Kapitel, die am wenigsten Dunkelheit haben, besonders die 7 Briefe, im Namen Jesu Christi an die Bischöfe der 7 Gemeinen geschrieben, hinzugenommen den Befehl Kap. 1, 11, daß das ganze Buch sofort an diese 7 Gemeinen

meinen geschickt werden sollte, an die es auch dedicirt ist, 1, 4. in Betrachtung gezogen. Dieser Eingang der Offenbarung setzt dieselbe schon über allen Verdacht, daß sie von einem Betrüger untergeschoben seyn könnte, bey jedem fähigen und unpartheyischen Richter sehr weit weg. War sie nicht von dem Verfasser an diese Gemeinen geschickt worden, so konnte sie hinterher weder bey diesen Gemeinen, noch übrigens in der ersten Christenheit irgend eine ausgebreitete Aufnahme finden; und so hatte sie durch die Dedication und die Briefe selbst die richtigste Anweisung gegeben, wo man nachzufragen habe, um sie sodenn ohne die geringste Bedenklichkeit als unächt verwerfen zu können. Fand man sie aber bey diesen Gemeinen als eine göttliche Schrift in Aufnahme und Gebrauch, so war an ihrer Aechtheit mit keiner Vernunftmäßigkeit zu zweifeln. Der Apologet schreibt also S. 6. mit Recht: „Schon dies sieht dem Betrüger nicht sehr „ähnlich. Den Leser so lange beym Eingange aufhalten, sich mit ihm so ins Sonnenlicht hinstellen, „und ihm so viel Zeit und Veranlassung zur Prüfung zu geben: ist dies wohl des Betrügers Sache, der vielmehr auf Ueberrumpelung, Verwirrung und Blendung ausgehen muß?“ Nähere Betrachtungen geben der bestimmte Inhalt der Briefe, welche nicht bey allgemeinen Vorstellungen bleiben, sondern jeder besonders auf den Charakter und das Verhalten der Person, an die er gerichtet ist, und auf locale Umstände hinsehen, verschiedne dieser Bischöfe in ernstliche und strenge Censur nehmen, und Weißagungen für einzelne Orte und Personen

Personen ausstellen, die in kein Bild gehüllt sind, und demnächst in Erfüllung gehen sollten — welches alles sich kein Betrüger gestatten durfte, oder eben damit die schärfste Inquisition und die unhintertreibliche Verwerfung und Infamie über sein Buch, welches Offenbarung Jesu Christi heißen wollte, gebracht haben würde. Das alles setzt der Herr Verfasser sehr gut aus einander. Nur hätte er alle Weitläuftigkeit vermeiden, gar keine bloße Vermuthung, z. B. woher es gekommen seyn möge, daß zu Thyatira eine Frauensperson so ungehindert eine Lehrerin habe vorstellen können, ingleichen wer damaliger Bischof von Laodicea gewesen seyn möge, einmischen, und sich allein an dasjenige halten sollen, was eine einleuchtende Triftigkeit hat. Allerdings aber ist vieles überaus triftig. Wir wollen etwas von Seite 48. mittheilen: „Er (der Verfasser der Offenb.) weiß in „der Person Jesu so erhaben und so würdig zu „sprechen, so majestätisch herablassend, so liebreich „ernst, mit so tiefem Herzensblick, mit so unpar„theyischer Gerechtigkeit — daß man zweifelhaft „wird, ob Jesus selbst würdiger von sich sprechen „könnte. Er weiß den hohen Flug und die tiefe „Empfindsamkeit eines Johannes so ungekünstelt „meisterhaft auszudrücken — — Mit wie vielem „Verstande handelt er unverständig, der liebens„würdige Betrüger. Man sieht doch, es ist ihm „Ernst mit seiner Apokalypse, er will ihr Glauben „und Ansehen verschaffen; er will als wahrer Pro„phet erkannt seyn; und er fängts drauf an, sich „der schärfsten Prüfung und der unausbleiblichsten „Ent-

„Entdeckung bloß zu stellen. Er will im Dunkeln „bleiben, und tritt ans Sonnenlicht. Der Mann, „der solche Briefe dichten konnte, sollte der nicht „so viel gesunde Vernunft, so viel richtiges Gefühl „gehabt haben, das ihm bey dieser vortrefflich un„glücklichen Arbeit leise ins Ohr gesagt hätte: „Thor, „was thust du denn! du dedicirst dein Buch, ein „Buch von so auffallendem Inhalte, sieben Asia„tischen [Gemeinen und] Bischöfen, und schreibst „an sie in solchem Tone. Du nennst die berühm„testen Namen solcher Städte, die der Sammel„platz so vieler Fremden sind! Die mit Alexan„drien, mit Rom, mit der ganzen Welt, in solcher „Verbindung stehn. Und du glaubst unentdeckt „zu bleiben? Wie wenn es jemanden einfällt, in „Einer dieser Städte mündlich oder schriftlich „nachzufragen? Wie wenn dein Buch und deine „Dedication auch nur von ungefähr einmal ins „Gespräch kömmt: und der Fremde sieht dann, daß „die Bischöfe grose Augen machen, daß kein Mensch „in Asien etwas von deinem Schreiben weiß! So „stehst du ja auf einmal vor der ganzen Welt als „Lügner da — Und gleichwol, was bewegt dich „denn, diese Briefe, die nie bestellt werden sollen, „zu schreiben? Wozu diese unglückliche Dedication! „diese verrätherische Einleitung! Es ist ja doch „nicht wahr, daß dir Jesus Christus erschienen „wäre! daß er dir Auftrag gethan hätte, diesen „Bischöfen solche Verweise, Drohungen, Buß„ermahnungen zu schreiben! Welcher Unstern treibt „dich denn, es zu thun! —“ Dem würden wir noch ein anderes Stück S. 53 beyfügen, wenn Hr.

M. Hartwig daselbst seine liebgewonnene Vorstellungsart von der Offenbarung als einem Gedicht, Dram ꝛc. nicht herrschen ließe. Er erhärtet nämlich, daß der Mann, der dies Buch geschrieben, kein Schwärmer seyn könne; daß er überall viel zu nüchtern, und seine Arbeit viel zu bedächtig und ordentlich aussehe; nie habe ein Schwärmer ein so überdachtes, planvolles und vollendetes Werk geschrieben — Alle diese Aussprüche rechtfertigen sich bey einem Leser, der das Buch vom Anfange bis zu Ende zu wiederholten Malen lieset und weder seine Aufmerksamkeit erschlaffen läßt, noch von Beobachtungsgeist verlassen ist. Ja! ein Leser dieser Art mit gehöriger Gemüthsbeschaffenheit wird Bemerkungen über den Plan der zusammenhangenden weißagenden Vorstellung darinn machen, die allein für den göttlichen Ursprung desselben ihm schon mehr gelten, als alle je dagegen gemachte Zweifelsgründe auf Einen Haufen zusammengeschüttet. Nur stimmt die Hartwigische Erklärungsart und das dazu gehörige frühe Datum damit nicht wohl zusammen. Welche Disproportion, und Verkehrung des Plans: bis ans Ende des Kap. 19. vorhersagende Darstellung von der Zerstöhrung Jerusalems und dem Jüdischrömischen Kriege in der ersten christlichen Zeitperiode, nachher ungemessene 1000 Jahr mit groß genannten Kleinigkeiten, dann das Ende der Welt, darauf Neu-Jerusalem auf der neuen Erde, und nach dieser Erklärungsart Neu-Jerusalem jetzt schon längst auf der alten Erde! Von selbst hingegen und ohne dichterische Gewalt stellt sich die Kap. 10, 7. feyerlichst

erlichst angekündigte und bis heute noch ungeschehene Vollendung des Geheimnisses Gottes, welches durch die ältern Propheten als die erfreulichste Sache geweißagt ist, in der Erfüllung mit Kap. 20, 1 — parallel, 1000 und 1000 Jahre nehmen die durch jene Propheten geweißagten herrlichen Erfolge ein; nachher das Ende dieser Welt, der Himmel neu, die Erde neu, und auf der neuen, nicht auf der alten Erde Neu-Jerusalem, ohne chiliastisches Reich je auf der Erde. Das ist der Plan im Ganzen, ohne dessen Bemerkung alles feine nirgends nach menschlicher Kunst in einander greifende Gewebe, besonders Kap. 10 — 19, als ein sehr unvollendetes Bruchstück (nach Herrn H. kaum ein halbes Jahrhundert in sich enthaltend) erscheinen würde. Doch wir wollten ja nicht über die Erklärung streiten. S. 56 folgt, nach dem Ausdruck des Apologeten, eine andre Classe von Beweisen, die aus der Vergleichung mit den übrigen Schriften und mit der Geschichte des Apostels Johannes, aus seinem schriftstellerischen Charakter, aus besondern Eigenheiten, und aus der Anspielung oder Rücksicht auf gewisse Begebenheiten seines Lebens geschöpft ist. Hier ist immer auch viel wahre Beobachtung, wie man sie von dem aufmerksamsten Kritiker je erwarten kann, ob gleich wieder nicht nur viel schwache Vermuthung und poetische Exegese eingemischt. Daß man bey Vergleichung einer in Streit gezognen Schrift eines Verfassers, dem sie von je her beygelegt worden ist, mit den übrigen unstreitigen Schriften eben desselben, aus der Aehnlichkeit der Schreibart etwas er-

urtheilen könne, auch wenn diese Schriften aus göttlicher Eingebung geschrieben seyn sollen, oder sich selbst dafür angeben, gilt längst für eine ausgemachte Sache. Denn die heiligen Scribenten sind nicht als bloße Schreiber, denen der Geist Gottes Wort für Wort dictirt hätte, zu betrachten, sondern die göttliche Eingebung erweckte bey ihnen die hieher gehörigen Gedanken — welche gewöhnlich im Verstande nicht ohne sie bezeichnende Worte gedacht werden, und so ist leicht wahrzunehmen, wie bey dem mündlichen sowohl als schriftlichen Vortrage von dem heil. Geiste getriebner Lehrer, ihre natürliche Anlage, Gewohnheit und Fertigkeit der äußerlichen Vorstellungsart und dem Ausdruck die Gestalt und Stimmung geben helfen konnte. Die Schreibart des Apostels Johannes also auch in der Offenbarung wahrnehmen und darzulegen suchen, wie Herr Hartwig aufs beste leistet, ist eine vollkommen statthafte Sache. Mehr Bedenken möchte Jemand haben, glauben zu sollen, daß auch das, was der Verfasser dieses Buchs im prophetischen Gesicht gesehen und gehört zu haben berichtet, eine besondre Uebereinkunft mit dem Inhalt und Ausdruck der übrigen Schriften des Apostels Johannis, ja sogar mit den Lebensumständen dieses Apostels habe. Denn bis dahin erstreckt der Apologet die Vergleichung, und zeigt viel Uebereinstimmung, die nicht von ungefähr seyn kann, ob er gleich dabey nicht wenig unscheinbares zugleich mit beybringt. Wir meynen, daß auch hierinn allerdings ein statthaftes Kennzeichen liege. Denn der Seher sahe und hörte hier nicht mit den kör-

körperlichen Augen und Ohren, was wirklich in Patmus außer ihm so da gewesen und vorgegangen wäre, sondern seine Vorstellungskraft wurde durch höhere Einwirkung zu solcher Wirksamkeit bestimmt, als ob er sähe und hörte. Nun konnte einer Seits diese besondre Art von Eingebung und Offenbarung nach der unterscheidenden Eigenheit des Apostels sich einrichten, und auf der andern Seite konnte die gewohnte Vorstellungsart, die auch durch seine Lebensumstände ihre Stimmung erhalten hatte, hiebey so gut, als bey anderweitiger Eingebung ihren Einfluß haben, so weit der abgezielte eigentliche Inhalt dieser Offenbarungen nicht darunter litte. Diese Bemerkung vermißt man bey Herrn H. und so könnte mancher Leser durch seine kritischen Beleuchtungen dessen, was Johannes im Gesicht sahe und hörte, wohl gar auf Bedenklichkeiten geführt werden, wenigstens wer nicht willig genug seyn kann, für glaublich zu halten, daß die Offenbarung ein früheres Datum habe, als das Evangelium und die Briefe Johannis, welches beynahe für gewiß anzugeben dem dichterischen Ausleger keine Ueberwindung kostet. Diese Beweisführung reicht bis S. 148. Aus großer Vorliebe zur Poesie übersetzt der Apologet viele Stücke nicht nur aus der Apokalypse, die schlechterdings ein Gedicht (absit blasphemia dicto) seyn soll, so wenig auch die erzählende Prose ihres Verfassers poetisch ist, sondern auch aus dem Evangelium und aus der ersten Epistel Johannis in Versen. S. 81. kann sein Sylbenmaaß den Namen Abraham nicht vertragen, und aus der Ursache muß selbst

Jesus den Erzvater lieber Abram nennen, Jesus, der Sohn Gottes, des Hartwigschen Verses wegen, da doch dieser Erzvater nach einer göttlichen Declaration nicht mehr Abram heißen sollte, und auch nachher nirgends so genennt wird. Das ist noch mehr, als poetische Kinderey, es ist wirkliche Ungebühr! Wollte doch Hr. M. Hartwig wahrnehmen lernen, wie tief er sich durch diesen Caricatur-Geschmack erniedrigt! Sogleich aber ist er wieder ganz ein ehrwürdiger Kritiker in Num. II. Ueber die noch übrigen historischen Zweifelsgründe wider die Apokalypse; nebst dem historischen Beweise ihrer Aechtheit. Zuerst kömmt das Stillschweigen der sogenannten Apostolischen Väter von der Offenbarung in Untersuchung. Der Herr Verf. zeigt nicht nur, ähnlich, wie Herr D. Storr, daß dieser angebliche Verwerfungsgrund dieses Buchs, wenn er gelten sollte, auch den mehresten übrigen neutestamentischen göttlichen Schriften nachtheilig seyn müßte, also zu viel beweise und eben daher nichts beweise, sondern auch, daß es ein besonders bemerkbarer Charakter der wirklichen Schriften dieser Väter sey, sich nicht sowohl auf die damals neuen göttlichen Schriften, sondern auf den mündlichen Lehrvortrag der Apostel zu begründen; und selbst hierinn sucht er ein Kennzeichen ihrer Aechtheit. Gewiß ein Aufmerksamkeit fordernder Fingerzeig den zu geben kein Semler, kein Stark, kein Stroth, kein Teller ꝛc. fähig war. Gerade so wünschten wir längst die patristische Kritiker, wie wir hier Herrn H. finden. Man höre ihn, und urtheile. S. 158. „— Also dies ist, bis auf

„den

„den Polykarp, der einstimmige Charakter dieser „Apostolischen Väter; und er trägt, wie mich „dünkt, nicht wenig bey, die Aechtheit ihrer Schrif„ten zu beweisen. Wären sie in spätern Zeiten „erdichtet, ganz gewiß würden sie dann von Cita„ten und von Sprüchen der Evangelisten und der „Apostel, getreulich ausgeschrieben, voll seyn; nichts „von alle dem würden wir vermissen, was wir jetzt „vergeblich suchen. Dies ist nicht blos Vermu„thung, es ist Augenschein. Man darf nur die „interpolirten Briefe des Ignatius ansehen; und „man wird den Mangel reichlich ersetzt finden, den „man dort mit Verwunderung bemerkt. Man „wird sehen, daß der Interpolator eben so dachte, „wie wir; daß ihm oft eben die biblischen Stellen „einfielen, die uns einfallen, und daß er so dienst„fertig war, sie hinzuschreiben — — Also, woher „diese Erscheinung? So auffallend sie anfangs ist, „so natürlich läßt sie sich, meines Erachtens, erklä„ren. Der unmittelbare Schüler des Apostels „hatte zwar seine Briefe, laß und schätzte sie: aber „wie schätzte er sie? Als Briefe eines Mannes, den „er nicht erst aus Briefen und Büchern kennen „lernen durfte; den er selbst persönlich gekannt, „und seine lebendige Stimme gehört hatte, und sie „gleichsam noch immer von tausend Zungen wie„dertönen hörte. Durch den mündlichen Unterricht „der Apostel hatte er seine neuen christlichen Ein„sichten und Gesinnungen erhalten; aber wenn er „nun diese Einsichten und Gesinnungen vortrug, „so bildete er sich seinen Ausdruck selbst, und blieb „originell, ohne von den Schriften der Apostel zu

„dependiren.“ Wir setzen hinzu: — er war nicht von Jugend auf beym Christenthum hergekommen, sondern erst dazu gelangt, da er vorher an eine ganz andre Vorstellungsart, an andre Ausdrücke und Wendungen in seiner Sprache gewöhnt war, auch nicht längst zuvor das Christenthum historisch kennen gelernt und dahin gehörige Bücher gelesen hatte, wie, wenn in nachherigen Zeiten ein gelehrter Heide zum Christenthum übergieng. Viele einzelne eben das bestätigende und erläuternde Anmerkungen müssen wir bey Herrn H. selbst nachzulesen überlassen. Er geht nachher S. 177. noch zum Justinus M. über, als dem ersten ausdrücklichen Zeugen, der für die Aechtheit der Offenbarung J. Ch. spricht. „Ja! und eben darinn, schreibt er, „hat die Apokalypse noch einen Vorzug von den „meisten übrigen Büchern des N. T. Ordentlicher Weise fängt sich die Reihe der uns bekannten „ausdrücklichen Zeugnisse für die einzelnen apostolischen Briefe und Schriften, namentlich auch für „das Evangelium Johannis, erst mit dem Irenäus, höchstens mit dem Tatianus, an, noch eine „Stufe unter dem Justin. (Wer es mit Augen „sehen will, der schlage nur das Verzeichnis davon „in des Herrn D. Leß Wahrheit der christlichen „Religion nach.)“ S. 179. kommt Hr. M. Merkel mit seinen Alogern an die Reihe, doch nicht ohne vorläufig ein großes unerklärliches Compliment zu erhalten, welches auch desto unerklärlicher ist, je weniger das nachherige damit zusammen stimmt. Doch es ist so genius seculi, wenn es auch antipsychologisch wäre. Das Merkelsche Motto:

Dies

Dies Wort sie sollen lassen stahn, und keinen Dank dazu haben; vergilt Herr H. mit dem Gegenmotto aus eben dem Lutherschen Liede: Wie sauer er sich stellt, thut er uns doch nichts; doch ohne deswegen seinen Herrn Gegner zum Fürsten dieser Welt zu machen. Auf das Merkelsche Vorbringen von den Alogern selbst läßt er sich gleichwohl nicht weitläuftig ein, sondern verweiset auf Herrn D. Storr Neue Apologie der Offenb. Joh. Wir sagen davon hier desto weniger, da wir die Merkelsche Schrift über Verdienst aufs sorgfältigste beleuchtet haben. Eigentlich ist sie von Herrn H. schon durch folgende Anmerkung S. 183. nach Hause geschickt: „So wichtig man „jetzt die Aloger zu machen sucht: so unbedeutend „sind sie den Alten gewesen. Eusebius nimmt sich „nicht die Mühe, ihrer in seiner Kirchengeschichte, „wo sie doch hingehörten, auch nur mit einer Sylbe „zu gedenken. Daß das Evangelium Johannis „von Männern in der Kirche bestritten und dem „Cerinthus beygelegt worden, davon sagt er kein „Wort; es ist ihm ein ganz unwidersprochenes „Buch, und der Widerspruch der Aloger ist ihm „ein bloßes Nichts. Auch bey der Apokalypse sind „sie ihm Nichts —“ Für einen wirklichen Fehler aber müssen wirs ansehen, wenn der Apologet S. 193. schreibt: „Eusebius sagts ja mit dürren Worten, daß es noch zu seiner Zeit eine Parthey gab, „welche die Apokalypse, völlig dem Evangelio gleich, „schlechterdings unter die homologumena, d. h. „unter die ganz unleugbar ächten, kanonischen und „apostolischen Schriften, von welchen sie die anti-

„legomena wohlbedächtig ausschloß, setzte, und von „gar keinem Widerspruch, der in die geringste Be„trachtung gezogen zu werden verdiente, etwas „wissen wollte; und daß dies eine sehr ehrwürdige „Parthey war, habe ich sonst schon bewiesen —" Nicht, als ob damit zu viel gesagt wäre. Nein! es ist offenbar zu wenig gesagt: — noch zu seiner Zeit eine Parthey — Eusebius benimmt sich gegen die Offenbarung sehr sonderbar. Homologumena heißen, auch bey ihm, allgemein von je her als göttlich anerkannte Bücher. Ob die Offenbarung ein solches sey, war eine historische Frage. Unter die antilegomena, d. h. diejenigen, wider welche Einwendungen gemacht, ob gleich auch diese Bücher von den allermeisten anerkannt worden waren (γνωριμων τοις πολλοις, nicht ohne Artikel πολλοις; οἱ πολλοι heißen lat. multitudo, die große Menge, die Kirche überhaupt) getrauet er sich gar nicht die Offenbarung Johannis zu setzen, weil er keine von irgend einem bedeutenden Manne wider sie gemachte Einwendung wußte, die er sonst hätte anführen müssen. Was thut er also? Er sagt, man möge sie, ἐιγε φανειη, wenn man so meyne, unter die homologumena (welches doch eine historische Frage war, die sich aus seinen Nachrichten von selbst mit Ja! beantwortet, und deren Beantwortung von keinem philosophischen oder dogmatischen Erachten abhangen soll) oder ει φανειη, wenn man so meyne, nicht unter die antilegomena, welches er als Geschichtschreiber nicht thun noch anrathen konnte, sondern unter die drittens hergenannten Notha, unächten, untergeschobenen,

nen, setzen, auf welche man längst gar nicht mehr achtete. Ein kühneres Entweder — Oder, kann es nie gegeben haben. Diese ausgelassene Kühnheit zu bescheinigen, würde er nicht unterlassen haben, sich auf das so dreust verwerfende Urtheil anderer gleichzeitiger oder etwas älterer Lehrer namentlich oder unnamentlich zu berufen, wenn es die Wahrheit gelitten hätte. Das thut er aber nicht, sondern er stellet es bloß frey, dies oder das zu wählen; und gerade diese Dreustigkeit, unterstützt durch das allemal elende Raisonnement des Dionysius Al., welches Eusebius im nachher folgenden umständlich mittheilt, und worüber Hr. H. als ein Meister kritisirt hat, scheint erst bey mehrern ein nachtheiliges Urtheil über die Offenbarung zur Folge gehabt zu haben, da inzwischen die Arianischen Unruhen alle Aufmerksamkeit auf sich zogen — Also nicht schon von der Zeit des Dionysius Al. an, sondern erst später durch die schleichende Vorstellung des Eusebius, wie Herr D. Storr besser, als Herr M. Hartwig, bemerkt hat, scheint bey vielen Lehrern der Griechischen Kirche das Buch in merkliche Abnahme gekommen zu seyn. Freylich aber könnte auch dadurch das Urtheil keines Verständigen über die Aechtheit desselben anders gestimmt werden, wenn gleich schon durch das Dionysische Raisonnement vor dem Zeitalter des Eusebius eine nachtheilige Meynung davon veranlaßt worden wäre. Denn schon Dionysius kam viel zu spät, und sein historisches Zeugniß widerspricht seiner Kritik, die doch selbst das Buch nicht verwerfen will. Ferner werden S. 197 — der letzte apo-

sto-

stolische und der letzte laodicenische Kanon, welche die Offenbarung aus dem Verzeichniß der kanonischen Bücher weglassen, beurtheilt, mit Verweisung, in Ansehung des erstern auf eine Dissertation des vormals berühmten Janus zu Wittenberg, und in Absicht auf den letztern auf Hrn. Prof. Spittlers vortreffliche Abhandlung. Weiter findet man S. 211 — eine kritische Untersuchung über das 4te Buch Esra, da Herr D. Semler zur Abwürdigung der Offenbarung zuerst eben diese apokryphische Dichtung mißbrauchte, in der unbedenklichen Voraussetzung, daß sie älter sey, als die Offenbarung. Die Hartwigsche Kritik darüber ist viel werth, da sie ganz klar zeigt, daß dies Buch nicht von Alex. Juden, die von Herrn D. Semler immer zum Stichblatt gebraucht werden, vor den christlichen Zeiten zurechtgemacht, sondern eines weit spätern Ursprungs sey. „Man darf doch wirk„lich, schreibt Herr H. S. 213 — kein Oedipus „seyn, um zu sehen, daß im 11ten und 12ten Ka„pitel eine hinterher geschmiedete Weißagung von „dem Römischen Reiche, und von der Reihe der „Römischen Kaiser, die bis dahin gelebt hatten, „enthalten ist — S. 215 Er theilt seine Kaiser„reihe in Zwölf, und Acht, und Dreye ein — das „sind doch drey und zwanzig Kaiser, die er aus„drücklich aufzählt — S. 219. Und so möchte „denn vielleicht der gelehrte Peter Allix nicht so „ganz unrecht gehabt haben, da er in einem an „Ezech. Spanheim gerichteten Briefe — die Ver„muthung äußerte, daß das 4te Buch Esra wohl „von einem aus dem Judenthum bekehrten Mon„tanisten

„kanisten (oder anderm dergleichen Prophezeyer aus „derselben Zeitperiode) verfertigt seyn möchte. Sind „meine Bemerkungen richtig, so kann man das „Datum desselben wohl nicht früher, als im Jahr „217 nach Caracallä Tode setzen.“ Ferner sucht der Herr Verf. hiemit die Anführung dieses Buchs beym Clemens Al. ꝛc. zu vereinigen. Endlich folgt in kurzen Sätzen, mit beygefügten gleichfalls leicht zu übersehenden Ausführungen, der historische Beweis für die Aechtheit der Apokalypse. Wir begnügen uns bloß, die Sätze selbst herüber zu nehmen: „I. An dem Justin hat die Apokalypse noch ei„nen ältern ausdrücklichen Zeugen, als die übrigen „Bücher des Neuen Testaments. II. Die ersten „und vornehmsten Zeugen für die Apokalypse kom„men aus Asien, und aus den Orten, wohin sie „addressirt ist. (Justinus, Irenäus, Melito, Apol„lonius, ein Antimontanist.) III. Auch in Palä„stina und Syrien, in Alexandrien, in Rom, also „in den entscheidendsten Gegenden und Orten wur„de die Apokalypse, so viel wir sichere Spuren ha„ben, in den frühesten Zeiten anerkannt. IV. Und „diese ältesten Zeugen, alle, behandeln die Apoka„lypse als ein völliges Homologumenon, das ist, „als eine längstbekannte apostolische Schrift, deren „Aechtheit ausgemacht, und keinem Zweifel unter„worfen sey. Denn V. diese Parthey, welche die „Apokalypse unter die Homologumena zählt, ist „groß, ehrwürdig, und überwiegend. (Diese Par„they — ist wieder zu wenig gesagt. Es war nicht eine Parthey, von welcher man eine andre etwa gleichfalls große, obgleich in Vergleichung kleinere

Parthey

Parthey zu unterscheiden hätte. Jene Väter scheinen vielmehr kaum einen Menschen, der in irgend einem Betracht des christlichen Namens ihnen werth geschienen, gekannt zu haben, der dies Buch nicht anerkannt hätte. Unmittelbar vorher war die Rede vom Origenes, der in Ansehung der Offenbarung gerade in diesem ganz unbedenklich zuversichtlichen Tone schreibt. Und Origenes kannte die damalige und ältere christliche Welt wohl besser, als jeder andere. Die erst vom Epiphanius mit einem Namen belegten Aloger und ihres gleichen mochten zusehen, wo sie blieben.) „VI. Auch die Geschichte der Streitigkeiten, in „welche die Apokalypse mit verwickelt gewesen, und „ihrer eignen nachtheiligen Behandlung, gereicht „mehr zur Bestätigung ihres Ansehens, als zur „Entkräftigung desselben. VII. Will man den hi„storischen Beweis gern recht kurz und einfach „haben, so darf man ihn nur auf die beyden Män„ner: Origenes und Hieronymus reduciren. VIII. „Wenn wir sie zugleich mit den übrigen Antilego„menis auf die Wage legen, so behält sie, historisch „erwogen, vor diesen allen ein sehr merkliches Ue„bergewicht.“ Auch dies könnte weit stärker gesagt seyn. Eusebius, zu seiner Zeit, wußte sie nicht einmal unter die Antilegomena, wohl aber unter die Homologumena zu setzen, und weil er das denn doch nur ungern that, so bringt er lieber in Vorschlag, nach Belieben sie unter die Notha zu zählen. Denn er meynte vielleicht, es sey doch möglich, daß sie untergeschoben sey, wenn sie auch von je her allgemein anerkannt war; hingegen dürfe er als

Ge-

Geschichtschreiber sie nicht unter die antilegomena anzusetzen in Vorschlag bringen, ohne diesen Vorschlag historisch rechtfertigen zu können. Und Homologumenon und zugleich antilegomenon konnte sie nicht seyn. Verschiedene Druckfehler hätte Herr H. am Ende anzeigen sollen. Einige verrathen, daß seine Schriftzüge den Setzer irre führen.

Wollte nun auch weder Herr D. Semler noch Herr M. Merkel, noch wer sonst noch die Offenbarung nicht leiden mag, den Streit wider dieselbe aufgeben, so können wir doch auf die zeitherigen Vertheidigungsschriften uns so vollkommen begründen, als ob sie nie bestritten wäre. Ihre Aechtheit steht jetzt heller im Licht, als vorher, ehe sie Herr D. Semler zu bestreiten anfieng.

3.

Johann Kiddel's Abhandlung von Eingebung der heiligen Schrift, mit vielen freiern Zusätzen von D. Johann Salomo Semler. Nebst einem Anhange über das Buch Esther. Halle, bey J. J. Gebauer. 1783. gr. 8. 328 Seiten.

Wir haben uns im vorhergehenden Stück unsrer Sammlungen verbindlich gemacht, eine mehr als ganz kurze Anzeige von diesem Buche zu geben. Sowohl aber uns, als auch unsre Leser zu schonen, schränken wir sie dennoch in enge Gränzen. Denn die vielen freiern Zusätze sind weit größer an Masse, als die Abhandlung, und sind auch

auch in so fern in eigentlichem Verstande Semlerische Zusätze, daß sie, mag der Englische Verfasser auch noch so methodisch fortschreiten, doch immer wiederholt eben dasselbe von neuem, mit einerley oder andern Sprach-Zierarten sagen, käuen und wiederkäuen, was schon seit mehrern Jahren immer gekäuet und wiedergekäuet ist. Denn Herr S. scheint längst der festen Ueberzeugung zu seyn, daß seine Leser alles glauben und nachsprechen lernen, was er ihnen, ohne müde zu werden, immerfort vorsagt. Nur ist er hier merklich freyer, d. i. ungebundener, als er z. B. in seiner ungemessenen Abhandlung von freyer Untersuchung des Kanons war. Vornehmlich also, wo möglich, zur mehrern Ueberweisung der Kurzsehenden und Leichtgläubigen, welche bis jetzt der Meynung sind, daß vor einigen Jahren eine Glaubensbesserung bey Herrn D. Semler vorgegangen sey, wollen wir etwas von seinen freyern Zusätzen mittheilen. Doch zuvor allemal das nöthige von der Kiddelschen Abhandlung. Der Herr Herausgeber hat vergessen zu sagen, daß sie aus dem Englischen übersetzt sey, und sagt nur in der Vorrede, die teutsche Uebersetzung derselben sey an ihn von einem gelehrten Mann in der Schweiz geschickt worden. Der Verfasser erscheint allerdings als ein gutgesinnter Mann, giebt aber viele Schwachen und Blößen, die denn Herr D. Semler, nach gewohnter Fertigkeit, der Sache selbst zueignet, und allen Orthodoxen auf die Rechnung schreibt, wie er überhaupt am liebsten da streitet und commentirt, wo er wenig Gegenrüstung vorfindet und seine maschinen-

mäßigen

mäßigen Bewegungen nur immer und immer wiederholen zu dürfen meynt. Der Engl. Verfasser nimmt zur Grundlage für seine ganze Abhandlung die unleugbar wichtige Stelle 2 Tim. 3, 16. die er, ohne viele Umstände zu machen, übersetzt: Alle Schrift ist von Gott eingegeben. Da kanns nun nicht anders seyn, als daß Herr S. alsbald anders übersetzt, und sein gewöhnliches von Kennzeichen göttlicher Schrift, die hier von Paulus angegeben würden, beybringt, und noch dazu unter Schrift schlechterdings gar nicht Ausdruck und Abfassung, als Bezeichnung dessen, was der Geist Gottes lehren wollte, sondern den Inhalt, den Verstand gedacht wissen will, den auch immer, nach dem Semlerischen Grundsatz, Jeder sich bilden mag, wie ihm gut däucht. Noch kürzer sucht er mit τα ἱερα γραμματα v. 15. fertig zu werden. Ueber das alles nun hier wieder zu kritisiren, würde eine sehr undankbare Mühe seyn. Der Englische Theologe bildet über diese Stelle 3 Fragen, die er in 3 folgenden Abschnitten beantwortet, nämlich 1. Was müssen wir durch die Schriften verstehen, von denen der Apostel hier behauptet, sie seyen von Gott eingegeben? Er ist durchaus der Meynung, daß πασα γραφη v. 16. auch von den damals schon mehrentheils vorhandenen Büchern des N. T. zu verstehen sey, da der vorhergehende andere Ausdruck τα ἱερα γραμματα v. 15. ganz offenbar nur die ältern göttlichen Schriften, vermöge des Zusammenhangs, anzeige. Was auch Herr S. dagegen einwendet, so liegt darinn doch etwas wahres. Nur 1.) vergehe man sich

nicht so weit, θεοπνευστος für Prädicat anzunehmen. Wenn es zum Prädicat gehören sollte, so würde das Subject durch πασα ἡ γραφη, nicht bloß durch πασα γραφη (welches nicht zu übersetzen wäre: die ganze Schrift, sondern: eine jede Schrift überhaupt; und nicht alle vorhandne Schriften und Bücher sind ja göttlich) ausgedruckt seyn. Hiezu nun giebt θεοπνευστος eine nähere Bestimmung: Eine jede vom Geist Gottes herkommende Schrift —, da man denn anderweitig wissen muß, welche Schriften vom Geist Gottes her sind, nur aber die vorher erwähnten τα ἱερα γραμματα werden eben damit dafür erklärt, daß sie vom Geiste Gottes sind, und das soll Herr S. keinem verständigen Menschenkinde aus den Augen rücken. 2.) hat von je her dies den richtigen Verstand einer so wichtigen Stelle trübe gemacht, daß man das folgende προς διδασκαλιαν — in zu weitem Sinn genommen hat. Διδασκαλια heißt das Geschäft eines Lehrers für andere, vergl. v. 17. Hienach fällt auch 3.) alle Kritik über das liebe και (welches Herr S. immer ausstreichen wollte) vor ὠφελιμος weg. Und so ergiebt sich folgende Verschiedenheit der Vorstellung in den 2 Versen 15 und 16. Im v. 15. sagt der Apostel, Timotheus solle desto mehr Beständigkeit bey dem aus so zuverlässiger Hand empfangnen christlichen Unterricht beweisen (also sich auch durch solche verkehrte Vorstellungen, wie nun die Semlerischen sind, nicht irre machen lassen) weil er von Jugend auf die heiligen Schriften (des A. T.) kenne, die ihn (nicht sowohl unterweisen — denn unterwiesen, und mehr als blos in

den

den Anfangsgründen und von der ganzen Sache des Christenthums unterrichtet war er längst, sondern) weise machen könnten (nicht alle wohl unterwiesene sind auch schon weise bey allerley verführerischen Versuchungen) zur Seligkeit, d. i. zur Erreichung der völligen Errettung, die auf dem Glauben an den Christ Jesum beruhe; v. 16. es sey aber alle vom Geist Gottes herkommende Schrift (die er schon von Jugend auf oder vor kurzem erst kenne und weiter kennen lernen werde) auch nützlich zur Verwaltung des Lehramts für andere ꝛc. und v. 17. ὁ ἄνθρωπος τȣ θεȣ bezeichnet einen Lehrer — Diese Darstellung des apostolischen Sinnes haben wir aus Herrn D. Müllers Belehrung vom Kanon des A. T. S. 284 — ausgezogen, wo man sie umständlich vorgelegt nachlesen kann. Herr D. Semler aber hat längst die unter den neuen Reformatoren, besonders von Herrn Teller, geweihete Sitte angenommen, gar nicht mehr auf das zu achten, und nicht im geringsten zu erwähnen, was wider sein verwirrendes willkührliches Vorbringen und wider seine selbstgemachten Historien, von mehrern Männern mit ernstlicher Beweisführung erinnert worden ist, und betet immerfort seine Sachen wieder her, wie ein Beschwörer seine Formeln, mag der Vernünftige dagegen sagen und demonstriren, was er will. Er weiß also von einer mystischen und christlichen Auslegung jener alten Schriften, die Timotheus schon in der Kindheit bekommen habe, wobey zu bleiben ihn Paulus ermahne — wider Hiob ꝛc. macht er Einwendungen aus den Grie-

chischen Zusätzen, auch ohne je untersucht zu haben, oder untersuchen zu wollen, ob diese Zusätze von Juden oder später von Christen geschmiedet sind — erklärt ganz für zweifelhaft, daß damals (kurz vor Pauli Märtyrer-Tode) die Evangelien schon vorhanden gewesen — weiset den Verfasser mit seinem gemeinen alten Wege der Theologie ab, dieser Weg sey ja gebannet, weil dabey keine Historie gewesen und aufgesucht worden — beschuldigt die gemeine Dogmatik, sie habe aus Θεοπνευστος hergeleitet, als müsten alle Christen alle Schriften, die irgend ein Apostel hinterlassen hätte, zur Vollständigkeit oder Richtigkeit ihrer privat Religion, auch sogleich in eben der Zeit, angenommen und in einer steten Mischung und Verbindung gebraucht haben — welches gewiß keiner dogmatischen Seele je eingefallen, noch einer verständigen Feder entfallen ist — er weiß auch immer noch ein für allemal, daß damals schon die falschen Lehrer allerley Schriften unter großen alten Namen als vom Geiste Gottes eingegebene Belehrungen und Weißagungen ausbreiteten, die denn eben Timotheus nach diesem Charakter verwerfen solle: Alle Schrift, die Gott zum Urheber haben soll, muß nützlich seyn zur Lehre ꝛc. Das alles läßt er auch den Apostel in einer Paraphrase nach seiner Art sagen — und damit gut. Wers nicht glauben will, läßts bleiben. Es stehet frey, wie, nach dem Semlerischen Wahlspruch, S. 163. jeder es auch frey behalten soll, über die göttliche Wohlthat, die Christen glauben, zu spotten. Der Zweyte Abschnitt untersucht: In welchem Sinne sind die-

diese Schriften von Gott eingegeben. Hier braucht der Engländer zu viel synthetische Methode, setzt Absichten fest, und schließt sodenn, was zur Beförderung dieser Absichten von Seiten Gottes erforderlich und nothwendig gewesen sey, anstatt, daß er vielmehr hiehergehörige Stellen der Bücher A. und N. T. hätte aufstellen, daraus Hauptsätze bilden, und mit Hinzunahme leicht faßlicher Psychologie das bestimmtere herleiten sollen. Da hat denn Herr S. ein weites Feld zum Umherschweifen; und doch kann er immer die Zeit nicht abwarten, läßt selten einen Philosophen nur Einen Mund voll recht ausreden, unterbricht ihn zur Ungebühr und bisweilen so, daß man befürchtet, jener gehe sehr fehl und Herr S. wolle ihm ehrlicher Weise zurecht helfen. Etwas recht sehr hauptsächliches setzt der Teutsche Theolog in der Frage, ob denn irgend ein apostolischer Verfasser selbst eigenhändig geschrieben habe? und, wie denn Se. Hochwürd. sehr rasch ist, so schreibt dieselbe gar S. 44. „eigenhändig hat kein Evangelist „oder Apostel einen Aufsatz geschrieben.“ Nun das ist doch fast allzuviel. Freylich wird der Mann immer noch Rath wissen, diese Behauptung zu verfechten, wenn auch Paulus eigenhändig selbst schriftlich bezeugt hätte Gal. 6, 11. daß er den ganzen Brief an die Galater eigenhändig geschrieben habe, ingl. Philem. 19. Für das Mal hat ers nur vergessen. Und was soll denn nun daraus folgen, wenn kein Apostel, auch nicht einmal ein Evangelist, hm! eigenhändig einen Aufsatz geschrieben hätte? Konnten sie denn nicht dictiren, und nachher durch-

sehen und wohl gar eigenhändig wenigstens unterschreiben? Weiß der Herr Doctor nicht oder hat ers wieder vergessen, daß Paulus ausdrücklich auf seine eigne Handschrift, die er allen seinen Briefen beyfüge, verwiesen hat 2 Thess. 3, 17? Man vergleiche 1 Cor. 16, 21. Col. 4, 18. Und folglich war der Gnadenwunsch am Ende aller Pauliniſchen Briefe von des Apostels eigner Hand, auch Hebr. 13, 25. Die böse Uebereilung, wenn die Messe nahe ist! Hier wird sie nun sicher zur Folge haben, daß der Mann nachher nur auf eine neue Dichtung sinnt, wie er auch alle diese Stellen chikaniren könne. Und quid monstri ist es denn, welches er durch Hülfe eines so unhistorisch dreust verneinenden Satzes seinen leichtgläubigen Schülern, und einigen unwissenden oder gewissenlosen Recensenten weismachen will. Gleich am erstern Orte S. 41. schreibt er weiter: „Die ältesten Anzeigen „oder Nachrichten, die wir hierüber noch sammlen „können, enthalten solche Traditionen, welche den „Begriff, Inspiration bey dem Evangelium Mar„ci und Lucä, z. E. gar nicht zulassen; Petrus „und Paulus sollen geraume Zeit das geprediget „haben, was Marcus und Lucas endlich schrift„lich aufgesetzt haben; und nun soll Petrus und „Paulus dieses gelesen und auctorisirt haben. „Diese Tradition wird alsdenn noch mit der an„dern vermehrt, daß Johannes — das habe sup„pliren wollen, was in den übrigen Evangeliis ge„felet habe. So ganz gemein diese Einbildung „und Vorstellung hierüber gewesen, so ganz un„wahr und ungegründet ist sie. (Nun denn, was

für

für Nachtheil für die Inspiration soll daraus fließen? Herr S. aber hat sich in Eil nicht recht expectorirt.) „Da nun noch dazu erweislich ist, „daß sowohl die ältesten Aufzeichnungen dieser „Schriften mit vielen Abbreviaturen geschehen „sind —“ Hier ist schon ein Ganzes, und doch nichts weiter, als Anzeige eines recht übeln Willens, die Wahrheit selbst zu cavilliren. Wenn auch jene doppelte Tradition wahr wäre (welches doch wenigstens in Ansehung des Evangeliums von Lucas, vermöge Luc. 1, 1 — 4. nicht seyn kann) so würde der für historische Sachen gehörige Begriff von Inspiration, wie jeder des Namens werthe Theologe schon an 2 Fingern abzählen kann, doch vollkommen und ganz ungekürzt damit bestehen. Und Petrus und Paulus, als hochangesehene Apostel, ingleichen Johannes in Asien, wo Matthäus etwa in Person nicht hingekommen war, mögen ja immer durch ihre Autorität die 3 erstern Evangelien bestätigt, letzter auch zu jenen das seinige hinzugethan haben. Wie soll das je bey einem verständigen Christen der Inspiration der 3 erstern nachtheilig seyn können? Bey Semlerischen Schülern aber, deren ganze Vorstellungskraft schon verwahrloset ist, mag sich auch 2 und 3 nicht mit einander vertragen. Wie endlich gar die Abbreviaturen? Hr. S. beurtheilt jene Schriftsteller mit großem Unrecht nach seinen eignen Handschriften, wenn der Setzer bey aller Anstrengung seiner Augen doch nicht lesen kann, und denn Fehler über Fehler setzt. Jene aber schrieben weder für Geld, noch zur Messe; und so gut Cicero und Livius da-

für sorgten, daß die Herausgabe ihrer Werke durch reine und leicht leserliche Handschriften bewerkstelligt würden, so gut muß mans gewiß diesen Schriftstellern, die noch höhere Pflichten erkannt haben, zutrauen; und vielleicht schrieb Paulus nur deswegen nicht oft mit eigner Hand, weil er kein guter Maler war, und die Inspiration ihm freylich nicht auch die Hand führen wollte. Abbreviaturen sind eine Erfindung nur für Geschwind- oder Lohnschreiber, und mögen von manchem Abschreiber freylich auch bald genug bey den biblischen Büchern gebraucht worden seyn. Die ersten mit Abbreviaturen geschriebenen Handschriften aber hat hoffentlich Herr S. nicht gesehen, oder sage uns, wo sie zu finden sind. Er nimmt aber auch die singulaire Meynung des Origenes über den Brief an die Hebräer, daß Paulus dessen Abfassung nach angegebenem Inhalt einem andern überlassen habe — und meynt (oder schreibts wohl gar wider seine eigne Ueberzeugung, vergl. 2 Petr. 2, 15. 16. Warum sollte es nicht auch jetzt solche Männer geben?) gar S. 44. daß vielleicht Paulus, der ein schlechter Grieche gewesen sey, seine Begriffe und Sätze an mehr als Einen Concipienten oder Uebersetzer gegeben habe: so sey auf einmal leicht zu erklären, daß ein und derselbe Satz zu gleicher Zeit auf zwey bis dreyerley Weise griechisch ausgedruckt worden sey; eben so sey es mit den Evangelien gegangen. Wo mag in der Geschichte ein so abentheuerlicher Autor aufzutreiben seyn, als Herr S. die Apostel und Evangelisten dichtet, und damit alle Hardouine und van der

Hardte

Hardte bey weitem übertrifft? Da sind denn seine verschiedenen Recensionen der neutestamentischen Schriften, nicht die, welche auch ein verständiger Kritiker noch annehmen kann. Ihm gilt alles gleich. Wir aber, so lange wir seine unmäßige Kühnheit nicht nachahmen können, werden wohl wenigstens das evidente Axiom noch festhalten müssen, daß uns Gott nicht selbst durch so verfügte anfängliche Betreibung des Evangeliums an aller Wahrheit desselben habe irre machen wollen. Auch der monströse Codex Cantabr., der gewiß nicht 3 seines gleichen in der Welt gehabt hat, muß ihm zum Beweis herhalten. Noch nicht so abentheuerlich machts denn doch Herr D. Leß, wenn er diesen Codex allen andern kritischen Documenten vorzieht. Denn hiemit wird doch noch nicht so viel Ungebühr den Evangelisten selbst aufgehängt. Doch hier war eigentlich gar nicht über den Text der Bücher zu kritisiren; also lassen wir Herrn S. mit seinen kritischen Absichten, und fragen nur, ob er denn gar keine göttliche Eingebung glaube? Er würde uns sehr garstig ausschimpfen, wenn wir es nicht bejahen wollten. Und ja, S. 66. spricht er von der natürlichen Offenbarung, und im Unterschied derselben auch von noch einer neuen Stufe von Mitteln, wodurch eine größere Besserung mancher Menschen befördert werde; diese neue Stufe nenne man die besondere nähere Offenbarung, die bey einigen Menschen aus unmittelbarer Wirkung Gottes auf ihre Seele bestanden habe, wodurch sie einen neuen vollkommnern geistlichen Begriff von Gott zum erstenmal bekommen

und ihn an andre ihrer Zeit mitgetheilt hätten; es sey eine Inspiration, wenn sie auch nichts davon in Schriften abgefaßt hätten. Das lautet wohl alles sehr mystisch. Doch müssen wirs annehmen, wie ers giebt, und ohne Uebereilung dazu sammlen, was er sonst noch sagt. S. 70. ist die Sprache noch mystischer, von moralischen Begriffen und Urtheilen, die sich von der sinnlichen Gewohnheit der allermeisten Menschen entfernen, die selbst dem vorigen Leben des Subjecti entgegen stünden und eine größere moralische Vollkommenheit dem Menschen anböten, als er vorher kannte. „Kann er „dieses, fragt der Herr Doctor, durch den Gebrauch „seiner natürlichen Fähigkeiten, die schon einen andern Gang haben, zur Vorstellung bringen, und „solche Ideen in sich erschaffen? Oder ist Gott, „auf eine ihm unbekannte Weise, folglich wider „seine bisherige eigne thätigste Gewohnheit, jetzt „der Urheber dieser bessern moralischen Begriffe? „Ich lasse jedem seine Freyheit, zu antworten, wie „er es einsiehet; am Ende würde aber dennoch „Gott der eigentliche Urheber dieses Erfolges heißen müssen, wenn man gleich es nicht eine unmittelbare besondere Wirkung und Offenbarung „Gottes nennen will; sondern es zu einer schon „durch Gott festgesetzten Reihe von Entwickelungen der Vorstellungen rechnet, die bey einigen „Menschen so und so entstehen sollen.“ Er selbst erklärt sich nachher geneigt, dabey eine besondre Wirkung Gottes zu denken, da ja alte würdige Menschen, Sokrates, Plato, Stoiker, Cicero ꝛc. ἐπιπνοιαν θεϱ gestanden und nicht geglaubt hätten,

hätten, sich durch diese Denkungsart zu erniedrigen. Hier wird nun freylich Gnadenwirkung — und Eingebung, Offenbarung — auch mit einander verwirret. Inzwischen müssen wirs ja nehmen, wie es gegeben wird. Wenn nun aber hierüber etwa auch gar nichts zu erinnern seyn sollte (Herrn S. erinnern wir nie, nach der Regel des Apostels Tit. 3, 10. 11) so ist es doch noch eine besondere Frage, ob göttliche Eingebung bey Abfassung der Schriften, von welchen die Rede ist, gewesen sey; und diese Frage unterscheidet er sehr sorgfältig, und wenn wir anders unsern Augen trauen dürfen, so verneint er sie so gut als völlig. S. 90. sagt er nur, sie müsse frey stehen. Und ja es steht den Heiden auch frey, Heiden zu bleiben, wie den Säufern, ferner zu saufen. S. 218 — läßt er den Engländer von der göttlichen Eingebung der Bücher des N. T. reden, und S. 220 — giebt er darauf wieder die christliche Freyheit zur Antwort, und fährt denn fort: „Ich widerspreche „also dem ganzen Inhalte dieses Absazes, und hal„te es keineswegs für ungezweifelt wahr, daß eine „göttliche Eingebung bey der schriftlichen Abfas„sung der Bücher des N. T., die wir jezt in die„sem Inhalte, mit diesen griechischen Worten ha„ben, da gewesen seye; sondern ich lasse es den den„kenden Christen völlig frey. Da sind meine „Gründe; die kann nun jeder Leser mit dem Vor„trage des Verfassers vergleichen. 1) Aus dem „ganzen Satze, die Urheber der Schriften des N. „T. sind vorher göttlich inspirirte Männer gewe„sen, ehe sie geschrieben haben: folget gar nicht, „also

„also müssen auch diese geschriebenen Aufsätze „der Bücher des N. T. mit und aus Eingebung „geschrieben worden seyn. Ich will es hier nicht „weitläuftig untersuchen, ob es wahr ist, daß die „Apostel unleugbare Beweise davon gegeben „haben, daß sie göttlich inspirirte Männer seien. „Denn so bekannt das Wort ist, göttlich inspirirt, „ist doch die Sache selbst immer unbestimmt — Ich „leugne aber jetzt nur die Conseqvenz —“ und so chikanirt Herr S. fort, führt zum Grunde an, es könne Niemand beweisen, daß die Evangelia oder die Briefe mit eigner Hand der Apostel oder von ihnen selbst abgefasset oder wörtlich dictirt wären — es könne Niemand beweisen, daß die erste schriftliche Abfassung, in den oder jenen griechischen Abfassungen, noch übrig seye — es sey umgekehrt wahr, daß die allerälteste schriftliche Abfassung nicht mehr da sey ꝛc. So stehts nun um die Bücher des N. T. bey dem Manne, der sich vor den Worten Christi: Wer euch höret, der höret mich ꝛc. nie fürchtet, und um die Bücher des A. T. stehts ja längst und jetzt bey ihm augenscheinlich noch viel schlechter. Hiebey können wir nicht umhin, den Herrn D. Semler vom J. 1771 folg. da er die Abhandlung von freyer Untersuchung des Kanon schrieb, mit dem Herrn D. Semler vom J. 1783. zu vergleichen. Schon zu jener Zeit wußte kein verständiger Theologe, der nicht heucheln wollte, bey dem Herrn D. Semler eine andere Religion, als die naturalistische, zu finden, und keine Spur, daß der Mann noch irgend ein biblisches Buch für eine göttliche Schrift annehme.

Da

Da dies nun besonders von dem Herrn Recensenten des Th. 1. seiner eben erwähnten Abhandlung in den Gött. gel. Anzeigen geäußert war, so spie Herr D. Semler Feuer und Rauch dagegen, und schimpfte auf theologische Wahrsager, theologische Kannengießer, theologische Ziegeuner ꝛc. Herr Hofr. Michaelis, in Uebereilung und Irrthum wider ihn aufgebracht, recensirte nachher in der Or. und Ex. Bibliothek die 2 erstern Theile der Semlerischen Abhandlung nach Würden unerwartet scharf, konnte aber aus affectirter Großmuth doch von sich erhalten, ihm das wirklich nichtige Testimonium zu geben, daß er allerdings in der Bibel Bücher erkenne, die im eigentlichen Verstande eingegeben wären — insonderheit aus dem A. T. die Psalmen und die Propheten. Hierauf antwortete Herr Semler: „Dies hat seine Richtig„keit und der Herr Hofrath hat Ehre davon, daß „er so aufrichtig handelt, bey so vielem wüsten Ge„schrey jener Leute ꝛc.“ Wir, für unsern Theil, erklärten uns dennoch, daß wir hierinn weder Hrn. Michaelis, noch dem des Naturalismus angeschuldigten Schriftsteller, was er auch hier sage, glauben könnten. Man sehe Krit. Samml. B. 3. St. 1. S. 65. und urtheile nun, welch ein Mann er sey. Um unserm Ueberdruß ein Ende zu machen, gedenken wir nur kurz auch des Dritten Abschnitts, welcher sehr ungenügsam die Frage beantwortet: Was für Beweise haben wir, daß alle Schrift von Gott eingegeben seye? Der Verfasser bauet auch hier mehr auf weit hergeleitete Schlüsse, als auf historische Beweisgründe,

wobey

wobey man freylich ebenfalls gewisse Axiome des gesunden Menschenverstandes und ausgemachte Erfahrungssätze nicht vergessen darf, wie gar zu oft geschiehet. Z. B. schon im vorhergehenden Abschnitt läßt der Engländische Verfasser die göttliche Eingebung bey historischen Schriften fast bloß darauf ankommen, daß durch dieselbe alle Irrthümer verhütet werden sollen. Das ist durchaus zu wenig, zumal bey solchen Scribenten von Herkommen, dergleichen die biblischen guten Theils waren. Matthäus, ein Zolleinnehmer, Johannes, ein Fischer, die gewiß von Jugend auf nicht die geringste Uebung, einen schriftlichen Aufsatz zu machen, gehabt hatten; was konnten diese Männer für eine Geschichtsbeschreibung zu Stande bringen, wenn bey ihnen die Eingebung nur die Irrungen, die sie sonst begangen haben möchten, verhüten hätte? wie unendlich lang und umständlich auf Einer, und ungenüglich kurz und abgebrochen auf der andern Seite? wie unter einander herlaufend und mit welchen Exclamationen und Betrachtungen (vielleicht pragmatischen Erörterungen, wie unsre kunstreichen Historiker sie machen, die doch alle überflüssig waren und die Sache zum Ueberdruß der Leser verweitläuftigt hätten) mit wie angelegentlichen Widerlegungen der Pharisäer und Sadducäer versetzt würden ihre Erzählungen geworden seyn? Man muß die Bekanntschaft weder mit der gelehrten noch mit der ungelehrten Welt zu Rathe ziehen, wenn man die Eingebung in Ansehung der historischen Bücher fast nur als Verhütung der Irrthümer denken will. Und die Beschaffenheit

schaffenheit dieser so kurz und bloß historisch, ohne raisonnirende Beymischung abgefaßten Nachrichten, dergleichen an bloß historischem Inhalt es sonst kaum irgendwo giebt, noch dazu mit Hinzunahme des Herkommens und der sonstigen äußerlichen Lebensart der Verfasser, so weit wir sie kennen, giebt schon einen triftigen Beweisgrund, daß sie ihre Berichte nicht sich selbst oder nur einer menschlichen Anführung überlassen, verfertigt haben. Wer sonst ein Kenner alter und neuer historischer Schriften ist, lese sie aus diesem Gesichtspunkt, und urtheile! Herr D. Semler bestreitet die Eingebung bey Abfassung der Schriften auch mit Berufung auf das Gesetz der Sparsamkeit, das Gott zur Regel nehme. Wie kömmt der Mann gar zur Philosophie? Denn Herr D. Semler und ein Philosoph sind allemal 2 ganz verschiedne und auch zur gelehrten Freundschaft unverträgliche Subjecte. Doch auch vom Hörensagen sucht er Vortheile für seinen Kopf zu ziehen. Das liebe Gesetz der Sparsamkeit nun, so oft wir das zu erwartende Verhalten Gottes danach beurtheilen wollen, ist allemal ein elend erbetteltes Ding, dem auch die ganze Natur widerspricht, als wo sich Gott nichts weniger als sparsam, da er auch keiner Sparsamkeit bedarf, bewiesen. Gewiß würde sonst Herr D. Semler weder Insecten beobachten können, noch Fische und Austern zu essen bekommen. Besage der klaren Geschichte aber, sowohl des A. als der Errichtung des Neuen Bundes, ist Gott mit seiner Eingebung nicht im geringsten sparsam, sondern durchaus sehr freygebig

big gewesen; und so müßten wir uns wundern, wenn er dabey nicht einmal die lange Nachwelt jener vielen Propheten und Evangelisten mit der geistlichen Nothdurft an schriftlichen Nachrichten und andern Belehrungen durch seine so freygebige Eingebung versehen hätte. Das wäre aller vernünftigen Erwartung zuwider. Wir glauben diese Geschichte. Und wer ihr endlich gar wegen des Gesetzes der Sparsamkeit den Glauben versagt, der macht ein ganz unphilosophisches und widernatürliches ὑστερον πρωτερον und kann sich eben so leicht auch einfallen lassen, auf dem Kopfe spaziren zu gehen. Hiemit sey es genug! Der Anhang über das Buch Esther von 291. an, wo er sich den Titel freyer Gedanken giebt, ist ein ganz und gar elendes Raisonnement. Wenigstens ist er nichts achtungswürdigeres, als die Aufsätze wider biblische Bücher seyn könnten, die etwa Herr D. Semler von seinen auserlesenen Zuhörern wider biblische Bücher zur Uebung machen ließe, um sie in einem praktischen Collegium nach seiner Manier zu beurtheilen; und aller Wahrscheinlichkeit nach saß der Verfasser dieses Anhangs ein Jahr vorher unter wenigen getreuen noch auf einer Bank im Semlerischen Hörsal. Dieser unbärtige weiß nicht einmal, daß das jüdische Fest Purim, wie es längst schon vor Christi Geburt unter den Juden gefeyert wurde und bis jetzt ausgelassen genug gefeyert wird, von allen verständigen Beurtheilern natürlicher Weise für einen Hauptbeweisgrund für die Wahrheit der Geschichte angesehen wird; und auch sein Herr Lehrer hat ihn nicht daran erinnert. Eben

so

so wenig weiß er überhaupt von einer neuern Vertheidigung dieser Geschichte und des Buchs z. B. in der Müllerschen Belehrung vom Kanon des A. T. worinn doch vieles von dem, was er aufstellt, an seinen Ort gewiesen ist. Gleichwohl wissen auch die Juden die Wahrheit der Geschichte im Buch Esther noch ganz gut zu vertheidigen. Ein gelehrter Jude, der in einer berühmten Universitäts-Stadt wohnt, begegnete vor einer kleinen Reihe Jahre dem Recensenten auf der Straße daselbst, und beklagte sich bey ihm, als einem Bekannten, mit Eifer darüber, daß unsre Theologen ja schon anfiengen, den Menschenverstand zu verleugnen. Er sey eben bey einem derselben gewesen, der ja aus der heil. Sprache Hauptsache mache und mehr Beyfall darinn habe, als der ordentliche Professor derselben. Der habe ihm die ganze Geschichte Esther abstreiten wollen; und als Er sich auf das so alte noch aus der ersten Zerstreuung des Volks herkommende Fest Purim berufen, habe derselbe ihn nur ausgelacht. Das sey doch wider alle Vernunft! Wie hätte ich die Vertheidigung dieses Professors auf mich nehmen können? wenn ich den eifrigen Juden gleich erinnerte, nicht zu laut zu reden.

Hiemit verbinden wir

D. Johann Salomo Semlers Zusätze zu Lord Barringtons Versuch über das Christenthum und den Deismus. Allen innerlichen Christen und tugendhaften

Deisten zugeeignet. Halle bey J. J. Gebauer. 1783. gr. 8. 288 Seiten.

Der Versuch des L. Barrington, den Hr. D. Semler hier in Censur genommen hat, ist für teutsche Leser zu finden im Brittischen Theologen Th. IV. und über die Schrift eines Englischen Lords, der dem Christenthum zu statten kommen will, wird freylich aufs leichteste ein so gerüsteter Gelehrter, wie Hr. S. ist, wohl 6 Alphabete schreiben können, wenn nur der Verleger so viel bezahlen wollte. Dennoch muß jeden Leser Befremdung überfallen, der nur versucht, sich durch einige Bogen dieser Zusätze durchzuarbeiten. Hr. S. kramt hier alles aus, womit er je die christliche und theologische Denkungsart hat reformiren wollen, die Quintessenz seiner Abhandl. über freye Untersuchung des Canons, wiederholt und immer wiederholt, und eine Menge von ihm selbstgemachter Kirchenhistorien, die man auch nur bloß auf seine Autorität glauben soll, gleich als wär Er die historische Quelle in der Geschichte von der Gründung und Fortpflanzung des Christenthums in den erstern Jahrhunderten. Recensent zweifelt mit gutem Recht daran, ob irgend ein andrer Theologe, der nicht Hrn. D. Semlers Gönner oder Schüler ist, eine ganze Reihe von Jahren hindurch so viele Semlerische Schriften so aufmerksam und geduldig, mit Ueberwindung des unvermeidlichen Ueberdrusses, durchgelesen, und die eigenthümlichen Gänge und Schliche des wundersamen Reformatoren so unermüdet beobachtet

habe,

habe, als ihm sein Gedächtniß bezeuget. Gleichwohl wußte er bey Durchlesung dieser Zusätze oft kaum seinen Augen zu trauen. Man könnte denken, der Hr. Urheber habe seine Gedanken zur Abfassung derselben (wie besage der eben vorhin angezeigten andern Zusätze, alle Apostel und Evangelisten gethan haben sollen) an einen seiner Zuhörer übergeben, der ihn mit Uebereinstimmung in einer unzählige mal gesagten Sache nicht recht verstanden habe — wenn sich die unnachahmliche Semlerische Schreibart nicht überall unwidersprechlich zu erkennen gäbe. Das Hauptstück ist folgendes. Barrington hatte keine Semlerische Abhandlung vom Kanon gelesen, und redet allemal von der Bibel oder der heil. Schrift, wie von einem aus mehrern Büchern sehr verschiedener Verfasser bestehendem Ganzen, als Erkenntnißquelle der christl. Religion, welche von den Deisten oder Naturalisten verworfen würde. So oft nun Hr. D. Semler auf eine solche Stelle in seinem erwählten Texte antrifft, so oft legt er eifervoll seine Idee vom Kanon und seine Erzählung vom Ursprung desselben, von der erst nach und nach geschehenen Sammlung der Bücher vor, und schärft immer wieder von Neuem, periodisch, wie der Neumond wiederkömmt, ein, daß durchaus nicht vom Anfang her alle Christen alle diese Bücher beysammen gehabt hätten, und daß auch nicht nothwendig alle Christen alle diese Bücher brauchen müßten, daß das keineswegs wesentlich zum Christenthum gehöre. Ein verständiger Schriftsteller an seiner Stelle, der eben dies für

einen Hauptstreitpunkt ansähe (da es cum grano salis verstanden, nicht einmal bey irgend einem Theologen streitig ist, und Barrington selbst gewiß das Gegentheil nicht schlechthin würde haben behaupten wollen) hätte gewiß geglaubt, es sey genug, ein einziges Mal das alles genau genug vorzulegen, nicht aber eben dasselbe immer wieder von vorn herzusingen, wie ein Leyermann im Dorfe herumgehend beym dritten, vierten Haus immer eben das Stück wiederbringt. Dies aber war Recensenten noch nicht das befremdliche. Denn gerade dies gehört ja vor allen zu den schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten bey Hrn. D. Semler. Das eigentlich befremdliche hängt nur sehr oft daran. Vorn herein S. 4. giebt er an, man werde sagen, dies mache den Unterschied zwischen Christen und Deisten, daß Christen eine besondre Offenbarung Gottes annähmen — und die Deisten nicht gleichfalls, zunächst weiß er auch selbst nichts anderes zu sagen; und am Ende kommt er eben darauf zurück. Uebrigens aber bringt er mit bemerktem unwilligen Eifer nicht selten wiederholt die Vorstellung bey, als ob von Barrington oder gar auch von uns insgemein nach gewöhnlichem Sprachgebrauche der Name Naturalist oder Deist allen denen gegeben würde, welche nicht alle die Bücher für göttliche Schriften annähmen, welche in der Kirche oder bey der öffentlichen Religionsgesellschaft dafür gelten; und eben damit hängt in diesen seinen sogenannten Zusätzen sein so oft aufgewärmtes und doch nie gaar gesottenes Essen vom Kanon

zu-

zusammen, so wenig es auch bey uns je gewöhnlich gewesen ist oder verständig gehandelt seyn könnte, mit erklärten Naturalisten oder Deisten über den Kanon, über den ganzen Kanon zu streiten z. B. ob das hohe Lied, Ruth, Esther oder die Offenbarung Johannis, der Brief Judä ꝛc. zum Kanon oder unter die göttlichen Schriften gehöre. Meynte dennoch Hr. D. Semler, nach seiner Einsicht habe er bey Beurtheilung der Barringtonschen Abhandlung nicht anders verfahren können, so entsteht allemal die Frage, warum er, um uns einmal seine Meynung vom Naturalismus und Deismus recht ausführlich zu sagen, gerade diese, ziemlich gewiß nur von einem unberathnen Müssiggänger, der Geld brauchte, vorher ins Teutsche übersetzte Abhandlung, die sich durch nichts, weder bey Orthodoxen noch bey Heterodoxen empfehlen kann und nirgends einen besondern Scharfsinn zeigt, zu dieser Absicht gemißbraucht habe? Doch er wollte sich Gelegenheit machen, sehr viel von neuem wieder mit geringer Mühe auszuschütten, was er doch schon oft ausgeschüttet hat; denn wenigstens seinen sonstigen Lesern ist ja auch bekannt genug, wie er den Naturalismus oder Deismus nach seiner Art zu vertheidigen, und für ziemlich oder ganz eben so gut, als das Christenthum zu erklären wisse. Ohne uns in Weitläuftigkeiten einzulassen, schreiben wir nur eins und das andere ab. Zuerst S. 256 die Verknüpfung seiner Lehre vom Kanon mit der Beurtheilung des Naturalismus: „Daß also „ein Canon, ein Catalogus über Bücher, die

„alt und neu Testament ausmachen sollen, festge-
„setzt ist: gehört zu den kirchlichen Vorschrif-
„ten für die Clerisey: nicht aber zum Wesen der
„christlichen Religion. Es ist folglich gar nicht
„nothwendig, daß alle Christen alle diese Bü-
„cher für gleiche und wesentliche Theile der gött-
„lichen Offenbarung, für sich, halten müssen;
„sie gehören nur zu der Kirchenordnung, wodurch
„alle Lehrer in der großen Kirche, zusammengehal-
„ten, und den Bischöfen ferner unterworfen wer-
„den sollten. Wenn Deisten also an den und
„jenen Büchern zu zweifeln Ursache haben, oder
„einen göttlichen Ursprung davon sich nicht über-
„zeugend vorstellen können: so ist dies deswegen
„keine Bestreitung der christlichen Religion,
„die sie als privat-Christen haben könnten. Denn
„diese ist diejenige Ordnung zur innerlichen geist-
„lichen Wohlfahrt aller noch so verschiedenen
„Menschen, um deren Willen alle Bücher
„nur das sind, was sie sind; zur Offenbarung
„und Empfehlung dieser geistlichen unendlichen
„Religion, ist Jesus von Gott gebraucht worden;
„seine Historie, alle Beschreibungen von ihm, sol-
„len dieses geistliche Reich Gottes in den Men-
„schen darstellen und empfelen. Christen können
„also, nach ihrer eignen Erkenntniß und leichtern
„Erbauung, diese und jene Schriften noch jetzt
„als von Gott gewählte Mittel annemen; oder
„nur die fruchtbaren Wahrheiten darin; ohne die
„Schriften selbst, in einer schon bestimmten ein-
„zigen Vorstellung, einer Wirkung Gottes beizu-
„legen; in beiden Fällen behalten diese Christen

„den

„den rechten Inhalt der ihnen unentbehrlichen „christlichen Religion.“ Niemand denke etwa, als ob ein Semler darauf umgehe, Naturalisten zum Christenthum zu bekehren. Das lehnt er weit von sich ab, wie wenigstens am Ende klar werden wird. Und nach diesem seinem Vortrage sollen ja Deisten schon Privatchristen seyn. Weiter aber will er seine Meynung recht klar geben S. 264 — Wir können sie nicht kürzer und zuverlässiger erzählen, als daß wir wieder abschreiben: „— Man muß stets die öffentliche Ord„nung, die zu öffentlichen Handlungen der öf„fentlichen Religionsparthey, in ungleicher Zeit „und Ort, gehöret, und außer den innern Grün„den, auch obrigkeitlichen Willen und Befehl, mit „zur Quelle hat, unterscheiden von den besondern „Urtheilen einzeler Glieder dieser Religionsgesell„schaft [zu welcher, wie gleich unerwartet folgen wird, die Naturalisten nach Semlerischer Vorstellung auch mit gehören]. „Dis scheint nun „gerade bey dieser ganzen Vergleichung des (öffentlichen) Christenthums und des Natu„ralismus die Hauptsache zu seyn; die Frage „ist in der That diese: 1.) Haben die Christen, „als Mitglieder der äußerlichen Religionsgesell„schaft, die Freyheit, über den Inhalt der öffent„lichen Religionslehre, auch selbst, für sich, pri„vatim, nach eigener Einsicht, unabhängig von „den Lehrbüchern der ganzen Kirchenpartey, die „ihr publicum ausmacht, zu urtheilen? oder auch, „kann die wahre wesentliche Beschaffenheit der „christlichen Religion nur von den öffentlichen

„Lehrern der Religion eingesehen, und für alle „Christen also geradehin entschieden werden? „2.) Da es nicht geleugnet werden kann, daß alle „Christen, welche dazu im Stande sind, oder zu „seyn sich einbilden, freylich die öffentliche Religi„onslehre selbst frey, für sich, untersuchen dürfen, „und sogar müssen, um durch ihr eigen Urtheil für „sich, privatim, noch mehr gutes zu schaffen: so „ist weiter die Frage sind es alsdenn Naturali„sten, wenn sie von dem öffentlichen kirchlichen „Lehrbegriff, hie und da, privatim, abgehen, und „ihre eigene Erkenntniß, für sich, vorziehen? Auch „dis kann ich nicht bejahen [ja! wir auch nicht, wenn sie nur hie und da abgiengen. Wer hat solche abgehende sogleich Naturalisten genannt, wenn auch etwa die Abweichung so wichtig wäre, daß man sie nicht mehr für Brüder erkennen könnte?] „daß alle solche Zeitgenossen nun sogleich auf„hörten, selbst rechte wahre Christen zu seyn, und „nun sogleich Naturalisten oder Unchristen, Ju„den oder Heiden also würden. [Das klingt fast so, als: wer kein Jude und kein Heide ist, ist auch kein Unchrist und kein Naturalist.] „Also weiter, „3) wer ist nun ein Naturalist? So leicht die „Beantwortung dieser Frage scheinen mag, und so „geschwind, eifrig, hitzig, sie von vielen Christen, „zumal Lehrern, beantwortet werden mag: so „schwer halte ich doch ihre richtige und fruchtbare, „gemeinnützliche Beantwortung. Ich habe es „nicht mit leichtsinnigen, lasterhaften Menschen zu „thun, die eben so wenig der natürlichen Religi„on, selbst, thätig, in Uebung ergeben sind ——“

Zur

Zur Beantwortung dieser so äußerst schwer gemachten Frage nun (denn schwer ist sie allerdings, wenn Hr. D. Semler selbst noch ein Christ, nicht ein Naturalist heißen will, und doch wird sie auch Ihm leicht genug) treten ein Naturalist und ein Christ mit einander in Unterredung. Dies Gespräch können wir nicht ebenfalls abschreiben, so poßierlich darinn auch manches lautet, z. B. daß sich die, wie der Christ glaubt, manchen Menschen widerfahrne Offenbarung an andre Menschen immer mehr πολυμερως και πολυτροπως ausbreiten solle. Genug diese Unterredner kommen ganz unschwer dahin überein, daß Gott wider den Wachsthum der Laster und der moralischen Zerrüttung der Menschen auch Gegenanstalten in der moralischen Welt habe, und daß dies ein liebenswürdiger Begriff von Gott sey — besonders von der Zeit Jesu an — Nur will oder kann der Naturalist nicht glauben, daß dies eine besondre Wirkung Gottes oder übernatürliche, außernatürliche, periodische Offenbarung sey. Der vom Hrn. S. eingeführte Christ spricht auch noch zu dem Naturalisten: „Jesus ist viel mehr als ein Naturalist, mehr als du, gewesen; ein „Subject, durch welches Gott eben mehr von sich „geoffenbart oder bekannt gemacht hat, wider jene „bisherigen sehr natürlichen Meynungen der Ju„den und Heiden. Seine Lehre und Historie wird „also der Grund und Inhalt einer neuen Religi„on; der christlichen; die in Geist und Wahrheit, „oder immer vollkommener erkant und geübet wird. „Diese so geistliche Religion ist ja nicht deine na-

„türliche ꝛc.“ Was nun das gesagt ist! Das philosophische Wort Subject wird es endlich ausmachen. Und vermuthlich wollte Hr. D. Semler das alles doch lieber einen selbstgemachten Christen sagen lassen, als es in seinem eignen Namen sagen. Er erklärt sich aber selbst nachher über diese Unterredung also: „Ich habe durch „diese Nebeneinanderstellung nur zeigen wollen, „daß der Naturalist und Christ niemalen gera„dehin zusammen kommen können, in Absicht der „Einsicht und Urtheile; wenn sie gleich in eig„nen moralischen Uebungen sich sehr nahe kom„men, und mit einander, zum unfehlbaren Ge„winn und Vortheil, aller ihrer Zeitgenossen wett„eifern können und sollen. Denn nun wäre die „Frage von den größesten und gewissesten Vor„theilen, sowohl für diese 2 mit einander reden„den, als auch für alle ihre Nebenmenschen: „In dieser Frage hört alles disputiren auf; denn „nun kommt es auf ihre Historie an, auf ihren „moralischen Charakter und dessen Folgen — — „Der Naturalist kan, nachdem sein eignes Ver„halten ist, durch sein Verneinen die Absichten „Gottes bey ihm und seines gleichen wirklich be„fördern; und der Christ, der innerlich wirklich „mehr ist, als der Naturalist, kan auch die un„endlichen Absichten Gottes, durch sein Christen„thum, wirklich, und wie er wünschet, noch mehr, „noch besser, an sich und andern befördern.“ Wir reden aber nur von einem Semlerischen Christen. Was hat nun der vor dem Naturalisten damit voraus, daß er eine sogenannte übernatürliche Of-

fen-

fenbarung glaubt? Nichts in der ganzen Welt, als daß er Wirkungen und, wie der Mann sonst zu reden gewohnt war, Antriebe (impulsus) Gottes bey den Menschen aller Weltzeiten glaubt (die ja nach seinem Glauben auch wohl der Naturalist, ohne es eben zu glauben, erhalten kann) eben so, wie schon vor Christi Erscheinung sogenannte alte würdige Menschen Sokrates, Plato, Stoiker, Cicero ἐπιπνοιαν θεϑ. S. die vorhergeh. Recens. Das ist ja doch aber keine Offenbarung, wenn wir nicht ein Wortspiel treiben wollen, kein so zu nennender Unterricht Gottes an die Menschen. Wer aber diesen leugnet, wie es Hr. S. thut, und doch göttliche Wirkungen und Antriebe glaubt, heißt nach der Theol. Kunstsprache (Schimpfen ist unsre Absicht nicht) ein Fanatiker, und wenn er Jesum, den Sohn Gottes, gar nicht neben Gott, dem Vater, zum Gegenstand seiner Verehrung annimmt, so heißt er mit vollkommnen Recht ein naturalistischer Fanatiker oder fanatischer Naturalist. Der Name eines Christen kann ihm gar nicht gebühren. Gerade so haben wir von Hrn. S. schon vor mehr als 10 Jahren geurtheilt, hatten auch schon damals vollkommnen Grund dazu, ohne unser Urtheil darauf zu gründen, daß er sich einen christlichen Naturalisten selbst nannte. Die weiteste Definition, die man von einem Christen geben kann, muß doch allemal so lauten, daß sie den Christen von Christo benennt, wenn sie den Sohn Gottes auch nur in der Qualität eines untrüglichen Lehrers, der aber auch von seiner eignen Per-

son

son und von seiner Bestimmung für die Menschen viel gelehrt, und alle, die ihm zugehören wollen, auch an seine Apostel gewiesen hat, fürs erste vorstellig machen wollte. Selbst die Socinianer erkennen ihn für mehr, als für einen Lehrer. Nicht einmal aber in der Qualität eines von Gott bestellten Lehrers, an dessen Lehre wir bis jetzt gebunden seyn sollen, erkennt ihn Hr. D. Semler für sich und für seine Semlerischen Christen, wie aus allem bisherigen erhellet. Er ist, nach Semlerischer Sage, nur ein vorzüglicher Mann unter denen gewesen, die bis auf unsre Zeiten, jene heidnisch philosophische ἐπιπνοιαν θεσ erhalten haben, welche noch keinen Menschen für andre zum untrüglichen Lehrer macht. Die Person Jesu Christi ist dem Schutzredner des Naturalismus ganz gleichgültig. Wie könnte er sonst schreiben, daß der Naturalist, der demselben auch nicht einmal ἐπιπνοιαν θεσ zuerkennt, und der Christ mit einander zum unfehlbaren Gewinn und Vortheil aller ihrer Zeitgenossen wetteifern können und sollen? Wir überlassen es jedem Verständigen, ob hieraus nicht wirkliche Feindseligkeit gegen den, der sich für den eingebornen Sohn Gottes erklärte, und dafür auf alle Art bewiesen, und, nach eben so triftigen Beweisen, zur Rechten seines Vaters erhöhet ist, hervorleuchte. Und wir oder irgend ein gläubiger Christ sollte diesen Semler für einen Christen, für einen Bruder erkennen? Er hat sich durch seine Art zu kritisiren, die wir vorhin kennen gelernt haben, von aller Furcht frey gemacht, die uns befällt, wenn wir von einem Natu

ra-

ralisten hören, und dabey an die Aussprüche Christi zurückdenken: — alles Gericht hat der Vater dem Sohn gegeben, damit alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren; wer den Sohn nicht ehrt, ehrt auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat. Wer euch (die Apostel) höret, — und wer euch verachtet, verachtet mich, und wer mich verachtet, verachtet den, der mich gesandt hat. Gehet hin und verkündigt das Evangelium aller Creatur (also auch die Naturalisten nicht ausgenommen) — wer nicht glaubet, wird verdammet werden u. d. gl. Einem solchen Manne, je mehr er sich noch für einen christlichen Lehrer ausgiebt und dafür besolden läßt und unsre Brüder verführt, stehen denn auch alle verkehrte Behauptungen sehr gut und wohl an. Mehr nun sagen wir nicht von den Semlerischen Zusätzen ꝛc.

Litterarische Nachrichten.

Aus eben dem Gebauerschen Verlage zu Halle begrüßt die Welt ein außerordentlich sonderbarer Halbbruder des Hrn. D. Semler, mit Versuchen über Religion und Dogmatik zur Beförderung einer rechtmäßigen christlichen Freyheit. Erster Band. gr. 8. 450 Seiten. Wer sich noch wundern kann, wundre sich zuerst über die Dedication an die beeden Hochwürdigen und rechtschaffenen Gottesgelehrten, Herrn D. J. S. Semler und Herrn D. Georg

org Friederich Seiler. Welche Ehre hat sich nicht Hr. D. Seiler durch seine Journalklugheit erworben, die freylich nur vor dem Richterstuhle Jesu Christi nicht wohl bestehen wird! Und was wird er zu jenen Semlerischen Zusätzen und zu diesen Versuchen sagen? Wir versuchen einmal, ihm zuvorzukommen, doch aber ohne alle Verleugnung der Aufrichtigkeit und Wahrheit. Der uns völlig unbekannte Verfasser dieser Versuche ist ganz für den eigentlichen etwa so zu nennenden Semlerischen Lehrbegriff, und hat sich denselben zugleich mit den eigenthümlichen Semlerischen Vorstellungsarten und Ausdrücken vollkommen eigen gemacht; er versteht aber dabey weit mehr, als Hr. D. Semler, ist nur für die Naturalisten ein Naturalist, für sich selbst aber glaubt er, (er versicherts zu stark, als daß man daran zweifeln könnte) im wahren Verstande übernatürliche Offenbarung, wenn auch keine geoffenbarten Geheimnisse, und vertheidigt die biblische Geschichte, wenn auch etwa nicht alle Theile des A. und N. T., nebst der Aechtheit der Bücher und der Beweiskraft der Weißagungen und Wunder, aufs schärfste. So wunderbar das lautet, so wahr ists. Er streitet in diesem Bande sehr stark wider den Lessingischen Fragmentisten, und scheint Hrn. S. lehren zu wollen, wie er eigentlich hätte streiten müssen, um weder die historische Wahrheit zu verleugnen, noch die Naturalisten für Unchristen zu erklären. Um unsern Lesern von dieser Unreimbarkeit einen Begriff zu machen, zeigen wir kurz den Inhalt der gegenwärtigen Versuche an: I. Ueber das

wech-

wechselseitige Verhältniß der Religion und des Staats gegen einander bis S. 67. Hier erscheint das Semlerische Kirchenrecht. Es hat nur den Anschein, als ob der Hr. Ungenannte etwas mehr Discretion und Billigkeit beweisen, nicht die Regenten des Staats geradehin zu Despoten über die kirchliche Verfassung und den öffentlichen Lehrbegriff, von welchem die Privatreligion unterschieden seyn soll, machen, und als ob er die Gesellschaftsrechte gar wohl anerkennen wolle. Er redet von dem einfachen und getreuen Unterricht der christlichen Lehre, der ohne alle überflüssige und schädliche Verzierungen und Bestimmungen in den öffentlichen Lehrbüchern vorgestellt seyn müsse, damit jedes einzelne Glied der Religionsgesellschaft bey seiner rechtmäßigen christlichen Freyheit geschützt und erhalten werde. Dies könne Niemand beschaffen, Niemand könne die ungerechte Herrschaft über den Verstand und das Herz hindern — als die Regierung des Staats; und das soll ihr denn zukommen. Aber wenn nun eben die Christen sich überzeugt halten, daß, nach den eigentlichen Documenten ihrer Religion schlechterdings die hier sogenannten überflüssigen oder gar angeblich (doch wohl nicht für den Staat?) schädlichen Bestimmungen durchaus zu derselben mit gehören, und nicht etwas bloß locales seyn können, sollen sie dennoch, gezwungen von der Regierung des Staats, auch mit solchen andern Bürgern Religionsgemeinschaft haben, die an die Stelle dieser Bestimmungen, welche Christus und die Apostel selbst gesetzt haben, andere unterschie-

ben,

ben oder nur ganz etwas unbestimmtes glauben, bekennen und lehren wollen? Wir werden nachher sehen, daß der Hr. Verf. die Localität völlig so weit treibe, als Hr. S. welcher längst sich nur in Begründung auf die Staatsbestallung, die er hat, einen christlichen Lehrer nennen kann; und solche christliche Lehrer könnte denn die Regierung des Staats nach diesen Grundsätzen, möchte darunter auch ein ganzes Land voll Christen die größte Religionsbedrückung leiden, überall aufstellen. Das hieße denn auch Toleranz.

II. Ueber den Werth der verschiedenen Arten die Wahrheit des Christenthums zu beweisen, bis S. 140. Oben an steht die Frage: „Ist „die Lehre, die uns Jesus und seine Jünger mit„getheilt haben, wahr, oder haben diese Männer „sich und andere getäuscht, — ist sie das Werk „ihres eigenen Nachdenkens, die Frucht ihres „Witzes und ihres Scharfsinns oder hat sie wirk„lich einen höhern Ursprung?“ Diese Frage, bekennt der Hr. Verf., müsse jeder Christ, und vornehmlich jeder Lehrer bey sich ausgemacht haben, um das seyn zu können, was er vorgiebt. Nachher stellt er umständlich vor, daß es mehrere und unter einander verschiedene Beweise für die Wahrheit des Christenthums gebe, deren einer für diesen, der andere für jenen Menschen eine wahre Ueberzeugung wirken könne; man müsse jedem überlassen, welche Beweisart er für sich geltend finde. Inzwischen sey doch der Werth zu untersuchen, der einem jeden Beweise zukomme, und zu bestimmen, welcher derselben überhaupt der leichteste,

ste, oder doch unserm Zeitalter am meisten angemessen seyn möchte. Nun geht er eine Beweisart nach der andern durch, und zwar zuerst den Beweis von den Weißagungen und Wundern her, als den gewöhnlichsten. Er selbst will nie dafür angesehen seyn, daß er an der Richtigkeit desselben zweifle, sondern nur, ob er für alle Zeiten und Menschen gleich brauchbar und von gleichem Werthe sey. Er sucht also Schwierigkeiten über Schwierigkeiten zu zeigen, die gar leicht viele dabey finden könnten. Diese Vorstellungen streichen bis dahin, daß man sich des Argwohns kaum erwehren kann, der Hr. Ungenannte gehe darauf um, seinem Vorgänger gleich, die ganze biblische Religionsgeschichte völlig als ungewiß darzustellen, um so mehr, da er nicht einmal unterläßt, auch die Aechtheit der biblischen Bücher und historischen Nachrichten sehr weit ins Mißliche hinzustellen. Gleichwohl will er damit nur sagen, daß viel Fähigkeit, Geduld und Uebung dazu gehöre, über alle diese Schwierigkeiten hinwegzukommen. Nähme man nun auch das fürs erste an, so muß man sich doch im Folgenden aufs höchste wundern, wo man den Verfasser im Streit wider den Wolfenbüttelschen Ungenannten eben solche Schwierigkeiten äußerst verachten und zum Theil Anmerkungen machen siehet, wodurch eben diese Beweisart in sehr helles Licht, welches jedem nicht blinseln wollenden in die Augen klar einleuchten muß, gestellt wird, S. 233. 261. 445 — Weiter beurtheilt er noch den Beweis aus der langen biblischen Geschichtsfolge, doch ohne ihn genügsam deutlich vorzutra-

gen; und kömmt sodenn auf das als Beweis gebrauchte Zeugniß des heil. Geistes, gleich als ob man es ohne Zusammenhang mit den historischen Hauptstücken, wohin die Weißagungen und Wunder gehören, als einen ganz abgesonderten Beweis aufzustellen pflegte. Eben diesen Beweis aber, so ganz abgesondert, sucht er als einen allgemein für Jedermann geltenden Beweis einzig zu empfehlen. Und was ist ihm nun dies Zeugniß des heil. Geistes? S. 124 versteht er darunter „Veränderungen, die durch den Inhalt der „christlichen Lehre in uns hervorgebracht worden „sind, und uns durch sich selber überzeugen, daß „dieser Inhalt in der That ein göttliches Ansehen „habe.“ Weiter folgt eine Erklärung, die ziemlich nach der Semlerischen Mystik lautet, und sodenn die Frage nebst Antwort: „Was heißt also „dieses: der Inhalt der christlichen Religion ist „wahr und göttlich? offenbar nichts anders, als: „sie beschreibt und empfiehlt dem Menschen die „größte moralische Vollkommenheit, und setzt ihn „auch wirklich nach und nach in diesen vortreflichen „Zustand —“ Weil es so gar leicht ist, dies sonderbare Zeug zu verstehen und zu bestreiten, so streiten wir hier gar nicht. Wem ist unbekannt, daß wir nach dem Begehren Jesu und seiner Apostel erst glauben — und vermittelst des Glaubens in den bessern moralischen Zustand kommen sollen? Wie aber, fragen wir, hat der Hr. Verf. seine anfängliche obige Frage vom höhern Ursprung der Lehre so täuschend beantwortet? Dieser Beweis nun, den der Hr. Verf., seine Freyheit so unerlaubt

miß-

mißbrauchend, das Zeugniß des heil. Geistes nennt, soll, wie er sagt, über alle Einwendungen weggesetzt seyn. Man möge, räth er S. 138, alle Zweifel und Schwierigkeiten, wegen welcher das Christenthum von sehr aufgeklärten Männern verworfen worden sey, sammlen und mit diesem Beweise vergleichen; unter allen diesen Einwürfen sey auch nicht ein einziger, der den unveränderlichen Inhalt der christlichen Religion auf eine solche Art treffe, daß uns dieser Beweis dadurch aus den Händen gerissen würde. Ja! Amen, werden alle Naturalisten, die es verstehen, antworten, so sind wir denn schon eben damit Christen, daß wir die christliche Moral, wenn sie uns ansteht, gut heißen — und Christum selbst, seine Apostel und Propheten und alle Glaubenslehren halten wir denn, wofür wir wollen. Heißt das aber nicht, die Naturalisten sammt den Christen, auch die Gelehrten, Hrn. Seiler mit eingerechnet, zum Besten haben? Hier überfiel uns der Ueberdruß, weiter fort zu lesen. Denn diesen Semlerischen Kram und Streit wußten wir ja längst. Nur die Pflicht, womit wir unsern Lesern verwandt sind, hielt uns bey diesem Buche. Und nachher erst folgt das eigentlich contrastirende.

III. Anwendung der nächst vorhergehenden Untersuchung auf die Wolfenbüttelische Fragmente eines Ungenannten, unter mehrern Numern A. B. — G. bis ans Ende. Wer wollte zweifeln, daß auch in diesen mehrern Abhandlungen gar viel unstatthaftes, auch unerrathbar räthselhaft gesagtes, vorkommen werde? Ueberhaupt

aber wird hier, mit einiger Ausnahme, die biblische Geschichte, besonders die Geschichte und der Charakter des Moses, als eines göttlichen Gesandten, die Geschichte und der über allen vernünftigen Verdacht hoch weggesetzte Charakter Jesu Christi und die eben dahin einstimmende Unschuld und auf Ueberzeugung von Wahrheit gegründete heitere Betriebsamkeit der Apostel ꝛc. so klar und triftig vorgelegt, und die grundlosen, vernunftwidrigen und überall bittern und feindseligbitzigen Anschuldigungen des Fragmentisten so sichtbar ins Bloße gestellt, wie kein Semler es versteht oder nur will, und wie es auch selten der redlichste gelehrte gläubige Christ leistet, auch die Aechtheit und volle Glaubwürdigkeit der Evangelien und apostolischen Schriften aufs beste und so behauptet, daß der unkritische Semler vor Unwillen weinen möchte. Recensent kam in Versuchung, hier und dort aus diesem Buche mehrere Blätter nur herauszuschneiden und besonders binden zu lassen, beynahe wie ein ihm bekannter Professor, der selbst nicht viel gutes niederzuschreiben wußte und noch weniger einen leidlichen freyen Vortrag halten konnte, auch seine Zeit gern lustiger hinbrachte, zum Ablesen seiner Lectionen zu thun pflegte, da denn guten Theils seine Hefte in ausgeschnittenen gedruckten Blättern bestunden. Besonders hat der Ungenannte die Geschichte der Auferstehung Jesu Christi nach den 4 Evangelien auf sehr feine Art und mit so weitsehenden Blicken in Harmonie S. 352 — gefaßt, daß sich dagegen höchstens nur sehr wenig noch wird einwenden lassen. Wenn er meynt,

meynt, daß manches darinn nur nicht ganz gut mit dem gewöhnlichen Begriff von Theopneystie, die er den Evangelisten nicht ableugnet, verträglich sey, so irret er hierinn. Man braucht nur anzumerken, was sich ja schon von selbst versteht, daß die Theopneystie keinen Menschen, auch nicht pro subsirata materia, allwissend machte, daß theopneystische Geschichtschreiber in Absicht auf äußerlich und unter Menschen sinnlich vorgegangene Dinge, damit sie als Zeugen oder doch beträchtlich an Zeugenstelle in menschlicher Beurtheilung der Geschichtsachen brauchbar wären, eigentlich nur dasjenige verständig und zweckmäßig aufzeichnen sollten, was sie ohne Eingebung schon wußten, und daß man auch ihre Berichte nach dem unter Menschen geltenden Sprachgebrauche zu verstehen und beym Erklären die Präcision, welche der gemeine Ausdruck nicht einmal sucht, nicht zu übertreiben habe, so fließt die Harmonie, wie sie der Hr. V. gegeben hat, ohne Anstoß, oder bedarf nur einer geringen, auch sehr leichten Verbesserung. Dem allen ungeachtet aber gehen am Ende diese Versuche wieder auf das zurück, wovon sie ausgiengen. Diese Wendung sieht man mit neuer Verwunderung S. 432 — „Ich habe jetzt, „fährt der [Wolfenbüttelsche] Ungenannte fort, „das innere Wesen des Christenthums selbst angegriffen, alle übrige Beweise sind nur Nebendinge, sie können also, wenn sie auch noch so viel „Wahrscheinlichkeit hätten, den völligen Sturz „dieser Religion nicht mehr hindern.“ Hätte der Mensch wirklich statthaft das Gegentheil dessen,

was er bestreitet, bewiesen, oder die Unwahrheit der Geschichtsachen von Christo dargethan, so könnte er mit Recht so reden. Denn das innere Wesen und der eigentlichste Hauptpunkt des ganzen Christenthums nach aller Lehre Christi und der Apostel ist, daß wir glauben, Jesus sey der Christ, der Sohn Gottes, und daß wir durch den Glauben an seinen Namen Gnade bey Gott und ewiges Leben haben sollen. Wer uns diesen Punkt aus den Augen rücken oder daneben hin schielen lehren will, ist ganz wie ein solcher, von dem der gemeine Mann sagt, daß er sich überstudirt habe. Was sagt nun unser Ungenannter, der den Lessingischen Ungenannten vorhin so gut als einen von Bosheit und vom Winde getriebenen Popans darzustellen wußte. Er behauptet, wenn dieser ruhmredige Hohnsprecher auch alles das bewiesen hätte, was er zu beweisen unternahm, so würde derselbe doch das eigentliche Wesen des Christenthums gar nicht einmal angegriffen haben, d. h. deutlich so viel, als: wir würden Christen seyn und bleiben können, wenn wir auch Jesum für nichts besseres und seine Apostel für nichts besseres hielten, als wofür ihn der Lessingische Feind ausgiebt, und Naturalisten könnten Christen seyn und wärens, wenn sie (auch gar bey den ärgsten Lästerungen auf die Person Jesu Christi) nur die schöne christliche Moral annehmen und zu befolgen und sich durch dieselbe geistlich zu erlösen streben. Dies ist der Semlerische Aberwitz, und dieser Aberwitz will, auch durch Hülfe eines Gelehrten, der die evangelische Geschichte

schichte doch gut zu vertheidigen weiß und ernstlich vertheidigt, die Weisheit unsrer liederlichen Zeiten werden. Gott aber läßt sich nicht spotten, und wer auf diesen Stein anfällt, der wird zerschellen. Dies ist der klar bekannt gemachte Rathschluß des Ewigen und Unveränderlichen, der nach freyem Belieben die weite Welt — und auch die Menschen auf der Erde schuf, und nach eben so freyem Belieben festsetzen und bey den fürchterlichsten Strafen ankündigen lassen konnte, unter welcher Bedingung allein sie seine Gnade und Errettung von dem Verderben, in welches sie gerathen waren, hoffen und erreichen sollten. Wer nicht glaubet, der wird verdammet werden. Weiter sagen wir nichts zur Widerlegung so tollkühner Behauptungen. Der Verf. will nicht selbst in die Classe der Naturalisten gehören, und wir müssen ihn auch in eine andre Classe stellen. Seine eigne Glaubenslehre aber ist bey sich selbst denn auch noch weit unreimbarer, als die Semlerische; denn Semler gehört allerdings unter die Naturalisten ganz eigentlich, und hat sich vorhin auch selbst nicht besser rangirt. Wäre unser Ungenannter ein Semlerischer Schüler aus dem Semlerischen Hörsaal her, so würde er wahrscheinlich zu aller kritischen Beurtheilung der biblischen Geschichte auf immer verwahrloset worden seyn; und so scheint ihn erst später hin die Semlerische Lectüre auf der einen Seite zum Semlerianer gebildet zu haben. Allemal hat auch das sein unerklärliches.

Hr. Archidiak. Tobler in Zürch hat unvermu-

thet seine Anmerkungen zur Ehre der Bibel mit einem Siebenten Stück 8. im Verlag des Hallischen Waisenhauses fortgesetzt. Ein aus Juvenal und Virgil zusammengesetztes Motto soll dieses Stück zieren: — cum tot ubique | Vatibus occurras — me quoque dicunt | Vatem pastores, sed non ego credulus illis. Da diese Anmerkungen vorn hinlich über Hrn. A. Michaelis Uebersetzung und Anmerkungen für Ungelehrte kritisiren, so trifft dies Stück nun das B. 2. Samuels und am Ende die Sprüche und den Prediger Salomons. Hr. Tobler macht aus Geschmack und Schöngeisterey (daher seine affectirte Schreibart, die doch hier etwas leidlicher ausfällt) Hauptsache, und so kam ihm ehedem freylich Hr. Michaelis, dem er andere auch sehr große Fehler wohl geschenkt haben würde, in den Weg. Er nimmt aber dabey alles und allerley mit, was ihm aufstößt und einfällt, macht also auch manche Anmerkung zur wirklichen Ehre der Bibel. Wir wissen aber nichts zur Ehre derselben da zu finden, wo Stellen aus dem Homer neben biblischen Geschichtsstücken hingestellt werden, damit man sehe, wie Homer hier und dort eben so naiv gedichtet habe, als die biblische wahre Geschichte lautet. Das mag dem Hrn. Verf. der alte Dichter vergelten, wenn die Bibel keinen Lohn dafür zu versprechen weiß, wie wir denn keinen dafür angekündigt gelesen haben. An manchen Orten z. B. 73. stehen Homer, Virgil, Moses, die Psalmen, die Offenbarung Johannis so hinter einander, als ob alle diese Schriften in Einen Kanon

zu-

zusammengehörten. Aus der Froschouer Bibel wird S. 87 — die Uebersetzung von 2 Sam. 22. oder des Ps. 18. großentheils mitgetheilt, und darauf eine seynsollende Parallelstelle aus Homers Iliade B. XX.

„Fürchterlich tonnerte Zevs der Vater der Götter und Menschen
„Aus den Höhen Aber Neptun erschütterte unten
„Die unermeßbare Erde und der Berg' erhabene Stirnen —
„In den Tiefen erschrack der König der Abgründe, Pluto ꝛc. ꝛc.

Das nennen wir den elendesten Geschmack, der gefunden werden kann. Die Armseligkeit kann nicht weiter getrieben werden. Sollte Hr. T. nicht wenigstens bedacht haben, daß auch gar mancher schwache redliche Christ, in besserer Hoffnung, über diese sogenannten Anmerkungen zur Ehre der Bibel gerathen könnte, der sich denn von Herzen betrüben oder gar Anstoß an einer so ganz ungebührlichen Mixtur nehmen wird? S. 93. wagt er den Wunsch, daß, zumal beym Alten Testament, die Bearbeiter sich in zwo ganz verschiedene Klassen theilen möchten. Die einen sollen Kritik, Philologie und Exegese treiben. „Hingegen, schreibt er weiter, säh ich dann gern „die Klasse der Uebersetzer in modernen Sprachen „aus Männern bestehn, die vorzüglich Geschmack „hätten, aus allen ältern und neuern Versuchen „nicht eben das Richtigste und Schönste zu„gleich zu wählen, weil diese Aufgabe in vielen „Fällen auch gar zu schwer ist, sondern sich auf „das letztere einzuschränken, obschon mit beständi-

„ger Rücksicht, auch dem erstern sich, wo es angeht, „zu nähern — Welch einen herrlichen Hiob, „Psalter, Esaias —“ Man könnte hier denken, daß etwa der Setzer das letztere mit dem erstern verwechselt habe. Das ferner folgende aber spricht ihn von diesem Verdacht ganz frey; und Hr. T. hat sich nicht geschämt, unter die verächtliche Gattung nur Vergnügen athmender Gelehrten, die denn doch diesen Namen kaum verdienen, zu treten, welchen auch in seynsollenden Uebersetzungen der heil. Schrift schön klingende Töne lieber sind, als die Wahrheit, und die darüber auch die unverzeihlichsten Anmaßungen zu begehen sich erlauben. Um unser Urtheil treffend genug zu sagen, machen wir einen Uebergang zu einer andern Art Dinge, die wir von Hrn. T. gleichfalls beygestreuet finden. Unter andern kann er sich, der schönen Charakteristik der Bibel nach, in die endliche Strenge Davids gegen Joab nicht finden S. 22 der doch nach verschiednen wirklichen Mordthaten zuletzt in Verbindung mit dem Prinzen Adonia ganz Israel in Verwirrung gebracht haben würde, wenn seine Einfädlung nicht bald genug vereitelt worden wäre. Freylich muß sich ein solcher Kritiker auch selbst verdammen. Denn er schreibt nachher, da er den großen König wider andre elende Kritiken (besonders auch in eben der schönen Charakteristik der Bibel, die er doch in freundschaftlicher Schonung nicht nennt) vertheidigt, S. 47. der Geschichtschreiber wisse nur von 2 Missethaten Davids allein, nämlich von dem, was er an Uria und dessen Ehefrau begieng; hingegen schei-

scheine von allen andern eine Billigung des Erzählers durch — Eben diese Billigung scheint also doch denn auch durch, in Ansehung des Auftrags Davids an Salomo, den Joab betreffend. In der Apologie für Joab aber macht Hr. T. die Vorstellung, daß derselbe etwa nur das gesetzliche Herkommen von der Blutrache (weil sein Bruder Asahel von Abner aus wahrer Nothwehr getödtet worden war) zu genau und zu scharf genommen habe, und vermuthet sogar, daß auch David die Sache aus diesem Gesichtspunkt angesehen habe, welcher sich doch darüber 1 Kön. 2, 5. ganz anders äußert. Genug Hr. T. kömmt dabey mit Wehmuth auf die Rigoristen zu sprechen, als ob Joab in der Moral ein Rigorist gewesen wäre, gar in Vergleichung mit David, läßt diesen fingirten milden Moralisten 2 Sam. 3, 38. (in verbesserter Uebersetzung) sagen: die Kinder Serujah sind mir zu hart (das aber leidet der Text schlechthin nicht; denn der giebt eine Vergleichung zwischen David und diesen seinen Neffen an, durch ממני) und meynt, so könne mancher Mann von Gefühl, der bey seiner Sanftheit doch auch so gut als ein andrer Ueberlegsamkeit und Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe haben könne, bisweilen die Stoßklage der Tiefe seines Herzens entrinnen lassen: Ach die Kinder Serujah sind mir zu hart [doch wohl nicht auch Mörder], sie sind mir auch fast gar zu hart. Dabey, fährt er fort, sind denn aber seine Wünsche so viel christlicher als Davids — Nicht doch, sondern Hr. T.

hat

hat diese Beurtheilung des frommen Davids und des grausamen Joabs schon selbst verdammt. Uns aber fiel hiebey, in Rücksicht auf das obige und in Rücksicht auf mehrere andere Schriftsteller in Zürch, nur gar zu gute Freunde von allen Männern, die uns jetzt das Christenthum sehr arg verwirren — uns fiel hiebey ein, zu klagen: Diese Schriftsteller sind uns zu eitel, sie sind uns doch auch fast gar zu eitel. Hr. R. Michaelis, wenn er sich mit Hrn. T. einlassen wollte, könnte im Ernst Beschwerden führen, nicht nur darüber, daß zur Censurirung seiner Uebersetzung und Anmerkungen, die freylich einer noch weit ernstlichern Kritik vielfach werth sind, so viel eitles Zeug ungebührlicher Weise zusammengetragen werde, sondern auch daß Hr. T. äußerst partheyisch handle, die Semler, Eberharde, Teller, Niemeyer ꝛc. so säuberlich anführe, als ob sie nirgends ein Bächlein trübe gemacht hätten, und hingegen ihm insbesondre mit seinen Kritiken und ungefähren Gedanken lästig falle. Uebrigens bekennen wir wohl, daß mit unter auch etwas auch triftiges wider den Hrn. Ritter gesagt werde; z. B. Seite 80 — von der Aufsuchung Hebräischer Wortbedeutungen aus dem Arabischen, womit derselbe so viel verderbliches Kinderspiel treibt. Ps. 52, 1. hat er gibbor übersetzt: du Mörder! weil ein ähnliches oder dasselbe Wort im Arab. einen Räuber und Mörder bedeute. Hr. T. schreibt dagegen: „Was „könnte man in neuern Sprachen auf solche Art „nicht für Verwirrung anrichten, wenn z. B. ein „Engländischer Clerk of the Parish ein Küster ist,

„und

„und man das Französische Clerc und Clergé dar„aus erläutern wollte, oder aus ihrem physick, „Arzneykunst, für die andern aus dem Griechisch„und Latein entlehnten Sprachen die Naturwis„senschaft weggrammatisiren, oder jeden großen „englischen scholar zu einem großen Schüler ma„chen wollte! Was mag nicht das Arabische in „dieser Art schon für Zeug ausgeheckt haben — „Ein Wort, das etwa mit Gott verbunden wird, „wie Gibbor, kann nie so roh einen Mörder be„deuten. S. 61 nimmt der Hr. V. Gelegenheit bis S. 79. von Priestern und was damit verwandt ist, sehr viel zu reden. Wir meynten, es werde dabey etwas wichtiges auch für die Glaubenslehre herauskommen; doch vergeblich. Hingegen geht es desto mehr auf Klagen und Remonstrationen über Verachtung des geistlichen Standes, und wenn Hr. T. nicht etwa zu viel begehrt, so wird daraus wahrscheinlich, daß nun auch alldort dieser Stand nicht sehr geehrt werde. Dies aber bereiten sich denn doch die Genossen desselben selbst mit zu, je freudiger sie an der argen Reformation Antheil nehmen. In keinem auswärtigen Lande wird z. B. Hr. D. Semler mit allen widerchristlichen Lehren und Verwirrungen so viel Anhänger haben, als eben in Zürch und daherum, wo man ihm auch fleißig in die Hände arbeitet.

Vor vielen andern verdient unsre Anzeige eine in Hamburg bey J. Ph. Ch. Reuß noch im vorigen Jahre herausgekommene Schrift: Giebt es auch noch heutiges Tages göttliche Strafen und Strafgerichte Gottes? 8. 112 Seiten.

Ja,

Ja, werden die jungen Herren sagen, das klingt schon so, als ob wir Gott wieder fürchten sollten, welches doch in aufgeklärten Zeiten sich gar nicht geziemt. Danach fragt nun freylich der ungenannte Verfasser nicht, ungeachtet er kein Crusianer ist. Er pocht auf seinen gesunden Menschenverstand und auf die heilige Schrift, wie sie nach klaren Beweisen auch für unsre Zeiten gehört, und bahnt sich selbst einen Weg, da ihm ein sonst schon auf eben die Orte hin gebahnter unbekannt war. Ganz klar zeigt er, daß es schlechterdings widersinnig sey, wer es auch gelehrt habe und nachbete, die Gerechtigkeit Gottes für weise Güte auszugeben, und sodenn alle Strafen aus Güte herzuleiten. Vielmehr kommt die Gerechtigkeit Gottes von seiner Heiligkeit, und die Heiligkeit Gottes darzulegen, behauptet er (welcher moderne Philosoph muß es nicht gelten lassen?) eine Selbstliebe bey Gott, womit sich Gott, als das höchstvollkommne Wesen, über alles selbst liebe. Aus dieser Selbstliebe leitet er her, daß Gott auch als die höchste Vollkommenheit von seinen vernünftigen Geschöpfen erkannt und verehrt seyn wolle. Nun aber sey alle moralische Unordnung in den vernünftigen Geschöpfen so Etwas, was dem Verlangen Gottes, als die höchste Vollkommenheit erkannt und verehrt zu werden, gerade zu entgegen stehe; sie sey folglich auch ein immerwährender Gegenstand des göttlichen Unwillens und Hasses, so wie im umgekehrten Falle das Wohlgefallen Gottes an aller moralischen Ordnung unausbleiblich sey. Mit andern Worten heiße das: Gott

liebt

liebt das Gute und hasset das Böse. Hienach sieht man leicht, das ganz unabhängig von der Gütigkeit Gottes ein Begriff der Heiligkeit, und der Gerechtigkeit, besonders der Strafgerechtigkeit Gottes herauskomme, welcher aufs beste mit dem, was die heil. Schrift, welche der Hr. Verfasser auch überall herbeyführt, von der Gesinnung und dem Verhalten Gottes gegen die vernünftigen Geschöpfe so vielfach lehrt, vollkommen übereinstimmt, da alles das äußerst bettelhaft, widernatürlich und in Wahrheit sich selbst widersprechend, ausfällt, wodurch so viele gutmeynende, aber schwachsehende Theologen, um nicht einen Hochverrath an den aufgefangenen philosophischen Begriffen, da sie einmal keine bessere Philosophie kennen gelernt haben, zu begehen, die Lehren der heil. Schrift von göttlichen Strafen mit einer sogenannten Gerechtigkeit Gottes, die lauter weise Güte seyn soll, zu vereinigen meynen. Eine etwas andre Deduction der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes haben wir in unserm Journal B. 8. St. 1. S. 39 — 40 kurz gewiesen, und damit zugleich eine Deduction der reellen Begriffe, moralisch gut und moralisch böse, selbst. Die Frage nun, warum Gott strafe, beantwortet der Hr. Verf. S. 30 — mit folgendem: „1.) Gott „straft, um seine höchste Vollkommenheit und sei„nen unendlichen Abscheu am moralischen Bösen „zu offenbaren 2 Mos. 9, 14. Ps. 5, 5 — 7. „Jes. 59, 17. 19. Ezech. 38, 22. 23. 2.) Gott „straft, um das Ansehen seiner Gesetze aufrecht zu „erhalten, und seine oberherrliche Würde zu behaup-

„haupten, und den vernünftigen, sündigen sowohl „als unsündigen Geschöpfen zu zeigen, daß er al„lein Herr und König ist 5 Mos. 28, 15 — Ps. „46, 11. Luc. 19, 27. 3.) Gott straft, um von „Sünden abzuschrecken, und andre Geschöpfe im „Gehorsam zu erhalten 4 Mos. 16. Jos. 7. Joh. „5, 14. Ap. Gesch 5, 1 — 11. 4.) Gott straft, „um die Gestraften und andre, die seine Langmuth „annoch trägt, dadurch zu bessern, so es mög„lich ist, d. i. so sie sich wollen bessern lassen Jer. 3, „7. 8. 1 Tim. 1, 20. 2 Petr 2, 6. 5.) Gott „straft, um andern beleidigten und gedrückten Ge„schöpfen dadurch Genugthuung zu verschaffen, „und ihnen gewissermaßen Ersatz zu leisten Röm. „12, 19. 2 Thess. 1, 6. 6.) Gott straft, um „seinen wahren Freunden und Verehrern ein ruhi„ges Glück zu verschaffen Matth. 18, 28 — 35.“ Diese Punkte werden nachher weiter erläutert und bestätigt. Bey Num. 1. hätten wir noch ein mehreres gewünscht, und bey Num. 5. einige Vorsicht im Ausdruck, und einige Zergliederung der Begriffe. Das teutsche Wort Rache, rächen hat einen unfüglichen Nebenbegriff, der sich nicht eben so an das Griechische ἐκδικεω, ἐκδικησις angehängt hat, wobey man vielmehr nur an Recht verschaffen denkt. Das Verlangen hienach aber, daß uns Recht verschafft werde, ist nicht nur natürlich, sondern auch untadelhaft, an sich. Es gründet sich sowohl auf die Verabscheuung und Strafwürdigkeit des Unrechts, wie wir sie erkennen müssen, und sogar, wenn Gott freche Sünder straft, uns über die Beweisung seiner Gerechtigkeit

keit freuen sollen, als auch auf das eben so natürliche als gerechte Verlangen, daß unsre Ehre gerettet werde. Man denke z. B. an die wahren Martyrer, welche wie Uebelthäter hingerichtet wurden, und welche noch jetzt von den widerwärtigen seynwollenden Theologen, unter Semlerischer Anführung des Fanatismus und Aufruhrs wider die Obrigkeit bezüchtigt werden. Diese können ja, und müssen wünschen und begehren, daß ihnen Recht verschafft werde, von den argen Menschen, die durch so unverschämte Urtheile zugleich die Wahrheit Gottes und Jesum Christum, der bis in den Tod standhaft bekennet seyn will, lästern. Der Hr. Verf. zeigt nachher, daß es eben so gewiß positive Strafen und Belohnungen gebe, wie es sogenannte natürliche giebt. Dabey disputirt er S. 60 — sehr gut auch κατ ἀνθρωπον. „— lies't „man dieser Herren ihre Aeußerungen, besonders „auch in Predigten, so findet man da die herrlich„chen Folgen der Rechtschaffenheit, der Men„schenliebe, Großmuth, Wohlthätigkeit u. s. f. „für dieses Leben, so reizend geschildert und „so groß ausgemahlt, daß man je zuweilen fürchten „möchte, es werde für jenes zukünftige Leben, „in welchem doch die eigentliche Wiedervergel„tungszeit erst seyn soll, wenig oder gar nichts „übrig bleiben, diese große Thaten nach Verdienste „zu belohnen. Aber, da wir hierinn einig sind, daß „Gott das Gute schon hier im Leben einigermaßen, „und so weit es nach der jetzigen Einrichtung der „Welt geschehen kann, belohne, so frage ich fast

„mit Verwunderung: Warum denn hier im Leben „durchaus keine Bestrafung des Bösen seyn soll? „Will man antworten: Es sey hier die Zeit der „Bestrafung des Bösen noch nicht, so erwie„dre ich: und auch nicht die Zeit der Beloh„nung des Guten, mithin hätten wir auf beyden „Seiten gleich viel gewonnen. Wir hätten so „viel gewonnen, daß wir sagen könnten: es sey „jetzt eine Zeit, da Gott einen müßigen Zuschauer „der Welt abgebe —“ Von obigem folgt nun S. 65 — die Anwendung auf die gegenwärtige moralische Regierung der Welt. Ohne alle Furcht eines gegründeten Widerspruchs wird behauptet, „daß es auch noch heutiges Tages göttliche „Strafgerichte und Strafen Gottes gebe, nicht „nur in allgemeinen Landplagen, sondern „auch in anderweitigen drückenden Schicksa„len, welche oftmals einzelne Familien und In„dividuen, als ein gerechter Lohn ihrer Unge„rechtigkeit und Sünden treffen. Ich fange „von dem letztern an, und gehe sonach fort zu dem „erstern. Billig frag ich hier: ob nicht die Stra„fen, welche von der Obrigkeit nach göttlichen und „menschlichen Gesetzen — verhängt werden, mit „Recht für wahre göttliche Strafen zu achten sind? „Die Obrigkeit, so spricht ein H. Paulus Röm. „13, 4. ist Gottes Dienerinn — Wer „Menschenblut vergeußt, des Blut soll „auch durch Menschen vergossen wer„den —“ Hiebey beruft sich der Hr. V. auch mit Recht auf die oft unerwartete und Verwunde-

rung

rung erregende Entdeckung verübter Mordthaten und der Mörder, wovon ohne Zweifel jedem Leser mancherley sehr merkwürdige Fälle bekannt seyn würden. Dazu merken wir noch an, daß hierinn Erfüllung der eigentlich ausdrücklichen Drohung Gottes 1 Mos. 9, 5. 6. [nur v. 6. allein genommen lautet, wie ein Gesetz] zu suchen sey. Was die allgemeinen Landplagen betrifft, merkt Recensent immer wiederholt an, daß sie entweder als göttliche Strafen gedacht werden müssen (wollte man sie lieber göttliche Zuchtruthen nennen, so ist nach der augenscheinlichsten Erfahrung zu bemerken, daß nicht viele Ruchlose dadurch gebessert wohl aber viele dadurch getödtet werden) oder widrigenfalls auf unhintertreibliche Zweifel an der göttlichen Vorsehung und Güte führen, weil sodenn das Urtheil unvermeidlich wäre, daß Gott diese Plagen ohne Ursache über die Menschen kommen lasse. Die Lehre von der besten Welt, ohnehin nur auf erschlichenen Grundsätzen und aller Moralität nachtheiligen Sophismen aufgebaut, kann im geringsten nicht dawider helfen, da die laute Stimme der Vernunft von ihr sich nicht zurückweisen läßt. Die allemal elenden Einwendungen wider den Satz, daß die Landplagen Strafen Gottes sind, widerlegt der Hr. Ungenannte S. 74 — sehr gut und triftig. Die Reichen gehen bey diesen Uebeln nicht leer aus, sondern werden unter denselben auf mancherley Weise geplagt — und es ist sehr übereilt und nach aller Erfahrung thörigt, in dieser Betrachtung beynahe alle Arme für Fromme anzusehen. Für die wirklich

Frommen aber sind desfalls sehr wichtige Verheißungen in der heil. Schrift. Die Erfüllung derselben wirkt denn bey ihnen Lob, Preis und Verherrlichung Gottes. Wer wahren Glauben und Frömmigkeit hat, wird die Erfüllung bey sich nie vermissen. Auch Recensent weiß an Orten, wo es hingehört, viel davon aus seiner Erfahrung zu sagen. Die Verkehrten hingegen, wenn sie sogar große Gelehrte wären, was verstehen und wissen sie davon? Richtig merkt der Hr. V. auch an S. 80. daß, wenn man manches frommscheinenden Menschen Lebensgeschichte näher kennen lerne, sich die Verwundrung über seine Plagen — alsbald verliere. Rec. giebt sein Zeugniß aus mehrern Erfahrungen hinzu. Auch Luc. 13, 1 — dient zu nichts weniger, als zum Beweis fürs Gegentheil, so geradehin auch diese Stelle sich dafür von vielen muß aufstellen lassen. Jesus will nur nicht, daß diese elend umgekommenen deswegen für größere Sünder, als andre, angesehen werden, und sagt ja durch die hinzugesetzte Drohung so gut, als ausdrücklich, daß auch bey jenen diese Todesarten göttliche Strafgerichte gewesen wären. Immer folgt hieraus noch keine Rechtmäßigkeit einer indiscreten allgemeinen Anwendung. S. 91 — werden mehrere Sprüche, die der göttlichen Strafgerechtigkeit gedenken, paraphrasirt, bey der Voraussetzung, daß alle Gerechtigkeit Gottes nur weise Güte sey. Da zeigt sich denn die Ungereimtheit dieses Vorgebens ganz ausnehmend, z. B. Luc. 21, 22. Das sind die Tage der Rache ꝛc. ist paraphrasirt: „in dieser

„Zeit

„Zeit wird Gott seine weise Güte offenbaren über „die Juden — Röm. 2, 5. Je länger du, o „Sünder, in deiner Bosheit fortfährst, desto wei„ser wird sich Gott in seiner Güte gegen dich „verhalten, und in einem desto reichern Maaße „wird er die Erweise solcher seiner Güte über dich „ausschütten.“ ꝛc. S. 97 — findet man noch eine Anrede des Hrn. V. an seine Amtsbrüder, die zugleich Glaubensbrüder sind, welche sehr gute Erinnerungen und Vorsichtsregeln in Absicht auf die vorliegende Sache und deren Anwendung an die Hand giebt. In Wahrheit, die von der zeitherigen Religionsbesserung abgewandten Prediger bedürfen hier keiner Zurechtweisung, die ihnen erst von jener Parthey her gegeben werden müßte. Nächste Veranlassung zu dieser lehrreichen Schrift, deren Hr. Verf. ein würdiger Geistlicher, allem Anschein nach, in Mecklenburg, ist, hat eine unmäßig eitle Recension im Homiletischen Prediger-Journal gegeben.

Nicht ohne gute Erwartung kam ich über Die Haltung des Abendmahls Jesu, gegen die Einwendungen einiger Zeitgenossen vertheidigt von Gottlieb Schlegel, D. der Theologie, Pastor und Inspector zu Riga. Riga bey J. F. Hartknoch 1783. 8. 76 Seiten. Daß in neuern Schriften auch die Haltung des heil. Abendmahls für unnöthig erklärt werde, ist nicht zu verwundern, obgleich aus leicht zu errathenden Ursachen, die frisch zu! mit reformirenden Prediger vor der Hand noch keine Lust haben, in die Abschaffung desselben zu willigen. Hr. S. hatte

mehrere Einwendungen, die er hier zu widerlegen sucht, zum Theil in solchen Schriften gelesen und vernahm sie nachher aus dem Munde mancher Leser; noch andre aber, womit viele schlechte Christen nur ihr Wegbleiben entschuldigen, sind weit gewöhnlicher und gemeiner, als daß man sie erst in neuen Büchern lesen müßte. Gemeine Sache mit den auf Naturalismus und Socinismus umgehenden Reformatoren scheint er durchaus nicht machen zu wollen, und angelegentlich trägt er die Lehre von der Versöhnung der Sünde durch den Tod Jesu vor. Gleichwohl erweiset er den Herren Spalding und Lüdke viel Ehre. Er schreibt in der Vorrede: „Ich habe, um mehrern „Christen nützlich zu schreiben, mit Vorsatz ver„mieden, die Ausdrücke der gelehrten Theologie „anzuwenden, oder namentlich der Erklärungsar„ten der christlichen Kirchenpartheyen Erwähnung „zu thun, ob ich gleich bestrebt gewesen, aus dem „Zusammenhang der Worte und aus der Verfas„sung der christlichen Religion den Zweck des hei„ligen Abendmahls darzustellen, um seine Wich„tigkeit gleichfalls abzubilden.“ Diese Darstellung und Abbildung aber beruhet auf der Calvinischen (im Unterschied von der Zwinglischen) Erklärung der Darreichungsworte, also auf zu glaubender geistlicher Genießung Christi und Ertheilung nicht des Leibes und Blutes des HErrn, sondern überhaupt wirklicher göttlicher Gnadenbeweisung. Weil nun diese geistliche Genießung Christi ebenfalls anderweitig, außer dem heil. Abendmahl, statt finden soll, wie an sich ganz rich-

tig

tig ist, so sieht man leicht, daß diese Erklärung eigentlich für einen aufmerksamen Leser gar keinen Bewegungsgrund zur Haltung und Mithaltung des heil. Abendmahls abgeben könne. Freylich bleibt immer die Verordnung Christi, der wir mit herzlicher Willigkeit und Freude gehorsamen sollen, der Vortheil der lebhaftern Vorstellung von Jesu und seinem Leiden vermittelst der sinnlichen Handlung, und die Pflicht der feyerlichen und öffentlichen Bekenntniß zum Glauben an seinen Versöhnungstod, die wir durch Theilnehmung an dem heil. Abendmahl von uns geben; wie wohl wir dabey nicht absehen, wie das Lüdkensche, von Hrn. Sch. empfohlne, Communionbuch damit zusammenstimme. Am Ende erklärt sich der Hr. Verf. auch über die Privatcommunion, und über das Zurückbleiben mancher Armen, angeblich wegen des Beichtgeldes. So bedeutend und wichtig auch dasjenige ist, was der HErr Joh. 6. von seinem Fleisch und Blute sagt, so wenig ist es doch geradehin einerley mit dem, was wir bey dem Essen und Trinken seines Leibes und Bluts im heil. Abendmahl zu denken haben. Dies zu behaupten berechtigt uns schon die einzige Verschiedenheit des Ausdrucks, dort Fleisch und Blut, hier Leib (nicht mehr Fleisch) und Blut. Jenes kann zu jeder Zeit statt finden, dieses nur beym Gebrauch des heil. Abendmahls. Und auch dort ist das Fleisch — essen und das Blut trinken etwas anderes, als an Jesum glauben; wenn wir glauben — sollen wir das Fleisch und das Blut des Sohnes Gottes zum Genuß bekommen.

Der Glaube ist die Bedingung oder das Erlangungsmittel des leztern. Wie hätte Jesus so geheimnißvoll, und sogar auch für viele seiner Jünger zum Aergerniß, reden können, wenn er nur hätte sagen wollen, daß man an Ihn glauben müsse? Noch merken wir an, daß Hr. D. Schlegel das heil. Abendmahl als eine Opferhandlung vorstellig mache, mit Berufung auf die Opfermahlzeiten. Diese Mahlzeiten aber waren ja allemal von der eigentlichen Opferhandlung verschieden, ob sie gleich damit in Verbindung stunden, wie auch allerdings das heil. Abendmahl mit der Aufopferung Jesu; und nur Einmal hat sich Jesus selbst als Opfer dargebracht, und kein andrer kann Ihn je als Opfer darbringen. Vielmehr wäre aus der Vergleichung mit jenen Opfermahlzeiten die wahre Gegenwart und Genießung des Leibes und folglich auch des Blutes Jesu Christi im heil. Abendmahl zu folgern gewesen.

Vollkommen befriedigte unsre Erwartung Hiob aus dem hebräischen Original übersezt und mit erklärenden Anmerkungen versehen zum allgemeinen Gebrauche von M. Christian David Keßler, Diakonus in Owen an der Tek. nebst einer Vorrede von D. Christoph Friederich Sartorius, Canzler der Universität zu Tübingen. Ebend. bey J. F. Heerbrandt 1784. 8. 494 Seiten. Dies ist endlich ein Hiob zum allgemeinen Gebrauch, wozu der nun verstorbne Hr. Sander (Krit. Samml. B. 7. St. 2. S. 233 —) den seinigen bestimmt hatte. Dafür bürgt schon die Vorrede des verehrungswürdigen

Grei-

Greises, des Herrn Kanzlers Sarrorius, welche auch weiter keine Absicht hat, als ihn dem christlichen Publicum empfehlen zu helfen. Auch würde der sich sehr weit irren, der vermuthen wollte, es werde mehr für die Erbauung, als für richtige Uebersetzung und Belehrung gesorgt seyn. Dieser Verdacht ist längst auf einen solchen Fall denen allen zur Fertigkeit geworden, die es mit der falsch gerühmten Aufklärung halten und bey denen einzig Genius seculi für richtige Denkungsart und für Wahrheit gilt. Der Herr Verf. schreibt in seiner Vorrede, Ihm sey das Buch Hiob, nachdem ers in seinen jüngern Jahren einige mal gelesen und studirt gehabt habe, so schwer, dunkel, unzusammenhangend und zweckwidrig vorgekommen, daß er es hernach bey seinem Studiren des A. T., welches er schon mehr als zwanzig Jahre zu seinem Lieblingsgeschäfte gemacht, allemal überschlagen habe. Endlich sey er nach erlittenem Verlust seines letzten einigen Kindes — auf den Gedanken gekommen, zu sehen, womit sich Hiob bey dem Verlust aller seiner Kinder getröstet und aufgerichtet habe. „Ich las sein Buch, in seiner Sprache, „studirte diese, seinen Vortrag, seine Absicht, ohne „mich dabey anderer Hülfsmittel zu bedienen, als „derjenigen, welche nach den Gesetzen der Hermenev„tik unentbehrlich sind. Nachdem ich in der Dämme„rung einige Berge überstiegen hatte, gieng mir das „erwünschte Licht auf, welches sich über das Ganze „immer heller verbreitete; für mich immer erquickender wurde. Ich fand, was ich suchte, fand noch weit „mehr, als ich suchte; schrieb dann meine Anmerkun-

„gen nieder, und machte einen Versuch, das Buch zu „übersetzen, zu meinem eigenen Gebrauch. Nach die„sem erst gebrauchte ich die übrigen Hülfsmittel; „verglich die alte Uebersetzungen; und dann auch „die neuere, vorzüglich philologische Ausleger; än„derte, besserte, erweiterte, was ich geschrieben hat„te — Ich habe das Original so, wie es ist, so „getreu darzustellen gesucht, als es nur immer die „Verschiedenheit der Sprachen verstattet hat, „nichts davon, nichts dazu gethan, und mich be„flissen, sein Eigenthümliches — deutlich auch als„denn auszudrücken, wenn ich darüber etwas von „der Zierlichkeit unserer Muttersprache aufopfern „mußte, und die Delicatesse der deutschen Ohren „mir etwas anders anbefehlen wollte.“ Dies letztre aber geht nicht etwa sehr weit, und ist selten einmal merklich. Und was verlangt man nun mehr von einem Uebersetzer und Ausleger, der den Verdacht der Orthodoxie wider sich hat? Um, wo möglich die übeln Folgen dieses Verdachts abzuwenden, lassen wir ihn nochmals reden: „Bey der „Erklärung vergas ich auf einige Zeit die Lehrform, „zu welcher ich durch unsere Symbolische Bücher „verpflichtet bin. Der Sprachgebrauch, der Geist „der hebräischen Poesie, der Zusammenhang und „die Absicht des Buchs sollten und mußten mir „dieselbe allein bestimmen. Wir müssen, wie „Luther sagt, die Propheten auf dem Pult sitzen „lassen, und hienieden zu ihren Füßen hören, „was sie sagen, und nicht sagen, was sie hö„ren müssen. Die Gründe auf denen meine Ue„bersetzung sowohl als die Erklärung beruhet, habe

„ich

„ich in einer besondern Beylage angezeigt und „ausgeführt, damit die Kenner der hebräischen „Sprache darüber urtheilen können, diejenige aber, „die derselben unkundig sind, nicht genöthiget wür„den, manche Bogen zu kaufen, die ihnen nicht „nützlich sind.“ Diese Beylage nun ist noch nicht in unsre Hände gekommen, weil sie besonders verkauft wird. Immer aber sind wir dennoch im Stande, die einleuchtende Güte dieser gelehrten Arbeit im Ganzen, und auch mehrentheils ins Kleine herein, genüglich beurteilen zu können, und wissen sie denn aufs beste mit gutem Gewissen, ohne Befahrung, irrig daran zu seyn, anzupreisen. Und auch hier giebt Hr. Kesler, besonders bey Hauptstellen, z. B. vom Goel, Gründe genug an. Das Werk selbst fängt mit einer Einleitung an, in welcher der Herr Verf. über folgende Fragen Belehrung giebt: I. Ist jemals ein Hiob gewesen? und enthält das Buch, das von ihm genant ist, seine wirkliche und also eine wahre Geschichte? II. Wann hat Hiob gelebet? wann ist diese seine Geschichte beschrieben worden? III. Stehet dieses Buch mit Recht unter den heiligen göttlichen Büchern der Israelitischen — und nun auch der christlichen Kirche? Wer hat es geschrieben, und wie mag es unter die Israeliten gekommen seyn? IV. Was ist der Inhalt desselben? welches der rechtmäßige Gebrauch, den wir noch jetzt davon machen sollen? Diese Einleitung reicht bis S. 74. und Num. IV. giebt schon einen vollständigen Abriß des ganzen Buchs Hiob. Nachher folgt

von

von S. 75. die neue überaus wohlgerathene und genau gefaßte Uebersetzung nebst reichlichen Anmerkungen für Jedermann. In den ersten und in dem letzten Kapitel redet sie dem Original gemäß historisch, in den Unterredungen aber zwar nicht in Sylbenmaas aber doch, gleichfalls dem Original gemäß, poetisch und in abgesetzten Strophen. Wir geben davon nur eine einzige Probe:

Kap. 19, 21. Erbarmet euch, erbarmet euch über mich, ihr meine Freunde!
Denn Gottes Hand hat mich gerühret.
22. Warum wollet ihr mich verfolgen, wie Gott?
Und von meinem Fleisch werdet ihr nicht satt.
23. Ach möchte man doch jetzt meine Reden aufschreiben!
Möchten sie in ein Buch verzeichnet,
24. Und in Bley mit einem eisernen Griffel,
Zum ewigen Gedächtniß in den Felsen gehauen werden!
25. Aber ich kenne meinen Erlöser als den Lebendigen;
Und sollte sich der Letzte [Erkl. Feind, der Tod 1 Cor. 15, 26.] auch gegen den Staub setzen!
26. Obschon hinter meiner Haut das alles abgeschelet wird, [Erkl. von Würmern unter der Haut bey dieser schrecklichen Krankheit.]
So werde ich aus meinem Fleisch Gott sehen [Erkl. nach der Auferstehung].
27. Ich werde denselben mir sehen,
Meine Augen werden ihn schauen, und nicht ein Fremder.
Vor Sehnsucht sind meine Nieren in mir verzehret!
28. Wollt ihr sagen: wie wollen wir ihm zusetzen!
So wird man doch die Wurzel des Worts in mir finden.
29. Fürchtet euch vor dem Schwerd!

Denn

Denn durch Sünden wird das Schwerd erhitzet.
Daß ihr's wisset: es ist ein Gericht!

Wer wollte nicht lieber eine Uebersetzung lesen, die so, wie diese, keine Kunst verräth, mehr getreu, als gefällig und ergötzend, zu seyn strebt, und dennoch ihre Schönheiten hat. Ueber Einzelheiten kritisiren wollen wir desto weniger, da wir die Beylage noch nicht gesehen haben. Die Erläuterungen und Erklärungen betreffend, erlauben wir uns, nur etwas zu erinnern. Erstlich hätten wir gewünscht, daß die Leser auf das ganz eigenthümliche und auszeichnend besondre der traurigen Unfälle, die über Hiob kamen, noch besonders aufmerksam gemacht worden wären. Dies bestund, unserer Bemerkung nach, darinn, daß Hiob nicht nach und nach (wie Hr. Sander, der Geschichte gerade entgegen, sich darüber ausdruckte) sondern an Einem Tage (plötzlich) alle seine Kinder, 7 Söhne und 3 Töchter, und auch an eben dem Tage alle seine großen Viehherden und 500 Joch pflügende Ochsen mit dazu gehörigen Leibeignen, welches alles sich doch nicht einmal an Einem Orte befand, durch sehr verschiedne und zum Theil ganz ungewöhnliche Zufälle verlor — und bald nachher in die schrecklichste Krankheit fiel. Dies sah ganz so aus, als ob Gott selbst das alles so zusammen verfügt hätte, um ihn den nachtheiligsten Urtheilen andrer Menschen auszustellen; und hierauf beziehen sich auch die harten Reden Hiobs, daß sich Gott selbst wider ihn gesetzt habe und ihn als einen Feind behandle ꝛc. und vornehmlich eben deswegen scheinen seine 3 aus der Ferne her-

herbeygekommene Freunde in ihren Anschuldigungen so zuversichtlich und unerbittlich gewesen zu seyn. So stellt sich, meinen wir wenigstens, die Sache dar. Uebrigens behalten wir 2 Haupterinnerungen gegen die Vorstellung, die der sonst weitsehende Hr. K. von dem eigentlichen Inhalt der ersten Rede des Eliphas macht, ungeachtet er sie wider die gegenseitige Vorstellung standhaft vertheidigen zu wollen scheint. Er meynt, die erste Rede des Eliphas sey durchaus liebreich gemeynt gewesen. Derselbe habe seinen seufzenden Freund bis jetzt noch für einen wahrhaftig Frommen angesehen und ihn daher die erwünschteste Wendung seiner gegenwärtigen betrübten Umstände hoffen geheißen — welches nachher auch zugetroffen. Hingegen merken wir an: Wäre dies die Meynung des Eliphas gewesen, so hätte er seine gute Absicht sehr schlecht, nämlich durch eine sonderbare und allemal wenigstens sehr zweydeutige Rede, auszuführen gesucht. Gewiß Niemand unter uns würde in ähnlichem Fall einen äußerst geplagten Frommen durch ein solches Gemisch von Vorstellungen trösten und zur besten Hoffnung aufrichten wollen. Man frage sich, bey Durchlesung dieser Rede. Eliphas hat auch die Präsumtion nicht für sich, aus dem scharf ahndenden Verweise Gottes, wonach Er und nicht einer der 2 andern für den Urheber des nachherigen zuversichtlichen Streits und der Verdammung des Hiob anzusehen ist. Hätte es Eliphas so gut zuerst gemeynt, so hätte Hiob diese Rede wider alle Billigkeit lieblos beurtheilt, welches nicht zu vermuthen steht, wenn er

auch

auch gewiß glaubte, daß nur der Tod seinen Leiden ein Ende machen werde, und so hätte der geplagte Mann selbst, eben durch diese liebloſe Aufnahme dieser Rede seines Freundes, die nächste Veranlassung zu der nachherigen Zänkerey gegeben, welches sich wieder mit jener göttlichen Ahndung gegen Eliphas ꝛc. nicht sehr wohl reimt. Und wie käme nachher Eliphas dazu, in seiner 2ten Rede so gar äußerst bitter über den Geplagten herzufahren? Zweytens bringt Eliphas in seiner ersten Rede die Erzählung von einer sonderbaren Geisteserscheinung mit bey Kap. 4. 12 — Dies Gesicht hält Hr. K. desto leichter für etwas sehr gutes, weil er von dem Inhalt der ersten Rede des Eliphas überhaupt so vortheilhaft denkt, und führt besonders zum Grund an, daß der Spruch der erschienenen Gestalt dem übrigen Wort Gottes ganz gemäß sey, und vollkommne und wichtige Wahrheit enthalte; er sey also auch wirklich als ein göttlicher Ausspruch zu verehren. Hierüber nun denken wir ganz gegentheilig (so gern und vollkommen wir auch die biblische Wahrheit anerkennen, die Hr. K. bey diesem Spruche denkt) und dies Gesicht allein würde uns den Eliphas in seiner ersten Rede verdächtig machen. Die Erscheinung und die vorbereitenden Umstände haben schon etwas widerliches an sich, wovon sich bey andern göttlichen und Engelserscheinungen nichts ähnliches findet. Und der Spruch selbst bey allem seinen guten Anfang stellt Gott als einen Eigensinnigen vor, der mit keinem seiner vernünftigen Geschöpfe, nämlich auch mit seinen Engeln

geln nicht, zufrieden sey, und setzt den Grund, weswegen die Menschen desto weniger seine Zufriedenheit haben könnten, darinn, weil sie in leimern Hütten wohnen (gleich als ob die Materie, die Er ihnen doch selbst angefügt hat, Schuld daran hätte; ein alter trübseliger Irrthum, vielleicht aus eben der oder einer ähnlichen Quelle her) und die nun deswegen um so mehr immerfort gestoßen und auf ewig umkommen müßten. Eliphas beruft sich Kap. 15, 15. wieder auf diesen Spruch, und setzt ihm zu: auch die Himmel sind nicht rein in seinen Augen, und Bildad, der diese Weisheit von Elihu gelernt hatte, klärt ihn noch weiter auf Kap. 25, 5. durch den Beysatz: auch der Mond scheine nicht schön genug, und die Sterne seyen nicht rein in seinen Augen. Doch ist ja der Himmel mit den Sternen gerade so rein, wie sie Gott haben will, da er sie so gemacht hat, und der Mond soll nicht besser scheinen, als Er ihn scheinen läßt. Wir misbilligen es also, wenn ein Prediger unter uns diese Stellen als gute Sprüche braucht, und rechnen sie mit Gewißheit vor allen zu den Gott beleidigenden Reden, die nachher an den 3 Freunden so scharf geahndet werden. Herr K. bey seiner vortheilhaftern Meynung von dem Spruche jenes Geistes gestehet übrigens, Eliphas habe denselben nicht ganz verstanden, wenigstens mache er davon nicht die gehörige Anwendung. Bey unsrer so ganz andern Meynung gestehen wir gleichfalls, daß Eliphas das Ding nicht hinlänglich verstanden, und nicht so böse angewandt habe, als es gemeynt

meynt war, wenigstens desfalls mit sich selbst nicht übereinstimme. Hätte ers aber völlig verstanden und Anwendung davon durchaus auf Hiob unter gegenwärtigen Umständen gemacht, so konnte dadurch Hiob gänzlich in den Strudel hineingeführt werden, auf welchen er ohnehin gerieth, nämlich, Gott anzuklagen und mit Gott zu rechten. Jene Erscheinung also, die den Eliphas zum Besuch bey Hiob arglistig vorbereiten wollte, war nicht an den rechten Mann gekommen, und verfehlte ihrer Absicht. Es ist gewöhnlich, daß man von geglaubten oder wirklichen Dingen dieser Art immer geneigt ist, vielmehr vortheilhaft, als nachtheilig zu denken, wegen einigen guten Anscheins oder weil man doch nichts böses wahrnimmt, und wegen der Eigenliebe. Gleichwohl sind wir desfalls vielfach gewarnt, und was von Dingen dieser Art sich nicht klar als gut zeigt und beweiset, ist für böse zu halten. Nicht wenige Menschen werden bis jetzt durch solche Mittel irre geleitet, auch auf unrichtige zuversichtliche Auslegungen der heil. Schrift geführt. Destomehr hätten wir, nach unserer Einsicht, gewünscht, daß Hr. Kesler vom Eliphas vorn herein nicht alles Gute erwartet haben möchte. Der nähere Freund Hiobs, Elihu, redet bey weitem verständiger, als die übrigen, und die Stelle von dem Engel, dem Mittler, ist eine kostbare Perle aus jenen Zeiten, die hier unerwartet aufstößt. So wird er auch von Gott nicht gedemüthigt. Wir helfens also beklagen, daß außer andern der sel. Luther wider diesen bessern Freund durch dessen lange Vorreden sich hat ein-

nehmen lassen. Doch können wir nicht mit Hrn. K. glauben, daß Elihu aus göttlicher Eingebung geredet habe. Allerdings bereiten seine Reden sehr gut auf die nachherige Erscheinung Gottes zu. Dennoch aber traf er den eigentlichen Punkt nicht, der für Hiob gehörte, nämlich ganz unbedingte demüthige Unterwerfung unter die Fügungen Gottes, wenn er auch sein Leiden mit nichts verschuldet hätte, und Hr. K. scheint beynahe selbst wahrgenommen zu haben, daß mit der Meynung von göttlicher Eingebung bey Elihu nicht auszureichen stehe. Nun aber haben wir auch nichts bemerkenswerthes mehr bey diesem vortrefflichen Buche zu erinnern. Wir habens mit unverleidetem Vergnügen gelesen, und empfehlen es hiemit unsern Lesern aufs beste.

Hr. Consist. R. und Gen. Sup. Joh. Friedr. Jacobi, der sich auch in seinem Alter für kleine Kinder sehr nachahmungswerth herabzustimmen weiß, hat zu Hannover in der Helwingschen Hofbuchhandlung in d. J. herausgegeben Die ersten Lehren der christlichen Religion, nebst einer Anleitung, wie sie der Jugend ohne mühsames Auswendiglernen auf eine leichte, angenehme und erbauliche Art beyzubringen. gr. 12. 108 Seiten, oder 4½ Bogen. Voran stehen die bekannten Fünf Hauptstücke mit D. M. Luthers Auslegung bis S. 14. nachher ein Vorbericht bis S. 18. welcher Anweisung giebt, wie man zarten Kindern zuerst nur ganz kleine und deutliche Sprüche einprägen solle, bloß durch öfteres liebreiches Vorsagen, und wie man nachher

her an sieben bis achtjährige Kinder solche Fragen thun solle, als in dieser Anleitung gegeben werden, ohne sie die Antworten, obgleich allerdings Sprüche, auswendig lernen zu lassen. Dabey bezeugt der eben so geübte als gelehrte Greis, daß diese Art zu unterweisen nicht bloß bey Kindern von sehr fähigem Verstande, sondern auch bey stumpfen und einfältigen, statt finde, ja sogar die einzige Art sey, diesen letztern und auch erwachsenen von langsamer Fassungskraft die nöthigsten Stücke des Christenthums beyzubringen. Freylich gehöre Zeit und Geduld dazu, und müsse man solche Personen auf einmal länger nicht, als eine halbe, höchstens eine ganze Viertelstunde vornehmen. Fromme Eltern sowohl, als auch öffentliche Privatlehrer mögen von diesem lieblichen Büchlein Gebrauch machen. Von S. 19 folgt denn die Vorstellung der Lehren selbst in Fragen und Antworten nebst beystehenden wenigen und mehrern Sprüchen, in 6 Hauptstücke vertheilt. Die Fragen sind aufs leichteste faßlich und die Antworten klar und kurz. Das Erste Hauptstück handelt von Gott bis S. 32. Das zweyte von der Schöpfung, Erhaltung und Regierung Gottes bis S. 44. Das dritte von der Erlösung des menschlichen Geschlechts bis S. 52. Das vierte von der Heiligung des Menschen bis S. 67. Das fünfte von den Pflichten und Tugenden der Christen bis S. 98. Hier aber sagt ein besonderer Vorbericht, weil ein Lehrer fast bey allen Pflichten und Tugenden einerley Fragen zu thun habe, so könne es zur Anweisung

an ein paar Mustern und übrigens an ausgesuchten Sprüchen genügen. Das erste Muster handelt sehr schön von der pflichtmäßigen Erkenntniß und Verehrung Gottes, das zweyte aber von der Gerechtigkeit gegen den Nächsten. Wie man mit den nachher unter mehrern Rubriken folgenden Sprüchen umgehen solle, zeigt eine kurze eingeschobene Anweisung. Das sechsste endlich fragt die Lehre von den Sacramenten durch. Auch diese ist für dies Kinder-Alter sehr schön und triftig abgehandelt; doch finden wir bey der Taufe die Wiedergeburt nicht erwähnt, als welche, in genau biblischem Sinn genommen, dahin einzig eigentlich, nach unsrer vollkommnen Ueberzeugung, gehört. Ein ungefähres Vergessen ist bey einem solchen Verfasser gewiß nicht die Ursache davon. Wahrscheinlich also hält er entweder diese Sache 7 bis 8 jährigen Kindern noch für nicht angemessen, oder es liegen exegetische Ursachen zum Grunde. Dies letztre wünschten wir vornehmlich auch deswegen nicht, weil besonders die biblische Lehre von der Wiedergeburt, als mit der Taufe verbunden, alle nun stark gewöhnliche Einwendungen wider die Kindertaufe, neben dem unzweifelbaren Apostolischen Herkommen derselben, am triftigsten zurückweiset.

Von der Neueren Geschichte der evangelischen Missions Anstalten zur Bekehrung der Heiden in Ostindien ꝛc. hat Herr Prof. Freylinghausen an der Michaelsmesse das 27. Stück herausgegeben. Bis hieher sieht man, daß diese Mission Gottes Werk sey, obgleich die Zeit noch

nicht

nicht da ist, da die ganze Erde der Erkenntniß des HErrn voll werden soll, und obgleich durch den schrecklichen Krieg zwischen Haider und den Engländern einige Zweige der Mission sehr viel gelitten haben. Denn sie haben dennoch auch merklichen besondern Schutz erfahren, den Menschen nicht leisten konnten. Mehrere Nachrichten von diesem Kriege, von der Barbarey und dem auf mehrern Seiten verabscheuungswürdigen Charakter des Haider giebt insbesondere Hr. Miss. Pohle S. 320 — Eine von eben demselben zu Tirutschinapalli bewerkstelligte Excommunication apostolischer Art mit völliger Genehmigung der Gemeine, betreffend eine Mutter und Tochter, deren letztre von jener einem gottesvergessenen Europäer zur Hure überlassen worden war, lieset man nicht ohne Rührung und herzliche Einstimmung S. 207 — und noch manches andere sehr erbauliche. Hr. Miss. Gerike zu Cudelur, welches den 4. April 1782 in Französische Gewalt kam, schreibt unterm 29. August desselben Jahrs von Madras S. 335. „Die Franzosen haben mich so wenig in meinen „Geschäften gehindert, daß ich sonntäglich Tamu„lisch, Englisch und Portugiesisch in meinem „Hause geprediget, und meine andere Arbeit un„gehindert verrichten können. Die Kirche wird „von den Franzosen zu einem Pulvermagazin ge„braucht. Der Französische Admiral de Suffrein „hat seine Kriegsgefangene dem Haider Ali über„geben, von dem sie nicht besser tractirt werden, „als die er unmittelbar in seine Hände bekommen. „Der Mangel der Communication zwischen Cu-

„delur und Madras hat mich endlich bewogen, „die Gelegenheit zu ergreifen, und zur See in ei„nem Boot, nach erhaltenem Französischen Pas„port, nach Madras zu reisen. Wenn Gott fer„ner die Oerter, wo Missionen sind, verschont, „daß sie nicht gänzlich untergehen, wie alle andere „Oerter im Lande, so wird denn wohl die Mission „bleiben, wie sehr man ihren Untergang gesuchet „hat. Der Anhang giebt Nachricht von den für die Missionen eingegangenen milden Wohlthaten in der ersten Hälfte 1783. Am Ende ist noch auch eine vollkommen lesenswerthe Predigt des unsern Lesern längst bekannten Hrn. M. Burkhardt, Pastors der Marien-Gemeine in der Savoy zu London, welche derselbe bey Gelegenheit einer Collecte für die Mission über Jes. 61, 11. gehalten, mitgetheilt, weil sie mehrere treffende Anmerkungen über die evangelischen Missionen macht. Eine anderweitige Nachricht besagt, daß im November 1782 Hr. Miss. Breithaupt zu Madras entschlafen sey, und so fehlt es jetzt wieder an 2 tüchtigen und zugleich bereitwilligen Candidaten für die Mission, die in Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, immer seltner werden oder schwerer zu finden sind.

Wir wollten alle Lesebücher loben helfen, wenn sie so gut wären, als folgendes: Gebräuche sowohl der Katholiken, als Protestanten; ein Lesebuch für gegenwärtige Zeiten. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig bey Joh. Christ. Krieger dem jüngern. 1784. 8. 416 Seiten, ohne das kurze Register. Dies Lesebuch

scheint,

scheint, gleich einer Wochenschrift, bogenweis ausgegeben worden zu seyn. Führt gleich nicht jeder Bogen den angezeigten Haupttitel, so ist doch jeder Bogen darauf eingerichtet, für sich schon wie ein besonderes Stück auszumachen. Man findet hier über viele Sachen eine genügsame Belehrung, die man anderswo nicht gut ohne eigne Gelehrsamkeit oder gelehrte Bemühung suchen kann. Für einen Protestanten nicht einmal z. B. die hier zu findende Erklärung der herkommenden Namen unserer Sonntäge und anderer Zeiten zu erwähnen, wie sollten die allerley Gebräuche und Ceremonien der Röm. Katholischen Parthey seiner Wißbegierde nicht werth seyn. Dies Lesebuch aber giebt auch weit mehr, als der Titel verspricht. Es redet nicht bloß von so zu nennenden Gebräuchen, und scheint vornehmlich aus der Ursache auf mehrere Theile angelegt zu seyn, um als ein für Jedermann leicht und faßlich geschriebenes Werk eine ziemlich vollständige Nachricht von der großen Verschiedenheit dieser Partheyen auch selbst in den wichtigsten Stücken der Glaubenslehre zu geben, und allermeist doch nur wie historisch erzählend, aber selbst die Gründe, die beyde Partheyen für sich anzuführen haben, mitgenommen. Sind die Leser Katholiken, so können sie viel Licht daraus erhalten, und die vornehmen Geistlichen dieser Parthey werdens gewiß an ihrer Bemühung nicht fehlen lassen, dies Lesebuch in Catalogum prohibitorum zu bringen. So wird in diesem Theile z. B. vom Ablaß, vom heiligen Abendmahl, und wie das Verbot des Kelchs für die Layen

erst nach und nach an Tag gekommen und endlich vom Kostnitzer Concilium u. s. w. fest gestellt sey — ausführlich gehandelt. Ein Protestant aber kann dadurch sehr gut in seinem Glauben gestärkt werden. Auch die Schreibart ist gut, ohne alle Ziererey, leicht, fließend und vollkommen verständlich. Nur an wenigen Orten würden wir eine Erinnerung zu machen wissen.

* *

Aus mehrern öffentlichen Blättern können wir voraussetzen, daß die gelehrte Welt zeither sehr verlangt habe, eine nähere Nachricht von der großen Sammlung Originalbriefe an den berühmten Erasmus, welche, da sie vorher ganz unbekannt waren, endlich ein Eigenthum des Hochwürd. Herrn D. Burschers in Leipzig geworden sind, zu erhalten. Derselbe hatte auch alsbald dies Verlangen zu befriedigen versprochen, nur war die Sache nicht so leicht, als daß sie mit geringer Mühe binnen einigen Tagen hätte ausgeführt werden können. Denn eine Menge alter Schreibehände, die sich auch viele damalige Abkürzungen erlaubten, werden nur nach und nach demjenigen nothdürftig leserlich, der sich mit vieler Mühe und Geduld hinein studirt, und weit leichter lernt man von den ehemaligen Schreibern herkommende Abschriften gelehrter Werke lesen, als Originalschriften und Briefe, deren Verfasser ihrer gewöhnlich auch nicht auf Schön- und Nettschreiberey abgesand freyen Lauf ließen. Dennoch

aber

aber ist nun schon erschienen Index et argumentum epistolarum ad D. ERASMUM ROTERODAMVM autographarum, quas ab anno 1520 vsque ad annum 1536. Cardinales, Episcopi, alii Ecclesiæ antistites, item Aularum Papæ, Cæsaris, Regum, Electorum, Principum Proceres, Viri fama et doctrina illustres, aliique homines Erasmo familiares exararunt, et quæ, ab ipso Erasmo sepositæ ac reconditæ, post obitum eius latuerunt in Helvetia, Belgio, Anglia, nunc cum nonnullis aliis ex bibliotheca Erasmi autographis adseruantur Lipsiæ in bibliotheca D. IOANNIS FRIDERICI BVRSCHERI, Prof. Primarii et Senioris Ord. Theol. Ingen. Misenensis Præsulatus Canonici Capitularis u. s. w. Lipsiæ, apud Gvil. Gottl. Sommerum, 1784. 8. 80 Seiten. In der kurzen Vorrede meldet der Herr Besitzer dieser alten Documente, wie er durch (des vorhin erwähnten) Hrn. M. Burkhardts in London Vermittelung zum Besitz derselben gekommen sey, erinnert aus dem Augenschein bey Vergleichung der gedruckten Sammlungen Erasmischer Briefe, daß Erasmus selbst diese Originalien bey Seite gelegt und nicht gleichfalls bekannt gemacht habe wissen wollen, versichert uns von der Vollständigkeit dieser Sammlung mit Berufung auf ein dazu gehöriges zu Anfang des vorigen Jahrhunderts angefertigtes Register, redet von der Einrichtung seines hier gegebenen Indicis, verdankt dabey dem Hrn. Rath Adelung einige Aufklärungen aus der Gelehrten-Geschichte, betreffend verschiedene nicht allzubekannte Verfasser dieser Briefe, und rühmt den ernstlichen Fleiß seines Herrn

Bru-

Bruders, Hrn. M. Carl Erdmann Burschers, der die unleserlichsten Briefe sorgfältig durchstudirt und ihn dadurch in Stand gesetzt habe, alle Schriftzüge sogleich verstehen und mit dem ganzen Verzeichniß so bald fertig werden zu können; von eben demselben sey auch die Correctur sowohl besorgt, daß dies Verzeichniß ganz rein von Druckfehlern seyn werde. In demselben ist die Zeitordnung beobachtet, und unter jedem Jahre die zu demselben gehörigen Briefe, nebst ihrem kurz ausgezeichneten Inhalt und dem wörtlichen Anfang eines jeden mit Beybehaltung der darinn vorkommenden Abbreviaturen angegeben. Allerdings lernt man schon daraus die mancherley Verhältnisse und Verbindungen, in welchen der so hoch verehrte Erasmus stund, ziemlich nahe kennen, und erachten, wie schwer bey ihm z. B. die Entschließung seyn mußte, nach seinen Einsichten und mit öffentlicher Lossagung von der Römischen Cleriseykirche und ihrem System eben so ernstlich reformiren zu helfen, als Luther und andere thaten, und findet etwa gar noch dies an ihm zu schätzen, daß er sich durch so viele Schmeicheleyen und angetragene Vortheile wenigstens nicht bewegen ließ, durchaus feindselig gegen die Reformatoren und ihre gute Sache wirksam zu seyn. Man sehe z. B. unterm Jahr 1523. Seite 5. N. 3.) E. (Ennii) *Episcopi Verulani*, Nuncii, seu Legati Pontificis Romani ad Heluetios. *Ex Constantia*, XXIII. *Septembris* Missa *Basileam*. Incipit: *Reueren. Dne* hon. *Commen. Litteras D. Vræ R. una cum annexis ad Vrbem, hodie cum summa animi consola-*

tione

tione recepi, quas (ut cupit et petit) omni qua fieri poterit diligentia, cum aliis meis, Romam fideliter perferendas curabo. De rebus priuatis; de hæresi Lutherana extinguenda flagitantur Erasmi consilia, Papæ per nuncium perscribenda; blandis uerbis multa promittuntur Erasmo. N 4.) Eiusdem E. (Ennii) *Episcopi Verulani* et Nuncii Papæ. *Ex Constantia*, XXII. Octobr. Incipit: *R. Dne hon. Commen. Postquam R. D. Vræ lras una cum meis ad Urbem transmiseram*, &c. Narrat ac dolet Adriani VI. Papæ obitum. Erasmi, de sedando tumultu Lutherano, consilia, Papæ Adriano significata, et futuro Pontifici per Nuncium aperienda. Addita blanda uerba &c. Unterm J. 1526 S. 12 N. 4.) (Joannis) *Fabri*, Episcopi Constantiensis tum Vicarii, postea Viennæ Austriæ Episcopi, Lutheri aduersarii insignis — und nachher N. 8. von eben dem: *Esselingæ, 20. Decembris.* Incipit: S. *Satis diu anxius fui pro rebus tuis* &c. De Episcopo Tridentino, dedicandum sibi librum in dies expectante, paratoque eius munere. De Erasmo, commodi sui negligentiore, et Fabro, eiusdem studiosiore, sed sæpe frustra. De nunc tandem misso libro, Tridentini gaudio, et centum aureorum dono. De eiusdem promisso pensionis annuæ sexcentorum aureorum et sumtuum omnium, si Tridentum se conferre uelit Erasmus. Daß Erasmus zu hohen Würden in der Römischen Kirche hätte gelangen können, wenn er sein Gewissen hätte gar ersticken und aller Wahrheit ins Angesicht widersprechen wollen, ist wohl kein Zweifel. Nach seiner Art aber machte ers keiner von beyden

den Partheyen recht, wie ihm von mehrern auch zu Gemüth geführt wurde. Gelehrte Protestanten von ächter Gesinnung sind ganz recht mit ihm unzufrieden, und nur solche, denen nach neuen Sitten Wahrheit und Irrthum gleich viel ist, oder die es gleichfalls gern mit keiner Parthey verderben möchten, so unmöglich auch dieser Zweck zu erreichen steht, reden ihm unter uns angelegentlich das Wort. Er kam aber endlich durch allerley erhaltne Geschenke so weit, daß er auch aus manchen ansehnlichen weiteren Vortheilen nicht viel machte. Hierüber kann zum Belege dienen vom J. 1535. Seite 65. N. 8.) *Pauli* III. Pontificis Romani Breue ad Erasmum. Dat. *Romæ, apud Sanctum Marcum, sub annulo Piscatoris, die prima Augusti.* Incipit: *Paulus P. P. III. Dilecte fili Salutem et apli cam ben. Memores probitatis et innocentiæ tuæ* &c. De conferenda Erasmo Præpositura Dauentrienſi, in Traiectenſi dioecesi. Exemplar Roma missum ad Erasmum a Gumpenbergio, ut ille quam citissime cognosceret argumentum, uti ex n. 11. patet. Rem uero non gratam fuisse Erasmo, neque hunc eam curasse, ex n. 13. adparet. Dies Verzeichniß von Originalbriefen reicht bis S. 69. Darauf folgt eine Anzeige von 29 andern bey eben dieser Sammlung befindlichen Diplomen und sonstigen Originalschriften, auch z. B. von D. Luther, Melanchthon und J. Jonas. Der Gang der Dinge in der heutigen gelehrten Welt ist zwar ganz ein anderer, als daß man hoffen könnte, ein zu unternehmender Abdruck aller oder der meisten dieser Briefe und Schriften werden nur die Ko-

sten,

sten, die darauf zu verwenden wären, nothdürftig ersetzen. Viele Gelehrte können jetzt gar keine theuren Werke kaufen, weil sie ihr Geld auf eine Menge gangbarer Bücher, die kein halbes Jahrhundert überleben, vertheilen und zerstreuen. Die meisten wollen und können auch längst nicht viel lateinisch, gut oder schlecht geschriebenes, mehr lesen. Hr. D Burscher sagt auch davon gar nichts, ob er sich bereit finden lassen werde, einen Abdruck dieser Handschriften zu besorgen. Doch meynen wir, es sey zu wünschen, daß einer zu machenden Auswahl so viel Gunst widerfahre, wobey aber auf keiner Seite eine Partheylichkeit für oder wider den Erasmischen Namen bewiesen werden müßte; diese Gerechtigkeit würde der Hochwürd. Hr. Besitzer selbst am besten zu leisten vollkommen aufgelegt seyn, und dessen gelehrter und fleißiger Hr. Bruder würde den Abdruck aufs beste zu dirigiren wissen.

Die am 31. May 1783 in Kiel geschehene Promotion zur juristischen Doctorwürde des Wismarschen Rathsherrn Johann Martin Köster hat dem Herrn Professor Mellmann, als damaligem Decan, Gelegenheit zu zwoen akademischen Schriften gegeben. Der Titel der erstern ist Specimen secundum cautionum, quæ in iuris Germanici priuati studio et applicatione sunt adhibendæ. Kiliæ Holsatorum 1783. 45 Seiten in 4. außer dem Titel und der Zuschrift. Der gelehrte Herr Verfasser hatte schon in einer 1776 unter dem Titel: Specimen primum cautionum, quæ in iuris Germanici priuati studio et applicatione sunt

ad-

adhibendæ herausgegebenen Einladungsschrift diese erste Regel festgesetzt: Man muß die Quellen und Hülfsmittel des teutschen Rechts nicht mit einander vermengen. Gegenwärtig handelt er von einigen andern hiebey zu beobachtenden Regeln. Die zwote ist also: Jedes Bruchstück des teutschen Rechts ist aus seinen eignen Quellen, und aus diesen allein, zu erklären, wobey der Herr Verfasser aber zugleich die Anmerkung macht, daß die Einschiebung des Römischen Rechts in das Teutsche die Anwendung dieser Regel oft sehr erschwere. Die dritte Regel heißt: Man muß nicht aus einer eingebildeten Aehnlichkeit verschiedener Rechte von einem auf das andere schließen, noch die Grundsätze des einen auf das andere anwenden. Der Herr Verfasser hat dieses alles, mit vieler Gelehrsamkeit und Belesenheit, durch schickliche Beyspiele, und besonders durch einen Rechtsspruch der Kielischen Juristenfacultät in einem zur Entscheidung an sie gebrachten Falle erläutert. Bey den verschiedenen Meynungen der Rechtsgelehrten von dem Vorzuge der vollen Geburt oder des vollen Bandes vor dem halben Bande, oder der halben Geburt oder halbbürtigen Verwandten, war die Frage: ob dieser Vorzug, außer den Brüdern und Bruderkindern, noch weiter auszudehnen sey? Die meisten Rechtslehrer verneinen dieses nach dem Römischen Rechte, welchem sie hierin folgen. Allein unser Herr Verfasser, der im Namen der Kielschen Facultät diesen Rechtsspruch abgefasset hat, zeigt auf das klärste, daß das Römische

mische Recht hier nicht anwendlich sey, und entscheidet mit den bündigsten aus der Uebereinstimmung der teutschen Rechte hergenommenen Gründen, die Frage bejahend. Dieser Rechtsspruch ist der Abhandlung beygefügt.

Die andre bey Gelegenheit vorgedachter Promotion von dem Herrn Professor Mellmann verfertigte Schrift führt den Titel: Commentatio, qua studium philosophiæ uitæ et popularis commendatur iurisprudentiæ cultoribus, dicta orationis loco in templo academico Kilonienſi A. D. 31 Maii 1783. Dessau in der Buchhandlung der Gelehrten 1783. 94 Quartseiten und ein halber Bogen Titel und Zuschrift. In dieser ausführlichen Abhandlung wird gezeigt, daß alles, was von alten und neuen Gesetzgebern heilsames und zum gemeinen Besten gereichendes verordnet, von Rechtsgelehrten gründliches und gutes geschrieben, und von weisen Richtern gerecht und richtig entschieden worden ist, ihren philosophischen Köpfen und Kenntnissen zuzuschreiben, und daher die Philosophie allen denen, die sich mit der Rechtswissenschaft beschäftigen, vorzüglich zu empfehlen sey. Die Abhandlung hat der Herr Verfasser mit vielen gelehrten Anmerkungen bereichert, welche von seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit den besten alten und neuen Schriften ein ruhmvolles Zeugniß geben.

Ganz unvermuthet stoßen wir auf das wüste Feldgeschrey, welches neulich einmal und wieder einmal die keiner Schaam fähige A. D. Bibliothek wider Hrn. Oberconsist. R. Silberschlag, als

Di-

Director der Königl. Realschule, erhoben hat. Ungesucht nemlich und ohne an uns abgeschickt zu seyn, kam uns das Programm zu Händen, womit der zeitherige Inspector dieser berühmten Schulanstalt, Hr. Andreas Jacob Hecker, zu einer öffentlichen Prüfung und Redeübung auf den 14. und 15. April 1783. eingeladen hat. Dies Programm an sich enthält Gedanken über die beste Art des Vortrags der Rhetorik und der Bildung populärer Volksredner auf Schulen, und beträgt nebst den dazugehörigen Schulnachrichten und Ankündigungen 32 Quartseiten. Herr Hecker zeigt sich darinn als einen würdigen und auf wesentliche Verbesserungen nicht unglücklich umgehenden Schulmann. Mit Recht tadelt er die allgemein angenommene so gut als ganz unfruchtbare, den Lehrer und Schüler ermüdende Art, die Rhetorik zu lehren, erklärt das gewöhnliche erste Stück, welches von der Erfindung oder Auffindung der Sachen handelt, bey unserm anderweitigen Schulunterricht für völlig unnütz (er weiset dabey jeden auf seine eigne ehemalige Schulerfahrung zurück) und giebt Vorschäge, die Rhetorik sogleich mit der Erklärung der alten Autoren zu verbinden, denen wir, wiewohl mit einiger Einschränkung unter der Bedingung gern Beyfall geben, wenn die sonst über die Rhetorik bestimmten Stunden, mit zu der Erklärung der Autoren geschlagen werden. Denn auf Zeitgewinnung kann mans doch mit Recht durch solche Abänderungen der Methode nicht anfangen, weil jedes Ding allemal Zeit wegnimmt und der Erklä-

klärung der Autoren ohnehin gewöhnlich eher zu wenig als zu viel Zeit ausgesetzt ist. Auch übrigens zeigt Hr. H. richtige Grundsätze z. B. bey der Frage, was auf den zu der Universität vorbereitenden Schulen vornehmlich zu betreiben sey, nämlich vor allem dasjenige, was nachher sich selbst überlassene junge Leute nie nachholen werden, wenn es einmal versäumt ist. Doch dies Programm an sich hat mit den überweisen allgemeinen Reformatoren nichts zu thun, und hoffentlich werden sie es seinen Weg haben gehen lassen. Es führt aber eine Beylage des Hrn. O. C. R. Silberschlag von 8 enggedruckten Quartseiten bey sich, die diesen Herren desto schmerzlicher seyn mußte, weil sie unwiderleglich ist. Sie sind bekanntlich so erbittert auf den ihrem Unfuge ehedem mitten im Wege gestandnen und bis jetzt noch nicht ganz aus dem Wege geräumten Hrn. Gen. Sup. Hähn und auf alles, was von demselben herkommt, daß, so oft ihnen derselbe oder etwas von ihm begegnet, sie auch ihrer Sinne kaum mächtig zu seyn scheinen. Wer mit der A. D. Bibliothek bekannt ist, kann nicht im Stande seyn, diesen Ausdruck für zu hart zu erklären, so lang er noch Gefühl, ich will nicht sagen, von Religion, sondern nur von Ehrbarkeit und Wohlstand zu haben vorgeben will. Nirgends ist bloß fleischlicher Sinn, Bitterkeit und Grimm so sichtbar, als wo diese Patronen oder Feinde von Hrn. Hähn reden. Nun hatte einer oder zwey dieser ungezogenen Männer oder Kinder (denn wir wissen nicht, welcher große oder nichtige Name bey

jeder kryptographischen Unterschrift der A. D. B. zu denken sey) im B. 52. St. 1. S. 235. in der Beurtheilung der Oesterreichischen Normalschriften die in den Normalschulen aufgenommene Hähnsche Literalmethode überhaupt als die fehlerhafteste und unzweckmäßigste geschildert und hinzugesetzt: „zum Erstaunen aller Verständigen, „könne man dieselbe noch jetzt in Berlin in den „deutschen Schulen der Realschule, sonst aber „nicht, und auch nicht sogar taktmäßig als in „Wien hören." Jeder Verständige wird uns einräumen, daß dieser Berlinsche Ausfall auf die Realschule in Berlin mit vollem Recht den Namen einer Flegeley verdiene, die auch mit keiner vernünftigen Absicht gemacht seyn kann. Denn unmöglich konnte doch Hr. O. C. R. Silberschlag einen so naiv rohen Recensenten für einen tauglichen Erinnerer annehmen, noch das Königl. Obercuratorium solche Rüdessen der geringsten Aufmerksamkeit werth achten, ohne seine hohe Würde herabzusetzen. Was aber sagt nun Hr. Silberschlag hiezu? Nur wenig: aus der ganzen Recension erhelle deutlich genug, daß ihr Verfasser weder den Zustand der Seele eines Kindes, das zu lernen den Anfang mache, gründlich kenne, noch von der wahren Beschaffenheit der Literalmethode gehörig unterrichtet sey. Man könne aus der Recension selber mit demonstrativer Strenge beweisen, daß Recensent überhaupt der Mann nicht sey — Darauf verweiset er kurz auf die bey der Realschule im J. 1777 herausgekommene ausführliche Abhandlung der Literalmethode. Zum Beweise aber,

daß

daß diese Methode in den Kais. Königl. Erblanden nicht ohne vorhergegangene Prüfungen und gemachte Proben eingeführt sey, theilt er auszugsweise ein Schreiben aus Wien vom 1. October 1773 an den Hrn. Gen. Sup. Hähn mit, und nachher noch einige umständliche historische Briefe an eben denselben von Bristol in England vom 9. May 1775. welche die überaus glücklichen Versuche mit dieser Methode an zween sehr wunderbar und gnädig von Gott geführten afrikanischen Prinzen, welche ohne dieselbe weder einen Spruch noch Vers eines Gesanges ins Gedächtniß hatten fassen können, klar vorlegen, und auch ohne Rücksicht auf diese Methode sehr unterhaltend und erbaulich sind. So widerlegt Hr. O. C. R. Silberschlag ohne die geringste unwillige Aeußerung durch die klare Geschichte, beruft sich nachher noch auf die für das Schulmeister-Seminarium bey der Realschule von dem Königl. Obercuratorium im J. 1772 (Chef war damals längst schon der Herr von Zedlitz Exc.) gegebene Instruction, welche den vorzüglichen Nutzen dieser Methode als unstreitig erkennt. Auch zur Darlegung, wie Seine Majestät, der König Höchstselbst, mit der jetzigen Verfassung der Realschule zufrieden sey, hat Hr. S. am Ende zugleich das ausnehmend gnädige Antwortschreiben des Monarchen vom 15. Dec. 1782 abdrucken lassen, welches er auf die Einsendung eines Exemplars seiner unsern Lesern bestens bekannten Chronologie der Welt erhalten hatte.

Hieher aber gehört auch eine Abgenöthigte

Vertheidigung der Königl. Realschule gegen die Verunglimpfung einiger ihrer Feinde, von Johann Esaias Silberschlag, Director der Realschule. Berlin, 1783. Im Verlag der Buchhandlung der Realschule. 24 Octavseiten. Wegen der Kürze dieser Schrift würden wir ihr Daseyn nur anzeigen, und sie durch den Silberschlagischen Namen schon empfohlen genug glauben, wenn wir nicht auch noch zuletzt in unserm Journal die so ganz verächtliche Frivolität unsrer Zeiten, die jeden dreusten Knaben und halbbärtigen Jüngling mit und ohne Namen für einen Kritiker und Reformator annehmen, charakterisiren helfen wollten. Der große Mann, den man wünschen möchte, keinen Theil seiner Zeit so unwürdig aufwenden zu müssen, hat es hier mit einem Ungenannten (der ihm namentlich bekannt ist, wie er äußert) in dem St. 5. der Winkoppischen Bibliothek für Denker zu thun, welcher in einer Schilderung der öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten in Berlin die Königl. Realschule sehr übel hat empfehlen wollen. „Der ganze „Aufsatz, schreibt Hr. S. Seite 4., verräth Mangel einer richtigen Kenntniß dieser Anstalt und „ein feindseliges Gemüthe. Man siehet, daß er „die deutsche Schule der Realschule mit dem Pädagogium verwechselt, und also ist ihm nicht einmal das Gerüste dieser Schule bekannt, wie „kann er von dem ganzen Gebäude urtheilen? „Ferner so gesteht er selbst, seine Nachrichten von „einigen Schülern her zu haben. Wie unbesonnen! Dieses hätte er, um seinen Unwahrheiten „den

„den Schein der Glaubwürdigkeit zu geben, nicht „gestehen müssen, wenn es ihm auch von uns „Schuld gegeben würde. Also hat er dem Publi„kum Schülernachrichten — aufgebunden und ver„muthlich solcher Schüler, die mit unserer Bear„beitung — nicht zufrieden seyn konnten, von „welchen man daher vorher sehen konnte, daß sie „lügen und lästern würden —“ Und sie haben denn doch auch als Schüler sehr thörigt gelogen, wenn sie gemeynt haben, einem seynwollenden Schulverbesserer Stoff zu öffentlichen Vorwürfen wider den Hrn. Director der Realschule zu geben. Der erste Vorwurf ist dieser, daß meistens junge unerfahrne Männer, die eben erst die Akademie verlassen hätten, zu Lehrern des Pädagogiums gewählt würden. Diese den leichtgläubigen Denkern aufgehängte Unwahrheit weiset der Hr. Verf. zur vollen Gnüge damit ab, daß er die sämtlichen jetzigen 11 Lehrer des Pädagogiums namhaft macht und anmerkt, wo jeder derselben vorher gewesen sey, ehe er zum Lehrer der Realschule angenommen wurde. Wer die neue Reformir-Welt kennt, wird die Haupursache solcher Verleumdungen, ohne alle Besorgniß eines Irrthums darinn zu setzen finden, daß die so unaufhaltsam reformirenden Herren allda ihre mit dem Reformir-Wurm behafteten Schüler und Anhänger nicht auch zu Lehrern dieses Pädagogiums einschieben können und den Weg dazu eben durch den jetzigen Hrn. Director verschlossen finden. Auf diesen Vorwurf folgen noch 4 andere eben so unverständig aufgeraffte und in Unmuth unter das Volk gestreuete

Vorwürfe, die nicht minder zur vollen Gnüge und so abgewiesen werden, daß diese anderthalb Silberschlagische Bogen auf eine ganz unverdächtige Art dieser Schulanstalt zur größten Empfehlung bey Verständigen dienen können. Man muß dabey durchaus die seltenste Gelassenheit und Bescheidenheit bewundern, die gegen alle solche beynahe scythische Anfälle bewiesen wird.

Durch die vorhin erwähnte Silberschlagische Beylage aber hat sich die A. D. Bibliothek noch nicht beruhigen lassen, sondern im St. 2. des B. 52. ihre rohe Grobheit noch weiter getrieben. Sie fängt ihre Beschimpfungen, wenn anders irgend ein bedeutender Mann durch Schriftsteller solcher Art beschimpft werden kann, sogar mit der klärsten Unwahrheit aller Unwahrheiten an. Sie sagt von Hrn. S. was diese Beylage betrifft: „Er klagt, seufzt, eifert, schimpft, statt zu „widerlegen.“ Auswärtigen Lesern, die weder das Heckersche Programm noch die Silberschlagische Beylage zu sehen bekommen haben und keine bessere Quelle, als die A. D. B. wissen, einen Silberschlag kennen zu lernen, mag ein Berlinscher Recensent so viel leicht aufreden können. Wie es aber möglich sey, daß ihn auch die Furcht vor der gelehrten und vornehmen Berlinschen Welt, die ja dies Programm ꝛc. wohl kennen wird, nicht zu bezähmen vermochte, so ganz nichtige und schlechterdings kahle Lügen im eigentlichsten Verstande hinzuschreiben, ist durchaus unbegreiflich, wenn man nicht schon weiß, wie äußerst viel manche bibliothekarische Mitarbeiter auf die starre

Ver-

Verblendung des größern Theils ihrer nahen oder entferntern Lesewelt rechnen.

Doch auch eben diese ausgelassene Recension, voll solcher Züge, die keinen bessern Namen, als grobe Flegeleyen, verdienen, hat schon ihre vollkommne Abfertigung gefunden, uud zwar in dem Schreiben eines Freundes aus Berlin an seinen Freund in Sachsen, betreffend die 16te Nummer des 2ten Stücks im IVten Bande der allgemeinen Deutschen Bibliothek. Frankfurt und Leipzig. 1784. 8. 32 Seiten. Man siehet leicht, daß dieser Freund mit vieler Kenntniß der Sachen und Berlinscher Vorfallenheiten geschrieben habe, wie er denn, letztere betreffend, sich von Hrn. O. C. R. Silberschlag selbst eine nähere Nachweisung über einige Umstände mündlich ausgebeten zu haben versichert. Zuerst führt er demonstrativisch den von Hrn. Silberschlag nicht geführten Beweis, daß der Bibliothekrecensent, welcher sich Df. unterschreibt (es sollen ihrer gar 2 seyn, die diese unsaubere Recension zusammen geschmiedet haben; daß doch nicht etwa gar alle beyde vom vornehmsten geistlichen Stande seyn mögen!) weder den Zustand der Seele eines Kindes, das zu lernen den Anfang mache, gründlich kenne, noch von der wahren Beschaffenheit der Literalmethode gehörig unterrichtet sey. Da ferner Hr. Df. vorgegeben hat, er kenne keine einzige Schrift des Hrn. O. C. R. Silberschlag, welche zeige, daß er sich auf den Werth der Lehrmethoden verstehe, so führt ihm der Freund eine gute Anzahl solcher Silberschlagischen Schriften

an, zum Theil Programmen, die ja zu ihrer Zeit dem Hrn. Df. ins Haus geschickt worden wären, daher er nun allemal mehr hätte sagen müssen, als, er kenne keine — Und hieraus, daß Hr. Df. etwas nicht kenne, folge nicht, daß es nicht sey. S. 23 — ist vorgelegt, was alles zur Literalmethode gehöre, da denn freylich überflüssig erhellet, daß Hr. Df. dieselbe nur dem Namen nach kennt, oder wie ihn ein entlaufner kleiner Schüler aus der teutschen Schule davon unterrichtet haben mag. Auch aber aus dieser kleinen Schrift müssen wir uns etwas abzuschreiben erlauben. S. 26 — „Den Beschluß dieser in aller Absicht „schändlichen Recension machen denn endlich ein „paar Berichte, die von einigen Visitatoren des „(Schulmeister-)Seminarii abgestattet seyn sollen, „und die, wie man in der Folge sehen wird, nicht „wenige Tücke verrathen. Ich habe mir darüber „einen genauern Unterricht vom Herrn Ober-Consistorial-Rath selbst ausgebeten, und er hat mir „folgende Anmerkungen über diese Berichte mitgetheilt, die ich mit seinen eignen Worten herseßen „will: 1. Ich bin zu dieser Visitation gar nicht „gezogen worden, (als Director, nicht dazu gezogen? —) bin daher auch nicht im Stande gewesen, denen Visitatoren die Sache in ihrem wahren Zusammenhange zu zeigen, so wenig, als die „Visitatoren von selbst wissen konnten, wornach „man zu fragen oder was man den Lehrern des „Seminarii aufzugeben habe, um die Ausübung „der angenommenen Methode in ihrem eigenthümlichen Lichte zu erblicken. 2. Die Zeit, so

„auf

„auf die Visitation verwandt worden, ist viel zu „kurz gewesen, um nur einen halben Begriff von „der Sache zu erlangen. Denn es erhellet aus „der Relation selbst, daß bey einem kurzen Besu„che Lesen, Catechisiren, Historie und Geographie „zugleich vorgenommen worden. 3. Ich habe ei„nigemal um Mittheilung des Protocolls schrift„lich Ansuchung gethan, theils um zu sehen, was „für Fehler etwa zu verbessern wären, theils wo „etwa ein Irrthum vorgefallen, Gegenvorstellung „zu thun. Hierauf ist aber keine Antwort erfolget. „4. Es ist mir daher weiter nichts übrig geblieben, „als von den damaligen Docenten selbst eine Be„richtsabstattung zu fordern, diese lautet aber ganz „anders. 5. Der Catechismus der Sittenlehre „für das Landvolk hat darum nicht eingeführt wer„den können, weil er schon damals, als er einge„führt werden sollen, nicht mehr zu haben gewe„sen ꝛc. ꝛc.“ Also Hr. O. C. R. Silberschlag konnte keine Abschrift des Visitations-Protocolls erhalten, wohl aber können die Visitatoren gehässige Berichte von ihrer Visitation ins weite Publicum schicken. Gott tröste und stärke jeden redlichen Mann, über den solche Visitatoren, die aufs toleranteste schlechterdings ein anderes Evangelium gepredigt wissen wollen, kommen dürften. Das sieht man denn wohl, wie ergrimmt sie auf Hrn. S. sind, und auch ihm die Absetzung vom Directorium der Realschule zuzubereiten streben. Ob sie es vermögen, wissen wir nicht, wohl aber wünschen wir, daß der geplagte verehrliche Mann es abwarte, und daß ihm dies seine Gesundheit er-

laube, da sich etwa ein anderer an seiner Stelle verleiten lassen möchte, zuvor zukommen, um nur der argen Plackerey los zu werden.

Bey den zeitherigen vielen Ausgaben der alten classischen Schriften, welche, wie der Augenschein giebt, vielmehr nur gekauft und zum Staat hingestellt, als gelesen oder studirt werden, kann desto leichter auch manche Betrügerey mit unterlaufen. Der Bequemlichkeit wegen habe ich zum wirklichen Gebrauch gern kleine Bändchen, wenn sie auch nur einzelne Stücke enthalten, und kaufte daher neulich in einem kleinen Convolut feil geboten Marci Tullii Ciceronis Paradoxa, Platonici Timæi reliqua, Academicorum reliqua, de Legibus libri tres, de petitione consulatus liber. Basileæ, typis Schweighauseri kl. 8. 221 Seiten, ohne Jahrzahl (aber neu von 1783) ohne alle Vorrede und Anmerkung. Es war mir dabey vornehmlich um Academicorum reliqua zu thun, die ich noch in keinem kleinen Bändchen hatte, und eben hierinn fand ich mich betrogen. Ich will hier nicht literarisch vorstellig machen, was es mit den noch vorhandenen Academicis des Cicero für eine Bewandniß habe. Genug nach der gemeinen Art zählt man 4 Bücher, wovon das 4te Buch am vollständigsten vorhanden, und unter diesen Resten das eigentliche Hauptstück ist. Nun hat diese Baselsche Ausgabe, da sie doch Academicorum reliqua liefern wollte, gerade dies sogenannte vierte Buch, also das eigentliche und größte Hauptstück gar nicht. Hingegen hat sie das Fragment des ersten Buchs, und auch vor demselben fehlt der dazu ge-

gehörige Dedicationsbrief an den Varro; ferner liefert sie die kleinen Fragmentchen, die meistens nur aus ganz wenigen Zeilen bestehen, von dem 2ten und 3ten Buche, und endlich unter dem Namen des 4ten Buchs auch solche Fragmentchen und Fragmente, welche man in der Ernestischen Edition unter den zusammengestellten Ciceronischen Fragmentis findet. Dieser Betrug ist also ganz schändlich, und nicht wohl kann ihn der Verleger Schweighauser für sich allein gemacht haben. Außer dem sieht man nicht, welche besondre Absicht gerade diese Ciceronischen Schriften, wovon liber de petitione consulatus von dem Quintus Cicero ist, in dies Bändchen zusammen geführt habe. Zum Schulgebrauch können doch wenigstens Timæi reliqua nicht dienen. Druckfehler sind dabey in großer Anzahl anzutreffen.

Folgendes hat man uns gewogenst freundlich ersucht unserm Journal einzuverleiben:

„Friederich Henning aus Sternberg in Mecklenburg gebürtig, ein Schuster seiner Profession, hat sich eine Zeitlang in West-Indien aufgehalten, von da er aber, wie er vorgiebt, aus innern unmittelbarem Antrieb des Geistes Gottes wieder nach Deutschland und insbesondere in sein Vaterland zurückgekommen, um, nach seinem Vorgeben ein unmittelbarer Zeuge und Knecht Gottes zur Reformation der verdorbenen Religion und Kirche zu seyn. Er ließ hierauf ein Buch im Druck ausgehen, unter dem Titel reiner Crystallstrom, worinn er seine seltsamen Einfälle auszukramen anfieng, und es sollte noch ein Theil davon nachkom-

„kommen, worinn er erweisen wollte, daß die jetzige ganze äußerliche Verfassung der Kirche und der Religion das große Thier in der Offenbarung Johannis sey, dessen Fall und Zernichtung jetzt herannahe. In jenem Buche selbst trug er außer einer Menge ungereimter und schwärmerischer Einfälle und Auslegungen über die drey ersten Kapitel des ersten Buchs Mosis, auch fast noch auf allen Blättern andere grobe Irrthümer und Schwärmereyen vor, über die Kindertaufe und das heilige Abendmahl, über unmittelbare Erleuchtung, wornach man das Wort Gottes verstehen müsse, über den leiblichen Tod und den Versöhnungstod Christi, über Lehr-Amt und Kirchen-Regiment, über Gelehrsamkeit und Schulen und Universitäten u. d. g. und dies alles trägt er mit gräulichen Schimpf- und Scheltworten vor, und mit Verfluchungen und Verwünschungen aller derer, die seine allegorischen Deutungen und übrigen Dinge nicht als Gottes Wort annehmen wollen; so daß man wohl siehet, der arme Mann habe einiges Gutes, welches er hin und wieder mit einmischet, und welches er ehedem etwa mag eingesehen und gelernet haben, ins Fleisch geführet, und aus Betrug seines Herzens sich auf die gefährliche Höhe gesetzet, von welcher sich schon so viele in den Abgrund des Verderbens gestürzet haben, nämlich sich für einen unmittelbar von Gott begeisterten und für einen unmittelbaren Boten und Zeugen Gottes anzusehen, und sich einzubilden, alles, was er rede und thue, alle seine offenbaren Früchte des Fleisches, seine grimmige Schmäh- und Verlästerungs- und Verläumdungs-

„Sucht,

„Sucht, u. d. g. kommen alle aus unmittelbarem Antrieb des Geistes Gottes.

Er fieng hierauf an, sich einen Anhang in Sternberg zu machen, und Versammlungen anzustellen, worinn er andern sein Buch vorlas; gleichwie er auch sonst dies sein Buch in hiesigem Lande und anderwärts auszubreiten suchte, und es fiengen an allerley Unruhen und Bewegungen, sonderlich in Sternberg selbst zu entstehen. S. Durchl. der regierende Herr Herzog fanden Sich daher bewogen, unmittelbar aus Höchst Ihroselben Regierung dem Landes-Consistorium zu Rostock aufzugeben und anzubefehlen, daß die Sachen dieses Mannes sollten untersucht, und derselbe vorgefordert, und wo möglich eines Bessern belehret werden, oder wenigstens Versehung geschehen solle, daß keine Zerrüttungen in Sternberg und anderwärts im Lande entstehen möchten. Diesem Landesherrlichen höchsten Befehl zu Folge citirte das Consistorium den Henning in gelinden Ausdrücken, daß es nur auf seine Belehrung angesehen sey.

Nachdem der Mann manche komische Auftritte gemacht, mit welchen das Publicum zu behelligen nicht der Mühe werth ist; so erschien er endlich, nachdem ihm solches unmittelbar aus der hohen Regierung bey Strafe der Landesverweisung auferlegt worden war. Man versuchte mit aller Sanftmuth alles mögliche bey ihm, es war aber vergeblich; wie man auch freylich schon zum voraus nach der Gemüthslage eines solchen Menschen zu vermuthen Ursach hatte. Als er hierauf

„bey

„bey Ihro Durchlaucht um eine Abschrift des Protokolls anhielt, welches schon zusamt den übrigen Acten am höchsten Ort von dem Consistorium eingesendet worden war, und ihm solche gnädigst verwilliget worden; so schickte er erstlich ein ungeheuer grobes Privatschreiben an den Protonotarius des Konsistoriums, worinn er ihn einer Verfälschung des Protokolls beschuldigte, und gräuliche Verwünschungen über ihn ausstieß, daß er deswegen Gottes Gericht in Zeit und Ewigkeit werde tragen müssen. Da Niemand für nöthig fand, hierauf Achtung zu geben; so gieng Henning freywillig aus dem Lande, und man ließ ihn sehr gerne ohne die geringste Hinderniß, ziehen. Allein er begab sich nach Hamburg, und ließ daselbst eine unerhörte Schand- und Schmäh-Schrift gegen das Mecklenb. Consistorium drukken, die er als einen Anhang seinem Crystallstrom beyfügte. Er ließ darinn das Protocoll abdrukken, aber mit Anmerkungen, voll der vermessensten Unwahrheiten und auf allen Blättern eine Menge fast noch nie erhörter Schimpf und Schmäh-Worte. Das Publicum kann versichert seyn, daß die Beschuldigung, das Protocoll sey in der, dem Henning mitgetheilten Abschrift verfälscht, eine grobe Unwahrheit und ganz unchristliche Angabe ist. Vielmehr hat Henning in seinem Abdruck hin und wieder muthwillige Verfälschungen vorgenommen, um das Konsistorium verunglimpfen und schmähen zu können. Da man sehr viele Beyspiele davon anführen könnte; so will man der Kürze halber nur eines einzigen gedenken, daß

„er

„er S. 129. muthwilliger Weise zwo Fragen hineinschieben will, davon im Original des Protocolls kein Wort stehet, und daran auch kein Mensch im Consistorium gedacht hat, um nur seine Ideen vom Kirchen-Regiment an den Mann bringen zu können. Kurz alles, was er als Verfälschungen des Protocolls angiebt, und wo er eine Stelle und Ausdruck zur Verunglimpfung des Consistoriums drehet, als da er an verschiedenen Orten das gewöhnliche Monitum (Erinnerung) deutsch durch Verweiß übersetzt, sind freche und sträfliche Erdichtungen.

Eben so ist es eine grobe Lästerung, daß man ihm im Consistorium hart begegnet habe. Man hat bey allen seinen unanständigen und ungestümen Benehmungen ihn immer mit der größten Sanftmuth und Gelassenheit zurecht zu weisen gesucht; wie davon im Protocoll, wie es Henning selbst hat abdrucken lassen, häufige Spuren vorkommen.

Kein vernünftiger Mensch wird erwartet haben, daß das Consistorium sich mit diesem zwar bedauernswürdigen, aber inkorrigiblen Mann in einen Streit über diese seine Schmähschrift einlassen solle.

Die theologischen Dinge, die er vorbringt, sind theils im Protocoll selbst schon hinlänglich geprüft worden, theils sind sie von so elender Beschaffenheit, daß sie keine weitere Widerlegung verdienen.

Die Schmähungen gegen das Consistorium aber war keine Consistorial-Sache mehr, sondern

„eine

„eine grobe bürgerliche Beleidigung und Unrecht, die zur höchsten Beurtheilung des Durchlauchtigsten Landesherrn gehörte.

Zu diesem Zweck sendete das Consistorium die Schandschrift an höchsten Ort unterthänigst ein, und hierauf wurde auf hohe Verordnung in den Schwerinschen Intelligenz-Blättern 1. Stück dieses Jahrs, folgendes öffentlich kund gemacht:

Der gewesene Schuster Friederich Henning, welcher nach seiner Zurückkunft aus West-Indien in den hiesigen Landen zu Sternberg sich aufgehalten, und ein schwärmerisches Buch „Reiner Crystallstrom" betitelt, im Druck hat ausgehen und unter seine Anhänger vertheilen lassen, hat darauf zwar, nachdem ihm von dem Herzoglichen Consistorium zu Rostock die darin enthaltenen groben Irrlehren zu Gemüthe geführet worden, er aber nicht aufgehört hat, dieselben zu verbreiten, zwar die Herzoglichen Lande geräumet, jedoch nachher noch sich unterstanden, als einen Anhang zu gedachten seinem Buche, eine Lästerschrift gegen das Herzogl. Consistorium herauszugeben, mithin dadurch Sr. Herzogl. Durchl. gerechtesten Abscheu gegen sich und gegen seine strafbare Verleumdung Ihro Kirchen-Gerichts erreget, wodurch er schwere Strafe verwürkt hat, der er gewissermaßen auch jetzt schon nicht entgangen ist, da er, nach dem Zeugnisse öffentlicher Zeitungen, auch in andern Ländern seine schwärmerischen Sätze hat ausstreuen wollen, aber

„dafür

„dafür, als ein unsinniger Mensch das Tollhaus zu gewärtigen hat. Schwerin den 13. December 1783.

Ein Mehreres wird zur Belehrung und Unterricht des Publicums nicht nöthig seyn.

Aus dem Herzogl. Consistorium zu Rostock, den 6. Jänner 1784."

Die Sache des neuen Berlin. Gesangbuchs verliert immer mehr, je mehr wahre Intoleranz und Bitterkeit die Beförderer desselben gegen diejenigen beweisen, die es nicht gutheißen können und ihren Gemeinen nicht aufreden helfen wollen. In der Grafschaft Ravensberg hatte man, wie schon öffentliche Blätter gemeldet haben, dies Gesangbuch noch mit einem Anhange vermisseter alter Lieder, doch auch nicht ohne seynsollende Verbesserungen derselben, versehen, um ihm desto leichter Eingang zu verschaffen. Auch aber hiemit ist der Anstoß nicht überall gehoben worden; und so hat sich der bekannte Hr. Past. Schwager bewogen gefunden, nach seiner soldatischen Art in gewissen Berlinschen Blättern besonders dem Hrn. Past. Rauschenbusch in Bünde auf den Leib zu fahren. Dieser nun hat zu seiner und seiner Gemeine Ehrenrettung herausgegeben: Ist es zu entschuldigen, daß sich die Gemeine zu Bünde die Einführung des Neuen Berliner Gesangbuchs verbeten hat? beantwortet von H. E. Rauschenbusch, Evangel. Prediger daselbst. Minden, in Verlag bey Martin

Gottfried Franke. 1783. 8. 39 Seiten. Eine sehr lesenswerthe und im wahren Geist des Evangeliums redende Schrift, die, so weit sie sich verbreitet, dem neuen Gesangbuch Abbruch thun wird! Von der hier gegebenen Beurtheilung des Gesangbuchs selbst, die überaus körnigt und triftig gerathen ist, wollen wir, nöthiger Kürze wegen, nichts auszeichnen; wohl aber einige andere Stellen, die etwas beytragen können, daß man zwischen beyden Partheyen nicht unrichtig urtheile. S. 4. „Ich wundre mich, daß man diejenigen, „welche gegen das neue Berliner Gesangbuch ein„genommen sind, so zweckwidrig, besonders auch „in schriftlichen Aufsätzen, behandelt, und die Mit„tel wodurch man sie bessern will, nicht reiflicher „prüfet und weiser anwendet. Dahin gehöret, „wenn man die äußersten Grundsätze aufstellet, „und ihnen, wegen ihrer Unzufriedenheit, den ro„hesten Geschmack vorwirft, als wenn sie allen „alten Kirchenliedern eine Vertheidigung halten „wollten. Ich kenne Freunde der Wahrheit, die „schon längst einige hundert Gesänge aus dem al„ten Ravensbergischen Gesangbuch nicht mehr „gebraucht, bey den übrigen eine nöthige Verän„derung einzelner anstößiger Ausdrücke verlangt, „und die Aufnahme mehrerer guten neuen Lieder in „unser Gesangbuch recht sehnlich gewünscht haben; „die aber an der Berlinschen Liedersammlung kein „solches verbessertes Gesangbuch finden können. „Was wird nun gewonnen? wenn man ihnen des„halb ungereimte Dinge aus solchen Liedern vor„wirft,

„wirft, welche sie selbst längst mißbilligt haben.
„So vergeblich sollte man mit einander nicht
„disputiren, weil ja kein Mensch, der selbst gesun-
„den Verstand hat, sich durch unverdiente Spöt-
„tereyen in seinen Urtheilen wird umstimmen lassen.“
Nach gemachter Darlegung mehrerer Hauptgebre-
chen und Anstößigkeiten des neuen Gesangbuchs
folgt S. 25. „Hieraus mag nun ein jeder unpar-
„theyischer Leser urtheilen, ob man bey solchen Lie-
„derverbesserungen ohne Sorge seyn kann; beson-
„ders wenn man die Verfasser als Männer kennet,
„welche schon seit mehrern Jahren her die jetzigen
„theologischen Neuerungen recht eifrig betrieben
„haben! Was musten Freunde der Wahrheit
„fühlen? als sie damals, wie das Neue Berliner
„Gesangbuch eben ans Licht getreten war, voll
„von banger Erwartung die Rubriken desselben
„ansahen — als sie im Register die alten Lieder
„aufsuchten, und die Meisten davon vermißten,
„auch in den wenigen, die überblieben waren, eine
„solche Veränderung der alten Wahrheiten be-
„merken musten? War es, nach der Schwäche
„unserer Herzen, auch da möglich, daß Seelen-
„stille, Sanftmuth und Zutrauen sie beleben konn-
„te? War es Wunder, daß ihre Neigung er-
„schlaffete, weiter zu forschen? Daß sie sich als
„Höchstgekränkte, und zwar in der allerwichtigsten
„Sache auf der ganzen Welt, ansahen? daß sie
„sich gedrungen fühlten, für den Herrn zu eifern,
„ihre Noth da zu klagen, wo GOtt den friedlie-
„bendsten und besten König auf den Thron gesetzt

„hat, daß er die Gewissen schützen, und unsere „Evangelische Religion in ihren Gerechtsamen er„halten soll? Wahrlich, wenn das ein blinder „Enthusiasmus heißen soll; so wünschte ich, daß mich „GOtt vor dem kalten Schauder aller derer bewah„ren wolle, die bey den jetzigen Verzerrungen der „Bibel so menschengefällig lächeln. Und es ist „eine Schande für unser Zeitalter, daß Apitsch „und seine Mitverbundene zu einem solchen Ge„genstande des allgemeinen Spottes sind herabge„würdiget worden; Männer, denen es Fleisch und „Blut unmöglich sagen konnte, das zu wagen — „die auch keinen Antheil an wilden Ausschweifun„gen des Pöbels genommen haben — Allerdings „hat der liebe Kaufmann Apitsch nicht mit Mäßi„gung geeifert, vieles laute geredet — allein daß „er darum in öffentlichen Blättern mit einem be„rüchtigten Rosenfeld verglichen, mit gräulichen „und ehrenrührigen Schimpfnahmen belegt wird, „das ist ein handgreiflicher Beweis, daß der Teu„fel, ohnerachtet man ihn schon Jahre lang aus„getrieben hat, noch da ist.“ S. 33. „— Das „neue Berl. Gesangbuch ist so eingerichtet, daß es „die Socinianer auch gar füglich in ihren gottes„dienstlichen Versammlungen brauchen können. „Freylich dienen ihnen nicht alle Lieder, weil in „vielen unsere Evangelische Lehre richtig ausge„druckt worden ist, welches ich hier recht laute „will gesagt haben, damit uns unsere Gegner „nicht ferner schuld geben — Wie viele Lieder „finden sich aber dagegen, die, wegen ihrer Un-

„voll-

„vollständigkeit nicht von unserer Kirche zunächst,
„sondern nur von Socinianern gebraucht werden
„müssen! — S. 34. Hierauf wird von einigen
„erwiedert: Man habe es längst gewünschet, daß
„die Partheyen in der christlichen Kirche aufhö-
„ren, und es eine Heerde und ein Hirte werden
„möchte; man solle also dagegen nicht schwierig
„seyn, und die jetzigen guten Anfänge befördern
„helfen. Ich antworte: Die Religion des Herrn
„Jesu ist kein Gemeinplatz, wo sich ein jeder hin-
„stellen, und glauben und reden kann, was er will;
„und zum Einbruch jener glücklichen Zeit wird
„GOtt andere Werkzeuge gebrauchen, als wie die
„jetzigen Religionsverbesserer sind; solche Leute,
„die ihn fürchten, die sein Wort in Ehren halten,
„und die sich, nicht von ihrem eigenen sondern
„von dem heil. Geist, in alle Wahrheit leiten las-
„sen. — Gesetzt aber, wir hätten auch deshalb
„nicht eine gegründete Klage; so ist doch dies bey
„Einführung des Neuen Berl. Gesangbuchs ge-
„wiß, daß, wenn eine Gemeine keinen rechtgläu-
„bigen Prediger hat, sie sich wird gefallen lassen
„müssen, Socinianische Lieder zu singen, weil es
„ihm frey steht, die Gesänge nach seinem Gutbe-
„finden zu wählen. Und ob man hiebey ruhig
„seyn kann für sich und seine Nachkommen, ruhig
„bey der gegenwärtigen Zeit, da ein jeder neuern
„will —“

Kaum noch zu rechter Zeit erhielten wir eine eben herausgekommene Einleitung zu näherer und deutlicher Aufklärung der Offenbarung

Jesu Christi oder St. Johannis, nach Chronologie und Geschichte als Beytrag zum Beweis, daß Bengels apokalyptisches System das wahre sey. Chronologischer Theil. Carlsruhe 1784 druckts und verlegts Mich. Macklot, Markgräfl. Bad. Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker. 8. 237 Seiten, ohne die Vorrede ꝛc. Ferner — historischer Theil — 238 Seiten. Mag sich nun darüber ereifern, wer will, immer der am meisten, der am wenigsten von der Sache versteht. Genug, für alle Verständige ist sie für diese Zeiten und immer weiterhin von äußerster Wichtigkeit. Der Hr. Verf. dieser Einleitung aber ist uns bisher, vielleicht aus unserer Schuld, ganz unbekannt gewesen, und nur eben jetzt haben wir ihn als einen sehr würdigen Gelehrten kennen gelernt. Er macht sich hier mehr als einerley Verdienst um die Offenbarung Jesu Christi, nachdem die Aechtheit derselben noch ganz vor kurzem durch die männlichsten Vertheidigungen in ganz helles Licht gestellt worden ist. Wir haben keinen Raum, darüber ausführlich zu seyn, geben also nur einen kurzen Begriff von dem, was wir hier zu unserm nicht geringen Vergnügen gefunden haben. Der Chronologische Theil macht den ganzen Umfang der Bengelischen Chronologie, sowohl der apokalyptischen, als der astronomischen (wir meynen den von dem seligen Manne durch Hülfe der apokalyptischen Chronologie berechneten Cyclus, den billig mehrere christlich gesinnte Mathematiker kennen sollten) als auch

der

der historischen Chronologie, vorstellig. Besonders aber leistet er in der apokalyptischen Chronologie mehr, als der selige Bengel, da er die Richtigkeit der Bengelischen Aufschlüsse, die nie ein mäßiger Kenner, wenn er sie auch nicht annähme, für eine verächtliche Sache ansehen oder mit irgend einem ältern oder neuern andern Versuche nur in Vergleichung stellen kann, durch schärfere und auch mehr mathematische Behandlungsart klärer zu machen sucht; ohne deswegen das Erklärungssystem an sich von diesen Berechnungen überhaupt abhängig zu machen. Der Inhalt des sogenannten historischen Theils läßt sich leichter von selbst errathen. Er giebt nämlich Erklärung der weißagenden Vorstellung im Buche und auch zum Theil mit Ausführlichkeit, die Deutung derselben auf die Geschichte, so weit sie schon für erfüllt zu achten ist. So wohl in der Erklärung als in der Deutung hat der Hr. Verf. hin und wieder sein eignes, auch gerade an den Orten, wo man am ersten geneigt seyn kann, von dem sel. Bengel abzugehen. Viele auserlesene Geschichtsachen hat er insbesondere über die längst in der Erfüllung fortgehenden vorzüglich wichtigen Stücke Kap. 13. ꝛc. zusammengetragen. Das Pabstthum, so sehr es in der Abnahme zu stehen scheint, geht auf diesem Wege nicht zu Ende, und Beendigung dieser so widerwärtigen Macht, die nur nach und nach allmählig geschehe, ist der einstimmigen Analogie der biblischen Weißagung im A. u. N. T. ungemäß. Nach der Offenbarung Jesu Christi

ist kein Friede, so lange Rom noch vorhanden ist; auf dessen Untergang folgt gar noch das ärgste, und selbst von der ersten (oder nach diesem Hrn. Erklärer, von der zweyten) Periode des Pabstthums ist noch ein sehr arges Stück zurück, nämlich Kap. 13, 11 — 17. in Rücksicht auf welches die allerfürchterlichste Warnung Kap. 14, 9 — 14. gegeben wird. Mehr, als die Gegeneinanderhaltung dieser Warnung mit jener so mißlichen Versuchung, die in den vorhergehenden Zeiten schlechterdings noch nicht da gewesen ist, braucht es auch nicht, jedem wirklich gläubigen Christen, der sich nicht durch Eigensinn selbst verwerflich machen will, die Wichtigkeit des Buchs und die Anweisung des Apostels 1 Thess. 5, 20. 21. genügsam anzudringen, wenn er auch immer im Zweifel lassen wollte, ob die Erfüllung hievon nahe oder fern sey. Gerade aber bis an diese Gränze reicht sie bis jetzt, und das übrige eilt sodenn zu seinem Ende, wie der Hr. Verf. überaus wohl darlegt. Er ist durchgehends sehr sorgfältig und methodisch. Doch hätten wir noch einige Bedenklichkeiten in Absicht auf einzelne Punkte anzuzeigen, begnügen uns aber nur dies einzige abermals zu äußern, wie uns immer noch wahrscheinlich seyn wolle, und zwar bloß nach den Ausdrücken Offenb. 20, 3 — 7. selbst, daß die erste Auferstehung geschehen werde einige obwohl nur kurze Zeit vor der Vollendung der erstern 1000 Jahre; und daß hierauf irgend etwas ankomme, sieht der gelehrte und scharfsinnige Hr. Verf. vollkommen. Wie?

wenn

wenn diese Sache aus weiser Absicht so stünde, daß wir das Prognostikon nicht so genau stellen sollen! Da auch die erste Auferstehung für die sodenn lebenden Menschen öffentlich, aller Vermuthung nach, nicht merklicher seyn wird, als die schon längst geschehene Matth. 27, 52. 53. so käme nachher der jüngste Tag desto leichter wie ein Dieb in der Nacht, und die Richtigkeit der historischen Berechnung des Weltalters bewiese sich erst mit dem Ende selbst in der Probe. Vollkommen aufrichtig aber empfehlen wir diese von sehr sorgfältigem Fleiß und den besten Kenntnissen zeugende Einleitung allen, welche genaue Einsichten auch auf dieser Seite, wie sichs besonders für gelehrte Christen geziemt, suchen und zu schätzen wissen.

* * *

In der Bödnerschen Buchhandlung kommt seit Michael 1783 eine Wochenschrift: Der Wißbegierige, jedes Stück 1 Bogen engern Drucks, heraus, welche eigentlich nicht sowohl für den gelehrten Stand, sondern für allerley Personen, die zur Erholung und zum Zeitvertreib lesen, bestimmt ist, und ihre Materialien vornehmlich aus andern Schriften zusammensucht, also denn auch desto leichter viel lesenswerthes liefern kann. Wir haben davon eben den ersten Vierteljahrgang, nebst dem ersten Stück des folgenden

vor

vor uns, und finden darinn meistens historische, statistische, ökonomische ꝛc. Aufsätze, die der Bestimmung dieses Wochenblatts sehr wohl gemäß sind z. B. Von der Kriegsverfassung der Türken, aus Lüdke; Von den Steinkohlen; Stiergefechte in Spanien; der Kaffebaum ꝛc. ꝛc. Einige andere möchte der gute Geschmack wohl nicht eben gut heißen z. B. im St. 10. die nicht sonderlich witzige Erzählung in geknüttelten Versen von dem Schicksal der schwimmenden Batterien. Doch dies sagen wir nur der Unpartheylichkeit wegen. Kann aber auch wohlfeiler Preis eine Sache empfehlen, so empfiehlt derselbe diese Wochenschrift nicht weniger, als wir sie besonders für ihren Mann, empfohlen wünschen. Der Vierteljahrgang gilt 1 Mark N. $\frac{2}{3}$ Vorauszahlung und die wöchentlichen Stücke werden in die Mecklenburgischen und andre nahe Städte postfrey geliefert. Dabey werden zugleich Wismarsche privilegirte wöchentliche Anzeigen und Nachrichten von $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Bogen ausgegeben, die allemal diese Wochenschrift begleiten.

Ein längst rühmlichst bekannter Gelehrter kündigt, in einem Avertissement von einem halben Bogen, auf Pränumeration ein sehr wünschbares Buch unter folgendem Titel an: Entwurf zum Unterricht in den nothwendigsten Wahrheiten der geoffenbarten Religion, nach der Bedürfniß unsrer Zeiten eingerichtet, und mit einer gründlichen Beweisführung für die Wahr-

Wahrheit und Göttlichkeit der geoffenbarten Religion begleitet; in Macklots Hofbuchh. zu Carlsruhe. Es soll zunächst nicht sowohl für Gelehrte (d. h. studirte Theologen) sondern für Ungelehrte und sogenannte Laien eingerichtet seyn und 4 Abtheilungen haben. „Die erstre enthält „eine Einleitung, in welcher der Leser mit dem „allgemeinen Hauptinhalt der Alt- und Neutesta„mentlichen Schriften, ihrer Benennung, ihren „Verfassern, der Sprache, worinn sie geschrieben „sind, dem Ursprung und der Beschaffenheit un„serer teutschen Bibel-Uebersetzung u. s. f. bekannt „gemacht wird. Die zwote Hauptabtheilung be„greift unter dem Namen der Apologie, eine „Sammlung der bündigsten Beweise für die „Wahrheit und Göttlichkeit der biblischen Schrif„ten, und der darinn enthaltenen geoffenbarten „Religion in sich — Die dritte und vierte Haupt„abtheilung trägt die geoffenbarten Glaubens„Wahrheiten sowohl, als die Tugendlehre oder „Lebens-Pflichten vor. Bey dem erstern, dem „Vortrage der Glaubenslehren hatte man ein „fünffaches Augenmerk, nämlich 1.) von jeder „Glaubens-Wahrheit dem Leser einen möglichst„deutlichen und vollständigen Begriff zu machen; „2.) diesen Begriff auf die klärsten wörtlich ange„führten Aussprüche der heil. Schrift zu gründen, „3.) die sonderlich geheimnißvollen Wahrheiten „der heil. Schrift von dem Vorwurf des Wider„spruchs oder der Vernunft-Widrigkeit zu befrey„en; 4.) sie gegen die sonderlich in unsern Tagen

den

„den meisten Anstoß verursachenden Einwürfe und „Schwierigkeiten zu retten, und endlich 5.) wo „es nur immer thunlich und schicklich schien, sie „durch eine auf die Erbauung abzielende Anwen„dung ans Herz zu legen.“ Eben so giebt der Herr Verfasser nachher die Hauptpunkte an, die er bey der Ausarbeitung der geoffenbarten Tugendlehre beachtet habe, und das eine, wie das andere giebt klar, wie er aufs beste einsehe, was zur Sache gehöre. Das Werk soll mit eben den feinen Lettern und auf eben so weißes Papier gedruckt werden, wie das nett in die Augen fallende Avertissement gedruckt ist. Es wird aus 2 Bänden in 8. bestehen, die zusammen unter 4 Alphabete nicht betragen werden. Hienach ist der Pränumerations-Preis, 3 Gulden für beyde Bände, oder 1 fl. 30 Kreuzer für einen Band, äußerst billig. Die Pränumerationszeit ist bis Johannis 1784 gesetzt, und die sich findenden Herren Pränumerations-Sammler, denen das 11te Exemplar für ihre Mühe zugesichert wird, sollen gütigst fürs erste die Gelder an sich behalten, und einstweilen nur Nachricht an die Macklotische Buchhandlung in Carlsruhe von der Anzahl ihrer Pränumeranten geben, bis sie durch ein anderweitiges Avertissement die Versicherung erhalten, daß der Druck des Werks vor sich gehe. Die Exemplarien sollen an die Hauptorte, und hieherwärts bis Leipzig unter der Addresse der Hauptpränumeranten postfrey geliefert werden, wogegen aber Briefe und Geld an die Macklotsche Buchhand-

handlung ganz franco abzusenden sind. Für die Güte des Werks, nach dem in der Ankündigung bezeichneten Inhalt, wollten wir bereit seyn, uns zu verbürgen.

Ein zum Druck fertiges ziemlich starkes Manuscript über die göttlichen Gnadenwirkungen, insbesondere zur genüglichen Abfertigung der neuern Bestreitungen und Verdrehungen der dahingehörigen Lehrsätze, wurde vor einigen Jahren einem vornehmen Manne zugeschickt, und ist nun nach dessen Ableben nirgends zu finden. Man vermuthet, daß es von demselben etwa einer Buchhandlung oder einem andern Gelehrten, der gewiß zugleich ein Liebhaber und Gönner unsrer Sammlungen seyn wird, zur Durchsicht oder zu weiterer Absicht anvertrauet und bis jetzt in gutem Gewahrsam seyn werde. Dem Herrn Verfasser würde es wehe thun, eine so wichtig angelegte Arbeit, wie ganz vergeblich gethan, nie wieder sehen zu sollen. Er ersucht also den respectiven Ort, wo es aufbewahrt seyn möchte, eine gütige Nachricht davon an den zeitherigen Herausgeber der Krit. Sammlungen vermittelst der Bödnerischen Buchhandlung zu geben.

Gedruckt zu Neubrandenburg, bey C. G. Korb.

Register.

A.

	Seite
Abendbetrachtungen eines Frauenzimmers.	528
Adair Geschichte der Amerikanischen Indianer ꝛc.	164
Addison und Correvon von der Wahrheit der christlichen Religion. 2ter Theil.	291
Anmerkungen zur Ehre der Bibel St. 7.	706
Apologie der Apokalypse Th. 4.	647
— —, Neue, ebenderselben	3
Aunoi, der Frau von, Reise durch Spanien ꝛc.	160

B.

Balguy, die göttliche Güte gerechtfertigt	140
Baums Versuch über das Nationalreich Christi	37
Bengel, M. Ernst, Predigten über die feyertäglichen Episteln ꝛc.	513
Der Berlinschen naturforschenden Freunde Schriften	350
Bernstein, Ostindianische Erdbeschreibung	172
Brehm, Alterthümer, Geschichte und Statistik der hohen Schulen	538
Briefsteller, der neueste, auf alle Fälle	576
Briefwechsel, Theologischer, eines Laien ꝛc.	115
Burscher, Index et argumentum epistolarum ad D. Erasmum Roterod. autographarum &c.	738

C.

Ciceronis Paradoxa &c.	756

Confirmation der Kinder ꝛc. ob sie vernünftig und nützlich sey 123

D.

David, Versuch einer umständlichen Geschichte desselben 276
Döderlein, D. Christ. Albr. Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion Band III. Stück 1. 298
Dresde, Comparat, uaticinii Joelis de effusione Sp. S. cum Petrina interpretatione 89
— — selectæ obseruatt. ad Genes. III, 15. 94

E.

Ellis, Nachricht von Cooks letzter Reise 566
Erneſti's Verdienste ꝛc. von Teller 184

F.

Fourmont, Beschreibung der Gegend um Heliopolis und Memphis 561
Fragmente, Philosophisch-physikalische über die Geogenie 207
Fuchs, Bibliothek der Kirchenversammlungen Theil 3. 444

G.

Gebräuche sowohl der Katholiken als Protestanten 736
Das Geheimniß des Kreuzes Christi u. s. Glieder 335

Register.

Geographie der jetzigen Zeiten ꝛc. 564
Gerken, Reisen durch Schwaben, Baiern ꝛc. 552
Gesangbuch, Nachrichten von dem neuen Berlinschen ꝛc. 580
Geschichte, Versuch einer umständlichen, des Königs David 276
Gespräche über Vorurtheile gegen das thätige Christenthum 516

H.

Heckers, Prof. Ausgabe des Reccardschen Lehrbuchs ꝛc. 571
— —, Insp. der Realschule, Programm nebst Silberschlags Anhang 745
Hegelmaier, Exam. hypotheseos Verneti de Deitate Christi 105
Hempel, de loco 2. Petr. I. 20. πασα προφητεια &c. 510
Hemsterhuis, Vermischte philos. Schriften 149
von Herzberg, Abhandl. von den Staatsrevolutionen 546
Hiob aus dem Hebr. Original übersetzt ꝛc. 722
Horus oder Astrognostisches Endurtheil ꝛc. 480
Hussiten, Vollständige Geschichte derselben 536

J.

Jacobi, Erste Lehren der christl. Religion 732
Fl. Iosephi Opera ed. Oberthür Tom. II. 535

K.

Kesler, Hiob aus dem Hebr. Original übersetzt 722
Kiddel's Abhandlung von Eingebung der heil. Schrift 665

Register.

L.

Lange, Einleitung in die bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit 390
D. Luthers Fürstenspiegel 508

M.

Mangelsdorf, wider Steinbarts Glückseligkeitslehre 113
Mellmann, Cautiones in Iuris Germ. studio et applicatione adhibendæ 743
— — Commentatio ad commendandum iuris cultoribus philosophiæ studium 745
Miats Betracht. über die Kanzelbeweise ꝛc. 302
Missions-Geschichte, Neuere, von Freylinghausen 126. 532. 734
Moriz, Magazin zur Erfahrungsseelenkunde 355
Moser, die Rechte der Menschheit in Religionssachen 395

O.

Obereit, die Natur und die Heiden wider Steinbart 404
Offenbarung Jesu Christi oder St. Johannis, Einleitung und deutlichere Aufklär. derselben 767

P.

Pezold, de assensione, inprimis ea, quæ moralis recte dicitur 338
Platners Aphorismen, Anderer Theil 130

R.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0790
DFG

Register.

R.

Reccards Lehrbuch, 6te Ausgabe 571
Reinhard, Adolph Fr. dessen Leben 600
Reise, Geographische durch Deutschland 170
Reisen durch Amerika. 558
Riepke, Erklärung des Kap. 53. Jesaiä 99
Röller, von der Sünde wider den Heiligen Geist 523
Rößler, Bibliothek der Kirchenväter Theil 7. 67
Rousseau's Selbstgespräche 177

S.

Salzmann, Moralisches Elementarbuch 362
Schlegel, Haltung des Abendmahls 719
Schreiben eines Freundes aus Berlin ꝛc. über Flegeleyen der A. D. B. 753
Semler und Kiddel über die Eingebung der heil. Schrift 532. 665.
— — Zusätze zu Barringtons Versuch ꝛc. 683
Silberschlag, Chronologie der Welt 238
— — Lehre der heil. Schrift von der Dreyeinigkeit 257
— — Vertheidigte Geogenie 607
— — Vertheidigung der Kön. Realschule 750
Sittenlehre für alle Menschen 376
Storr, Neue Apologie der Offenb. Joh. 3
Strafen, Göttliche, und Strafgerichte, ob es noch heutiges Tags welche gebe 711

T.

Taschenbuch der Philosophie 199

U.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025699653/phys_0791
DFG

Register.

U.

Universitäten, die Kais. Königl., was sie sind und seyn könnten 194
Das Universitätswesen in Briefen 369

V.

Vernet, dissert. de Deitate Christi 105
Versuche über Religion und Dogmatik 695
Voigt, Rede am Gedächtnißtage der Reformation 327
Volksreligion, Predigten zur Aufklär. derselben 321

W.

Weise, das wahre Reich Gottes 459
Der Wolf im Schaafpelz 333

Y.

Young, Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand von Großbrittannien 168

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1025699653/phys_0796
DFG

erwandt worden, ist viel zu
ur einen halben Begriff von
gen. Denn es erhellet aus
daß bey einem kurzen Besu-
ren, Historie und Geographie
en worden. 3. Ich habe ei-
eilung des Protocolls schrift-
an, theils um zu sehen, was
verbessern wären, theils wo
orgefallen, Gegenvorstellung
t aber keine Antwort erfolget.
weiter nichts übrig geblieben,
gen Docenten selbst eine Be-
fordern, diese lautet aber ganz
Catechismus der Sittenlehre
t darum nicht eingeführt wer-
schon damals, als er einge-
, nicht mehr zu haben gewe-
Hr. O. C. R. Silberschlag
ft des Visitations-Protocolls
können die Visitatoren ge-
n ihrer Visitation ins weite
Gott tröste und stärke jeden
er den solche Visitatoren, die
chterdings ein anderes Evan-
en wollen, kommen dürften.
wohl, wie ergrimmt sie auf
auch ihm die Absetzung vom
alschule zuzubereiten streben.
wissen wir nicht, wohl aber
er geplagte verehrliche Mann
ihm dies seine Gesundheit er-